

Klingsor

SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

GELEITET VON HEINRICH ZILLICH

SECHSTES JAHR

JANUAR BIS DEZEMBER

1929

*

Literarische Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co.
Kronstadt

Inhaltsverzeichnis.

Gedichte, Sprüche, Aphorismen

Seite

Áprily Lajos, Auf dem Gipfel 327
Bartalis János, Auf Siebenbürgischer Landstraße 341
Bürki Roland, Wind und Fahne 375
Eisek Oskar Walter, Gedichte 81
Crainic Nichifor, Patriarchalische Terzinen 408
Folberth Otto, Altes Haus 121
Der Weihnachtskatalog 450
Franyó Zoltan, Chinesische Gedichte, Übertragungen 361
Rumänische Lyrik, Übertragungen 441
Gleim Richard, Winteridylle 88
Glondys Viktor, Abendgebet 55
Goethe, Spruch 174
Hajek Egon, Märchenreise 62
Sprüche unter dem Sirius 254
Blauer Rand 364
Hebbel, Spruch 332
Sprüche 390
Ignotus, Aphorismen 211
Konnerth Hermann, Aphorismen 21
Aphorismen 71
Aphorismen 111
Spruch 152
Kurz Isolde, Spruch 210
Lessing Gotthold E., Sinngedichte und anderes 42
Lemeny-Bran Joan Al., Die Muschel 97
Luschnat O., Gedichte 186
Maurer Georg, Tagebuchseiten 452
Novalis, Spruch 87
Spruch 110
Orend Misch, Ein Zwiegespräch 70
Sprüche 191
Roth Stephan Ludwig, Worte 161
Szombati Szabó István, Dämmerung im herbstlichen Wald 392
Scheiner Herwarth, Winternächte 2
Vándory Trude, Du bist der Weg 231
Wegmann Klaus, Stunde 287
Wolf-Windau Michael, Einsame Menschen 175
Wühr Hans, Widersprüche 122
Zillich Heinrich, Spruch 178
Sommer 241
Herbstlicher Abend 432
Kleine Anmerkungen 470

Skizzen, Erzählungen, Novellen, Schilderungen

Seite

Alscher Otto, Vicu wittert den Tod 409
Biemel Rainer, Der Träumer und der Tod 201
Capesius Bernhard, Empfindsame Reise nach Wien 281
Kacsó Sándor, Kraft und Güte verbünden sich 333
Kraemer Oskar, Der Traum 363
Lienert Hans, Die Wiederkehr 175
Luschnat D., Spuren im Schnee 126
Molter Károly, Das Kreuz der Flamen 328
Schardt Oskar Franz, Wasiliffa 445
Székely Jenö, Das Opfer 342
Scholz Wilhelm von, Landschaften im Tagebuch 8
Wühr Hans, Der verlorene Sohn 242
Zillich Heinrich, Bobbi 83
Der Zug ist angekommen 232

Aufsätze, Essays, Sonstiges

Alscher Otto, Hugo von Hofmannsthal 366
Biemel Rainer, Intuition 63
Cisek Oskar Walter, Die neue rumänische Lyrik 225
Feldkeller Paul, Monotheismus 10
Folberth Otto, Die drei Durchbrüche 321
Gleim Richard, Unverbindliche Gedanken über Musik 454
Görres Joseph, Das Volk und seine Vertreter 231
Grasser Dr. Karl, Brunnenvergiftung 66
Gruber Ferdinand Ernst, Die Bukarester rumänische Presse 263
Hoch Karl, Der alte und der neue Geist in der heimischen Wissenschaft . . 103
Jekelius Ernst, Brief an einen rumänischen Freund 297
Jikeli Dr. Otto Fritz, Gedächtnisausstellung Fritz Schullerus in Hermannstadt 25
Dr. Karl Wolff 401
Kaltofen R., Jugoslawische Literatur von heute 461
Kaufmes Hans, Über die Kreditbedürfnisse unserer Landwirtschaft 305
Klein Maria, Karl Filtsch 387
Lukas Dr. Wilhelm, Wirtschaftspolitik auf lange Sicht 268
Mândrescu Simion C., Rumänien und die deutsche Kultur 22
Meschendörfer Adolf, Lessing 41
Möckel Konrad, Der Unterwald 89
Evangelische Arbeit 127
Die Gottessohnschaft 287, 352
Mutius Gerhard von, Von Jugend und Alten 5
Netoliczka Oskar, Traugott Teutsch 424
Orend Misch, Kunst als Abbild des Menschen 18, 56, 93, 139
Zur Geschichte der Herkunftsfrage der Siebenbürger Sachsen 302
Von dramatischer Kunst 457
Pomarius Alfred, Generationsunterschiede 167
Zwischen Zeit und Ewigkeit 218
Gerhard von Mutius: Wort, Wert, Gemeinschaft 293

Seite
Reisner Erwin, „Die Herrschaft der Minderwertigen“ 98
Die philosophische Krisis der Gegenwart 379, 417
Sauer E., Wie wohnen? 187
Neue Wege zu bauen 189
Farbe und Licht im Wohnraum 271
Seiwerth Dr. Wilhelm, Nach den rumänischen Wahlen 28
Senyi Lászlo von, Székler 368
Török Árpad, Staatsidee und Minderheitenrecht 179
Wittstock Erwin, Im großen Leseverein 144
Wildebrandt Arthur, Die Kreis-Quadratur des Reparationsproblems . . . 256
Das Problem der Einheit 463
Zillich Heinrich, Die deutsche Sendung 44
Stephan Ludwig Roth 162
Sächsische Einsamkeit 309
Über Hermann Stehr 375
Was lesen die Siebenbürger Sachsen? 426

Rundschau

Capesius Bernhard, Rückkehr zur Vernunft 74
Folberth Otto, Zur Freilichtaufführung der „Braut von Urwegen“ 273
Fürs Auslanddeutschtum? 274
„Klingsor“ und die Rumänen 477
Hajek Egon, Offener Brief an den Herausgeber 476
Jekelius Dr. Ernst, Hermann Klöß: Die Braut von Urwegen 233
Kasper Alfred, Gedanken über Sächsisch-Reen 156
Keinzel Waldemar, Zu den Gedanken über Sächsisch-Reen 234
M., Erfolge Ernst Honigbergers 358
Mutius Gerhard von, Hans Eder in Bukarest 36
Netoliczka Oskar jun., Ausstellung Hans Eder in Kronstadt 435
Pap Joseph, Selbstmord des Films 194
Petri Hans, Die rumänische Literatur in Deutschland 196
Sindel E., Die Tagung des Akademikerbundes in Mediasch 358
Der zehnte deutsche Ferienhochschulkurs in Hermannstadt 393
Schiel Helene, Singwochen 396
Wächter Frieda, Adele Zay 37
Zillich Heinrich, Politische Chronik 32, 73, 192, 233, 313, 433
Volkswohlfahrt und Kunst 37
Der X. deutsche Ferienhochschulkurs in Hermannstadt 73
Feuilleton 73
Buchbesprechungen in Siebenbürgen 75
In Schilda 113
Photographien 193
Selbstliebe 197
Über die Siebenbürgische Diskussion 235
Eine Richtigstellung 237
Siebenbürgische Gebrauchsgraphik 238
Prämierte Kunst 238
Der Klingsorverlag aufgelöst 153

Seite
Zillich Heinrich, Selbstliebe 239
Im vierten Jahre der neusächsischen Tracht 275
Die ausländischen deutschen Blätter 315
Hugo von Hofmannsthal 316
Klingsor als Schrittmacher der sozialen Reaktion 316
Die 4. Tagung des Erdélyi Helikon in Marosvécs 357
Sonderbesteuerung der deutschen Sprache 358
Hermannstädter Auslandsbericht 395
Der Vortrag des Erdélyi Helikon in Kronstadt 397
Deutsches Theater 434
Egon Hajek 434
Kronstädter Gemäldeausstellungen und Maler 473

Buchbesprechungen

Beginnen auf den Seiten . 38, 76, 115, 197, 239, 277, 317, 359, 398, 436, 478

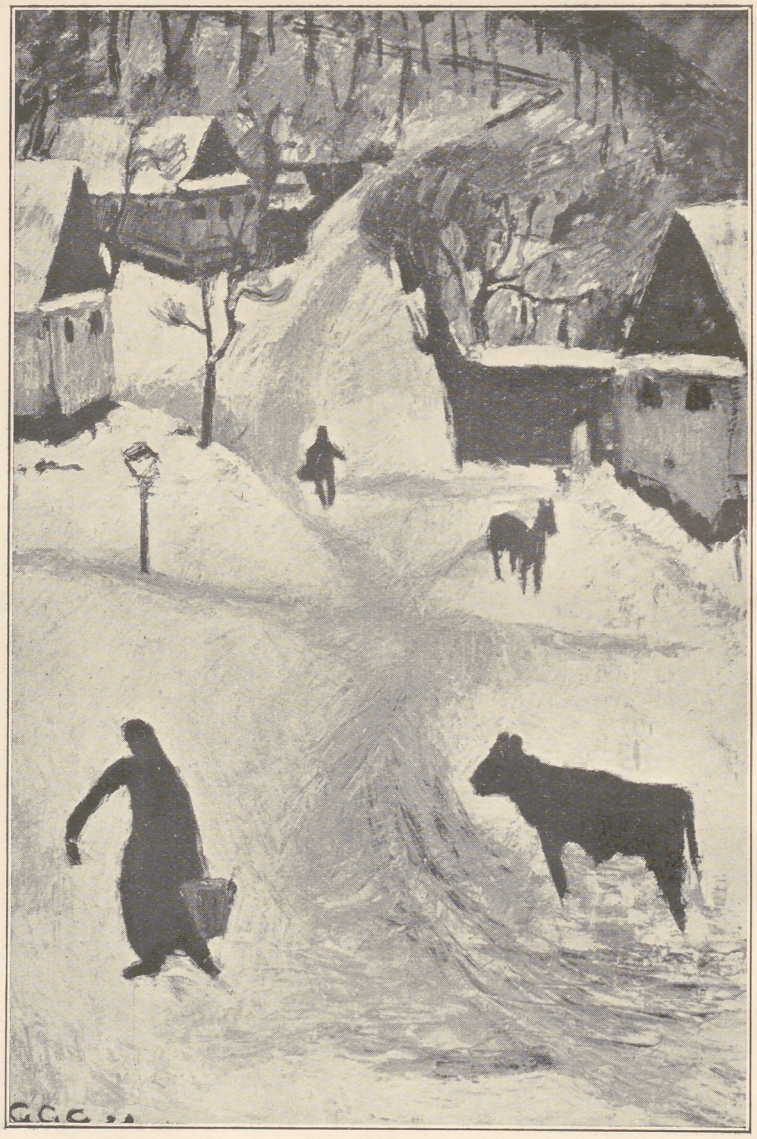
Mitteilungen der Schriftleitung

Auf den Seiten . . . 1, 40, 80, 120, 160, 200, 240, 280, 320, 360, 439, 480

Bildbeilagen

Csaki-Copony Grete, Dorfstraße 1
Debreczeni László, Zeichnung 321
Eder Hans, Stilleben und Landschaft 161
Bäuerin 361
Kimm Fritz, Gemälde 80
Konnerth Hermann, Bildnis der Burgschauspielerin Hilde Wagener 121
Morres Eduard, Altarbild 241
Nagy Imre, Aquarell 41
Selbstbildnis 441
Meister Ulrich aus Kronstadt, Pieta 281
Vándory Trude, Betender steirischer Bauer 201
Dr. Karl Wolf, Photographie 401

Markusdruckerei, Schäßburg



Grete Csaki-Copony, Dorfstrasse (Ölgemälde)

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
6. JAHR JANUAR 1929 HEFT 1

Zum sechsten Jahrgang!

Das erste Jahrfünft unserer Zeitschrift ist verflossen. In beinahe sechzig Heften trat eine Fülle von Aufsätzen, Stellungnahmen, Kritiken, Dichtung und Schau, zuerst aus kleinstem Kreise zu Wenigen, nun schon längst aus vermehrtem Arbeitszirkel zu Vielen. Wie es anfangs geplant war, durch eine Auslese der Mitarbeiter und Leser zu wirken, sichtend und sondernd der Zeit und der Wahrheit im Geistigen zu dienen, bemühten wir uns fünf Jahre lang oft durch Hemmnisse. Viele Gedanken, die hier zuerst laut wurden, Vorschläge und Richtungsgaben, drangen durch die Leser ein in das Bewusstsein der Öffentlichkeit, tauchten dann dem Volke mundgerecht geformt in der Presse auf und ziehen ihre Kreise immer weiter. Wie viel aber wurde überlesen, liegt heute noch unerkannt da. Es fehlt der Mann, der nun uns gegenüber sichtend und sondernd aus unserem Speicher das birgt, was weiterer Aussaat wert ist.

Wir wollen ihn nicht rufen. Er wird kommen, wie sich langsam die Anteilnahme für unser Wollen und Denken regte, wie mancher, den ein Wort in diesen Heften überraschte und ergriff, plötzlich noch mehr Bedeutsames in ihnen fand, als er neugierig weiterforschte.

Fehler und Irrtümer sind uns nicht erspart geblieben. Sie sind wie Äste, die ihren Trieb sehnsüchtig nach Freiheit oft zu weit schiessen liessen, bis er schon ins Dunkel zurückdrang, und die ihn dann wieder aufwärts kehrten, in scharfer Knotung sich neu fanden zum alten Ziel.

Ohne Frage an die eigene Geltung, im Bemühen, zwischen Irrtum und Alltag der Wahrheit zu nahen, des Lebens Tiefe inniger zu erspüren, mögen sich auch die nächsten fünf Jahre des Klingsor vollenden!

Heinrich Zillich

1

Winternächte

Von Herwarth Scheiner

Motto: „Leben ist — dunkler Gewalten Spuk bekämpfen in sich.
Dichten — Gerichtstag halten
Über sein eigenes Ich!"

Ibsen

I.

Nachts ist's und still, nun mag die Maske fallen,
Die ich gleich Euch am hellen Werkeltage
Mein Menschenantlitz bergend ständig trage.
Fort mit der Scham, ich bin allein,
Und vor mir selbst will ich umsonst mich blähn.
Was nützt mir aller vorgetäuschte Schein,
Seit ich bewußt mein Spiegelbild gesehn!
Oh, daß doch alle Menschen endlich wüßten,
Wie wir trotz stets beherrschtem, stolzem Brüsten
Doch hilflos sind gleich eines Kindes erstem Lallen.

II.

Wie schön ist und erquickend oft die Einsamkeit,
Wenn man sie sucht, sich flüchtend aus der Menge.
Oft zog ich meines Zimmers kahle Enge
Dem bunten Treiben unter Menschen vor.
Denn weil ich nie in prunkend-seichter Hast
Recht heimisch war und dabei meistens fror,
Ward mir Geselligkeit oft quälend und zur Last.
Wie fest hielt ich hingegen mich in Händen,
Wie war ich frei auch zwischen meinen Wänden
Und wie willkommen ihnen jederzeit!

III.

Es trieb zwar oft auch mich ein dumpf Verlangen
Und wirre Furcht, ein Schönes zu versäumen
Mit Macht aus meinen einsam-stillen Räumen.
Dann ging ich hin und hatte guten Willen,
Bei Tanz, Musik und schillernd-buntem Flimmer

Das unnennbare Sehnen mir zu stillen.
Doch wußte ich sehr bald: hier kann ich's nimmer.
Und ich erreichte nichts, ich dummer Tor,
Als daß ich selbst mich zeitweilig verlor:
Und da befiel mich peinigendes Bangen.

IV.

Und wieder einmal ärmer um ein Hoffen,
Zog ich mich in mich selbst zurück voll Scheu
Und mein Gebet hieß fortan: bleib Dir treu!
Dann saß ich wieder nächtelang allein,
Bis mühsam die Enttäuschung ich verwand
Und bei dem trüben, trauten Lampenschein
Ich mich allmählich doch dann wieder fand.
An Dir, Du wunderbare Einsamkeit,
Genas ich jedesmal von allem Leid,
Von dem ich unter Menschen ward betroffen.

V.

Doch sei einmal dazu verdammt,
Daß Einsamkeit und tiefempfundne Stille
Zum Fluch Dir wird — und nicht mehr freier Wille;
Daß in stets gleichem öden Einerlei
Die vielen Tage, die so arbeitsharten,
Nie-enden-wollend, langsam gehn vorbei:
Ein hoffnungsloses aufreibendes Warten;
Daß schlaflos, sehnend Dich, Du manche Nacht
So grenzenlos allein dann durchgewacht,
Bis helles Morgenrot am Himmel flammt.

VI.

Dann bete Du, daß Mut und Kraft Dir werde!
Denn in der tiefen Nächte dunklem Grau'n
Wirst schreckhaft hüllenlos Du Dich erschau'n:
Verzerrt starrt Dich Dein eigen Antlitz an,
Und Du erkennst erschauernd die Dämonen,
Wie Du gehandelt stets in ihrem Bann,

Die Dich statt Menschlichkeit, Du Mensch, bewohnen.
Erkennen wirst Du, wie ganz ohne Not
Du täglich brachst ein selbstgewollt Gebot
Und Leid oft schufst mit lächelnder Gebärde.

VII.

Und alle Schuld, die derart unentwegt
Auf Schuld Du häuftest während Deines Lebens,
Fällt Dich dann an; und Du versuchst vergebens,
Der Pein, die sie verursachst, zu entrinnen.
Denn wie Du flüchend Deinen Raum durchmißt,
Erkennst erlahmend Du Dein dumm Beginnen:
Weil, den Du fliehst, oh Narr, Du selber bist.
Du spürst, zerschmettert dann und festgebannt,
Wie eine unbarmherzig-harte Hand
Sich stählern-eng um Deine Kehle legt.

VIII.

Dann wirst gleich einem Kind Du „Mutter" schrein,
Und Deine Hände, die sonst stolz geballten,
Du wirst es lernen, kindlich sie zu falten.
Und ein Gebet, jedweden Trotzes bar,
Wird schmerzvoll Deiner wehen Brust entfliehn.
Selbst was im Leben Dir das Schwerste war,
Wirst Du dann lernen: demutvoll zu knien
Und also tief im Innersten getroffen,
Bleibt Dir nichts weiter, als ein zages Hoffen
Und Warten auf ein gütiges Verzeihn. — —

IX.

Schön bist und wunderbar Du, weiße Nacht:
So leidenschaftslos, offen, still und klar,
Wie wohl mein Kinderantlitz war.
Und liebreich, wie der fleckenlose Schnee
In keusches Weiß die runde Erde hüllt,
Läßt meine Bitternis und alles Weh
Verstummen Du, nun mich Dein Hauch erfüllt.
In Dich mich schmiegend, will ich ganz genesen:
Will wieder werden, was ich einst gewesen:
Ein Menschenantlitz, draus die Güte Gottes lacht.

X.

Die Maske vor! ich höre ein spöttisches Lachen.
Der Mensch, selbst zertreten noch wahrt er den Schein,
Und hilflos, entblößt steh ich plötzlich allein.
Hülle in Falten die blutenden Wunden,
Feind sind sich Menschen, selbst Vater und Sohn.
Ringst Du auch heiß in verzweifelten Stunden,
Trage die Maske, sonst erntest Du Hohn.
Denn „leben" ist unerbittlich und hart,
Und träumende Schwärmer werden genarrt.
Stumm sei denn Dein einsames, heiliges Wachen!

Von Jugend und Alten

Von Gerhard v. Mutius

Wir leben in einer Zeit erneuten Verständnisses für die Jugend. Vielfach ist ein wahrer Kultus daraus geworden. In der Jugendbewegung ist es die Jugend selber, welche den Eigenwert ihres Lebensalters gegen die Pflichten und Lasten zu verteidigen sucht, welche die Gesellschaft ihr auferlegt.

Und doch ist das Thema nicht so neu, wie vielfach namentlich die Jungen glauben. Wenn Goethe in „Werthers Leiden" für das „Recht des Herzens" eintritt, so meint er durchaus etwas Ähnliches. Rousseau war der eigentliche Prophet dieses Evangeliums, das meist historisch als eine der französischen Revolution vorangehende Zeitstimmung des 18. Jahrhunderts betrachtet wird. Aber schon Goethe meinte, daß der Wertherkonflikt immer wiederkehre, da er derjenige des jungen mit lebhaftem Naturgefühl ausgestatteten Menschen sei, der sich in die Ordnungen einer veralteten Welt nicht finden könne. Wer aber die Zeitlosigkeit dieses Themas erkannt hat, sieht es bereits mit andern Augen und kann bei dem gewöhnlichen Jugendprogramm nicht stehen bleiben. Und vielleicht meint das Wort „Jugend" und seine hohe Bewertung im Grunde doch noch etwas Anderes, als jene psychophysische Höhenlage so etwa zwischen dem 18. und dem 30. Lebensjahr.

Goethe hat einmal gesagt: „Der lebhafte Mensch fühlt sich um seiner selbst willen da." Und wir sind geneigt diese Selbstgenugsamkeit, diese Autarkie vor allem dem jungen Menschen zuzubilligen. Und

doch ist die Jugend, nüchtern gesehen, nicht das Paradies, das wir rückblickend in sie verlegen. Jugend ist auch ein Leiden. Melancholie und lange Weile sind typisch jugendliche Stimmungen, denen der Mensch im späteren Verlauf des Lebens viel weniger zugänglich ist. Langweile ist der Ausdruck dafür, daß es noch an dem eigentlichen Kontakt mit der Welt, an der Sinn- und Wertbildung fehlt, die das Dasein in jedem Augenblick interessant und bedeutsam werden läßt, die aber nur durch Begegnung mit der Wirklichkeit und ihren Aufgaben, sozusagen in Kollaboration mit ihr, entstehen kann. — Und auch die Melancholie der Jugend beruht auf einem Insichgefangensein, Nichtvonsichloskönnen, welches zu den sachlichen Interessen und Werten noch keine Beziehung hat und daher die höchstpersönlichen des eigenen Gefühlslebens überschätzt. Die jugendliche Weichheit hört aus der Welt nur das „Nein" ihr entgegenklingen und steht dieser versagenden Macht tatlos und verzweifelnd gegenüber ohne sich darüber klar zu werden, daß daneben die Fülle des Gewährten viel größer ist, daß auch alle Dissonanzen nur im Rahmen eines allgemeinen Zusammenklangs von Leben und Lebensbedingung möglich und eben als das Nichtseinsollende unsere Aktivität zu wecken bestimmt sind.

Aber sind nicht Melancholie und Langweile bereits etwas wie ein vorzeitiger Einbruch des Alters in die Jugend?! Wir können also doch nicht eigentlich die Anzahl der Jahre meinen, wenn wir das Lob der Jugend singen. Der Wert, auf den wir dabei blicken, ist offenbar derjenige der Lebendigkeit und es ist einfach nicht war, daß derselbe immer mit der körperlichen Jugend zusammenfallen müßte. Schon rein physiologisch trifft das nicht zu. Es gibt durchaus auch eine erworbene Gesundheit und mancher ist in späteren Jahren viel rüstiger und leistungsfähiger als in jungen. Es gibt greisenhafte Kinder und Jünglinge und daneben 80er mit deren innerer Lebendigkeit nicht viele Junge Schritt halten können. Nur für diejenigen, die ohne Schicksal durch die Welt gehen, welche sich über den zuständlichen Lebenssinn des Tieres nicht erhoben haben und im Rhythmus der Lebensäußerungen selber ein vegetatives Genügen finden, mag es das Höchste bedeuten den Jahren nach jung zu sein. Eine aktive Haltung der Welt gegenüber kann dabei nicht stehen bleiben. Für sie ist es der Kampf mit der Welt, die schöpferische Begegnung mit ihr, welche das Dasein erst lebenswert und lebendig macht und dem Leben eine Richtung; ein Ziel gibt, das außerhalb und jenseits seines physischen Ablaufs liegt.

Longfellow hat das einmal in dem Vers ausgedrückt „Life is real, life is earnest and the grave is not its goal." Genau insomit aber das Grab nicht das Ziel des Lebens bedeutet, wird auch jene Bevorzugung der Jugend vor den andern Lebensaltern fraglich. Ich sagte erst in der aktiven Begegnung mit der Welt, dem Schicksal entsteht das eigentliche, das höhere, das im besonderen Sinne „menschliche" Leben. Dafür sind namentlich jene Grenzfälle illustrativ, wo die eigentliche Bedeutsamkeit eines Menschenlebens erst im hohen Alter einsetzt. Gerade die jüngste deutsche Geschichte gibt uns dafür Beispiele. Wilhelm I. war über 70 Jahre alt, als er in den deutsch-französischen Krieg von 1870 eintrat, sein Feldmarschall Moltke war wenig jünger, als er bei Königsgrätz und Sedan den Lorbeer des großen Feldherrn errang.

Noch näher liegt das Beispiel des Reichspräsidenten Hindenburg, der durch sein bloßes Dasein heute mehr wirkt als andere durch ihre Taten und bei dem über dem Menschen der Feldherr schon fast vergessen ist. — Aber selbst bei einem Goethe möchte ich behaupten, daß erst ein hohes Alter, wie wir es durch Eckermann kennen, jenen Gipfel gebildet hat, von dem aus auch auf sein früheres Leben und Wirken erst das volle Licht ausstrahlt.

Ist also die eigentliche Jugend die Lebendigkeit, so ist die Intensität der Weltbeziehung, der gestaltenden und leidenden Welterfassung, Weltdurchdringung, ihr Inhalt. Wer so auf das Dasein blickt, braucht sich niemals alt zu fühlen. Das Thema ist unendlich, das Abenteuer niemals abgeschlossen. Immer neue Seiten und Verwirklichungen können jenem maximalen Sinn oder Wert abgewonnen werden, der unsichtbar allgegenwärtig als Möglichkeit uns umschwebt und dabei jenes Gerichtetsein bewirkt, welches den bloßen physischen Ablauf unseres Lebens uns nicht als dessen eigentlichen Gehalt, als das, worauf es ankommt, empfinden läßt.

So steht denn in dem Kultus der Jugend, dem unsere Zeit zuneigt, auch etwas von dem Naturalismus und Materialismus, dem der Auftrieb der Menschennatur, eben dies ihr heimliches Gerichtetsein, sich wieder zu entwinden strebt, nachdem, was einmal Freiheit bedeutete, nunmehr zur Fessel zu werden beginnt.

Selbstverständlich aber soll das nicht heißen, daß der Jugend ihr Recht entzogen werde und wir wieder in jene namentlich für Deutschland und ihre Überschätzung der Organisation naheliegende und darum gefährliche Tendenz zur Überalterung zurücksinken sollen, welche die

Lebensgestaltung an Routine und Gewohnheit ausliefern möchte. Im Gegenteil!

Der Sinn dieser Ausführungen ist ein dynamischer, auf Initiative und damit auch auf Gefahr gerichteter. Es ist jener Sinn, an den Jesaias denkt, wenn er sagt: „Die Knaben werden müde und matt und die Jünglinge fallen. Aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden".

Die Jugendbewegung verdient als ein Quell der Erneuerung für unsere Zeit wärmste Sympathie und Förderung. Sie wird sich aber erst dann wahrhaft erfüllen, wenn sie alle menschlichen Lebensalter umfaßt und damit bis zu ihrem innersten Kern, der ein religiöser ist, durchdringt. Der Ewigkeit gegenüber bleibt der Mensch immer jung. Wie sollten wir durch die Berührung mit ihr nicht allezeit wieder jung werden?!

Landschaften im Tagebuch

Von Wilhelm von Scholz

Lange, schmale, steile Staffel zwischen Rebgärten hinab. In engem Ausschnitt Landweite, Berge, Wolken über Tal und Stadt, hereinströmend in meinen Stufenweg. Stadt im Land — ganz von Land umfangen, von seinen Hügeln umhöht, seiner Sonne, seinem Gewölk überwandert, überleuchtet. Dank an das Land!

* * *

Mondlose Nacht. Feucht-dunstiges Dunkel. Nur der verschwommene See fängt mit seinem weiten Spiegel den leisesten, kaum sichtbaren Schimmer des Alls noch auf und dämmert zwischen den schwarzen, ungegliederten Baummassen seiner nahen — den Traumbergschatten seiner fernen Ufer.

* * *

Blick in eine Domtiefe. Pfeiler, Säulen, Seitenkapellen. Sich verbergender Raum.

* * *

Monrepos. Niedrige Parkinseln gegenüber dem verlassenen Schloß: wurzelüberspülte Bäume, deren Äste und Zweige tief auf das stille, spiegelnde Wasser niederhängen. Durchblicke darunter hin in sanfte

Landschaft. Zwischen den Inseln kommt ein Boot vor, schwimmt lautlos mit seinem Spiegelbilde her und landet an der breiten, flachen Schloßtreppe zwischen den Sphinxen.

* * *

Der tiefbeschneite Säntis, halb in Sonne, halb in Schatten, lange Zeit unverändert; und weit westlich davon das gewaltige Wolkengebirge, das ihm teilweise die Sonne wegnahm. Das Gewölk stand so fern, daß man erst ganz allmählich die Beziehung gerade dieses Wolkenmassivs und des Schattens auf den beschneiten Felsen fand. Dann aber ward der Himmel sichtbar von riesigen Verhältnissen durchwoben. Die Sonne, das Aufragen der Wolke, ganz fern der ungeheure über den Schneefelsen lagernde Schatten, die durchdunstete Luft, in der Sonnen- wie Schattenstrahlen ihren Weg gingen: das alles über dem unendlichen Spiegel See.

* * *

Blätterfallen. Wind. Reifende Früchte. Sonne im Wehen. Menschen. Rauschen, Leben. Verwobenheit. Einheit.

* * *

Trauerspielchen: kleine Fische, die in einer vertieften Bucht geblieben sind, wo es ihnen wohlging, wo sie vor den Raubfischen sicher sind und in der Sonne spielen. Schon aber ist ihnen durch den Riegel einer Sandbank die Rückkehr in den See verlegt. Der tritt, wenn im Herbst die Bergflüsse spärlicher fließen, weiter drin im Gebirg alles Wasser der Luft zu Schnee und Eis erstarrt, weit zurück; die Lache schwindet unheimlich in den Sand und Schlammgrund, schwindet — ist fort. Die Fischchen sterben.

* * *

Morgengrauen an Deck: über den Wellen, ins Gewölk hochgeworfen, der Morgenstern — allmählich in der Helle des verborgenen Himmels und des offenen Meeres verglimmend.

* * *

Die Wälder sind jetzt von einer so leuchtenden Farbenglut und -fülle, daß man den Blick nicht genug in sie hineinsenken, in sie hineingehen lassen kann. Dazu das Abschweben der Blätter, das Immerweiterwerden des Waldes, in dem immer mehr, immer fernere Stämme mit ihrem Grau oder Schwarz oder Braun in den farbenüberfließenden, sie umschließenden Waldraum hineintreten. Es ist, als ob der Sommer-

vorhang vor einer immer tieferen, immer bunteren, immer leuchtenderen Bühne fortschwebte, immer mehr Schleier weggezogen würden, bis durch den lichten Wald die ganze Ferne und Unendlichkeit hindurchströmt — mit reinstem Blau und mit der weitesten Dämmerung.

* * *

Parkwiese, von ganz dunklen Bäumen umstanden, ihr Licht nur aus gerader, reiner Höhe empfangend. Eine weiße Wolke sammelt noch einmal alle Himmelshelle über der Lichtung und tränkt das Gras mit Leuchten.

Monotheismus

Von Paul Feldkeller

I.

Es herscht die fable convenue von einer Wiedergeburt der Religion, von einem Erwachen des Sinnes für das Göttliche, von religiöser „Neuschöpfung," von einer Erstarkung der Organs für das Geheimnis.

Der Tieferblickende sieht das Gegenteil: einen ungeheuern Bankerott der Religion. Eine fabelhafte Verwässerung des religiösen Grundgedankens zu molluskenhafter „Mystik", zu einem nebelhaften Pantheismus, der zu nichts verpflichtet, und — in Konsequenz von all dem, aber nur bei den Ehrlichen — zu vollendetem Atheismus. Den Kern des Gottesgedankens, den Schild und die Ehre der Gottheit: die Persönlichkeit, hat man ihr genommen. „Höchstes Glück der Erdenkinder" — nein, das Höchste und Wertvollste, was der moderne Mensch überhaupt zu schätzen weiß, versagt er der Gottheit und wagt dennoch, sich zu ihr zu „bekennen".

Ja, mehr, das Charakteristische der sich für wahr haltenden Religion, ihr Unterscheidendes von den nicht wahren Religionen wird nicht mehr ernst genommen. Den Juden galt es als selbstverständlich, daß ihr Gott allen Göttern überlegen sei. Das Christentum fühlte sich einst als legitimen Nachfolger des Judentums und einzigen Siegelbewahrer des Einen Gottes. Ein Rest davon steckt in der vielbefehdeten Phrase von der „allein seligmachenden" Kirche — heute selbst vielen Katholiken ein Dorn im Auge. Seit jenen Tagen sind aus dem Christentum neue Religionen mit neuen Göttern entstanden, die sich untereinander vertragen müssen. Schon allein in der evangelischen

Religion vom strengsten Luthertum bis zur nebulosen Mystik der Gegenwart sind alle Spielarten von Göttern vertreten — vom persönlichsten bis zum unpersönlichsten, zur Sache herabgesunken „Gott", vom befehlenden Herren-Gott bis zum Sklaven-Gott, den der moderne Mensch zum Hüter seiner Werte bestellt und in seine Fron zwingt, vom sittenstrengen Gesetzgeber bis zum gemütlich lebenden und lebenlassenden Himmelspapa. Der moderne Geistessozialismus predigt nun, das sei alles eins. Der naive Glaube an die Einzigkeit der Wahrheit und der Gottheit ist geschwunden. An der abstrakten Zahl hält man noch fest. Aber seit wann ist denn die Zahl wichtig und nicht vielmehr die Qualität des Gottes oder der Götter, die man bekennt? Die sozialistische, parlamentarische Kultur hat sich von Politik und dem Wirtschaftsleben auch aufs Religiöse erstreckt (siehe Weltkonferenz von Stockholm.) Es ist wieder wie im hellenistischen oder orientalistischen Rom: abermals werden alle Götter respektiert. Man sehe sich nur einmal die religiöse Literatur, die Laxheit und Indifferenz in religiösen Dingen, man höre sich das ästhetische Gewäsche an. Jedem kleinen Geist, jedem Politiker, jedem Schieber wird das Recht auf seinen Gott — den Parteigott, den Schiebergott — ausdrücklich zugestanden. Wer dieser „Gott" ist, wird gar nicht gefragt. Darauf aber allein kommt es an!

Der Euramerikaner — gibt es noch ein selbständiges Europa? — ist der Sophist unter den Rassen. Immer hat er seine religiöse Impotenz zur Tugend verdreht. Ist es doch zweierlei, ob man, wie die Propheten, innerhalb einer heidnischen Masse mit heidnischer Vergangenheit bereits den Ewigen, den höchsten Gott, verehrt, oder ob man ein reiches religiöses Erbe verschleudert und bloß noch an einen einzigen Gott als kümmerliches Rudiment eines ehemals reichhaltigen, dann ausverkauften, bankerott gewordenen Götterhimmels glaubt. Das eine ist eine geistige Leistung, das andere ein Manko. Ein Minus ist kein Plus, Eingötterei noch lange kein Monotheismus. Der aufgehende Gott des Elias und des Isaias war etwas wesentlich anderes als der untergehende der Modernen, diese bloße Abstraktion aus religiöser Urkraft, die sich gegen das Gehirn nicht behaupten kann. Wie denn überhaupt inbrünstige katholische Vielgötterei und indifferente protestantische Eingötterei die beiden Pole sind, zwischen denen das religiöse Leben unserer Rasse einherpendelt.

Was das Genie sich erarbeitet hat, kann nicht identisch sein mit dem, was die Massen auf ihrem Wege vorgefunden haben, weil seine

historische Stunde, die einmal kommen mußte, schlug, und was sie nimmer aus sich selbst gefunden hätten. Ob nun in der Funktion der ignava ratio oder des Orientierungswillens oder des schmarotzenden Geschenkbegehrens: der Gott Euramerikas ist nicht der Gott der Propheten, der Gott Christi. So wenig die Massen der Juden für den Einen Gott reif waren (weil er für sie unter der Hand sofort zum Götzen wurde), so wenig die Massen der Modernen. Denn Masse ist Masse. Zu lange hat man gepredigt: ihr sollt glauben, statt zu fragen: wer darf Ihn glauben? Der Parasit, der moderne wirtschaftlich eingestellte Mensch kann den Gott des Helden und Märtyrers so wenig brauchen wie der Zigeuner den Gott des Ackermanns. Die Voraussetzung der Theologen „Gott ist Gott", wenn nur die Zahl stimmt, ist Verblendung. Gerade die Zahl ist unwichtig. In der Religion entscheidet nicht die Zahl, sondern die Qualität der Götter. Und es kommt gerade im Ein-Gott-Glauben, mehr noch als im Viel-Götter-Glauben, darauf an, wer dieser eine Gott ist, wie er heißt. Beim Polytheismus ist das Risiko minder groß. Schon unter bloß zwölf Göttern pflegt eine genügende Auswahl zu sein und findet der Edle vielleicht einen Gott von Rang, den er für sich allein hat. Im Monotheismus aber muß er sich in das Gottesideal aller andern teilen. Wessen aber bedürfen diese? eines Gottes, zu dem sie — mit Königen, Priestern und Päpsten, darin ist kein Unterschied — um Irdisches beten können (sie beten nicht um Tod und Neugeburt, das einzig Unirdische). Dieser Gott aber heißt „Satan", auch wenn er irrtümlicherweise mit dem Gott Christi verwechselt wird. Und doch ist das nur ein Punkt des religiösen Bankerotts.

Was aber ergibt sich daraus? Müßte man nicht wünschen, daß die Eingötterei für die westliche Hemisphäre wieder verschwände? Der Eingötze Euramerikas erstickt als bloße Abstraktion jede religiöse Phantasie, potenziert aber die Bestie im Menschen als zu dieser hinzugesetzter Exponent. Der Gott Jahve als privilegierter Ein-Gott konnte die bösen Instinkte Israels nur verstärken. Denn nun durften sie diese in seinem Namen als von ihm erwähltes Volk ausleben. Noch furchtbarer in seinen Wirkungen aber war der christliche Gott im zweitausendjährigen Dienste der Christianer. Denn dieser war noch allmächtiger und „heiliger" und heiligte jeden Frevel, Staatsstreich, Krieg, Progrom, jede Unterdrückung und Aussaugung. Durch ihn wurden Geldverdienen, Wucher, Ausbeutung fremder Völker zum Gottesdienst. Solche Eingötterei aber hat mit dem Monotheismus des

Elias nichts mehr zu tun. Handelt es sich doch hierbei gar nicht mehr um den wahren Glauben an den Ewigen, sondern um die irrtümliche monotheistische Interpretation einer heidnisch-polytheistischen Mentalität, die im modernen Mammons-, Partei-, Familien-, Rasse-, Geister- und Sternglauben drinsteckt.

Der Kapitalisten-Gott ist notwendig ein anderer als der Arme-Leute-Gott. Beide aber sind sie Götter für Unedle, Unvornehme, Unritterliche wie es die Polytheisten keineswegs in diesem Umfange gewesen sind. Die Vielgötter Plotins standen höher als der Eingott des frommen Halunken Konstantin. Ein weiter Weg ist von den falschen Göttern, den bestechlichen Nationalgöttern der modernen Völker, den Klassengöttern, dem gemütlichen Vater-Gott, dem „Gott-mit-uns-" und „Dieu-et-mon-droit"-Gott bis zu den frommen Vielgöttern und schließlich zum wahren Gott. Wohl ist dieser durch Elias, Christus, Paulus gepredigt worden. Man hat aber allgemein den „Fürsten der Welt", den Teufel zum Gott erhoben und angebetet. So schlimm stehen die Dinge. Da kann nur der Weg radikaler Einkehr und Selbstentäußerung helfen. Zuerst der Weg des frommen Atheismus, der Weg des Absterbens und der Wiedergeburt: des Menschen selber und seines Gottes; denn dieser gehört zu ihm wie das Kind zur Mutter. Gerade dies ist wesentlich, daß mit dem absterbenden Menschen auch sein Gott stirbt, und zwar um so nachdrücklicher, je mehr er ihn liebt (er weiß schon, warum er ihn liebt.) Man kann keinen neuen Adam anziehen und seinen alten Gott behalten. Solange aber der Mensch nicht wahrhaft wiedergeboren ist, findet er in jedem Gott nur sein selbstisches Selbst wieder. Nicht ob „Gott" überhaupt, sondern wessen Gott und welcher Gott? ist die Kardinalfrage. Wie der Polygamist oder Monogamist, wenn er zum Weibe geht, doch immer nur sich selbst genießt, seiner eigenen edlen oder unedlen Natur begegnet (ob Dirne, ob Ehefrau, ist gleichgültig), so hat der Parasit immer nur einen Schmarotzergott, mit dem er hurt, und wird kein Gott daraus für Helden und Schaffende.

II.

Es gibt einen furchtbaren, unausschöpfbaren Gedanken. Das ist der Gedanke des ewigen Gottes. Nicht des Sonntagvormittag-Gottes, des Tauf-, Konfirmations- und Kriegervereins-Gottes, des politischen, militärischen, juristischen, sozialen, pädagogischen, medizinischen, kommerziellen Zweckgottes, den in jedem Jahrhundert aufs neue mit

feierlichen Zaubergebärden Menschen für Menschen domestizieren und nutzbar machen. Den guten, frommen Gott, den sie vor ihre Windmühlen spannen, daß er ihr Brot mahle, vor ihre Kanonen, daß er ihre Kriege führe, vor ihre Eide, auf daß er Staat und Handel schütze. Den starken, allmächtigen Knecht, Büttel und Henker, den durch Menschenwitz regulierten und rationalisierter Gott.

Sondern den Gedanken des elementaren, ungezähmten, in den Stürmen des ewig bewegten Geschichtsozeans wild dahin brausenden, aller Menschenzwecke spottenden Ur-Ewigen. Er wühlt in einer Nacht Länder und Erdteile auf und begräbt „Schuldige" und „Unschuldige" (Menschenwertung!). Er tritt die Zäune und Schlagbäume, welche Menschen zwischen „Guten" und „Bösen" errichtet haben, zuschanden und macht zu seinem erwählten Werkzeug, wen Er will. Er ruft den Menschen zu: Ich bedarf eurer Theodizeen nicht. Eure Apologien und Entschuldigungsgründe sind Mir ein Greuel und Lästerung. Denn eure Wertungen sind nicht Meine Wertungen, eure Zwecke nicht Meine Zwecke, eure Gründe, Gedanken, Gesichtspunkte nicht Meine Gründe, Gedanken, Gesichtspunkte. Wollt ihr Mich rechtfertigen, ihr Mich „durchschauen" wie eure Psychoanalytiker ihre Patienten?

Und doch ist Er der Urgedanke, der wichtigste Gedanke der Menschheit, von dem niemand weiß, wer ihn zuerst gedacht hat. Der immer von neuem produziert werden muß. Der universalste, dem naiven Gläubigen wie dem Philosophen zu schaffen machende Gedanke. Der Grundgedanke der Vernunft selber, unabweislich, niemals veraltet und für jedes Geschlecht von frischem ein Quell unendlicher Seligkeit und bohrender Unruhe, Qual, Verdammung. Man muß Gott lieben oder hassen, und beides kommt im wichtigsten auf eins heraus (nur Gleichgültigkeit verfehlt ihn, der indifferente Staubgeborene weiß nichts von Ihm). Drum rühmt jeder echte, wahrhafte, tiefe Atheismus des Allmächtigen Ehre ebenso gut wie die Verzückung des Gläubigen: nur das Organ ist ein anderes, und es muß nicht immer der Mund sein. Gott war von je das Schicksal der großen Atheisten, mit dem im Kampfe diese wuchsen. Er war ihr geheimnisvoller Schatten, dessen Größe mit der ihrigen Schritt hielt und der, je mehr ihr Gehirn von ihm abstrahierte, je weniger bis an ihr Lebensende sie verließ: Spinoza nicht und Fichte nicht, Kant nicht und Nietzsche nicht. Der eine — der „Alleszermalmer" — malte mit zitternden Greisenfingern die Worte: „Es ist ein Gott" in sein Opus postumum. Der andere ward, bis tiefe Nacht sein Denken deckte, von dem Gedanken an den gehaßten

Gott am Kreuze beunruhigt. Ihre Abstraktion von Gott war Sache des Instinkts, des metaphysischen Taktes uud der Ehrfurcht vor dem ewig Ungenannten, der für ihr religiöses Feingefühl zu einem ewig Ungedachten wurde. Ihre Verneinung, ja ihr Haß ist nur die Kehrseite einer leidenschaftlichen Bejahung, nur Ausdruck des Zorns darüber, nicht lieben zu dürfen, was der Durchschnittstheismus entweiht hat. Gerade ihre Gottverfallenheit verbot ihrem Munde, Ihn zu bekennen, weil ihr ganzes Sein es tat, weil das Geheimnis Schweigen gebietet. Solch Atheismus preist Gott mehr als die Zudringlichkeit gesinnungstüchtiger Beter.

Es ist der unausschöpfbare, unausdenkbare Gedanke, den keiner je zu Ende gedacht hat, ein notwendiger Vernunftgedanke und ein Ungedanke zugleich, das unerschöpfliche Hauptthema der gesamten Geistesgeschichte, die damit im Grunde nur zu einer Geschichte der Offenbarung Gottes wird, das große X, das ewig Unbekannte und Selbstverständliche, unbeweisbar und absolut gewiß, gewisser als die Dinge des Tages.

Was aber hat der moderne Mensch aus der Ahnung des Unermeßlichen gemacht? Soviel man sieht, zweierlei: völligen Bankerott oder derbe Sinnlichkeit. Die einen verflüchtigen alle Glaubensinhalte in einen nebelhaften Symbolismus, in das Nichts des „Als ob". Denn was von der Gottheit Christi übrigbleibt, wenn sie bloß als fingiert, als fromme Dichtung betrachtet wird, liegt auf der Hand. Heißt nicht, die Persönlichkeit Gottes, das Wunder der Transsubstantiation symbolisch auffassen, eben die Persönlichkeit Gottes, eben das Wunder glatt verneinen? In der Tat ist die „symbolische" Erbsünde überhaupt keine veritable Sünde. Ist die Jungfräulichkeit der Gottesmutter nur symbolisch zu glauben, so heißt dies: es ist an ihre Defloration zu glauben. Der Glaubensinhalt wird also ins Gegenteil verkehrt, und dennoch will man um jeden Preis „Gläubiger" heißen. Das ist die tiefe moderne Sittenverderbnis des Fürwahrhaltens — auch das Glaubensleben hat seine Moral! —, daß schwarz weiß heißen soll. Und dies um der inneren Ruhe willen — Unglaube und Zweifel sind biologisch nachteilig; schon in Hufelands „Makrobiotik" wird Gottesglaube zur Lebensverlängerung verordnet —, also um ausschließlich irdischer Vorteile willen. Daß dies unbewußt, instinkthaft geschieht, macht die Sache nur schlimmer, weil hoffnungsloser.

Die andere Gruppe aber, die der sinnlich Derben, löst alles Religiöse, Ideelle ins grob Sensualistische auf. Religion wird zur Theosophie

und Anthroposophie. Thraumaturgen, Hellseher, Propheten und Heilande gehen auf den Seelenfang und überbieten sich in der Überredung zu einfältigstem Aberglauben, in der Bestärkung des modernen Gebildeten in dem Wahn, nur das Sinnliche, Sichtbare sei wahr und das Göttliche müsse sich den (normalen oder übernormalen) Sinnesorganen „offenbaren". Es gibt wieder Ekstatiker und Fanatiker, Heilige und Visionäre. In den höchsten Gesellschaftskreisen, in den gebildetsten Zirkeln wimmelt es von Hellsehern und Medien, Astrologen und Chiromanten, die so glänzende Geschäfte machen wie zu den Zeiten Jamblichos nicht. Und das Bedenklichste an dem ganzen Treiben ist die Ineinssetzung dieser Fiebersphäre des Phantastischen, Absurden, ja Halbverrückten mit der des Heiligen, die selbst von irregeleiteten Wissenschaftlern vertretene These, Gott oder das Göttliche stehe dem Pathologischen näher als dem Gesunden, offenbare sich vorzugsweise durch Neurotiker, Epileptische, Idiotische, medial Veranlagte, leicht Hypnotisierbare, überhaupt leicht beeinflußbare Individuen, als wenn Paulus, Mohammed, Luther erst durch ihre krankhaften Züge und nicht trotz ihrer zu besonderen Gefäßen der Gottheit befähigt worden seien. Statt die „Offenbarungen" eines Kranken für von vorneherein verdächtig zu halten, solange nicht überragende Geisteskräfte und eine durchgebildete Persönlichkeit den Schaden wettmachen, wird die Sphäre des Religiösen von Anfang an im Psychopathischen gesucht. Kein Geringerer als William James hat mit seinem epochemachenden religionspsychologischen Werk, das auf der Voraussetzung basiert, der Religiöse müsse ein labilnerviger Mensch sein, der ungeheuren Verbreitung dieses Irrtums die Wege geebnet. James hat kranke und fein reagierende, gesunde und derbe Nerven einfach verwechselt. Die heutige pseudoreligiöse, im Grunde radikal diesseitig orientierte Bewegung und Erregung der Geister aber wäre (mindestens in ihrem ungeheuerlichen Umfange) ohne die Nervenkrisen im Gefolge des Weltkrieges nicht möglich. Zweitens ist es nicht wahr, daß es — wie James und seine Anhänger behaupten — die feinen Nervensysteme sind, welche an medialen Offenbarungen teilhaben, welche sich in ekstatischen Krämpfen winden und epileptischer Erschütterungen bedürfen, um der Gottheit inne zu werden. Im Gegenteil! Der feinnervige Mensch wird schon im Alltag, in den normalen Erlebnissen das Walten der Gottheit spüren; er wird ihn ahnend und denkend erfassen, wo das derbe Medium überhaupt nichts vernimmt. Die Gleichsetzung von Derbheit mit Gesundheit ist ein Kunstgriff gefährlichster Begriffsfälschung. Die Folgen sind unabsehbar. Denn

die Stimme der Gottheit ist zartester, sublimster Art und läßt sich überhaupt nur bei Windstille der nervösen Zustände, bei innerer Einkehr und Sammlung, bei gedanklicher Vertiefung in die besten religiösen Schriftsteller und in meditative Symbole vernehmen. Sie geht dagegen bei eruptiven neurotischen Vorgängen völlig unter. Der religiöse Mensch ist in erster Linie ein gesunder Mensch, kein Nervenkrüppel. Paulus selber, der des Zungenredens wohl mächtig war, aber keinen Wert darauf legte, ist dafür der beste Zeuge.

Nicht leidenschaftlich genug kann dagegen protestiert werden, daß der Irrationalismus den Gottesgedanken als Monopol beansprucht. Ja, es ist eine Beleidigung der Gottheit, als sei sie nicht durch das strahlende Licht der Vernunft, sondern nur durch das blakende, übelriechende Nachtlicht der Psychoanalyse und des Okkultismus zu erkennen. Licht der Vernunft! Das ist ja nicht Beweisen und Begreifen der Gottheit, aber doch denkendes, apriorisches Erkennen. Das ist nicht menschlicher Verstand, aber göttlicher Logos, an dem der Mensch nach Maßgabe seiner Rangstufe teilhat. Der Gottheit das höchste Ausdenkbare: Vernunft und Persönlichkeit, absprechen, ist Verneinung des Gottesgedankens selber. Der Welt-Logos ist keine abstrakte Vernunft, ist nicht tote, sondern schöpferische, freie, wissende, verantwortliche Vernunft, und das heißt Persönlichkeit. Das sieht anders aus als die beiden modernen Extreme: der Pan-Theos und der irrnationale Dämonenhimmel, der Geister- und Gespensterwelt derb-sinnlicher Götzen, die mit dem Gotte nichts mehr zu tun haben. Sollen wir Dämonen anbeten, nur weil sie „übersinnlich" sind? sprechen und weissagen können? Sollen wir uns vor einem überweltlichen Riesen in den Staub werfen, der die Macht hat, zu lohnen und strafen? „Ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine fremden Götter haben neben mir." Das heißt ja nicht, diese Götter existieren nicht, aber wir sollen sie an die Stelle des Ur-Einen setzen. Man hat über diese Fassung des ersten Gebotes gelächelt. Heute ist sie wieder zeitgemäß! Nicht darin zeigt sich Gottesfurcht, daß man an Götzen nicht glaubt, sondern darin, daß man sich ihnen nicht unterwirft. Götze ist nicht der zu leugnende, sondern der in seinen Ansprüchen zu bekämpfende Dämon. Mag die moderne okkulte Wissenschaft ganze Sphären von Geistern und Gespenstern entdecken: für die Religion bedeuten sie nichts; sie und die mit ihnen Verkehrenden stehen der Gottheit nicht näher als andere, die davon nichts wissen. Denn dies allein legitimiert den den Ewigen: daß Er durch die Stimme der Vernunft und des Her-

zens zu seinen Kindern spricht, daß Er sich als sittliche Größe offenbart und moralische, nicht bloß physische Erhabenheit beweist. Dafür aber sind Sinne und Übersinne nicht zuständig. Man muß vielmehr den Pfaden des Welt-Genius nachgehen uud mit unserer tiefsten und gewaltigsten Kraft nicht dem Werkverstand, nicht den Sinnen, nicht der lügenden Phantasie, sondern der schöpferischen Vernunft Ihn als das erkennen, was, nein, wer Er ist: als das Urphänomen aller Persönlichkeit, von der unsere menschliche Persönlichkeit nur ein schwacher Abglanz ist, als den schöpferischen Welt-Logos selber und darum als den Erschaffer aller Dinge im Himmel und auf Erden.*)

Kunst als Abbild des Menschen

Von Misch Orend

1.

Wodurch wirkt die Kunst?

Nichts hat an sich Wert; ein Wesen hat nur dann Wert für ein Zweites, wenn es mit ihm in Beziehung steht, wenn es ihm nützlich oder schädlich ist; die Kunst wäre tot, wenn sie nicht den Menschen hätte, auf den sie wirkt, als seine Schöpfung oder als seine Erlebnisquelle.

Das größte Kunstwerk ist seelenlos für den, der seine Sprache nicht versteht. Und wollte man die Kunst von dieser Seite betrachten, als das, was man sieht und hört, ohne daß man fühlt, als ein Ding, das entgegensteht, als einen toten Gegenstand, so ist ein Bild nichts mehr als eine Fläche, auf der Linien gezeichnet oder Farben gemalt sind.

Je nachdem nun, was für Flächen die Linien umgrenzen, ergeben sich Gebilde der Natur oder freie Erfindungen. Die gezeichneten Gegenstände können die Farbe tragen, die sie in der Natur haben, oder es können diese Farben gesteigerter oder eintöniger gehalten werden, je nach der Art des Künstlers, oder nachdem, was er erreichen wollte, welche Stimmungen er erziehlen wollte.

In Wirklichkeit steht also nichts anderes da, als die Fläche mit den Linien und Farben oder Licht und Schatten. Die Farben sind

*) Die Religionsphilosophie des Verfassers findet sich dargestellt in dem Buch „Die Idee richtiger Religion. Eine Theorie der religiösen Erkenntnis“ (R M 2.— im Verlag Leopold Klotz, Gotha).

selber Naturgegenstände, chemische Zusammensetzungen, sind also ebenfalls tote Dinge.

Das Gleiche findet sich in der Plastik, wo Stein oder Holz behauen wird bis irgend eine Figur entsteht, mit allen Umgrenzungen und Formen, wie sie der Künstler darstellen will. Er gräbt Vertiefungen ein, glättet Flächen, bis die Figur den Ausdruck in sich trägt, den der Künstler diesem toten Stein oder Holz geben will.

Es ist aber nun die Frage, wie es kommt, daß diese toten Dinge, Stein, Holz und Farbe, Wirkungen in sich tragen, die die Menschen zu höchstem Entzücken führen können und deren Schöpfer als höchstgeartete Menschen gelten? Wie können tote Dinge Ausdruck des gesteigerten Lebens werden und Spiegel einer überreichen Seele? Es gibt keine Geister und keine höhern Wesen, die jedesmal beim Betrachten dieser toten Sachen in die Dinge fahren und sie lebendig machen, oder gar in den Betrachter, daß er lebendig würde. Und wenn es diese Geister gäbe, dann verschonen sie just die, die eben an sie glauben, und bleiben hübsch im Kunstwerk sitzen, ohne gehörig in sie zu fahren.

Oder sollte man beim Anblick eines Kunstwerkes selber tätig sein und das noch einmal machen, was der Künstler gemacht hat: das ganze Werk neu zusammenstellen, alle Gefühlshöhen durchlaufen, in denen der Künstler schwebte, und in einem Augenblick alle Erfahrungen erleben, die der Künstler dabei und vorher erlebt hat? Aber wenn dies der Fall wäre, warum erlebt man das nicht bei einem andern toten Ding, das an sich auch nichts anders ist, als Stein, Holz und Farbstoff, das man zerbrechen oder in den Ofen werfen kann?

Und dann, wenn man im Augenblick des Anblicks alle Gefühle erlebt, die der Künstler erlebt hatte als er das Kunstwerk schuf, warum kann das nicht jeder und warum gehen die meisten um die höchsten Kunstwerke herum, zwar mit den größten Worten im Mund, aber mit der leersten Seele und mit abgestumpftestem Geist? Allerdings, eins können sie begreifen: wie man die Farben anstreicht, wie man perspektivisch zeichnet, aus was die Farbe besteht, wie sich dies Bild und dieses Standbild vom andern unterscheidet, aus welcher Zeit es stammt und wie zu der Zeit die meisten Kunstschaffenden ihre Kunstwerke gestalteten.

Aber, wenn sie all das nicht wüßten, wenn sie noch kein Kunstwerk gesehen hätten und nicht vergleichen könnten, wenn sie noch nie einen Künstler beim Schaffen beobachtet hätten, was bliebe ihnen vom

Kunstwerk übrig? Doch wohl, sie sind Handwerker, also verstehen sie sich aufs Handwerk, aufs Anstreichen.

Gesetzt nun, sie sähen den Moses von Michelangelo zum erstenmal, ohne jemals eine Plastik gesehen zu haben, oder die Nachtwache von Rembrandt, oder die Sixtinische Madonna von Raphael, ohne je ein Bild gesehen zu haben, ohne zu wissen, wann es gemalt wurde und wer es gemalt hat, was hätten sie von dem Bild? Was würde dieses Bild zu ihnen sprechen, und gesetzt es spräche, warum spräche es zu ihnen? Warum hätten sie bei den angeführten Kunstwerken das Gefühl der übermenschlichen Stärke und Erhabenheit, oder das des Geheimnisvollen und Mitternächtlichen, oder das der erhabenen Ruhe und mütterlichen Seligkeit?

Sind diese Bilder doch auch tote Dinge, ohne Geist und Geister, aus Stein oder aus Leinwand mit Farbe bemalt, die man, wenn man wollte und Barbare genug wäre, zerschlüge und daraus Kalk brennte oder den Ofen heizte; es würde sicher kein besserer Kalk daraus, als aus anderm Gestein, und kein heißeres Feuer, als aus anderem Brennstoff; und doch sind es Gebilde, die einen höchsten Flug der Seele darstellen.

Und dann die Tonkunst? Daß man Ziegendärme trocknet, zusammendreht und über einen Holzkasten aufspannt und sie zum Schwingen bringt, daß der Kasten widerhallt und Geräusche macht, Töne von sich gibt! oder in ein hohles Gefäß bläst, daß es ertönt, ist auch nicht mehr, als wenn Kinder auf dem Jahrmarkt tuten oder Wilde ihre Trommeln schlagen — es sind Töne, aber Töne ganz besonderer Art. Und trotzdem sind sie nicht anders beschaffen, als die Töne einer krächzenden Krähe oder eines brüllenden Affen.

Was ist nun das Besondere dieser Töne, die aus einem Kunstwerk rauschen und die Seele weiten, daß man über die Erde dahin fliegt: „Einen Kuß der ganzen Welt"!? daß man die Besinnung verliert, sich selber vergißt und nur noch Gefühl ist?

Auch hier gibt es keine Geister und keine höhern Wesen, die in die Saiten steigen oder in das Blech der Instrumente und daraus nun herausfahren und den Zuhörern in die Ohren; auch im Papier steckten sie nicht oder in den schwarzen Punkten der Noten. Was liegt in diesen Tönen, die „Steine lebendig machen" und „wilde Tiere zähmen"? Ist es ihre Fülle, ist es die Menge, in der sie daher brausen? Dann müßte jeder Jahrmarkt das großartigste Kunstwerk sein. Aber man hat not sich die Ohren zu verstopfen. Oder ist es die menschliche

Stimme? Und wenn sie es ist, warum hat man nicht das gleiche Empfinden bei einfachem Sprechen?

Zwischen Ton und Ton ist wohl kein Unterschied und sie entstehen alle auf die gleiche Art und pflanzen sich auf die gleiche Art fort, und doch, warum gibt es Tongemälde, die in die tiefsten Gründe der Seele rühren? Warum gibt es keine Worte, wo nur noch Musik zu sprechen vermag? (Forts. folgt.)

Aphorismen

Von Hermann Konnerth

Eine Überwindung der Einsamkeit gibt es nur im Geistigen. Jede geistige Tat hebt aus der Einsamkeit heraus und leitet hinein in den großen Reigen des Lebens.

* * *

Nicht das sollen wir tun, wozu wir Lust haben, sondern das, woran wir Freude haben. * * *

In jeder persönlichen Liebesregung und Liebesbetätigung ist etwas vom Ganzen der Menschheit lebendig geworden.

* * *

Es ist schwer, ein Mensch zu sein; daß es deren einige gibt, ist weit erstaunlicher, als daß es deren so wenige gibt.

* * *

Erscheint ein Erlebnis in der Erinnerung erst als schön, so ist es in der Tat auch schön gewesen. Es bedarf nicht eines Vergessens, wohl aber der zeitlichen Distanz, um die Schönheit eines Erlebens von dem entsprechenden Blickpunkt aus entdecken und erfassen zu können. Selbst die reinste Schönheit bleibt vergeblich ausgestreut, fehlt der Blick, der sie zu sammeln vermag. * * *

Bleibt unser Blick am Nahen hängen, so scheint das Leben einfach und ohne Problem. Schweifen wir ziellos weiter, so erschreckt uns eine unendliche formlose Wildnis. Gewinnen wir aber in schöpferischem Tun den abgeklärten Blick für das Ganze, so entdecken wir eine wunderbare Einfachheit innerhalb der weitesten Zusammenhänge des Lebens.

Rumänien und die deutsche Kultur

Von Simion C. Mândrescu

Ein paar Jahre vor dem Weltkriege dachte ich ernstlich an die Gründung einer Zeitschrift in Bukarest, deren Titel „Cultura Germană" hätte sein sollen. In diesem Sinne erging 1909 auch ein Aufruf an die rumänischen Mittelschullehrer für deutsche Sprache. Obwohl die gesamte Lehrerschaft dem Aufruf begeistert zusagte, wurde das Erscheinen der geplanten Zeitschrift aus verschiedenen Gründen verschoben, bis endlich der Weltkrieg und seine Folgen es unmöglich machten.

Ich denke aber gar nicht daran, auf mein Vorhaben zu verzichten, denn es war ehrlich gemeint und aus fester Überzeugung hervorgegangen, daß die Verwicklung meines Planes in erster Linie zum Besten meines heißgeliebten Vaterlandes geschehen würde, vor allen Dingen aber weil die Gründe, die mich zu dem Entschluß aus den Jahren vor dem Weltkriege führten, nach dem Friedensschluß nicht nur noch unerschüttert bestehen, sondern zugleich, durch den für uns glücklichen Ausgang des Krieges, an Bedeutung offensichtlich zugenommen haben.

Vorurteilslose Beobachter werden anerkennen müssen, daß Rumänien von einem fieberhaften Streben, frühere Lücken seiner Kultur auszufüllen und das Versäumte nachzuholen, ergriffen ist. In diesem Bestreben muß es sich selbstverständlich auf überlegenere Kulturvölker stützen und sich dieselben zum Muster nehmen.

Die Wahl steht uns nicht frei.

Zwei große Kulturländer stehen felsenfest vor uns: Frankreich und Deutschland, welche uns noch dazu die Wahl erschweren, da beider Kulturschätze uns zu unserem Aufschwung in gleichem Maße unentbehrlich scheinen und da sich in unsere Wahl noch verschiedene leichterklärliche Gefühle mischen.

Da wir Frankreich nicht nur lieben sondern dem französischen Volke auch Dankbarkeit schulden, daß unsere Kultur der französischen näher steht als jeder anderen und folglich auch künftighin Frankreich auf uns eine Anziehungskraft ausüben wird wie kaum ein anderes Land, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. So war es und bei dem wird es bleiben.

Ein vernünftiges Volk darf sich aber nicht nur nach seinen Gefühlen richten, es muß vielmehr seinen höheren Interessen Rechnung tragen.

Es ist unser Fall: Ohne uns von Frankreich loszusagen oder unsere Beziehungen zu ihm auch nur in geringstem Maße zu ändern, alles gebietet uns dahin zu wirken, damit die früheren freundschaftlichen Beziehungen zwischen Rumänien und Deutschland wiederhergestellt werden. Es liegt ja das im Interesse beider Länder.

Außer wirtschaftlichen Gründen sprechen unsererseits besonders Kulturbedürfnisse sowie Pflichten gegen unsere deutsche Minderheit dafür.

Unstreitig ist Deutschland die größte Kulturmacht der ganzen Welt. Auf allen Gebieten der Wissenschaft hat es das letzte Wort zu sagen, gleichviel ob es sich um theoretische oder angewandte Wissenschaften handelt. Wer könnte sich ernste Forscher auf irgend einem Gebiete der Wissenschaft ohne genaue Kenntnis der deutschen Sprache vorstellen? Das hieße sich gediegene Diplomaten ohne Kenntnis der französischen oder wenigstens englischen Sprache vorstellen.

Welche Nation darf sich, ohne eigenen Nachteil, gegen die reichste Quelle der Wissenschaft verschließen?

Am allerwenigsten wir Rumänen, auf vielen Gebieten noch Anfänger.

Es ist für uns die einzige Möglichkeit zum wissenschaftlichen Fortschritt unseres Vaterlandes zu gelangen, um einst zum allgemeinen wissenschaftlichen Fortschritt der Menschheit beitragen zu können. Wenn wir dementsprechend vorbereitete Gelehrte haben wollen, sind wir unbedingt auf deutsche Wissenschaft angewiesen.

Vergangenheit und Gegenwart sprechen dafür.

Haben wir auf dem Gebiete der Philosophie Denker wie Titu Maiorescu und C. Dumitrescu-Jassy zu verzeichnen gehabt, so verdanken wir das größtenteils den deutschen Hochschulen und ihren Professoren. Wem verdankten N. Xenopol, Vasile Pârvan, und verdanken heute N. Iorga und eine ganze Anzahl junger Historiker ihre wissenschaftliche Methode, wem selbst Romanisten wie B. P. Haşdeu, O. Densuşeanu u. a. m. ihre Stellung als weltberühmte Forscher, wem unsere besten Ingenieure ihre bedeutenden Arbeiten, wenn nicht der deutschen Wissenschaft?

Und wie steht es mit unserer Literatur?

Hat die tiefgehende Kenntnis der deutschen Literatur, einer der größten und schönsten Literaturen der Welt, einem Eminescu, Coşbuc, Goga und so vielen andern rumänischen Dichtern aus Siebenbürgen und der Bukovina geschadet? Hat diese Kenntnis sie verhindert, Nationaldichter im wahren Sinne des Wortes zu werden und zu bleiben?

Ich bin überzeugt, daß die deutsche Dichtung noch lange Zeit Vorbild und Fundgrube für unsere Dichter bleiben wird, selbst wenn unsere Dichtung, zu ihrer vollen Blüte gelangt, sich zur Weltliteratur emporgearbeitet haben wird, und daß Herders Theorie hinsichtlich der euristischen Rolle älterer und größerer Literaturen für jüngere sich auch in unserem Falle bewähren wird. Der rumänische Parnaß hat noch vieles von dem deutschen zu lernen, ohne dabei seine Selbständigkeit und Individualität zu gefährden, wie es unter allzustarkem französischem Einfluß der Fall sein könnte.

Auch haben wir die unvergleichlichen Schätze der deutschen Literatur durch gute Übersetzungen noch nicht zu den unsrigen gemacht. Es fehlte uns an geeigneten Übersetzern, die doch früher oder später kommen müßen: die letzten Übersetzungen sind ja Grund genug zu berechtigten Hoffnungen.

Spricht man von deutscher Kultur im Zusammenhang mit Rumäniens Bedürfnissen und mit seiner neuen, durch den Krieg geschaffenen Lage, so darf man nicht vergessen, daß es in Neu-Rumänien eine ansehnliche deutsche Minderheit gibt, deren Kulturarbeit in den befreiten Provinzen, die sie schon Jahrhunderte lang bewohnt, nicht nur unseren nationalen Wohlstand bedeutend vermehrt, sondern für uns geradezu vorbildlich sein kann. Es sind das besonders die Schwaben im Banat und die Sachsen in Siebenbürgen. Ihre blühenden Gemeinden und ihre unübertroffenen wirtschaftlichen Organisationen zeugen laut davon.

Und ihre Schulen?

Ein Blick in die nahe Vergangenheit belehrt uns, daß ihre ausgezeichneten Elementar- und Mittelschulen von vielen rumänischen Schülern besucht wurden, und daß nicht wenige unserer früherern und heutigen Führer ihre erste Bildung diesen Schulen verdanken.

Was uns diese tüchtige Minderheit für die Zukunft sein kann, ergibt sich von selbst für jeden unvoreingenommenen Beurteiler.

Nach alledem kommt man zum einzig möglichen Schluße: Es liegt in Rumäniens eigenem Interesse, sich deutscher Kultur wiederum mit Vertrauen zu nähern, seine begabtesten Söhne in die höhern deutschen Schulen zur Vervollkommnung ihrer Studien zu schicken und für die Schulen unserer deutschen Minderheit wie für seine eigenen zu sorgen. Auch haben unsere Führer die Pflicht, auf unseren Mittel- und Fachschulen die deutsche Sprache in ihrem alten Rechte wiedereinzusetzen, ihr die gebührende Rolle, die sie im alten Reiche, in welchem die jetzige deutsche Minderheit nicht in Betracht kam, gehabt

hat, wieder anzuerkennen. Es wird das unanfechtbarste Mittel sein, unsern besten Söhnen eine für höhere Studien geeignete Vorbereitung zu sichern und zugleich der deutschen Minderheit zur liebevollen Anhänglichkeit an ihr neues Vaterland zu verhelfen.

Anderteils aber liegt es auch im Interesse Deutschlands sein Mögliches zu tun, um die früheren guten Beziehungen mit Rumänien wiederherzustellen und wiederaufzunehmen, die Türen seiner Hochschulen unseren Studierenden weit zu öffnen, dessen eingedenk, daß gute Beziehungen zwischen Deutschland und Rumänien ausgezeichnete Beziehungen zwischen Rumänien und der deutschen Minderheit aus Rumänien zur Folge haben werden.

Deutschland tue seine Pflicht, wir werden die unsrige tun.

Gedächtnisausstellung Fritz Schullerus in Hermannstadt

Von Dr. Otto Fritz Zicheli

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ihre freundliche Aufforderung Ihnen eine Besprechung der Gedächtnisausstellung Fritz Schullerus zu schicken, ist leider erst nach Schluß der Ausstellung eingetroffen. Dieses ist jedoch nicht der einzige Grund, aus dem ich so lange mit einer Antwort gezögert habe. Ich fühle mich vor allen Dingen nicht fähig Kunstbesprechungen zu schreiben. In Ihrem Aufsatz „Kunstgenießer" verurteilen Sie die Leute, die vor einem Kunstwerke nicht die einfachen Worte finden: Dies gefällt mir, dies nicht. Nun muß ich Ihnen gestehen, daß ich in meiner Jünglingszeit der Schrecken meiner von „Erziehung zur Kunst" überfließenden Altersgenossen war, weil ich vor den Werken der bildenden Kunst nur diese kümmerlichen Worte „Es gefällt, es gefällt mir nicht" zu sagen hatte. Ich habe mit zunehmendem Alter diese Stellungsnahme zum Kunstwerke nicht ändern können. Es ist zwar selbstverständlich, daß auf den rein sinnlichen Eindruck nachher die Reflexion folgt. Ich werde mich aber doch niemals berufen fühlen eine Kunstkritik zu schreiben, die allgemeine Wertung fordert. Wenn Ihnen dagegen mit der viel bescheidenern, subjektiven Form eines Briefes gedient ist, in dem ich reflektierend über meine Eindrücke der Gedächtnisausstellung Fritz Schullerus berichte, so steht Ihnen dieser Brief zur Verfügung.

Mein Bekenntnis schließe ich in die Worte ein: Die Ausstellung hat mir gefallen.

Frage ich nun nachträglich, warum mir die Ausstellung gefallen hat, so muß ich zunächst sagen, daß das menschliche und künstlerische Schicksal von Fritz Schullerus mich tief ergriffen hat.

Er wurde 1866 als Sohn einer Pfarrerfamilie geboren, in der die Tradition des sächsischen Pfarrhauses wohl seine edelste Gestaltung gefunden hat. Damit war aber auch gleichzeitig sein tragisches Schicksal vorausbestimmt. Heimat und Welt, Überschwang der Empfindung und klares, pflichtmäßiges Denken, Sehnsucht nach ungebundenem Hinausstürmen in die Weite und ängstlich, besorgte Liebe der Eltern, die eine bürgerliche Sicherung des Lebens sehen wollten, das sind die Konflikte, nicht zwischen Neigung und Pflicht, sondern zwischen Neigung und Liebe, an denen sich sein empfindsames Gemüt verbluten mußte. Schicksal aber war auch seine Geburt in eine Zeit hinein, als die allergröbste Veräußerlichung künstlerischen Schaffens ihren Ausdruck in den großen Historienmalern Mackard und Piloty fand und in die auch das Morgenrot der naturalistischen Revolution eine Befreiung von dem rein Gegenständlichen nicht bringen konnte. Wo sollte da ein Mensch wie Schullerus Richtung finden? Der Grundton seines Wesens war tiefste Empfindsamkeit. Starkes, inneres, geistiges und seelisches Erleben geben den Boden, aus dem seine Kunst wachsen mußte. Da stand er im Gegensatze zu allem, was damals in Geltung war. Aus den Konflikten die sich hieraus für sein Künstlertum ergeben, versuchte er die Flucht zu großen Historienbildern, die Ausdruck seiner innigen Verwachsenheit mit Heimat und Volkstum sein sollten. Es war ein riesiger, tragischer Irrtum, an dem er zusammenbrach. Denn Schullerus war seinem Wesen nach — ich will es hier gleich aussprechen — etwas, was damals noch niemand recht verstand: Expressionist.

Er hätte diesen Zusammenbruch überwunden, wenn sein Körper widerstandsfähiger gewesen wäre, wenn er sich in seiner Studienzeit nicht mit dem Stolze seiner Empfindsamkeit durchgehungert hätte, wovor ihn alle sorgende Liebe des Elternhauses nicht bewahren konnte. So ging er an den Konflikten zu Grunde. Sein Schaffen mußte Stückwerk bleiben. Es liegt vor uns in mächtigen Trümmern, die aber doch gewaltig genug sind um zu zeigen, was er uns nicht geworden ist und die zu dem köstlichsten gehören, was jemals ein siebenbürgischer Künstler unseres Blutes geschaffen hat.

Die Ausstellung gab nur einen Ausschnitt aus dem Schaffen des Künstlers. Den größten Teil seiner Zeichnungen und seiner Jugendgemälde hat er selbst vernichtet. Außerdem fehlten die beiden großen, schicksalsvollen, historischen Gemälde, weil deren Transport zu schwierig gewesen wäre.

Die gesehenen Bilder möchte ich in der Erinnerung in drei Gruppen teilen, Landschaften und Interieurs seiner Entwicklungsjahre, die Studien und Skizzen zu den großen historischen Gemälden und endlich die Altlandschaften, die er in seinem letzten Lebensjahre malte.

Die Freunde seiner Kunst sind sich nicht einig darin, welcher dieser Gruppen der Vorzug zu geben sei. Es ist kein Zweifel, daß die heitere Ruhe, die ihm doch in manchen Stunden seiner Entwicklung beschieden war, nirgend so harmonisch zum Ausdruck kommt als in der Sakristei, dem Chor der Bistritzer Kirche oder dem Weg durch den herbstlichen Wald, keine Frage, daß die prachtvollen Bauernschädel, die er als Studien zu den historischen Gemälden gemalt hat und die kraftvolle Komposition von Licht und Schatten der rembrandtisch anmutenden Skizzen für die großen Gemälde sein Talent machtvoll offenbaren. Mich aber hat es letzten Endes doch immer wieder zu den Altlandschaften hingezogen.

Es sind dieses Bilder, die keiner Schule zugerechnet werden können. Sie sind nicht naturalistische Studien, sondern nach akademischer Methode auf Grund von Skizzen in dem Atelier gemalt. Nichts wäre aber falscher als sie deshalb den unbelebten akademischen Landschaften einreihen zu wollen. Man hat oft behauptet, daß kein Maler vor oder nach Schullerus die siebenbürgische Landschaft so vollendet gestaltet habe, wie er in seinen Bildern aus der Altebene. Ich möchte umgekehrt sagen in keinen andern Bildern hat Schullerus seine eigene Seele und damit das Wesen unseres Volkes so erschütternd zum Ausdruck gebracht, wie in diesen Landschaften. Entsagung und Melancholie sind die Empfindungen, die sich durch das Medium dieser wasserdurchflossenen und vom Nebel umwobenen Ebnen am Fuße des Gebirges offenbaren. Nicht die sonnendurchfluteten Auen des Altes sind von Schwermut verschleiert, sondern unser Auge ist es, mit dem wir in das Leben hinaussehen. Können wir auf dieses Land, das wir lieben, das aber niemals uns gehören wird, anderes blicken, als voll entsagungsvoller Melancholie?

Hier zeigt sich mir das Geheimnis der Kunst von Fritz Schullerus. Man hat ihn mit Recht den sächsischen unter unseren Künstlern

genannt, nicht weil er die Motive seiner Kunst aus unserem Volksleben nahm, sondern weil wohl selten ein Mensch so stark von den Problemen unseres Daseins erschüttert war wie er und weil er in allen seinen Bildern durch das Gegenständliche hindurch seine Empfindungen zum Ausdruck brachte. Seine Tragik war es, daß er mit den Methoden der akademischen Schule und des beginnenden Naturalismus ringen mußte, die seinem Wesen beide fremd waren.

Das Charakteristische in seinen Bildern läßt sich wohl als tiefstes Empfinden, das gesteigerten Ausdruck sucht, kennzeichnen. So betrachtet lassen sich viele seiner schönsten Bilder, die Altlandschaften, Während der Predigt, die Skizze zum Kinderbegräbnis, Das Märchen, Die Waisen und manche andere zwanglos in die Reihe der Werke gemäßigter Expressionisten stellen. Damit ist auch ein Werturteil gesprochen, denn seit Michel Angelo gibt es keine abendländische Kunst höherer Geltung, die nicht Ausdruck beseelter Empfindung gewesen wäre.

Der dreißigjährige Schullerus mußte an seiner Sensibilität zu Grunde gehen, weil die Welt von damals keinen Weg offen hatte, den zu gehen er veranlangt war. Dem Vierzigjährigen hätte sich das Tor der Zukunft aufgetan. Den Sechzigjährigen hätten wir wohl als den Meister feiern können, dem es vergönnt gewesen wäre, unser Wesen in reinster Form zu künden.

Die Gedächtnisausstellung erfüllt uns mit Dank dafür, was der Künstler uns gegeben hat. Stärker aber noch ist der Schmerz darüber, was er uns nicht werden konnte, weil der Tod ihn uns zu früh entrissen hat.

Nach den rumänischen Wahlen

Von Dr. Wilhelm Seiwerth

Der ungeheuere Wahlerfolg der Regierung Maniu bildet keine Überraschung; er war vorauszusehen. Schon seit Jahren konnte der aufmerksame Beobachter unseres politischen Lebens feststellen, daß die nationalzaranistische Partei große Massen hinter sich hat, die allerdings bisher infolge der bekannten Wahlpraktiken nicht voll zur Geltung kommen konnten. Wenn nun aber diesmal die Nationalzaranisten mit fast 80% aller abgegebenen Stimmen den Kulminationspunkt ihrer Popularität erreicht haben, so hat zu dem durchschlagenden Sieg zweifellos auch der Umstand beigetragen, daß das Land bei dem

durch die Mißwirtschaft der bisherigen Regierungen verursachten ganz verzweifelten Zustande, in der Regierung Maniu die letzte Möglichkeit der Rettung aus dem Chaos sah. Die Wahlparole des neuen Regims übte tatsächlich eine geradezu suggestive Kraft auf die Wählermassen aus. Ein endlos gequältes und ausgebeuteles Volk fühlt sich von einer rücksichtslos egoistisch waltenden politischen Clique befreit und sieht in den Befreiern, die zehn Jahre lang mutig und konsequent den Kampf gegen die Unterdrücker geführt haben, auch die Retter aus dem fürchterlichen wirtschaftlichen Elend. Dies ist die psychologische Grundlage des bei freien Wahlen doch immerhin erstaunlichen, fast vollständigen Durchdringens der Regierungsliste.

Mit dem Zusammentreten des Parlamentes beginnt nun allerdings der schwerere Teil der Aufgabe, deren Lösung Maniu in ernster Stunde übernommen hat. Welches sind nun die Perspektiven für die Zukunft? Es ist ungeheuer schwer eine sichere Prognose zu stellen. Wir können nicht daran zweifeln, daß Maniu und seine Mitarbeiter den ernsten Willen haben, den Staat aus den tiefen Niederungen der Gegenwart heraus zur Höhe zu führen. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß auf diesem Wege zur Erringung eines westeuropäischen Niveaus ungeheuere Schwierigkeiten liegen, die zu überwinden eine schier übermenschliche Kraft notwendig ist. Die Macht der vorliegenden Verhältnisse und die mit dem Altreich verbundene Atmosphäre des Balkans sind Realitäten, die nicht so ohne weiteres verschwinden. Es wird eines Eisenbesens bedürfen, um wenigstens die gröbste Korruption zu beseitigen.

Das erste Postulat gegenüber der neuen Regierung ist unbedingt, daß von nun an von allen hohen Regierungsämtern ein Geist absoluter Reinheit und Selbstzucht bis in das letzte und kleinste Amt hinein strahlen muß. Uns erscheint die Lösung des moralischen Problems die Hauptaufgabe des neuen Systems zu sein. Und diese kann nicht nur durch rein organisatorische und technische Maßnahmen in der Verwaltung erfüllt werden, sondern es ist notwendig, dem ganzen öffentlichen Leben einen Grundton moralischer Wertung der Dinge zu geben. Die Politik darf nicht mehr weiter ein Kampf rein materieller Machtinteressen sein, der sich ohne jegliche inneren Hemmungen austobt. Es muß vielmehr das der Politik an und für sich nicht fremde Streben nach Macht verbunden sein mit dem ernsten Willen die Geschicke des Landes auf Grund von schöpferischen Ideen zu gestalten. Mit einem Worte: Politik machen darf in Zukunft nicht

mehr gleichbedeutend sein mit einem skrupellos betriebenen Geschäfte, das den Patriotismus nur als sehr fadenscheinige Draperie benützt.

Diese grundlegende Umgestaltung des staatlichen Lebens kann natürlich nicht von heute auf morgen erfolgen, sondern nur eine Erziehungsarbeit durch Generationen hindurch vermag dies Ergebnis zu zeitigen. Andererseits aber ist die gegenwärtige Staatskrise sehr ernst und erfordert eine baldige Beseitigung der unerträglichen Zustände. Die Situation ist außerordentlich zugespitzt. Das bisherige Regim hat die Mißwirtschaft bis zum Äußersten getrieben. Die Staatsmaschine hat daher gewaltige Schäden erlitten und der ganz trostlose innere Zustand des Landes wirkt sich nun auch noch sehr bedenklich nach außen aus, indem er draußen in der Welt ein großes Mißtrauen gegenüber Rumänien hervorgerufen hat. Und dabei brauchten wir gerade jetzt, wo die große Anleihe aufgenommen werden soll, mehr denn je ein starkes Vertrauen im Ausland, denn sonst wird es nicht leicht sein, Geld zu bekommen, ohne die schwersten Bedingungen in den Kauf nehmen zu müssen. Das Dilemma liegt also gerade darin, daß die gegenwärtige Lage eine radikale Besserung der Verhältnisse im Inneren erheischt, die aber infolge der maßlos großen inneren Verwirrung in kurzer Zeit schwer durchführbar ist. Die neue Regierung ist jedenfalls vor Aufgaben gestellt, die eine ganz ungewöhnliche staatsmännische Kunst und eine starke Tatkraft erfordern.

Popularität ist eine schöne Sache, aber in einer so schweren Situation, wo es gilt in einem Staate tief eingewurzelte Übel herauszuschneiden, da wird der Mann, der die Zügel der Regierung führt, oft darauf verzichten müssen von der Volksgunst getragen zu sein. Maniu wird, wenn er sich der Lage staatsmännisch gewachsen zeigen will, in Zukunft vielfach auch gegen die Stimmung des Volkes regieren müssen. Es wird sich zeigen, ob er der Mann der starken Hand aber auch des weitblickenden Sinnes ist, der auf Grund der gewonnenen eigenen Einsicht die Dinge schöpferisch zu gestalten weiß.

Von den vielen ernsten Problemen, die der Lösung harren, wollen wir eins der wichtigsten herausgreifen. Rumänien umfaßt in seinem Staatsgebiete zwei Kulturkreise. Den westeuropäischen Siebenbürgens, des Banates und der Bukowina und den des Ostens im Altreich und in Beßarabien. Wie grundverschieden die Einstellung dieser beiden Bevölkerungsgruppen zu allen Dingen der Welt und des Lebens ist, liegt klar auf der Hand. Um diesen Zwiespalt zu beseitigen, haben die bisherigen Regierungen, die durchaus Vertreter der Regatler

Geistesart waren, alles versucht, um die neuangeschlossenen Gebiete auf das Niveau des Altreichs herabzudrücken. Die Folgen dieser Politik sehen wir in dem heutigen trostlosen Zustand des Landes. Die neue Regierung wird mit diesem System selbstverständlich brechen müssen, wenn sie ihr Ziel erreichen will. Welches ist aber ihre Formel für die in jedem Staatswesen notwendige Harmonie in der Grundrichtung des Denkens und Fühlens aller Staatsbürger. Um diese zu erreichen, ist durchaus nicht eine bis in die letzten Konsequenzen getriebene Vereinheitlichung der verschiedenen Staats- und Verwaltungseinrichtungen notwendig. Im Gegenteil, die Experimente des verflossenen Regims haben die Gefährlichkeit dieser Tendenz bewiesen, die freilich darum besonders verheerend war, weil man bemüht war die tieferstehende Geisteswelt in Gebieten durchzusetzen, die ein bedeutend höheres Niveau besitzen. Das umgekehrte Verfahren kann natürlich nicht ohne weiteres abgelehnt werden, denn es wäre ja die Erfüllung einer hohen kulturellen Mission, wenn es dem Siebenbürgertum gelänge mit seiner mehr westeuropäischen Art im Altreich festen Fuß zu fassen. Aber es ist leider zu bezweifeln, daß dies bei den vorliegenden Verhältnissen möglich sein wird.

Was geschieht aber dann? Wie werden in Zukunft die zwei verschiedenen Kulturen im Rahmen eines Staatswesens zu einander abgestimmt sein, damit das Gesamtstreben der ganzen Gemeinschaft einen harmonischen Ausdruck findet? Die Lösung dieses Problems wird für die Regierung heute nach den Verheerungen der bisherigen Vereinheitlichungspolitik sehr schwer sein. Es macht auch den Eindruck als ob die nationalzaranistische Partei in Bezug auf diese Frage noch keine klare Konzeption besitzt. Wird sie gegenüber dem nationalen Überschwang, der mit der sogenannten seelischen Verschmelzung getrieben wird, eine nüchterne Politik der Realitäten machen, die sich darüber im Klaren ist, daß gegebene und historisch bedingte Verschiedenheiten nicht von heute auf morgen geändert werden können, sondern daß es klüger und weitblickender ist wertvolle landschaftliche Eigenart zu pflegen und im Interesse der Gesamtheit fruchtbar zu verwerten? Schon die nächste Zukunft wird uns Klarheit bringen.

Und noch von einer anderen grundlegenden Tatsache wird die Politik der neuen Regierung zweifellos ausgehen müssen: die liberale Partei hat sich im Laufe der Jahre ihrer schrankenlosen Willkürherrschaft mit allen Mitteln einer ganz raffinierten und hemmungslosen Parteimachtpolitik eine so ungewöhnlich starke wirtschaftliche

Position geschaffen, daß es ihr dadurch auch in der Opposition jederzeit zum Nachteil einer ihr nicht genehmen Regierung möglich sein wird, stark in die wirtschaftliche Entwicklung einzugreifen. Maniu wird daher selbstverständlich in erster Linie darnach streben, diese ihm so sehr gefährliche, unrechtmäßig erworbene wirtschaftliche Machtfülle der Liberalen abzubauen. Er wird gezwungen sein mit starker Hand einzugreifen, um die von Bratianu von vornherein für die Zukunft geschaffene Grundlage für eine Oppositionsdiktatur zu beseitigen. Das Schwierige dieses Problemes liegt nur darin, daß neben starker Entschiedenheit auch sehr kluge Überlegung in Bezug auf das einzuschlagende Tempo und die zu verfolgende Taktik bei diesem Abbau notwendig ist. Die Liberalen werden sich verzweifelt wehren. Sie sind gute Taktiker und wissen die zum Stolpern des Gegners bestimmten Drähte geschickt zu ziehen. Diese Entwaffnung des wirtschaftlich übermächtigen Gegners stellt für die Regierung Maniu ein nicht unlösbares Problem dar, sofern es nur gelingt das Auslandskapital in genügendem Maße heranzuziehen. Darin liegt ja einer der Hauptprogrammpunkte der Nationalzaranisten: das Wirtschaftsmonopol der Liberalen mit Hilfe des fremden Kapitals zu brechen.

Alles in allem: die Regierung Maniu hat ein furchtbar schweres Erbe übernommen. Wer alle die großen Schwierigkeiten kennt, denen der Wiederaufbau des Landes begegnet, kann sich nicht ohne weiteres einem leichtfertigen und rosigen Optimismus in Bezug auf die kommende Entwicklung hingeben. Es wird noch manche schwere Stunde kommen. Trotzdem wollen wir hoffen, daß wir schließlich nach hartem Ringen doch einer besseren Zukunft entgegensehen können.

Rundschau

Politische Chronik. Die deutschen Abgeordneten schlossen vor den Parlamentswahlen mit der Regierungspartei bekanntlich ein Abkommen, das uns verpflichtete für die Nationalpartei zu stimmen, in deren Liste für Kammer und Senat 12 deutsche Namen gesetzt wurden. Die Kanzlei des Ministerpräsidenten verkündigte nach dem Abschluß des Wahlpaktes, daß uns bloß die 12 Abgeordnetensitze zugesichert wurden, aber kein anderer Vorteil.

Die Gründe, die die Regierung zu diesem Wahlabkommen bewogen haben, liegen klar. Wir steigerten durch unsere Stimmen den Sieg der Nationalpartei in einigen Wahlkreisen, gaben ihr die Möglichkeit zu verkündigen, daß ihr Programm von einer Minderheit unterstützt wird und sprengten überdies den Minderheitenblock.

Die Regierung konnte uns politische Vorteile nicht zusichern, wenn sie ihr Programm ehrlich meint, das die Minderheitenfrage als Staatsfrage und nicht als Handelsartikel der Parteien auffaßt. Ihre Stellungnahme war in diesem Abkommen gradlinig.

Die unsere aber beleuchtet die Art unserer politischen Meinungsbildung. Wir empfingen 12 sichere Mandate. Sogar bei den terrorisierten liberalen Wahlen erhielten wir durch eigene Kraft nicht viel weniger Sitze. 12 Mandate hatten wir schon bei früheren Wahlkartellen mit der Regierung aber gegen Zusicherung von politischen Vorteilen bekommen. Diesmal verzichteten wir auf solche Zusicherungen und ließen dafür den Minderheitenblock auffliegen. Selbst wenn wir innerhalb des Minderheitenblocks nicht mehr Sitze erhalten hätten, was angesichts der ungarischen Erfolge unwahrscheinlich ist, hätten wir doch die Idee der minderheitlichen Zusammenarbeit nicht aufgelassen. Politisch haben wir durch das Abkommen mit der Regierung keinen Vorteil erhalten, der uns nicht auch ohnehin sicher gewesen wäre, es sei denn, daß wir darauf hoffen, uns durch den Wahlpakt Liebkind bei der Regierung gemacht zu haben.

Die Nachteile überwiegen für uns. Sie werden drückend, wenn man beachtet, daß der Minderheitenblock mehr als nur eine realpolitische Zusammenarbeit bedeutet. Er bedeutet die Verkörperung einer schicksalhaften Genossenschaft aller Minderheiten im Land. Diesen inneren Kontakt, der durch den gemeinsamen Wahlkampf vor einem Jahr verstärkt worden und sehr ausbaufähig war, lösten wir in dem Augenblick, wo wir dafür tätig eintreten sollten. Dies empfand als unrichtig auch unser Volk, empfand es umso mehr, als wir ja freien Wahlen, aller Voraussicht nach, entgegen gingen und nicht durch die Furcht vor dem Terror zu unserer Stellungnahme gedrängt wurden. Unsere Kandidaten wurden an vielen Orten sehr unfreundlich an die 3. Stelle der Regierungsliste gesetzt, was bei den bisherigen Wahlpakten mit den Regierungen nicht geschehen war. Schließen wir also in der Zukunft wieder einmal mit einer Regierung ein Wahlabkommen ab, werden wir kaum jemals eine bessere Rangstelle bekommen können. Verfügt dann die Regierung nicht über so viele Stimmen wie diesmal, ist die Wahl unserer Kandidaten gefährdet.

Zu den moralischen Nachteilen des Paktes möchte ich die Art seines Zustandekommens zählen. Unsere Abgeordneten schlossen ihn mit der Regierung, dann wurde er den Volksräten vorgelegt und von ihnen nach einigen internen Debatten angenommen. In der Öffentlichkeit kam die Frage erst zur Erörterung, nachdem man durch die Beschlüsse gebunden war.

Das Aufschlußreichste sehe ich nun tatsächlich in der Vermeidung der öffentlichen Erörterung. Es spricht aus ihr eine Unterschätzung des politischen Instinktes unseres Volkes und gleichzeitig die Angst, mit den eigenen Argumenten nicht durchzudringen. Deshalb zog man es vor, die Öffentlichkeit vor feste Tatsachen zu stellen, im Vertrauen, daß sie gehorchen werde.

Die Disziplin des Volkes in allen Ehren, der Vorfall ist symptomatisch und zeigt, daß unser politisches Leben an Vergreisung leidet.

Die Kehrseite der Disziplin ist die Interesselosigkeit weiter Kreise für politische Fragen. Sie ist uns, wie aus dem genannten Beispiel ersehen werden kann, durch unsere politische Praxis anerzogen worden.

Gewiß wird die Führung immer wenigen vorbehalten sein müssen. Die demokratische Regiererei hat ihre bösen Nachteile. Wir stehen aber mit allen Gliedern des Volkes viel ärger im politischen Kampf als staatlich begrenzte Völker. Die Widerstandskraft einer Minderheit ist immer gegründet in die Einzelkraft ihrer Mitglieder. Deshalb ist es für uns schlechthin eine Lebensfrage, daß jeder an den politischen Vorgängen nicht bloß interessiert ist, sondern sich auch mitverantwortlich weiß. Wir beurteilen unsere Leistung leider nicht an dem, was wir leisten könnten, wenn wir den politischen Sinn des ganzen Volkes erweckten und zur Mitarbeit an unseren Körperschaften heranzögen. Das könnte natürlich auch bloß durch stärkere Heranziehung Weniger sein, die heute ausgestoßen bleiben.

Das Volk in seiner anerzogenen Teilnahmslosigkeit wählt, wen man ihm vorschlägt. Es liegt nur an den Führern, wie unsere Körperschaften aussehen, wie die intellektuelle Auswahl der Maßgebenden ist. Man könnte mit einiger Übertreibung sagen, die Körperschaften wählen sich immer selbst wieder. Wir haben die erste Aufgabe des Politikers versäumt, alle Kräfte zu sammeln.

Das Durchschnittsalter eines deutschen Reichstagsabgeordneten beträgt 52 Jahre. Die meisten Abgeordneten haben also schon vor dem Kriege ihre Entwicklung beendet und betrachten die in Krieg und Revolution tief veränderte Zeit nach ihren Vorkriegsanschauungen. Der immanente Gehalt der Gegenwart ist ihnen in vieler Hinsicht unverständlich*) Über dieses Thema ist in Deutschland häufig geschrieben worden. Die Radikalisierung der Jugend wird damit erklärt. Die führenden Männer verstehen in dieser außergewöhnlich stark gewandelten Zeit deren Impulse und Tatsachen nicht und drängen die Jugend dadurch in extreme Ideengänge hinein. Wollte man bei uns einmal nach dem Durchschnittsalter der Körperschaften fragen, so erhielte man eine viel höhere Zahl, deren verhängnisvolle Bedeutung noch dadurch wächst, daß ja bei uns zur Erwerbung einer Mitgliedstelle nicht wie bei Abgeordneten gewisse sichtbare Fähigkeiten notwendig sind, wie man leicht feststellen kann, wenn man die Liste unserer Ausschüsse daraufhin prüft, ob jedem Mitglied die durchschnittliche Intelligenz zugebilligt werden kann. Man sehe nach, ob die Mehrzahl das ist, was man im gewöhnlichen Leben einen aufgeweckten Kopf nennt. Die braosten Mädchen sind bekanntlich die, über die nichts zu sagen ist. Dieser Satz gilt auch für viele unserer Körperschaftsglieder. Dabei haben wir dort, wo wirklich verantwortungsvolle Arbeit zu leisten war, in einigen Fällen sehr junge begabte Leute hochkommen lassen, weil wir wußten, daß hier nicht zu spaßen war. Ich rede keiner Bevorzugung der Jugend das Wort! Ich weise nur darauf hin, daß wir im allgemeinen auf die Mitarbeit von mindestens 20 erwachsenen Jahrgängen verzichten. Das ist ein Ausfall an Kraft, Intelligenz, der umso schwerer wiegt, als man in jüngeren Jahren beweglicher und frischer ist. Eine rechte politische Arbeit ist nur möglich, wenn Alter und Jugend sich ergänzen.

Aus solcher Alterszusammensetzung der maßgebenden Stellen ergibt sich auch die Lust zur Verheimlichung von politischen Maßnahmen, die Taktik, das Volk vor vollzogene Tatsachen zu stellen, und die Unlust zur Diskussion, zur freien und offenen Vertretung des eigenen Standpunktes. Diese Haltung führt, wenn gärende Bestrebungen in der Bevölkerung sind, zu deren Unterdrückung, zur falschen Einstellung vor neuen Gedanken, sodaß sich in schwierigen Fällen das Volk aufgegeben fühlt.

*) Man denke hier auch daran, wie altväterlich und unpolitisch sich die Ressentimentgefühle älterer Herren gegen die Rumänen oft in den Zeitungen äußern.

Die Körperschaften züchten sich ein polizeistaatliches Autoritätsgefühl an, das bedenklich zusammenbricht, wenn einmal die Dinge auf des Messers Schneide stehen. Ich bin geneigt anzunehmen, daß an der Ausbreitung der Unzufriedenenbewegung die Autoritätssucht mit Schuld hat.

Gefährlich werden diese Zustände dadurch, daß das Volk der politischen Gedankenarbeit entzogen wird. Es wahrt wohl die Disziplin, solange ihm keine zu schwere Aufgabe zugemutet wird. Wenn aber eine große Entscheidung notwendig ist, stehen die gegängelten Massen hilflos da und verlieren den Kopf. Auch hier ist man versucht an die Unzufriedenenbewegung zu denken. Um des Volkes willen ist es notwendig, daß wir die öffentliche Diskussion über politische Fragen zulassen, daß sich unsere Führer nicht bloß in Wahlversammlungen, sondern in den Zeitungen verantworten und daß systematisch die weitesten Kreise zur Meinungsäußerung und zur Mitarbeit herangezogen werden. Gewiß ist damit die Gefahr verbunden, daß man Parteiungen und Zerwürfnisse hervorlockt. Aber die sind durch das heutige System auch nicht vermieden und brechen gerade dann hervor, wenn sie am gefährlichsten wirken. Die freie Diskussion und Meinungsäußerung schafft automatisch eine bessere Auslese der Führenden und beseitigt den blinden Massengehorsam, der uns sittlich schädigt und — auf lange Sicht betrachtet — entmannt.

* * *

Nach der Niederschrift dieses Aufsatzes erschienen zwei Artikel des Abgeordneten Hedrich, der den Wahlpakt als Fehler hinstellt und erklärt, der Volksrat sei vor eine von Brandsch vollzogene Tatsache gestellt worden und habe, indem er Absplitterung der Schwaben und Sprengung der Volkseinheit befürchtete, nicht anders können als Ja zu sagen. Die vollzogene Tatsache, vor die das Volk gestellt wurde, ist also komischerweise auch dem Volksrat präsentiert worden, der dazu präsentierte. Ob unsere Politik nun gut oder schlecht war, ist angesichts dieser Vorfälle beinahe nebensächlich. Der Volksrat wollte in seiner Mehrheit den Minderheitenblock und stimmte trotzdem dagegen. Das ist die beste Illustration zu meinem Aufsatz. Daß der Volksrat zur Durchführung seiner Ansicht die schärfsten Waffen besaß, so die ganze sächsische Presse, wenn er den Mut zum öffentlichen Auftreten gehabt hätte, konnte er nicht sehen. Er ist nicht gewohnt zu überzeugen.

Die Entgegnung, die Brandsch nach kurzem veröffentlichte, enthielt seine Argumentation für das Wahlabkommen. Er glaubt, ein freier Wahlgang hätte die Regierung gegen uns gestimmt. Erstaunlich, wie Brandsch in diesem Falle die Macht einer Idee, wie es der Minderheitenblock ist, übersieht und geringschätzt.

* * *

Inzwischen hat die Regierung ihr Budget annehmen lassen, ohne daß darin ein einziger Posten für die Minderheitenschulen ausgeworfen worden ist. Dies ist die Bezahlung für unsere Wahlgenossenschaft. Das Budget wurde von unseren Abgeordneten angenommen.

Unsere einzige mögliche Antwort ist — noch heute möglich — den Minderheitenblock herzustellen und uns jedes Vertrauen auf das Wohlwollen der Regierung abzugewöhnen. Auf diesem Wege, der uns freie Hand läßt, liegt allein unser Heil. Heinrich Zillich

Die zweite Garnitur. Die letzten Wahlen haben gezeigt, daß es doch kein „Luxus" ist, eine zweite Garnitur der Abgeordneten bereit zu haben, die dann einspringen, wenn

gewisse Abgeordnete zu enge Verbindungen mit der einen oder andern fremden Partei haben. Die Angst vor dem „Luxus" einer zweiten Garnitur ist entweder Brotneid oder das Wissen um die Armut unseres Volkes an fähigen Männern, die mit frischen Kräften sich für die Volksbelange einsetzen. Es sollte aber nicht mit richtigen Dingen zugehen, wenn wir auch in den nächsten zehn Jahren keinen neuen Abgeordneten aufstellen könnten lediglich aus Mangel an geeigneten Männern. Also ist die Angst vor dem „Luxus" ein Schreckschuß, der alle Beschränkten treffen soll und man rechnet damit, daß doch die Meisten Beschränkte sind.

Auch ein Abgeordneter muß Linie bewahren. Einem Zickzackspringer glaubt man nicht mehr und ein Abgeordneter, der Linien bewahrt, die außerhalb der Volksinteressen liegen, ist ein Cagliostro, der durch Schreckschüsse das Volk betört, um im Trüben zu fischen. Wir brauchen aber keine Fischer und Bratenfinder, sondern Volksbetraute. Wir brauchen die zweite Garnitur und — brauchen einen Volksrat, der weiß, was er will und der das Befehlen nicht verlernt hat. Misch Orend

Hans Eder in Bukarest. Die Ausstellung, die Hans Eder in diesen Tagen in Bukarest zeigt, ist zwar nicht groß (die Bilder füllen nur einen Saal), aber sie gibt einen starken, geschlossenen Eindruck.

Wollte man das in diesen Bildern sich aussprechende Grundgefühl, das zentrale Erlebnis benennen, so müßte man von einem magischen Element darin, man müßte von einer Darstellung des Wunders sprechen.

Dieses Motiv erfüllt durchaus, auch inhaltlich, das Abendmahl und die Hochzeit zu Kana. Das Wasser verwandelt sich in Wein und der Wein in Blut! Neben dem Mysterium des Lebens dasjenige des Todes! Über der Hochzeit zu Kana liegt ein warmer, sonniger, ein menschlicher Ton. In der Abendmahlsszene klingt das Wort Christi an: „Wenn Ihr mich liebtet, würdet Ihr Euch freuen, daß ich zum Vater gehe, denn der Vater ist mehr als ich." Dieser Christus ist umlodert von einem Licht und trägt ein Antlitz, das schon nicht mehr von dieser Welt ist. Hier das Staunen und Grausen der Jünger von jenem Entwerden der Persönlichkeit im Opfer, vor der Aufhebung jedes nur menschlichen Lebenssinnes, Abwendung von der Welt!

In der Hochzeit zu Kana hingegen festliche Daseinsfreude, sinnliche Lockung, das Ja zum warmen Leben und zu aller kreatürlichen Freude. Hier ist Bacchus nicht fern. Sein Licht leuchtet aus dem in Wein sich wandelnden Wasser, er lebt in den verwunderlichen Naturformen, die zur Mahlzeit die Tafel schmücken, und webt in dem Blätterwerk, das beinahe tropisch die Szene umrahmt. Und das jugendliche Hochzeitspaar scheint sich in dieser Fülle nur um so tiefer gegenseitig zu gehören, ineinander zu ruhen.

Dem gegenüber ist das Abendmahl nur von steinerner Architektur umschlossen und auch im Aufbau der menschlichen Figuren fast mehr Architektur und Symbolik als lebendiger menschlicher Bezug. Bei dem Abendmahl ist jeder, auch der Herr selber, angesichts des Todes sozusagen allein, während die Verwandlung des Wassers in Wein die festlich versammelten Menschen nur enger untereinander und mit der Erde verbindet.

Aber Hinneigung und Abwendung vom Dasein, Lebensbejahung und -verneinung, so scheint der Künstler uns zu sagen, gehören zusammen und sind auf das Ganze bezogen keine sich ausschließenden Gegensätze. Denn Christus vertritt beides und heiligt das „Ja" wie das „Nein", findet den Ausgleich in jenem Aufblick zum Vater der noch mehr wie Gehorsam ist.

Daß aber dieses religiöse Motiv nicht nur gedacht ist, sondern wie der Grundakkord der beiden Bilder rein künstlerisch ausklingt, können wir an zwei Stilleben sehen, in denen Stil und Farbe der beiden großen Darstellungen wiederkehren. — Das eine stellt ein Tablett mit einer Wasserkaraffe, Silber und einigen Früchten dar und erscheint wie eine gedrängte Vorstudie zur Hochzeit. Das andere, welches einen Kaktus mit zwei Figurinen an einem Fenster ohne weitere Fernsicht wiedergibt, ist in Farbe und Formgebung ganz auf den Ernst der Abendmahlsszene gestimmt. Vielleicht ist die künstlerische Form hier noch selbstverständlicher und eindringlicher.

Daß Eder ein Künstler ist, dafür zeugen auch außer dem feinen und ruhigen Kopf des Tiberiu Brediceanu die Doppelporträts der beiden Ästheten und des Bruders mit der Schwester. Besonders das letztere ist von glühender, leidenschaftlicher Charakteristik.

Für Hans Eder ist jeder Sinneneindruck ein Wunder und die Natur eine Kette magischer Verwandlungen. Dieses zugleich beglückende und erschreckende Geheimnis ist aber das Wesentliche aller Kunst. Gerhard von Mutius

Volkswohlfahrt und Kunst. Zur Glosse, die unter diesem Titel im Dezemberheft erschienen ist, trage ich gerne nach, daß mir der Direktor des Tageblattes, Herr H. Plattner, noch ehe er die Glosse kannte, in einem Brief mitteilte, eine Einschränkung und Bevormundung der kritischen Freiheit des Tageblattes werde nicht geduldet werden. Heinrich Zillich

Adele Zay †. So wird ihr Bild für immer unserm Erinnern eingeprägt bleiben: wie sie an ihrem 80. Geburtstag an Jahren alt und doch im Herzen jung geblieben, mit erstaunlicher geistiger Frische die Glückwünsche entgegennahm und auf die verschiedenen Ansprachen Antwort gab in Worten, die zu Herzen gingen und mit feinem Humor, der geistreiche Beziehungen spann und aufgriff.

Es wird wohl wenige Menschen geben, denen es vergönnt ist ein langes Erdendasein mit einem so reichen Inhalt zu füllen, wie ein gütiges Geschick es Adele Zay beschieden hat. Früh schon hat sie des Lebens Ernst erfahren, und das reiche Wissen, das sie sich aneignete, wurde ihr nicht auf gebahntem Wege zu teil, Stück für Stück mußte sie es mühsam aus eigner Kraft erringen, indem sie zum Unterhalt des Hauses durch Erwerb beisteuerte und gleichzeitig an der eigenen Ausbildung arbeitete. Starke Willenskraft, scharfer Verstand, strenge Selbstkritik halfen ihr dabei. So erwarb sie sich eine Bildung, die über den eigenen völkischen Kreis hinausragte und doch fest im Boden des eigenen Volkstums wurzelte. Sie hatte das Gefühl der Verpflichtung, die Welt besser zu machen als sie sie gefunden, und diesem Ziel strebte sie nach in rastloser Arbeit von früh bis spät, ohne Ermüdung, angespornt vom unbeugsamen Willen: für ihr Volk alles herzugeben was ihre Kraft vermochte, ohne an eigenen Vorteil, eigene Bequemlichkeit, an Lob und Ehre zu denken.

Ihre erzieherische Begabung drängte sie, sich dem Lehrberuf zu widmen, in dem sie auch volle Befriedigung fand, weil sie sich ihm mit ganzer Seele und ihrer ganzen starken Persönlichkeit hingab. Mehr als 40 Jahre lang hat sie den ihr anvertrauten Kindergärtnerinnen nicht nur fachliche Kenntnisse vermittelt, sondern in ihre Herzen seelische und sittliche Bildung, Verantwortungs- und Pflichtgefühl im Dienst einer höheren Idee und echt sächsische Volksliebe gepflanzt. Sie lehrte sie an die Dinge dieses Lebens den richtigen Maßstab zu legen, damit sie erkennen lernten was vergänglich sei und was ewigen Wert besaß. Und sie, die nie eigene Kinder geherzt hat, umschloß mit einem Reichtum an Liebe und Mütterlichkeit alle ihre zahllosen Schülerinnen.

Aus der Schule trat Adele Zay in einen weiteren Wirkungskreis hinaus von dem Wunsche beseelt, die sächsische Frau für ihr Volk zu erziehen. Sie hat für die Zulassung der Frau in die Schule gekämpft, und mitgeholfen, ihr die Stellung zu erobern, die sie heute bei uns hat. Sie hat die Frauen aufgerufen sich mitverantwortlich zu fühlen für die Geschicke unseres Volkes, Mitarbeiterinnen und Mitkämpferinnen zu sein um dessen Erhaltung und Fortentwicklung. Sie war die geborene Führerin. Ruhig und besonnen, klar und schlagfertig besaß sie das, was leitende Menschen besitzen müssen: starke Gefühle, die uns die Geschehnisse des menschlichen Herzens erschließen, und einen starken Willen, um sie beherrschen zu können.

Die Kränze, mit denen Liebe und Verehrung den Sarg von Adele Zay schmückten, bedeuten einen tiefen Dank für das, was ihr Leben, das seine Bestimmung erfüllt hat, für uns war. Nicht mit Schmerz gedenken wir der Toten, sondern mit Stolz, „denn tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert fort in Gemüt und Tun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes". Wenn auch der hervorragende Mensch ein Geschöpf der Zeit ist, so leuchtet aus dem Laufe seines Lebens etwas hervor, was nicht dem Zeitlichen angehört. Frieda Wächter

Neue Bücher und Schriften

Paul Eder, Kriegserinnerungen. Aus dem Nachlaß herausgegeben mit Unterstützung der siebenbürgisch-deutschen Verlags A.-G. Kommissionsverlag der Honterus-Buchdruckerei Hermannstadt, 1927. Das Buch ist eingeleitet durch Vorworte von Bischof Fr. Teutsch und Hilde Schullerus. Es enthält die Kriegserlebnisse eines sieb.-sächsischen Ulanenreserveoffiziers und wird veröffentlicht, um den Alltag des Krieges vor dem Vergessen zu bewahren. Die Schilderungen sind nun eigentlich nichts außergewöhnliches. Gerade der Kriegsteilnehmer, dem sie empfohlen werden, sucht darin vergebens nach dem furchtbaren Geschick, dem Besonderen dieses letzten Krieges. Die Hölle des Grabenkrieges, das monatelange Leben in Kot und Erde, Hunger und Durst — all dies findet sich darin nicht. Es sind die Kriegstage einer bevorzugten Truppe. völlig aus der Sphäre des Kavallerieoffiziers betrachtet, der für die schwere Erlebniswelt seiner Soldaten so gut wie keinen Blick verrät und dadurch kein Bild jenes Krieges entwerfen kann, der eben den meisten beschieden und der Weltkrig war. Man liest da staunend, wie viele Offiziere bei einem Regiment von 400 Reitern Dienst taten, wie Ablösung und Bevorzugungen, Sekt, Likör, Einteilungen zu Stäben den Frontkrieg durchbrachen, und hat den Eindruck, daß es Schilderungen eines fernen Krieges seien, den man nicht miterlebt hat.

Wer also einen Spiegel des letzten Krieges, ein tiefes, menschliches Eindringen ins Tatsächliche und Sinnhafte erwartet, wird enttäuscht. Nicht von ferne reichen diese Aufzeichnungen an die Bücher Bindings, Carossas, Renns, u. a. heran, ja sie gehen tausend Dingen und Problemen einfach aus dem Wege. Auch sprachlich sind sie schwach. Aber — darin mag ihre Berechtigung liegen — sie spiegeln die sehr subjektive Erlebniswelt eines Ulanenfähnrichs wieder, die sich im eigenen Offizierskorps am deutlichsten begrenzt. Die Schilderungen dieses Korps von Durchschnittsmenschen und ebenso die fast völlige Fremdheit dem Soldaten gegenüber schafft ein Sittenbild einer kleinen und besonderen Offiziersschicht des letzten Krieges.

Heinrich Zillich

Rudolf Lassel, Lieder. Volksausgabe. Herausgegeben vom Kuratorium zur Herausgabe der Werke Rudolf Lassels, Kronstadt, 1928. — Nun liegt nach zehn Jahren die erste Frucht des Kuratoriums zur Herausgabe der Werke Rudolf Lassels vor. Es sind 10 Einzelgesänge aus dem ungedruckten Nachlaß, darunter sehr bekannte Volkslieder, die in den Besitz des ganzen Volkes übergegangen sind. Die Ausgabe ist durch Spenden gedeckt worden. In absehbarer Zeit ist auf den Druck der übrigen Kompositionen zu rechnen. Es wird sich dann auch Gelegenheit bieten, Rudolf Lassel als Komponisten zu würdigen.

Emil Sigerus, Vom alten Hermannstadt. 3. Folge. Mit 19 Bildern. Verlag Krafft und Drotleff A.-G. Hermannstadt 1928.

Mit dieser dritten Folge hat der Verfasser ein Werk abgeschlossen, das voller Lebendigkeit und Abwechslung das alte Hermannstadt, seine Bürger und Häuser, beleuchtet. Sigerus tut dies nicht als Zünftler, sondern als interessierter Liebhaber, bald volkskundliche Studien über Feier- und Festtage, bald geschichtliche Darstellungen über die erste Eroberung Hermannstadts, bald wieder rechtsgeschichtliche Anmerkungen über „Volksfremde Bürger" in Hermannstadt gebend.

Sehr bemerkenswert ist der Abschnitt Haus und Wohnung, wo aus alten Teilungsbüchern interessante Daten geschöpft werden, daß z. B. einzelne Bürger und Patrizier wahre Gemäldesammlungen besaßen: Georg von Reissenfels hatte 1748 nicht weniger als 69 Bilder an den Wänden seiner Wohnung hängen, darunter 4 große „Viehstücke", 3 „Kuchel und Obststücke", 12 kleine Landschaften „als roinierte Gebäude, wie auch galanterieStückel vorstellend", 4 „Blumenstücke", 1 „Hollendisches Bauernstück" usw. Man staunt über diese weiten künstlerischen Interessen, die nach 48 dann plötzlich in die engste Enge zusammengezogen wurden.

Sigerus hat das Verdienst durch seine „Laienforschung" auf solche und andere Dinge, die die „städtische Volkskunde" anlangen, hingewiesen zu haben.

Misch Orend

Osvát Kálmán, Erdélyi Lexikon. Großwardein 1928. — Ein siebenbürgisches Lexikon — das ist ein Werk, dessen plötzliches Dasein, selbst wenn man von seiner Vorbereitung wußte, überrascht und beim ersten Durchblättern anzeigt, wie stark man es bisher entbehrte. Nun liegt es. zusammengestellt von Osvát Kálmán, in einem Band von etwas über 300 Seiten vor, ist gewiß — wie der Verfasser recht bitter im Vorwort feststellt — nur ein Anfang, dessen ganze Mühe ihm und wenigen Mitarbeitern übertragen war, während sich die meisten zur Arbeit Aufgeforderten der Arbeit entzogen, aber es ist da, eine Plattform, auf der sich ein vollständiges Lexikon nun leichter in späteren Neuauflagen wird erbauen lassen. Schon jetzt ist das Geleistete außerordentlich; es umfaßt wohl die wichtigsten Personen des heutigen siebenbürgischen Lebens und sehr viele Körperschaften, enthält auch zusammenfassende Aufsätze über ganze Erscheinungskomplexe. Es ist ein gut orientierendes Nachschlagewerk, das man fortan nicht mehr entbehren kann und das in die Hand jedes gehört, der in Siebenbürgen bewußt und schaffend lebt.

Hugo Marti, Rumänische Mädchen. Verlag A. Francke, Bern 1928. — Der Verfasser, den wir schon einmal besprochen haben, legt hier zwei rumänische Novellen vor, die in schöner und starker Sprache wirklich einen lebendigen Ausschnitt aus dem Leben unserer Breiten geben. Die Novelle „Jelena" erscheint mir besonders geglückt. Sie schildert einen jungen Bojaren, der seinem bäuerlichen Kutscher die Liebste raubt

und dafür erschlagen wird. Marti kennt das rumänische Volk nicht bloß durch Erfahrung, sondern durch dichterische, bluthafte Einfühlung. Seine Gestalten sind straff, überzeugend, ebenso wie die Schilderungen der Landschaften und des Lebensmilieus in Dorf- und Bojarenhaus. Heinrich Zillich

Jonghemecht. (Siebenbürgenheft) der luxenburger Zeitschrift für heimatliches Theater, Schrift und Volkstum; Esch/Alz.

Man nimmt in Luxenburg unsere literarische Wirksamkeit zu Kenntnis. Des freuen wir uns und reichen die nachbarliche und doch räumlich so ferne Hand zu freundschaftlichem Zusammenarbeiten. Das Heft bietet eine erfreuliche Auswahl von verschiedenen uns bekannten Dichtungen und Aufsätzen; ein zweites Heft scheint in Vorbereitung. Da wäre es wohl möglich, die zahlreichen Fehler in den Personaldaten der Schriftsteller richtig zu stellen. Egon Hajek

Le cri des peuples. (Der Schrei der Völker). Unter diesem Titel, unter dem natürlich der Schrei der unterjochten Völker gemeint ist, erscheint seit einiger Zeit (die 24. Nummer liegt uns bereits vor) in Paris, 4 Rue Lentonnet, eine Zeitschrift herausgegeben von Bernard Lecache, die von uns und besonders von unsern Politikern aufmerksam verfolgt werden sollte. So weit aus den bisherigen Heften zu entnehmen ist, handelt es sich dabei um nichts weniger als um ein Organ, das sich zum Sprachrohr sämtlicher unterdrückter Minderheiten vor dem Forum allgemeinster, sogar übereuropäischer Öffentlichkeit entwickeln möchte. Es kommen dementsprechend darin nicht nur europäische Minderheitenprobleme zu offener Aussprache, sondern der sittliche Freimut und die geistige Schärfe der Mitarbeiter dringt bis zur wesensgleichen Tragik der großen überseeischen Kolonialvölker vor. Merkwürdig gut scheinen sie über die wahren Zustände in Rumänien unterrichtet zu sein. Man liest fast in jeder Nummer Aufsätze, die darauf Bezug nehmen. Zum Regierungssturz der Liberalen schrieb Lecache: Nun den Besen in die Hand, Herr Maniu. —

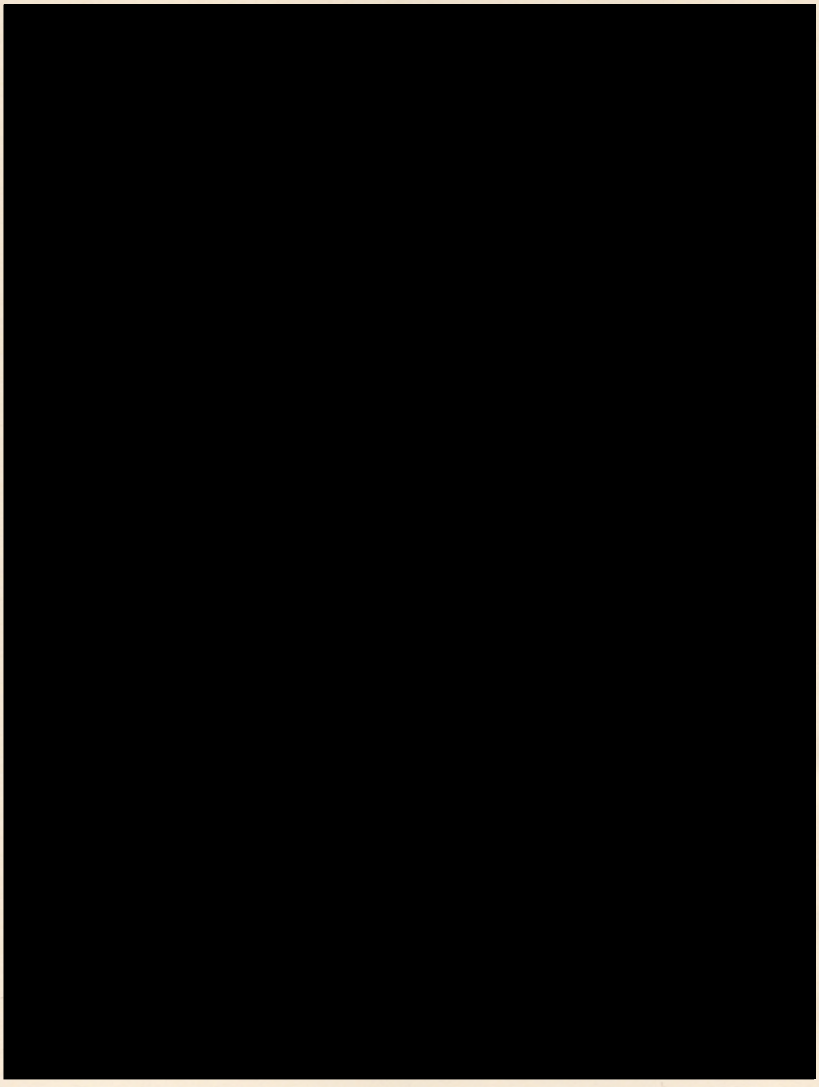
Otto Folberth

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Der Aufsatz von Gerhard von Mutius „Von Jugend und Alten" wurde teilweise schon im Novemberheft 1928 der Bremer Zeitschrift „Die Böttcherstraße" abgedruckt.

Herr Prof. S. C. Mândrescu veröffentlicht auf unsere Aufforderung seinen Aufsatz über die Bedeutung der deutschen Kultur in Rumänien. Prof. S. C. Mândrescu erregte vor kurzem in Bukarest Aufsehen, als er über das gleiche Thema sprach.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Flachszeile 31
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Verlegt vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Imre Nagy, Aquarell

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
6. JAHR FEBRUAR 1929 HEFT 2

Lessing

Von Adolf Meschendorfer

Am 22. Januar waren es zweihundert Jahre, daß uns Lessing geschenkt wurde: der deutsche Klassiker, der dem sächsischen Volke vielleicht am verwandtesten ist. Zähe Kolonistenarbeit und ein schier übermenschlicher Kampf um die Existenz wurden die Geschichte seines Lebens; Die Theologie bildete bei diesem Dichter so wie die Kirche bei dem sächsischen Volk das Fundament seines Wirkens, edler Rationalismus lenkte seine Religion und Weltanschauung und die in der atemlosen Hetze so schwer abgerungenen Werke der Kunst blieben der von ihm am wenigsten beachtete Teil seines Werkes — ähnlich wie bei dem sächsischen Volke.

Der Name Lessing soll slawischen Ursprunges sein und auf deutsch Förster bedeuten. Er würde so in einem tiefen Bilde das Schaffen des Mannes ausdrücken, der dem deutschen Volke den Weg in die Weltliteratur wieder erkämpft hat. Ein tausendjähriger Urwald war die deutsche Dichtung als der zwanzigjährige Student von Berlin aus sein Werk begann. In atemloser Hast hat er dann in drei Jahrzehnten sein Leben schnell verbraucht, um Wege zu bahnen, Gestrüpp zu roden, jungen Edelstämmen den Boden zu bereiten, stolzen Kronen Luft zu schaffen und von allen Seiten das Licht hereinfluten zu lassen. Kein Hindernis, kein Wagnis hat ihn je geschreckt, keine Last gebeugt, keine noch so saure Arbeit entmutigt. Die wegbahnenden Schriften begleiten schöpferische Taten. Manche der mühsam gebrochenen Pfade sind heute Heeresstraßen, auf denen die ganze Welt dahinzieht; so manches holde Geschenk seiner dichterischen Borne ist mit der Zeit gealtert. Doch königlich ragen die Gipfel seiner Weisheit und Kunst auch in unser Jahrhundert herüber und wer innerlich bedrückt nach einem Befreier ausschaut, der wird immer wieder mit Gottfried Keller nach einem Band des edeln Streiters greifen: Komm, tapferer Lessing!

Sinngedichte und anderes

Von Gotthold E. Lessing

An einen Lügner

Du magst so oft, so fein, als dir nur möglich, lügen:
Mich sollst du dennoch nicht betrügen.
Ein einzigmal nur hast du mich betrogen:
Das kam daher, du hattest nicht gelogen.

Auf Trill und Troll

Ob Trill mehr, oder Troll mehr zu beneiden ist,
Trill, der Dorindens Bild, Troll, der Dorinden küßt:
Das möcht ich wohl entschieden wissen, —
Da beide sie gemalt nur küssen.

Entscheidung des Vorigen

Ich denke, Trill ist noch am besten dran:
Weil ihn das Bild nicht wieder küssen kann.

Grabschrift des Nitulus

Hier modert Nitulus, jungfräulichen Gesichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus Nichts.

Der Fuchs und der Storch

Erzähle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle gesehen hast, sagte der Fuchs zu dem weitgereisten Storche.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wiese zu nennen, wo er die schmackhaftesten Würmer und die fettesten Frösche geschmauset.

Sie sind lange in Paris gewesen, mein Herr. Wo speiset man da am besten? Wasfür Wein haben Sie da am meisten nach Ihrem Geschmacke gefunden?

Herkules

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunte darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegnest du so vorzüglich? Ja, ihr selbst, erwiderte Herkules. Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Taten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe.

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes und Juno ward versöhnt.

Der Dornstrauch

Aber sage mir doch, fragte die Weide den Dornstrauch, warum du nach den Kleidern des vorbeigehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? Was können sie dir helfen?

Nichts! sagte der Dornstrauch. Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreißen.

Das Schaf

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte und alle Tiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttin. Warum versäumt das fromme Schaf uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort und sprach: Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die schon gerührte Göttin.

Ich Ärmstes! so sprach es. Ich habe jetzt weder Wolle noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

Indem drang, mit des Hirten Gebete, der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erste Träne geweint, wenn Tränen ein unsterbliches Auge benetzten.

Brief Lessings an Eschenburg

Wolfenbüttel, 31. Dezember 1777.

Mein lieber Eschenburg,

Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Anteil zu danken. Meine Freude war nur kurz: Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? Daß er so bald Unrat merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.

Lessing

Die deutsche Sendung

Rhapsodische Bemerkungen von Heinrich Zillich

Das irredentistische und nationale Streben rechtfertigt sich damit, daß jede Nation ein Recht habe sich staatlich zu organisieren und selbst zu regieren. Damit wird aus dem Ideenkreis der französischen Revolution der Gedanke der Volkssouveränität territorial verstofflicht und lebendig gemacht. Der Staat als Organisation rückt hinter die Nation als Einheit. Sein Gebiet ist das Siedlungsland des Volkes.

Die Schwierigkeit bei der Durchführung dieser — vorweggesagt: verlockenden, geistig schematischen und nicht eben großen Idee liegt darin, daß in weiten Strichen Volk mit Volk verzahnt siedelt, nationale Minderheiten durchsetzt oder umfaßt von einer andersvolklichen Mehrheit. Diese Gemeinsamkeit der Heimat verhindert auch schon in der Theorie eine gerechte Grenzlegung. In der Praxis vermehren sich die Schwierigkeiten. Jede Nation, auch wenn sie sich zu dieser Richtlinie bekennt, wird Ungenauigkeiten der Durchführung verzeihen, sobald sie ihr materiellen Nutzen bringen. Hiemit ist aber die Idee des Nationalstaates schon durchbrochen, aus deren genauester Durchführung sich erst all das ergäbe, was an pazifistischen Hoffnungen

daran geknüpft wird. Nur die gegenseitige Achtung der nationalen Staaten könnte einen Krieg unmöglich machen. Aber dieser Idee fehlt die wahrhaft aus dem Leben dringende Selbstverständlichkeit und Entwicklungsmöglichkeit: sie ist überall im Gegensatz mit den wirtschaftlichen Strömungen, deren Richtung und Vereinigung sich nicht einmal den staatlichen und gar nicht den nationalen Gliederungen anpaßt; sie ist gemacht aus einer Überlegung, einer Ausflucht des Verstandes, sie ist ungenial, weil schematisch.

Es ist zum Überdruß betont worden, daß das gesteigerte Nationalgefühl des letzten Jahrhunderts schuld hat an dem Anwachsen des nationalen Gedankens und seiner Probleme, die so unendlich neu nicht an sich sind, sondern durch die Art wie sie empfunden werden, daß man sehr wohl die Unzulänglichkeit der rettenden Ideen wie Nationalstaat, Minderheitenschutz verstehen kann.

Hinter jeder Politik steht unsichtbar und letztlich bestimmend die innere Bindung der regierenden Gemeinschaft. Als, nach der Entartung des Absolutismus, durch die französische Revolution — die eine Machteinsetzung des allgemeinen Menschlichen und Unzulänglichen war — zur regierenden Gemeinschaft die Allgemeinheit in größtmöglicher Ausdehnung wurde, der Jedermann, fiel auch die bestimmende innere Bindung auf ein allgemein verständliches Niveau. Religion wurde — ob Wissenschaft und „Fortschritt" der Anlaß dazu war, ist hier gleichgültig — erfaßbar und damit tot. Noch hielt sich in den Kirchen und in Vereinzelten ein Rest, der heute zu erglimmen scheint. Wissenschaft wurde Forschung, Erfahrungshäufung, Philosophie materialistisch, Dichtung Beschreibung. Was aber in diesem Wertsturz der Welt auf rechenhafte Beziehungen eine ungeahnte Heiligung erfuhr — allerdings auch nur eine Heiligung wie sie Krämern beschieden ist — war die Nation. Der Einzelne galt nurmehr in der Masse, als Massenteil. Masse findet sich dort, wo Gleichförmigkeit so sehr als Wert empfunden wird, daß alles Andersartige, weil es Probleme weckt, Feindschaft erregt. Die größte Massenverbundenheit, die so entgeistet noch gefühlt wird mit einem Restchen mystischen Gehalts, ist die Nation; dahinter folgt auf der letzten Stufe menschlicher Sympathie, dort wo der nackte Zweck seine idealen Blüten treibt: die soziale Schichtung. Aber dieses Restchen mystischen Gehalts, das von einer tiefen Volksverwurzelung — wie sie groß und geistig heute etwa in Stefan George und R. G. Binding lebt — übrigblieb, genügte, um die Übertreibung und Verabsolutierung des Nationalgefühls zu ermöglichen bei einer Masse,

die religiöses Bedürfnis nur noch an einem sichtbaren Gegenstand auswirken konnte.

Die Irrung der Völker darüber, was ihren Wert ausmacht, ihre Angst vor der geistigen Auseinandersetzung mit den anderen gaukelte ihnen vor, daß die einfache Bestandsmehrung der äußeren Macht einen absoluten Wert habe. In gerader Folge müßte eigentlich jeder Nationalstaat dann sein Ziel erreicht haben, wenn er alle übrigen ausgerottet hat. Und nur die Unzulänglichkeit dieses Triebes — der in solcher Steigerung immerhin beachtenswert wäre — schwächt seine Kraft dahin ab, sich mit dem vorgezeichneten Nationalterritorium zu begnügen, wobei natürlich kleinere oder größere Übergriffe durchaus in der Richtung des Kompromisses liegen.

Die Folge davon ist, daß wir auch das Erbe einer großen Kultur zu verlieren beginnen und uns zerfleischen um Fetzen von Ländern, deren Entnationalisierung erst begann, als wir das eigene Nationalgefühl übertrieben. Der Gedanke der nationalstaatlichen Gliederung ist da ein Rettungsmittel, eine instinktive Abwehr der Ideen, die damit scheinbar aufs schärfste durchgeführt werden. Jedem Volk ein Staat, dann hat keines mehr etwas zu verlangen. Und jeder Minderheit einen Staatsersatz, damit sie ruhig sei. Das ist auch die staats*moralische* Forderung der Gegenwart.

Dieser Forderung widerspricht — soweit es sich um den Nationalstaat (nicht um das Minderheitenrecht) handelt — nicht nur die weltumfassende und -zusammenfassende Tendenz der Wirtschaft, die sich immer weniger, genährt von der Technik, an den staatlichen Gliederungen ausrichtet und immer mehr zum angleichenden Mittel der Neuzeit aufwächst, widerspricht nicht nur die proletarische Bewegung (allerdings nur solange, als sie um die Regierungsmacht kämpft), sondern auch der ausgeweitete grenzüberschreitende Geist eines freien und bewußten Menschentums. Dieses übergreifende Menschentum — man könnte sagen: die Phantasie der Menschheit — erfaßt es aus einem einwohnenden Gefühl für die Totalität der Welt nicht, daß sich in der Eingrenzung der Menschen nach Gebieten und Sprachen ein endgültiges, absolutes Gesetz auswirken soll. Denn im Staate — wie immer man ihn begründet — äußert sich nur dem dumpfen Fanatismus die letzte berufene Gewalt. Und erst dort wo die staatliche Gewalt als Inbegriff der Göttlichkeit erscheint und die göttliche Sendung *welt*herrlich vorlebt wie die früheren deutschen Kaiser, wie etwa der Staufer Friedrich der Zweite, wird das räumliche Staatsgebiet nebensächlich und daher

groß und vor allem nationalübergreifend (nicht trennend) genug, um in der irdischen Unzulänglichkeit den Vergleich der Totalität wenigstens fühlen zu lassen.

Die notwendige Größe in der Wirklichkeit, jene sinnbildliche Machtleihe vom Absoluten und zu dessen Vergleich auf Erden geht den modernen Nationalstaaten ab, obgleich sie sich auf eine gottgesetzte Einheit, das Volk berufen. Denn dieses Volk ist nicht durch sein Volkhaftes, durch sein Eingeborenes — obschon dies in der Organisation immer mehr oder weniger durchschlägt — Träger des Staates, sondern durch seine Zahl, durch sein Meinen, nicht durch sein geistiges Sein: nicht durch die Idee. Daher liegt auch folgerichtig der Schwerpunkt der staatlichen Tätigkeit im organisatorischen Handeln, in der Politik, ganz wie bei einem Kaufmann in den Geschäften, während sie bei den früheren Kaisern in der Idee des Kaisertums lag, in sich selbst beruhte. Der Machtverlust des Kaisers war gleichzeitig der Ideenverlust der Menschheit. Gegen das Adlige siegte das Selbstsüchtige, gegen die Einheit das Territorium, gegen die Menschheit die Nationen. Und wo wir heute an der letzten Folge dieser Entgeistigung halten, wo der Pendel wieder zurückschlägt, ist es bezeichnend für die Furchtbarkeit unseres Sturzes, daß nicht die raumübergreifende Idee der Einheit, der menschliche Vergleich zum göttlichen Eins in die Bestrebungen einschießt, die die Zerrissenheit verringern wollen, sondern die kaufmännische Erwägung der Nützlichkeit. Daher die bei allen Bezeugungen nur praktische, nach den augenblicklichen Kräften eingestellte beschwichtigende, nicht aber schaffende Arbeit des Völkerbundes; in dem allerdings wie selbst im verlotteristen Staatsgebilde auch ein Fünkchen dessen glüht, was vom Feuer der gottgewollten menschlichen Einheitsstaatsidee zur Zeit noch (oder schon wieder) da ist.

Wie aber dieses „Noch-da-ist" bezeugt, daß die letzte Stufe des Verfalls nicht erreicht wurde und, weil wir Menschen extremlose Ausgleiche zwischen dem Gegensatz Gut und Böse sind, niemals erreicht werden kann, ist auch im Widerpart des Nationalstaates, im Volk der wirkliche geistige Baustein da. Natürlich Volk aufgefaßt als das göttlich Bleibende, Essentielle, Vitale, das im Begriffe deutsch etwa steckt.

Es wird hier am Platze sein, auf einen Aufsatz von Gerhard von Mutius zu verweisen, der in dieser Zeitschrift (April 1928) erschienen ist und aus den gleichen Erkenntnissen, die die meinen wesentlich beeinflußt haben, aufzeigte, daß Volkstum immer einen religiösen Kern

enthält. Wobei unter Volkstum nicht eine gleichförmige Menge von Menschen verstanden ist, sondern der erlebte und gefühlte Eigengehalt eines Volkes.

Dieser wurzelt niemals im Irdischen, sondern ist Schickung. Glied eines Volkes zu sein ist unentrinnbares Erbe, dem man wohl durch sein Handeln, nicht aber — ist man darin einmal wirklich lebend und lebendig geworden — durch seine Art widersprechen kann. Nun kann die persönliche Wahrnahme dieser Bindung ganz gering sein, kann abgeleitet sein von Äußerlichen und Belanglosen, in dem sich ein Volk ein Heim schafft, vom Staat, von der Stadt, von der Partei, von der Klasse. Wenn aber all dieses vag ist; gemessen an dem sichtbaren Träger des Volkstums: dem Volke zu gering, wie bei den Deutschen, von denen höchstens zwei Drittel im Reiche wohnen, so wird im gegebenen Augenblick der Selbstbesinnung das Gefühl für das Volkstum, und dieses selbst sich von allen Verkörperlichungen lösen und Geist und Ziel und Idee werden. Jedes wahrhafte Geistige ist raumlos, mag es auch, um lebendig zu werden, räumlich entsprossen sein. Es kann aber überlagert werden von materiellen Einzelbestrebungen, es kann sich zum Interesse erniedrigen. Und so verknechtete sich auch das Nationalgefühl zu einem Firmengefühl für eine sehr deutlich auf Gewinn gestellte Unternehmung.

Diese Unternehmung ist für die Deutschen zu klein geworden. Die Aussicht ist hoffnungslos, die Aktien, die im Nationalstaat jedes Volksmitglied verkörpert, in eine Hand zu bekommen. Das Schicksal erlaubt es diesem Volke nicht, in solcher veräußerlichten Weise der nationalen Konsolidation gemeinsam zu werden. Und nun wurde nach dem Kriege durch gleiche Schickung, die ein Lichtstrahl erleuchtet, das Volksgefühl der Deutschen raumhaft frei, nachdem ihre Sitze schon vorher verstreut worden waren. Man weiß als Deutscher, daß den deutschen Zusammenhalt nicht gemeinschaftliche Rechtsgüter beweisen, sondern ein Tieferes. Nennen wir es — indem wir zur Quelle zurückschreiten, wo das Nichtzunennende ist, wie Faust zu den Müttern untertaucht — „Um sie kein Ort noch weniger eine Zeit" — nennen wir es: das Deutsche.

Wir nennen es so, weil es das wahrhaft Gemeinsame ausspricht ohne zu sagen was es ist. Dieses Gemeinsame wird empfunden. Nur weil es nicht zu erklären ist, ist es das Lebendige, von Ort und Zeit Unabhängige.

Mutius bezeugt nun, daß diese sich klärende Weltverbundenheit

der Deutschen den Grund lege zu einem ökumenischen Bewußtsein, das nicht allein auf die Deutschen beschränkt ist, die also damit einer umfassenden Sendung dienen. Dies alles aufs nachdrücklichste bejaht — deuten doch noch andere Zweige des deutschen Wesens auf die gleiche Aufgabe, fordern und erhöhen sie sogar ins Staatliche, das allerdings dann auch der Unzulänglichkeit entkleidet wird, darin es sich heute erschöpft.

Man wird einwenden, daß jedes Volk solcher gemeinschaftlichen Tiefenverbindung teilhaft ist. Gewiß, aber keines hat es nötig, sich über mehr als 15 Staaten zu erheben, um sich über allen erst zu finden. Jedem anderen Volke, mag es noch so fern von seiner nationalen Selbständigkeit sein, ist die Hoffnung auf kleine Verschiebungen zwischen den Gebieten der „Nationalstaaten" möglich, durch die es zu ungunsten eines anderen sich befriedigen kann. Zugegeben, auch Deutschland hat solche Aussichten, es kann Österreich, die deutschen Teile Polens, der Tschechoslowakei, Frankreichs und den einzigen Fleck deutschen Südens: Bozen einkörpern, wenn es nächstens das Zufallsspiel des Krieges gewinnt. Aber das sind die an die Erde gefesselten Atemzüge des deutschen Staates, nicht die des deutschen Volkes. Das sind Antithesen auf Thesen im Staatenstreit, das ist nicht die deutsche Synthese, die allerdings anderen Völkern versagt zu sein scheint. Denn selbst wenn man das Schicksal der vielen Auslanddeutschen schwarz bewertet, selbst wenn man die Entvolklichung der Deutschen in den Randstaaten Rußlands, in Rußland, im Balkan innerhalb zehn Jahren als vollziehbar annähme, es dann nur noch die Grenzlanddeutschen gäbe, die ein siegreiches Deutschland sich angliederte und damit ein restloser Nationalstaat würde: diese äußerliche Erfüllung wäre auch dann nicht genug. Sie wäre endlich, weltlich, undeutsch.

Denn — und wir schreiten zum zweitenmal ins Unbenennbare — wo wäre jemals die deutsche großerfühlte Staatsidee an Staatsgrenzen gebunden, wo wäre sie in den Zeiten der mächtigsten Blüte nicht welttotal gewesen und hätte nicht selbst in ihrer unzulänglichen Fortsetzung jenes tiefe Mißtrauen gegen jede Eingrenzung bewahrt und bewährt, das noch Österreich zum staatlichen, vor allem aber kulturellen Führer und Begnader Osteuropas gemacht hat. Wo aber hätte deutsche Herrschaft je das Maß so weit verloren, wie heute die demokratischen Staaten, und fremdnationale Minderheiten so schwer gepreßt. Sie siegte kulturell, weil sie dies wollte und nicht die Nebensächlichkeit der nationalen gleichen Glasur.

Wenn jemals der deutsche Nationalstaat entsteht, wird ihm auch unabwendbar der Osten zuströmen — wie er auch heute, von Anfang an, seiner Geistigkeit offen ist. Dieser Einfluß ist der vom Grund auf zuströmende, nicht wie der französische durch Salone und in Allüren zugesickerte, der sich in der Oberschicht der Völker zeitweilig hält, aber nicht lebendig schaffend bleibt. Der deutsche kulturelle Einfluß geht von Mensch zu Mensch; er läßt sich in fremde Sprachen übersetzen; so ist die Kultur Ungarns, der Tschechen eine wesenhaft deutsche, übertragen und abgewandelt in die landschaftlichen Sprachen, aber doch nur ein Dialekt des Deutschen, das dem Europäischen gleicht. So stark ist diese Durchströmung, daß selbst die deutsche Sprache in den von ihrem Geiste genährten Gebieten als Verkehrssprache verwendet wird und zwar im breiten Alltag des Lebens, nicht im Salon. Jeder Straßensteher im Osten spricht einige Brocken deutsch, nur die Diplomaten reden französisch, Zeichen dessen daß sie in geschlossenen Zimmern amtieren. Wie? — wird man einwenden — auch der Laufbursche in Kalkutta redet englisch; ist nicht die englische Ausdehnung der deutschen in Osteuropa ähnlich, nur auf weitaus größere Gebiete gebreitet und hat sie nicht, unterstützt sogar durch Staatsmacht, der ökumenischen Sendung des Deutschtums den Rang längst abgelaufen?

Darauf zu antworten genügt der Hinweis, daß englisches Imperium nie auftrat als Diener einer überwaltenden geistigen Idee, die völkerverbindend wirkt. Englisches Imperium leidet an der Überwertung der eigenen im Augenblick gegebenen Art. Wenn es daran leidet zu glauben, die Welt bedürfe seiner als ordnenden Geist, so steckt dahinter wahrhaft diesseitig die pietistische Frömmelei der Selbstgerechtigkeit, die dieses Volk mit sich schleppt wie die Franzosen die Eitelkeit des Habits. Das Englisch des Laufburschen in Kalkutta ist eine Handelsusance, das Deutsch des Straßenstehers in Bukarest Beweis für eine kulturelle Abhängigkeit, gleich dem Unterschied zwischen den Eroberungsmotiven eines Eduard VII. und eines Hermann von Salza.

Die Franzosen haben mit der Zerstörung der Kaisergräber in Speier gezeigt, was ihnen fehlt und was sie meistern kann, wovor sie sich fürchten und daß die deutsche Idee — denn die lag in jenen Gräbern — ihnen furchtbar ist. Nur haben sie französisch dagegen angekämpft. Solange der Staat und das Volk für das momentan Wirkende steht, für die leere Macht, solange es um das „Epigramm" geht — das ihren Staatsmännern und Dichtern nach Savage Landor allein gelungen ist — sind sie Meister. Das heißt: solange die über-

greifende Idee des Reiches von den Deutschen verraten wird. Das Epos, das eigentlich anfangs- und zeitlose, haben sie nicht verstanden. Und die Engländer, Mittelsleute zwischen ihrem Geist zu dem der Deutschen, kennen das Drama: die Steigerung und den Aufstieg aus dem Gegebenen und den Sturz ins gleichbleibend Gegebene. Sie stehen heute tief im 4. Akt.

Niemals aber ist im deutschen geistigen Leben der Traum und der Drang vom Völkerübergreifenden, von der Totalität der Welt vergessen worden. In jeder Staatsform, selbst in so straffer Fassung wie es die preußische war — die nicht ohne Sinn der im Grunde undeutsche Friedrich erfüllte — war nur ein Teil dessen eingeheimst, was eben deutsch ist. Die große Befruchtung zur Geschichte durch die göttliche Staatsidee geschah den Deutschen in Rom. Aber Rom haben auch andere Völker in der Hand gehabt, „die Hure, die sich geil jedem ihr nahenden Mann anbietet", keinem wurde sie Maria wie den Deutschen, keines nahm hier das Erbe eines toten Weltreiches auf sich und schuf es in ein viel Größeres um: in das Reich.

Kein Volk ist im Laufe seiner Geschichte von der Vorsehung so gnadenvoll unterstützt worden, dieses Reich, zeitlich verloren und niemals ganz vollendet, als geistiges Ziel zu bewahren und ausreifen zu lassen. Jede rasch geltende Form, die den Franzosen so gefällig ist und den Engländern so straff liegt, war hier verachtet, wenn man auch in der Not und Prüfung darnach schrie. Der Inhalt war immer zu umfassend dazu. Form, eingeleitet phonetisch von dem Laute F, dem Laute der Erfüllung, dem Laute, der „Vater" und „Frucht" durchweht, gewährt sich nur dort, wo etwas voll wurde. Franzosen und Engländer wurden es schnell und zeitig, weil ihr Inhalt leichter ist.

Die deutsche Erfüllung liegt höher und daher sind die deutschen Fehler auch ärger. Jedermann empfindet Eigennutz bei den Deutschen als schmachvoller, krasser und aufdringlicher als bei den andern Völkern, obwohl er es an sich gar nicht ist. Aber diese Veräußerlichung ist ein Abfall, ist Verrat bei den Deutschen — das fühlt selbst der Gegner. Die Verachtung, die den Deutschen in manchen Zeiten entgegentrat, hat hier ihren tiefen Grund, der anzeigt, daß den Deutschen ein eigenes Maß gebührt.

Man streitet dem deutschen Volk kaum ab, der größte Umschlagsplatz, der große Stapelplatz und zugleich Acker jedes geistigen Guts zu sein. Alle geistigen Güter sind unter einander verwandt. Die Deutschen ziehen auch das geistige Gut der Politik ein, das die Klein-

händler verstreut haben. Zu jeder Zeit holten sie es zurück, denn es war ihr Gut, das da vertan wird: die europäischen Staaten haben ihre verblaßte Legitimität vom Reiche genommen. Was da verschleudert wurde aus der großen Idee, floß zurück in den deutschen Traum. Ewig geblendet von der großen Vision, die sie unbewußt erfüllte, waren die Deutschen in der kleingewordenen Politik ungeschickt. Daß sie das Reich im Mittelalter verloren, bedeutet nur so viel, daß die Zeit zu klein wurde für die Idee, die immer zu groß ist. Aber die Zeit ist verloren ohne Idee; sie kehrt zu ihr zurück.

Was aber bedeutet dies alles? Macht nicht Europa, nicht Asien, Afrika, Amerika, Rußland dieses zur leeren Phantasie? Die Realität der Kontinente erdrückt sie dies nicht? Ist es nicht deutscher Hochmut, aus der politischen Ohnmacht geboren, was hier geäußert wurde?

Nein, denn es besagt nichts als dies: daß die Konsolidationsbestrebungen, die Europa heute aus nacktem Eigennutz verfolgt, leer bleiben, höchstens für kurze Frist durchgeführt werden, wenn nicht eine Idee übernützlicher Art, wenn nicht der religiöse Geist des Reiches in sie einschießt. Dieser Geist wird von den Deutschen verwaltet. Sie allein sind das kosmopolitische Volk, sie allein können ihn, ausgestreut in mehr als 15 Staaten, ausleben durch das Mittel ihres sich von Jahr zu Jahr bewußter werdenden Volkstums, wobei das Volkstum nur der Träger der Idee, nicht die Idee selbst ist. Die Einheit ihres Volkstums verwahrt eben die Idee, die es selbst und die anderen umschließt. Und weil es sich darin vollendet, daß es überfließt, ist es auch der geistige Schöpfer, auf dem allein sich Pan-Europa oder wie wir es nennen wollen, aufbauen kann, wobei dieses Pan-Europa die innere Berechtigung nur dann hat, wenn es sich zur geeinten Welt, zur Pan-Erde zu weiten strebt.

Dieses Streben hat ebenso wie das Streben zu Pan-Europa einen Gleichklang in den Nützlichkeitsbestrebungen zu Pazifizierung der Erde, wie sie im Völkerbund geradezu börsenmäßig sichtbar werden. Aber ein solcher Gleichklang ist bloß der unserer Zeit und den Nationalstaaten gemäße und von ihnen erfaßbare Ausdruck der tieferen Bewegung. Die Idee zeigt ihnen nur eine Nützlichkeitsseite. Es gibt noch einen zweiten, viel mächtigeren Gleichklang auf so entgeisteter Ebene, der heute auch der Idee dient, ohne sie zu erfassen: die europäische Zivilisation, die die fremden Kontinente Europa ausliefert.

Jede Maschine trägt wie jedes Ergebnis menschlicher Arbeit und Erfindung einen Teil des Schöpfergeistes mit sich, aus dem sie uran-

fänglich stammt. Dieser Teil europäischen Geistes, der immer in den Uranfängen jeder Tat und Schaffung ureuropäisch, also reichlich, umfassend ist, drängt gemischt mit seinem Gleich- oder besser Nebenklang: der Nützlichkeit — seit vielen Jahrzehnten auf die anderen Kontinente ein. Sie haben sich der Nützlichkeit verschrieben und ergeben, kein Fleck der Erde, der ihr nicht verfällt, aber auch keiner, der stark genug wäre, die Maschine, die Nützlichkeit zu übernehmen ohne durch den anhaftenden Wesensteil europäischen Geistes diesem zu unterliegen. Aber dieses Unterliegen ist zugleich ein Aufgeben der eigenen Schöpferquelle. Gewiß, große Eroberungen, die so nachhaltig glücken wie diese, sind schicksalsgewollt. Sie treffen auf bereite Völker. Und so traf die vordringende Zivilisation überall auf alte Kulturen oder Unkulturen, auf stehendes Wasser, in China, Japan, Indien, Afrika. Nirgends trat ihr ein schöpferisches Volk entgegen. Wir brachten den Nutzen. Sie nahmen ihn. Das europäische Mittelalter hätte ihn nicht genommen; es hat ihn sich selbst gebären müssen. Wir brachten oft das Entsetzen, das Elend, das Verbrechen, aber immer neben der größeren Fertigkeit auch die größere lebendige Schöpferkraft, sonst wären wir nicht so grenzenlos durchgedrungen; wir hätten bloß erobert, nicht überzeugt, nicht bekehrt, wenn wir nicht auch die Lebendigeren gewesen wären. Wer sich aber der europäischen Zivilisation verschreibt und nicht aus ihr herstammt, der begibt sich seines kulturellererbten Rhythmusses, seiner ihm eingewachsenen Erde, aus der er schaffen könnte; das heißt allerdings: ist seine Kultur noch fruchtbar, noch wurzelnährende Erde, so begibt er sich ihrer eben nicht und lehnt Europa auch im Äußerlichen ab. Wir trafen auf alte Völker, auf Erben. Die Nützlichkeit guckten sie uns bald ab. Bis sie aber zu dem Uranfang zurückgreifen können, aus dem diese Nützlichkeit nachströmt — zu einem anderen nichteuropäischen Anfang zurückzukehren wehrt ihnen die angenommene Zivilisation — haben wir die Erde in geistiger Gewalt — und dann ist es nur Dialekt, den sie sprechen, wenn sie zu reden anheben, sie werden die europäische Sprache sprechen. Der Geist — ob er dereinst auch vielleicht auf sie überströmt — ist heute fern von ihnen. Was sie erregt und sich sammeln läßt oder zerfleischen in Machtkriegen, ist immer die Nützlichkeit, ist politisch der Nationalstaat oder auf der letzten Stufe der proletarische Staat, für den Amerika und Rußland das gleiche, nur scheinbar und im Äußerlichen verschiedene Beispiel geben: Staat entkleidet von dem in jedem europäischen Staat durchfühlbaren Mystischen des Volkstums

Die schöpferische Quelle ist Europa für alle. Unser Wasser nützen sie, oft besser als wir. Selbst ein Affe lernt das Radfahren. Das Rad erfindet er nicht. Sie schaffen Staaten wie von Klischees abgezogen. Aber das Geheimnis bewahrt Europa in seiner Mitte. Die kopernikanischen Erfindungen und Taten werden hier getan.

Wenn nun der Sachpolitiker herankommt und auf die Schwierigkeiten Europas hinweist und uns zuruft, was uns all dies nütze, die wir in die Geldknechtschaft Amerikas gerieten, Rußland und die Neger ante portas sehen, während wir im eigenen Hause Unfrieden halten, so nennen wir das Beispiel Griechenlands, das trotz der Herrschaft Roms lebendiger blieb als dieses. Aber dabei wissen wir, daß der Geist Europas aggressiv ist und keine Herrschaft erträgt.

Wir zeigen ruhig auf das langsam steigende Gefühl aus dem deutschen Volkstum, das vom Schicksal so gelagert und begabt wurde, daß aus ihm das europäische Reich durchblutet und lebendig, religiös steigt als die Idee, die hinausgreift, schon nicht mehr deutsch ist, sondern europäisch und dadurch erdumspannend und auch erdbeherrschend. Denn es kommt nicht auf die gerechte Organisation an, die man heute in Rußland zum Popanz macht — ungenial und plebejisch — nicht auf die pazifistischen Rückversicherungen, die aus Angst und aus dem in solcher Höhe lächerlichen Mitleid stammen, noch auf die Demokratie und den Faschismus, selbst nicht auf die nützlichen Bestrebungen zur Annäherung der europäischen Staaten; es kommt auf die herrschaftliche Gewißheit an der großen Idee; und deren Ansätze und Träume verwahren die Deutschen.

Und wenn nun gleichsam als Anfang der Verwirklichung — die seit jeher fließt — die heute wichtige Frage des Minderheitenrechts die Deutschen ständig aufruft und alle Völker Partei nehmen läßt über das Nützlichkeitsmaß hinaus, so sehe man darin das Wesentliche. Auf der Seite der Nützlichkeit liegt es, die Minderheiten zu befriedigen, damit Ruhe gehalten wird. Das ist eine Zeitnotwendigkeit; die naturrechtliche Begründung dafür, mit der sie oft verbrämt wird, gehört in den Zitatenschatz der Nationalstaaten. Aber die tiefere Notwendigkeit, die es gebietet, ist: daß die wichtigen Minderheiten die deutschen sind, die überall als Träger Europas wirken, ausgesandte Apostel. Sehr häufig auch beeinflussen von Deutschen kulturell bestimmte Minderheiten fremde Gebiete, Ungarn Rumänien, Kroaten Serbien, ja und damit nicht genug der deutschen Fernwirkung: ganze Landschaften Altösterreichs sind heute „Minderheit" geworden ohne Rücksicht auf

ihre nationale Schichtung. Landschaften wie Siebenbürgen, Kroatien, Bukowina, erobert von Oststaaten, weiten in deren Bereich Europa mächtig aus. Durch die Eroberungen drang territorial der Osten, der Balkan vor, durch die Einverleibung kulturell höherer Landschaften aber verfiel er bis an die russischen Grenzen Europas Vordringen, das hier greifbar nur deutscher Geist ist.

Es ist gleichgültig, ob eine kulturell schwache Minderheit, etwa die Zigeuner, einen Schutz genießt. Die Völker sind sich nicht gleichwert und die Geschichte ist nie schematisch gerecht, deshalb mordet sie auch. Die werthaften Minderheiten aber müssen in dieser Zeit der Gleichheit und Schwäche geschützt sein, weil sie heute schon die Klammern des Reiches sind. Die Minderheiten in ihrer zerstreuten Verknüpftheit verkörpern das Geheimnis des überstaatlichen Reiches, unter dem die Bedrohung einer nationalen Eigenheit auch nicht einmal gedacht sein kann, weil dort die Rangstufen der Werte wieder ins Leben greifen und herrschen.

Die Rangstufen, die sich aus den Nichtzunennenden hergliedern, schaffen die menschliche Einheit und Gemeinschaft wirklich. Diese muß gefühlt sein, ehe wir so schwere Fragen lösen können wie die soziale, denn soziale Probleme sind nicht durch Ordnungen und Systeme zu entknoten. Die Lösung liegt auch hier in der religiösen Bindung des Menschen.

Abendgebet

Von Viktor Glondys

Nun will den Tag beschließen ich
Bei dir, Du meine Ruh.
Ich grüßt im Morgenlobpreis Dich,
Mein letztes Lied bist Du!

Fern liegt die lichte Morgenstund,
Der reicherfüllte Tag.
Ganz nah grüßt mich ein dunkler Grund,
Dahin ich Alles trag.

In feierlichem Lobgesang
Mein letztes Lied verkling.
Dir gilt der allerletzte Klang,
Eh ich ins Dunkel sink.

Kunst als Abbild des Menschen

Von Misch Orend (Fortsetzung)

II.

Kunst als Linie

Der Mensch ist das Maß aller Dinge — für den Menschen. Aber Gleiches läßt sich nur mit Gleichem messen, und wenn der Mensch die Kunstwerke begreift, nachfühlt, mißt, so müssen die Kunstwerke Dinge enthalten, die am Menschen selber zu finden sind, daß er also alles mit seinen eigenen Dingen mißt, mit sich selber.

Ein gemaltes Kunstwerk besteht aus toten Dingen, aus Linien und Farben, aus Licht und Schatten, also müssen diese Linien und Farben am Menschen irgendwie vorhanden sein, so daß er Werte an sie gelegt hat, daß er Gefühle mit ihnen verbindet, denn die Farben und Linien sind tote Dinge und ein Barbare wird nie ein Kunstwerk aus Farben und Linien für ein Kunstwerk halten, weil die Farben und Linien für ihn tot sind.

Ein höherer Mensch aber legt die höchsten Gefühle an Linien und Farben und sie werden ihm zum Ausdruck der höchsten Lebenssteigerung, wie kommt es nun, daß man an Linien und Farben diese Werte legt?

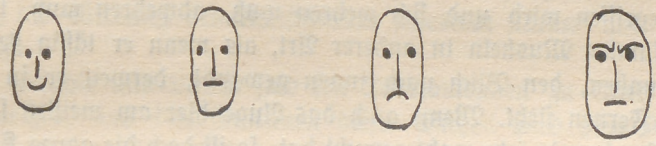
Jedes Gefühl im Menschen wird durch Stellung des Körpers, durch Stellung der Gesichtslinien zum Ausdruck gebracht. Da aber der Körper immer mehr mit Kleidern behängt wurde, verlor er seine Ausdrucksfähigkeit, oder er kann schwer beobachtet werden. Allein das Gesicht bleibt als sichtbarer Spiegel des Innern.

Das Mienenspiel geht immer in Begleitung der Worte, ist aber viel treuer als die Worte und die unmittelbarste Sprache. Das heißt aber nichts anderes, als daß sich die Gesichtsmuskeln verschieben, Stellungen einnehmen, die dem innern Drang entsprechen: bei Heiterkeit sind die Mundwinkel nach oben gebogen, und lacht man, zeigt man die Zähne, so ist dies nicht das Zähnefletschen beim Angriff, sondern Spiel, ein Spielen mit seinen Waffen als ein Rest aus der Tierzeit des Menschen, eine affenhafte Gebärde.

Bei Ernst ist der Mund gerade, weder nach unten noch nach oben gebogen. Leid und Bitternis werden mit gesenkten Mundwinkeln ausgedrückt, um alles Bittere aus dem Munde, wenn auch nur symbolisch, auszustoßen, und Zorn mit gewölbten Augenbrauen, mit geschärftem, abgrenzendem Blick.

Dieses Mienenspiel, auf die wichtigsten Affekte beschränkt, ist jedem Kind und jedem Wilden verständlich, kommt es doch selbst bei höhern Tieren vor. Dadurch aber, daß alle Menschen, die irgendeinen dieser Ausdrücke, also dieser Muskel- und damit Hautverschiebungen, sehen und durch äußere oder innere Nachahmung sich selber in den Zustand, der ausgedrückt ist, versetzen, so verstehen sie den andern Menschen, so verstehen sie schon diese Linien und verknüpfen Gefühle und Linien derart mit einander, daß sie nicht mehr zu trennen sind.

Kinder und kindliche Menschen ahmen alle Gebärden nach, bewußte Menschen wenigstens innerlich — der Mensch ist bekanntlich der Vetter vom Affen — und dadurch ist dieses Linienspiel enstanden, das die beistehenden Zeichnungen zeigen.



Die Gesichtsausdrücke sind die aller ursprünglichsten und einfachsten Gebärden und jedermann verständlich. Denkt man aber an geistig hochstehende Menschen, an Menschen, deren Inneres vielfältig gestaltet ist, deren Seele durch viele anderen Seelen gegangen ist, deren Leben ihnen viel Leid und viele hohe Zeiten des übermütigen Glücks gebracht hat und alles hat sich ins Gesicht geprägt, um Mund und Augen und auf die Stirn, so sind der Linien und Schicksalsfurchen so viele, daß es nicht jedem gegeben ist, hier zu lesen.

Wo die andern Linien der ursprünglich vereinfachten Gebärde entsprechen, ist hier das vielfältigste und bunteste Leben, das seine Spuren hinterlassen hat. Je tiefer gelebt wurde, je tiefer gelitten wurde und je höher die Freude war, um so sprechender sind die Gesichtszüge, um so stärker haben sich beim vielfachen Gebrauch die Muskeln bewegt, gestreckt und zusammengezogen, und die Haut beweglich gemacht und in Falten gelegt als unausbleibliche Begleiterscheinung aller Erlebnisse.

Jede der kleinsten Regungen, alle Übergänge und Abschattungen haben ihre sichtbare Form erhalten und haben sich unlösbar mit der Form verbunden als eine Art Kristallisation als eine Art Begriff in Zeichen.

Als solche Zeichen die für die Gefühlsregungen stehen, als ihre Namen, als solche Zeichen sind die Linien anzusehen, die bei ihrem Anblick sofort das entsprechende Gefühl, die entsprechende Stimmung

im Blickenden hervorrufen, ohne daß dies bewußt wird, ohne daß man den Hergang wahrnimmt, sondern als plötzliche Einstellung in die Gefühlswelt, die ausgedrückt ist.

Alle Regungen zu lesen setzt voraus, daß man Spiegel sein kann, daß man ähnliches erlebt hat, daß das Innere vielfältig genug ist, alle Zeichen zu deuten, in sich aufzunehmen und sprechen zu lassen. Kein Wunder, wenn nicht jeder in jedem Gesicht lesen kann, vor allem vieles oder alles lesen kann, denn das hieße, daß jeder das Gleiche oder Ähnliches erlebt habe, daß er die gleichen Ausdrucksmöglichkeiten habe und daß ihm dadurch gleich alle entsprechenden Gefühle verfügbar seien oder gar die abstrakten Begriffe davon.

Hier liegt das Trennende im Menschen.

Ähnlich verhält es sich mit der gesamten Körperhaltung. Ein Mensch, der angegriffen wird und sich wehren muß, abwehren muß, spannt seine gesamten Muskeln in anderer Art, als wenn er lässig steht, in sich versunken, den Blick nach innen gewandt, derweil er in unermeßliche Fernen sieht. Wenn auch das Auge hier am meisten spricht, wie es Rembrandt sehr wohl gewußt hat, so ist doch die ganze Körperhaltung lässig, schlaff, passiv, erwartungsvoll.

Wieder anders ist der Ausdruck des in übergroßer Freude Bewegten oder Tanzenden, wo Hände und Füße sich in Rhythmen ergehen. Es sind die starken Affekte, die den ganzen Körper mit sich reißen und in Bewegung setzen; die feinern Übergänge jedoch, zumal bei Menschen, die sich zu bezähmen wissen, sind nur an den Linien um Mund und Augen abzulesen.

Wiederum lehrt die Erfahrung, daß eine bestimmte Art der Kopfbildung und des Körperbaues eine bestimmte Art des Charakters bedingt, einer eindeutig feststellbaren Fähigkeit des Erlebens, Fühlens, Betätigens, der Ausdauer und Standhaftigkeit. Herrscht in einem Volk eine Art des Gesamtkörperbaues vor, so kann man den Volkscharakter leicht feststellen; ist ein Volk jedoch stark gemischt und in Stämme geteilt, so ist der Volkscharakter vielfältig, weil die widersprechendsten Eigenschaften sich im Volke finden.

Da aber der Körper als Gesamtheit auch nur aus begrenzten Flächen und Formen besteht, und Form und Charakter untrennbar sind, so heften sich wieder an Linien Eigenschaften, die mit ihnen verschmelzen und eine Einheit bilden. Auch hier werden die Linien, also die äußern Formen, zum Begriff des Wesens.

Verlegt man nun diese Linien des Gefühls und des gesamten Leibes in die Natur, das heißt werden sie in der Natur gefunden, vielfältiger

zwar und ungeordneter, aber doch irgendwie erkennbar, wenn auch unbewußt, so spricht man vom Charakter der Natur: sie ist heroisch, melancholisch, düster, träumend, lachend, ernst. Dies heißt aber nichts anderes, als daß man der Natur, den Bergen, Tälern, Ebenen, dem Meer Eigenschaften beilegt, die der Mensch hat.

Aber Wasser, Erde und Gestein sind tote Dinge, die zufällig als Gegend, als Ausschnitt der Landschaft oder beim Meer in einem besonderen Zustand Linien zeigen, wie sie der Mensch an sich trägt, zwar in versteckterer und vergrößerter Art, als am Menschen, aber doch ihrem Wesen entsprechend.

Dieselben Linien wirken beim Bild, bei einer Plastik, indem sie die Natur nachahmen oder gar noch steigern, da der Künstler unbewußt oft alles Störende wegläßt und alles Bezeichnende übertreibt, so daß die Wirkung des Kunstwerkes jedesmal stärker und einheitlicher ist.

Die Gefühle und Linien sind seit Jahrtausenden zu einer Einheit verschmolzen, und das Erkennen dieser Einheit wird dem Kind bei der Geburt als Eigenschaft mitgegeben. Durch Erfahrung steigert sich diese Erkenntnis, doch bei den meisten durchaus unbewußt. Dadurch gibt es aber kein Ding der Außenwelt, das nicht irgendwie auf den Menschen einwirkt, soweit er nicht anderweitig abgelenkt ist oder soweit ihm das „Sehen" nicht ganz und gar abgeht. Die wenigsten aber „sehen" und noch weniger werden sich ihres „Sehens" bewußt und so müssen höhere Menschen mit „sehenden Augen" das Geschaute herausgreifen, darstellen und dabei zum Ausdruck bringen, was sie dabei fühlten.

Dies Herausgegriffene einer Gegend, dieser Ausschnitt der Landschaft wirkt nun ungestört auf den Beschauer, da die ablenkenden Nebenteile der Gegend ausgeschaltet sind. Aber gerade im Ausschälen und Sondern spricht schon die volle Eigenart des Künstlers mit, indem er nur das gibt, was ihm zugesprochen hat und sollte er auch den Ausschnitt ganz und gar der Natur getreu darstellen.

Hat er aber noch etwas besonders Eigenes zu geben, alle seine Gefühle beim Anblick des Vorwurfs, so liegt das Eigene in dem, was er wegläßt und hinzutut, bis das Bild alles in sich enthält, alles ausdrückt, das der Künstler zum Ausdruck bringen will und sollte er hiebei weit über das Naturgegebene hinausgehen.

Malt der Künstler Menschen oder haut er sie aus Stein aus, so liegt alles klar zu tage, da er eben solche Haltung und solchen Ge-

sichtsausdruck den Gestalten gibt, die die Stimmung ausdrücken, die der Künstler will. Auch hier kann der Künstler frei schalten, indem er alles Zufällige wegläßt und das Bezeichnende steigert.

Das Weglassen kann jedoch soweit gehen, besonders in der Plastik, daß die in der Natur gegebenen Maße eines Körpers verschoben werden, wenn dadurch ein neuer und starker Ausdruck erzielt wird. Es sind immer die Formen und Linien, die sprechen und die selbständig genug sind, über die Natur und ihre Maße zu siegen, wenn ein bestimmter Ausdruck dargestellt werden soll.

Das Gleiche findet sich jedoch auch in der Malerei, wo Gestalten bis zum äußersten stilisiert sind, wo alle Naturverhältnisse und Maße aufgehoben sind und man mit Willkür und Lust mit den Dingen der Natur umgeht, sie verzerrt und umgestaltet, bis ein Bild da ist mit seiner eigenartigen Stimmung.

Dieser Art ist auch die Ornamentik; und was eine Zeit in ihre Kunst legte, das spiegelt sich getreulich auch in ihrer Ornamentik wieder, weil die Linienführung und Formung dieselbe Stimmung erzeugt, wie die große Kunst dieser Zeit, nur daß die große Kunst von Kunstwerk zu Kunstwerk bestimmte, eigene, besondere Stimmungen und Gefühle auslöst, während die Unterschiede in der Ornamentik kleiner und zarter sind, daß sie also im Groben einen einheitlichen Stimmungsgehalt tragen und eben den, der für diese Zeit und für diesen Stil bezeichnend ist.

Ähnlich verhält es sich mit der Volkskunst, mit der Kunst des Bauern und bäuerlichen Handwerkers eines Volkes. Denn wo es je zu einer Volkskunst gekommen ist, zeigt sich überall der Volkscharakter, die Volksseele in dieser Kunst. Und sollten die Motive und Vorlagen aus den verschiedensten Zeiten und Gegenden geholt sein, so ist die Art, wie sie dargestellt sind, wie sie umgebogen und umgeformt sind, doch nur diesem Volke eigen. Es spricht hier das Fühlen, Wünschen und Lieben eines ganzen Volkes in Linien ausgedrückt, weil es nur die Linien gelten läßt, die ihm gemäß sind und die sein Inneres, die Volksseele, zum Ausdruck bringen, und weil — unbewußt — die besten Vertreter des Volkes diese Linien irgendwie an sich tragen. —

Überall sind es die Linien, die am Menschen mit Werten belegt wurden und von denen man, wo immer man sie findet, diese Werte wieder abliest und sprechen läßt.

Die Linien haben jedoch noch eine zweite Bedeutung: als geometrische Gebilde, als Symmetrie. Es gibt kein Kunstwerk, das dieses

Gesetz irgendwie verletzen darf und hier ist die geheime oder offene Achse, um die sich das Kunstwerk aufbaut. Und malte jemand nach der Natur und meinte einen wirklichen Ausschnitt der Landschaft darzustellen, so wird er getäuscht, denn unbewußt, wenn auch nur durch Licht und Schatten, wird doch ein geheimer Mittelpunkt geschaffen, denn sonst wäre das Kunstwerk kein Kunstwerk.

Symmetrie stellt aber ein Gesetz der Kräfte dar, eine Wage, eine gleichstarke Spannung von zwei und mehreren Seiten um einen Mittelpunkt oder um zwei Mittelpunkte, über denen ein erhöhter Mittelpunkt liegt.

Und ist die Symmetrie in der Anordnung der Gegenstände und Gestalten nicht geometrisch durchgeführt, so muß das Gesetz der Wage doch durchgeführt sein, das Gesetz der Schwerkraft und Kraftspannung. Es ist jedoch nicht nötig, daß der Mittelpunkt der Kraftspannung jedesmal im Mittelpunkt des Kunstwerkes zu liegen hat, doch muß er da sein, selbst wenn Bewegung vorgetäuscht wird, daß nicht die Empfindung des Umkippens, Umfallens, Auseinanderfallens entsteht.

Dieses Gesetz des Gleichgewichts, je nachdem ob es deutlich zum Vorschein tritt, sichtbar vorherrscht, oder ob es verborgen und versteckt im Kunstwerk liegt, bedingt einen ganz bestimmten Charakter, eine Verfassung des Geistes, eine Zucht des Geistes und des Ichs, die hier sichtbar geformt werden.

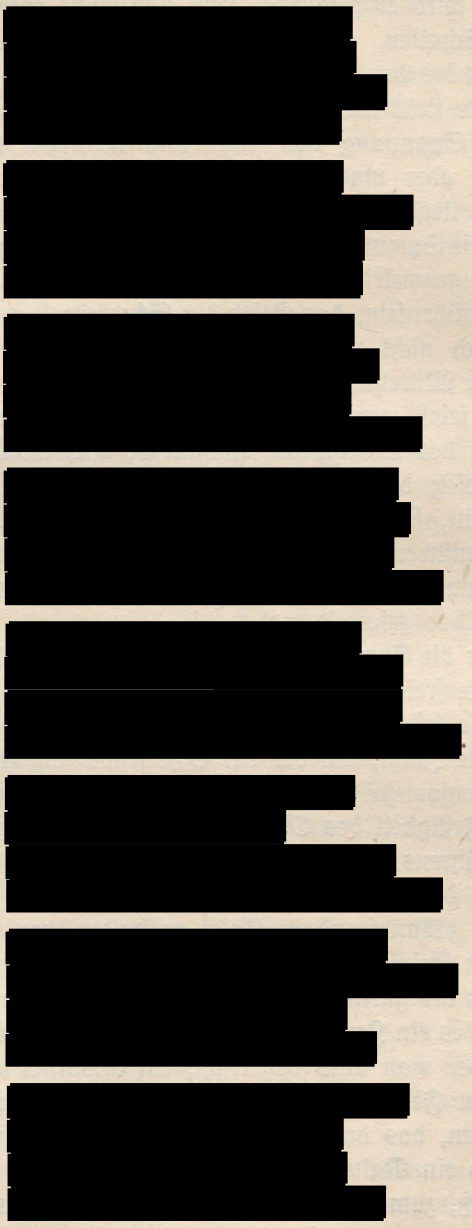
Je stärker die Symmetrie zu tage tritt, dieses Gesetz der Kraftspannung, und je freier trotzdem die einzelnen Figuren und Gegenstände wirken, umso fester ist der Charakter des Schaffenden geprägt, umso größer ist die Zucht, mit der der Schaffende sich und das Kunstwerk behandelt, umsomehr liebt ein Volk, wenn die Volkskunst dies ausdrückt, die Festigkeit des Charakters, diese Beständigkeit des Wollens und Durchführens.

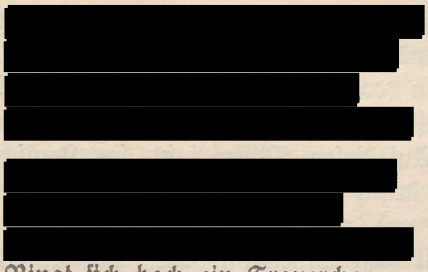
Vielleicht, daß die Schaffenden es nötig haben, daß es ihre Not war, sich zu zähmen und in Zucht zu halten, um aus der Mannigfaltigkeit der Erscheinung das Zutreffende herauszuwählen, nicht aus einem Fehlen des guten Blicks, sondern aus Überfülle des zu Sagenden. Nun aber ist es ein Zeugnis der Überwindung, ein Zeugnis der eigenen Kraft, mit der man alles beherrscht, ein Ausdruck der Macht und ein Ausdruck der Festigkeit des eigenen Charakters, trotz all des Zarten und Zierlichen, das dargestellt ist, und gerade mit ihm.

Hier wird ein Naturgesetz der Wage, das jeder kennt, ohne daß es jeder weiß, zum Deuter des menschlichen Wesens. (Forts. folgt.)

Märchenreise

Eine Romanze aus dem griechischen Meere von Egon Hajek





Ringt sich hoch ein Trauerchor.

Intuition

Versuch einer Darstellung des Grundproblems der Bergson'schen Metaphysik

Von Rainer Biemel

Das Problem der Kant'schen Philosophie war letzten Endes die philosophische Begründung der zu seiner Zeit sich entwickelnden Wissenschaft. Kant kam zur Lösung, daß die Wissenschaft allein der menschlichen Erkenntnis zugänglich sei und das jede Spekulation, die „das Ding an sich" ergründen wolle, ausgeschlossen ist.

Wie trotz Kant eine neue Metaphysik lebend geworden, eine Metaphysik frei von der Wissenschaft, an die sie seit Descartes gebunden war, wollen wir im Folgenden zu zeigen versuchen.

Der Ausgangspunkt Bergsons ist die Wirklichkeit des Geisteslebens, die als Erster William James gesehen hat. Denn vor James und Bergson waren Intellektualisten und Wissenschaftler darauf bedacht, im Geistesleben entweder ein Abbild der Außenwelt zu finden, oder das Leben der Seele mit den Methoden der Physik zu erklären. Alle diese Versuche scheiterten notwendig, da sie sich nicht um das Wesen der Wirklichkeit des Geistes kümmerten. Bergson sah, indem er die Konzepte der Einheit und der Mehrheit auf das Geistesleben anwenden wollte, daß beide zwar in einem gewissen Maße berechtigt waren, und andererseits es auch nicht waren. Es wurde ihm klar, daß jedes Konzept seiner Natur wegen der psychologischen Wirklichkeit inadäquat sein muß. In jedem Seelenzustand ist die Einheit und Mehrheit vorhanden. Einheit, durch das Wesen des steten Fließens, des Rhythmusses der Dauer; Mehrheit, durch die stete Schöpfung von Neuem. Diese Untersuchung des Geisteslebens ist gleichzeitig eine Kritik des Werkzeuges der Erkenntnis. Der Mensch bedient sich zweier

Werkzeuge: Er weiß auf zwei Arten, die dem Wesen nach gar nichts gemein haben und doch zusammengehören. Es sind dies: Das unmittelbare Wissen (connaisance immédiate), das Wissen durch Anschauung, dies ist augenblicklich, erfaßt das Ding auf einmal und von innen heraus. Auf diesem Wissen fußt das Logische (connaissance médiate). Dies kennt die Wirklichkeit nur von außen. Es löst sich in termini auf und rollt sich im Raum und in der Zeit auf. Die Wissenschaft stellt diese Erkenntnis dar. Das unmittelbare Wissen ist dem Raum und der Zeit transzendent, es bewegt sich im Rhythmus der Dauer.

Woher haben wir Intuition, Anschauung und welchen Wert hat diese Intuition? Die Intellektualisten waren der Ansicht, daß wir nur sensible Intuitionen haben, aber schon im „Mythus der Ideen" und bei Descartes, in seinen „idées innées" finden wir wirkliche intellektuelle Intuitionen. Diese aber für „innées" (angeboren) zu erklären, hieß auf eine Erklärung verzichten. Kant löst seinerseits das Problem durch den „Apriorismus". Nun wenn es ein a priori gibt, so kann dies nur eine intellektuelle Tätigkeit von plastischem, dynamischem Charakter sein.

Von dem Standpunkt des intuitiven Psychologen unterzieht nun Bergson den Intellektualismus und sein Werkzeug, das Konzept, einer Kritik.

Wie entstand dieses Werkzeug? Welches ist sein innerstes Wesen und worauf ist dieses zurückzuführen?

Das Ziel allen Lebens liegt unmittelbar im Handeln, und dieses Handeln wird beim einzelnen Lebewesen von seiner Umgebung bestimmt. Der Mensch befand sich in einer Umgebung, deren Rhythmus unweit langsamer, als der seines eigenen Lebens war. Er war so langsam, daß er dem Stillsein nahe kam. Auf diesen Stillstand mußte der Mensch sich einstellen. Für ihn gab es keine Bewegung. Alles, was er einmal feststellte, mußte sich unbedingt in derselben Folge wiederholen. Dies war „die geschichtliche Basis seines Handelns" (Driesch), denn um Handeln zu können, braucht man vor allem Voraussicht; man mußte wissen, was in diesem oder jenem Falle unbedingt geschehen werde. Durch diese Tatsache finden wir das Wesen der Intelligenz, die sich auf die Form allein verläßt und die Bewegung nicht versteht. Erinnern wir nur nebenbei an die griechischen Intellektualisten. Ihre ständige Anstrengung war es, alles auf die Form zurückzubringen und zu zeigen, daß Bewegung degradierte

Form sei. Da nun aber Bewegung doch da war und sich nicht leugnen ließ, so verfuhr die Intelligenz mit ihr folgend: Das Konzept hatte die Rolle einer Momentaufnahme, die man im Rhythmus der Bewegung aufnahm und sie dann aufeinander folgen ließ. So wurde die Bewegung zuerst zerlegt und wieder zusammengesetzt. Ähnlich verfährt der Kinematograph. Das Konzept ist also nur ein Werkzeug, das uns hilft, die Dinge zu ordnen. Mit den Dingen und der Wirklichkeit selbst, hat es nichts gemein. Eine Metaphysik des Intellekts ist also nicht möglich. Der Intellekt ist der Wirklichkeit fremd. Er entspricht nur einer ihrer Seiten, dem Determinismus.

Aber können wir das Konzept überwinden? Der menschliche Gedanke ist doch an das Wort, an die Vermittlung gebunden. Die Intuition läßt sich in kein Wort fassen. Nun dieses ist der scheinbar wunde Punkt der Bergson'schen Philosophie. Hier riefen ihm seine Gegner zu, wozu der große Lärm, wenn deine Intuition unaussprechlich ist, so hat sie für uns Menschen keinen Wert.

In einem gewissen Maße ist dies wahr. Aber Bergson glaubt an eine Überwindung des Konzepts. Er selbst hat es auf großartige Weise in seinem Werke getan. Er wirft alles, was irgendwie konzeptuell ist, fort, jede Symbolik, all das, was die Sprache mit sich bringt.

Er versucht an der Quelle alles Denkens zu schöpfen, d. h. an der Intuition. Daß die Intuition im Geistesleben von jeher die größte Rolle gespielt hat, ist klar. Sie ist gleichsam die Nährmutter alles Schaffens. Sie ist die Bedingung jedes Denkens. Aber das Wort ist andererseits die Bedingung jeder Vermittlung des Gedankens. Im Anfang war also nicht das Wort, sondern die Intuition. Und wenn eine Metaphysik möglich ist, so kann sie nicht auf dialektischem Wege erfüllt werden, sie muß intuitiv erfaßt werden. Die Metaphysik ist ein „Sein" (être), das sich nicht beweisen läßt. Es kann nur intuitiv erfaßt werden.

Bergson liebt es, sich in Bildern auszudrücken, es sind dies aber keine Symbole, sondern es ist Wirklichkeit. Und diese Form ist auch ganz natürlich, nachdem Bergson die Idee als metaphysisches Erkennen zurückgewiesen hat.

Die neue Metaphysik ist denn Erkennen, das jenem der Wissenschaft völlig entgegengesetzt ist. Die Ziele sind schon ganz verschieden. Die Wissenschaft ist praktisch, im weiten Sinne des Wortes. Die Metaphysik sucht die Erkenntnis der Wirklichkeit jenseits der Ver-

änderungen, die die Wissenschaft, die Sprache und der alltägliche Sinn des Lebens, ihr aufgedrungen haben. Die Wissenschaft ist durch die Tatsache, daß sich durch die ganze Wirklichkeit der Faden des Determinismus zieht, gerechtfertigt. Und wenn Bergson auch manches mit dem Pragmatismus gemeinsam hat, so unterscheidet er sich durch diese Auffassung der Wissenschaft ganz wesentlich von ihm. Der Ausdruck des Determinismus ist das Gesetz; es legt ein Verhältnis fest, das immer dasselbe bleiben wird. Das Entstehen des Phänomens ist uns für immer verschlossen.

Die Wissenschaft sucht alles zu identifizieren, uns zu zeigen, wie das eine aus dem andern hervorgegangen ist. Ihr Ziel ist letzten Endes zu zeigen, daß A = A ist.

Während die Metaphysik von dieser Tatsache geboren wird, daß es etwas Neues gibt, daß zum Beispiel das Leben des Geistes schöpferisch ist, und sie also zu zeigen versucht, wie A B wird. Das ist ihre Rechtfertigung und ihr hohes Ziel.

Wir haben in folgendem durch die Kritik des Intellektualismus und durch eine Untersuchung der Formen der Erkenntnis das Grundproblem des Intuitivismus skizziert.

Die Tragweite einer auf der Intuition fußenden Philosophie konnten wir nicht klar abstechen, weil dazu eine Untersuchung der Werke Bergson's notwendig gewesen wäre.

Schließend wollen wir nur bemerken, daß unter dem Einfluß, manchmal zwar auch nur unter dem Eindruck Bergsons die gesamte moderne Philosophie steht.

Werke: Les Données immédiates de la Conscience (Deutsch: Zeit und Freiheit). Matière et Mémoire (Materie uud Gedächtnis). L'Évolution crèatrice (Noch nicht übersetzt). Die französischen Ausgaben bei Librairie Alcan Paris.

Brunnenvergiftung

Von Dr. Karl Grasser

„Naturkunde für die 3. und 4. Klasse der Volksschule, von Jakob Fuchs, Lehrer in Timisoara".

So nennt sich ein „durch das hohe Unterrichtsministerium für den Volksschulgebrauch unter der Zahl 369/925 genehmigtes", also bereits seit 1925 eingeführtes Lehrbuch.

Mein Jüngster, der die 3. Klasse der Volksschule besucht, lenkte beim Mittagstisch meine Aufmerksamkeit darauf durch die Frage:

„Wünschest Du keine Gemüsen oder Früchten?" Auf meinen fragenden Blick, brachte er seine „Naturkunde" herbei und zeigte schweigend auf Seite 39 des Buches, wo schwarz auf weiß zu lesen ist:

„Aufbewahrung der Früchten."

„Vom Frühling bis zum Herbste sind die verschiedenen Gemüsen und Obste unsere schmackhaftesten Nahrungsmittel."

Diese Kostprobe veranlaßte mich das im Flitter ministerieller Genehmigung strahlende Prachtwerk des Herrn Fuchs näher in Augenschein zu nehmen. Was ich da nun fand, muß traurig stimmen. Verwunderlich ist nur, daß es bisher noch kein Fachmann vor versammeltem Volke abgeschlachtet hat.

Die Erzeugung und Einführung solcher Lehrbücher sollte von Rechts wegen dem Verbrechen der Brunnenvergiftung gleichgestellt werden.

Der geneigte Leser möge selbst urteilen. Zu diesem Zwecke überreiche ich ihm ein bescheidenes Sträußchen das aus den unverfälschten Blüten dieses Prachtwerkes zusammengestellt ist. Unter der Aufschrift „Der Nutzen der Tiere", lehrt der Verfasser:

„Der Mensch hält sich die Haustiere, weil er großen Nutzen von ihnen hat. Von den Säugetieren haben wir während ihrer Lebenszeit die Milch, von welcher wir Butter und Käse bereiten.[1]) Nach ihrem Ableben aber dient uns ihr Fleisch als wichtiges Nahrungsmittel."[2])

Dieser Auslese aus der Tierkunde des Herrn Fuchs lasse ich seine Lehren aus der Pflanzenkunde folgen. Der Leser wird sich leicht überzeugen, wie sehr der illustre Verfasser der Naturkunde, „ein zweiter Zeus wägend mit gerechten Händen, genau darauf achtet, daß nicht in die eine Wagschale auch nur ein Atom Sinn mehr als in die andere komme."

Schon der Anfang ist vielversprechend.

„Die Pflanzen", sagt er auf S. 32, „leben, nähren und vermehren sich, wachsen, atmen und sterben ab, wie der Mensch und die Tiere."

Gleich darauf läßt er sich über die künstliche Vermehrung der Pflanzen folgendermaßen vernehmen:

„Man kann die Pflanzen aber auch durch Pfropfen und Augeln vermehren. Obstbäume und Weinreben werden auch durch Pfropfen vermehrt. Ein edler Pfro-

[1]) Anm. des Setzers: Vornehmlich von Eseln, Schweinen, Katzen und Hundeln.

[2]) Anm. des Setzers: Das ist wahrhaft prächtig gesagt! Was würden Sie, der Herr Verfasser der „Naturkunde", dazu sagen, wenn man Ihnen zum Abendschmaus einen Hund nach seinem Ableben oder eine krepierte Katze vorsetzen würde? Oder aber, weil Sie bloß Muttertiere der Zweihufer unter Haustieren verstanden wissen wollen, eine umgestandene Kuh, von der Sie während ihrer Lebenszeit die Milch gehabt haben.

pfen wird in den Stamm des Wildlings gesetzt und verbunden. Da läßt man keine wilde Triebe aufkommen, sondern entfernt sie sorgfältig." (S. 34.) [1])

Aus der Reihe seiner landwirtschaftlichen Belehrungen will ich bloß ein einziges Beispiel heranziehen:

„Die Stallungen soll man täglich gründlich misten." (S. 63.) [2])

Es sei gestattet ein paar Beispiele aus der Wärmelehre des Verfassers hier anzureihen:

„Dem Stearin wird etwas Bienenwachs beigemengt, dann wird es auf schwacher Wärme geschmolzen." (S. 46.)

„Nach dem Melken wird die Milch auf einem kühlen Orte aufbewahrt." (S. 43.)

„Die Ziegel wird auf der Sonne getrocknet." (S. 12.) [3])

„In den kalten Herbstnächten frieren die Tautropfen öfters, das ist der Reif." (S. 26.)

Seine Glanzleistung ist zweifellos seine „Gesundheitslehre."

Männer der ärztlichen Wissenschaft, höret, leset, und staunet!

„Masern und Röteln sind nicht so gefährlich wie Scharlach, aber auch leicht erblich." (S. 61.)

„Der an der Lungenschwindsucht oder Tuberkulose leidende, ist schwach und sicht langsam, aber sicher dahin. Unregelmäßige Lebensweise, feuchte und finstere Wohnung, Unterernährung und Mangel an frischer Luft sind die Ursachen der Tuberkulose." (S. 61.)

Das Höchste aber, was der Verfasser sich geleistet, das, worin er sich selbst übertroffen hat, ist seine Lehre über die

[1]) Anm. des Setzers: Das ist eine großartige Erfindung. Gärtner können bisher durch Pfropfen oder Okulieren nur Wildlinge veredeln, Sie aber vermehren durch Pfropfen und Augeln Pflanzen, sogar Obstbäume und Weinreben.

Freilich ist zur Vermehrung der Obstbäume und Reben ein edler Pfropfen notwendig. Was ist das? Etwa gar der Pfropfen einer Champagner-Flasche? Ein Pfropfen, der beim Öffnen der Flasche mit lautem Knall an die Zimmerdecke geschleudert, uns aneifert, das aus der Flasche entströmende köstliche Gesüff eilends die Gurgel hinabrinnen zu lassen, woraus dann sehr leicht „wilde Triebe" sich entwickeln können, und darum die vorsichtige Mahnung an die unerfahrene Schuljugend: „Da läßt man keine wilde Triebe aufkommen, sondern entfernt sie sorgfältig."

[2]) Anm. des Setzers: Diese Lehre haben Sie in ihrem Lehrbuch gründlich beherzigt, denn so viel Misthaufen wie in Ihrem Lehrbuch findet man sonst nirgend beieinander. Diesen Augiasstall könnte nicht einmal ein Herkules reinigen. Es wimmelt darin auf jeder Seite von Verstößen gegen die Sprache, gegen die Vernunft und gegen die Rechtschreibung.

[3]) Anm. des Setzers: Also Sie können die Milch auf einem kühlen Ort aufbewahren, die Ziegeln auf der Sonne trocknen und die Kerzen auf schwacher Wärme schmelzen. Herrlich!

Nebenbei! Allgemein versteht man unter einem kühlen Ort etwas ganz anderes als Sie in Ihrer Harmlosigkeit meinen.

„Gesundheitszustände im Gemeindewesen":

„Der Gesundheitszustand einer Gemeinde hängt hauptsächlich von ihrer Lage, von der Luft und dem Trinkwasser ab. Sind diese Bedingungen nicht vorhanden, so kann man sie durch sanitäre Einrichtungen ersetzen."

So schreibt und lehrt man ungestört.... in einem Lehrbuch für unsere Jugend. Es ist ein mattes Bild, wenn man von Samenkörnern der Wissenschaft spricht, die ausgestreut würden. Nein, das Korn, das wir in einen fremden Geist verpflanzen wollen, muß schon alle Wurzeln mitbringen, nicht nur eine logische Pfahlwurzel, sondern auch alle seelischen Faserwurzeln, damit es in dem neuen Boden sogleich festen Fuß fassen könne. Klare Begriffe hat der Lehrende in die Seele des Lernenden zu verpflanzen und nicht handgreiflichen Blödsinn. Dies Lehrbuch tötet gleicherweise den Verstand wie auch den Sprachsinn unserer unverdorbenen Jugend. Es ist eine Kulturschande. Wer es unseren Kindern in die Hände drückt, begeht ein Verbrechen an ihnen.

Dieses Verbrechens klage ich unser Unterrichtsministerium an, kann aber dabei auch an unserem knechtischen Sinn nicht vorüber.

Das Unterrichtsministerium hat sich selbst gerichtet, seine gänzliche Unfähigkeit zur Beurteilung eines deutschen Lehrbuches vor aller Welt dargetan.

Das darf aber für uns kein Trost sein, denn siehe, die kleinen Vogeleltern stürzen sich mit Todesverachtung auf den Nesträuber und decken mit ihrem eigenen Leibe ihre Jungen gegen den frechen Eindringling.

Dieses blödsinnige Lehrbuch ist mit seinem Kauderwelsch ein unerhörter Anschlag gegen das angeborene göttliche Recht unserer Kinder auf ihre heilige Muttersprache, auf das Recht, zu dessen Wahrung mit unseren Leibern einzutreten unsere heiligste Pflicht ist. Wir betteln nicht um Gnaden oder Geschenke, nein wir fordern unser Recht, das Recht unserer Kinder! Kein Ministerium hat die Berufung zur Genehmigung der Lehrbücher, die für unsere Kinder gut genug sind. Dazu sind einzig wir berufen und darum muß vor allem dies schandbare Lehrbuch aus unseren Schulen hinaus.

Ein Zwiegespräch

Von Misch Orend

A. „Das Volk ist hier ganz aufgeklärt,
es wird von Alten klug belehrt."

B. „„Das merkt man wohl, es kann nur altklug sprechen
und Jugend ist ihm gar schon ein Verbrechen.""

A. „Die Jugend hat sich nicht bewährt,
ihr fehlt das Respektieren;
doch wird sie erst gut klein gekehrt,
so lernt sie das Parieren."

B. „„Doch bis sie selbst zu eignem Handeln kommt,
ist ihr der Trieb und alle Lust verflogen:
sie liebt die Ruhe dann und was dem Alter frommt,
den warmen Lehnstuhl, polsterüberzogen.""

A. „Das ist so recht, es bleibt beim Alten,
man freut sich der Beständigkeit;
man soll nicht ändern im Verwalten,
sonst schwindet Furcht und Dankbarkeit.
Und wollt' man auch nicht Höllen sprängen —
es gab doch Nahrung hier in Mengen."

B. „„So sieht es aus, den Bauch sich anzufüllen,
und die Verdauung dann in Ruhe abzuhalten
tut man mit Überlegung und mit Willen —
und sieht, daß Ruhm und Ehre nicht erkalten.
Tut man gar wohlgenährt im Ruhm schmarotzen,
kann man im Hinterhalt dem freien Geiste trotzen.""

A. „Das ist doch klug, denn wer wird gleich
die Öffentlichkeit allarmieren?
Ein Freigeist ist dem Teufel gleich,
er kann ein ganzes Volk verführen."

B. „„So gönnt ihr nicht dem Volke höhere Rechte
und Selbstgefühl und seliges Schaun?
Euch eignet es sich nur als Knechte,
das folgsam ist und voll Vertraun!""

A. „Geheim noch glaubt's an finst're Mächte, —
doch führen wir's den richt'gen Gang,
der Mittelweg ist stets der rechte
und die Vernunft behält den Rang."

B. „„Ihr seid, bevor ihr zeugtet, schon ergreist,
euch blieb der Neid und finst'res Hassen,
denn was es gibt an Seele und an Geist,
hat so ein freier Geist euch hinterlassen.""

A. „Wir geben nichts von unserem Ziele,
denn wir sind klug — und sind gar viele."

B. „„Die Menge tut's bei euch, die große Masse,
ihr lehrt sie, daß sie euren Geist erfasse;
und was zum Finstern führt und gar zum Hellen,
da könnt ihr klüglich jeden Weg verstellen —
Und doch kann nur der Große Freiheit geben ...."

A. „Und büßt dafür mit seinem kurzen Leben!"

B. „„Ob kurz, ob lang, Erfülltheit gibt ihm Wert,
ihr habt das Leben nicht genug geehrt.
Wo nur Vernunft herrscht, ist das Leben tot,
nur in den Künsten blüht das Leben rot;
es ist die einz'ge Sprache, die nicht klügelt
und die den Menschen losreißt und beflügelt.""

Aphorismen

Von Hermann Konnerth

Ein kleiner Aufschub schadet wohl einer wichtigen Arbeit nicht, aber der durch den Aufschub ungenützt gebliebene Augenblick ist im Zusammenhange des Lebens unfruchtbar geworden.

* * *

Jede einzelne Minute unseres Daseins ist Richter über uns. Wir wissen nicht, wann die Erinnerung an sie auftaucht, strafend oder lohnend, richtend in grenzenloser Weisheit, ohne etwas vom Erlebten oder Erlittenen zu vergessen.

* * *

Jeder Tag sollte uns einen Blick in die Unendlichkeit bringen oder einen Blick auf eine Perspektive, die repräsentativ ist für die Unendlichkeit. Der Sternenhimmel ist, gesehen aus der Enge heraus, ein Bild der Unendlichkeit.

* * *

Wenn ich einen Rembrandt liebe, weil ich mich von ihm befruchtet fühle, so darf ich annehmen, daß er auch mich liebt. Der schöpferische Mensch liebt über Zeit und Raum hinweg den, in welchem sein geistiges Wesen und Werk neu lebendig wird und weiterlebt.

* * *

Die im Augenblick lebenden Menschen bilden nur einen kleinen Teil der gesamten Menschheit, denn der toten und der kommenden sind weit mehr. Aber dieser kleine Teil, der der Gegenwärtigen, trägt im Augenblick die gesamte Verantwortung.

* * *

Nur ein sicheres Gefühl für persönliche und sachliche Grenzen öffnet einen Weg in die Unendlichkeit.

* * *

Propheten überzeugen niemals durch die Logik des Verstandes — sie bezwingen uns durch die erlösende Kraft und Wärme ihres Menschheitsgefühls. Wir sollten ihnen niemals mit dem Verstande entgegentreten, sondern uns willig von dem köstlichen Reichtum ihrer Seele überströmen und befruchten lassen.

* * *

Idealismus wird zu unfruchtbarer Phantasterei dort, wo er nicht mit Wirklichkeiten rechnet. Wirklichkeiten aber werden aus ihrer Nüchternheit erlöst durch geistige Verarbeitung, — sie bekommen ein völlig neues Gesicht, sobald sie vom Idealismus berührt, erkannt und befruchtet werden.

* * *

Je zarter und inniger sich die Liebesbeziehung von Mensch zu Mensch entwickelt, umso mehr sollte eine achtungsvolle Distanz gewahrt werden. Bei einem Sich-an-den-andern-Verlieren schwindet der Boden für die Säulen des heiligen Tempels. Wo sich die Seele verliert, berauscht sich der Augenblick. Wo Seele der Seele in ehrerbietiger Zartheit begegnet, schenkt eine der andern ihre höchste Vollendung.

Rundschau

Politische Chronik. In der Zeitschrift „Die Stimme der Minderheiten" — auf die nachdrücklich hingewiesen sei, als auf die einzige politische Zeitschrift von überlegenem Blick in Rumänien, bespricht Elemer Jakabffy wohl als offizielle Stimme der siebenbürger Ungarn unseren Wahlpakt mit der Regierung. Jakabffy argumentiert erst gegen den Wert des Wahlabkommens. Nach seiner Überzeugung haben viele Schwaben auf die ungarische Liste gestimmt, weil sie deren Kandidaten kannten, während auf der ihnen fremden Regierungsliste kein deutscher Name genannt wurde, so z. B. im Severiner Komitat, wo 25000 Schwaben leben, ohne daß wir dort einen Kandidaten stellen durften. Die Wahlpaktfreunde haben einigemal behauptet, daß der von ihnen zerstörte Minderheitenblock wann immer erneuert werden könne. Nun erklärt Jakabffy, daß die gefühlsmäßigen Vorbedingungen dafür, die doch auch auf ungarischer Seite liegen müssen, nicht unverletzt sind. Bei den liberalen Wahlen habe er sein in Arad erworbenes Mandat dem schwäbischen Abgeordneten Beller übertragen, weil diese Transaktion eine Vorbedingung des ungarisch-schwäbischen Kartells war. Man könne sich seine Gefühle heute vorstellen, nun er erfahren mußte, daß er seine Wähler „nicht einem höheren, universellen Gesichtspunkte zuliebe irre geführt" habe, als er sich für Beller wählen ließ, sondern „einer solchen Minderheit" sein Mandat abgetreten habe, die die Gesichtspunkte, die ihn geleitet, außeracht läßt, „wenn sie damit wieder ein Mandat mehr erreichen kann". Am schärfsten wendet sich Jakabffy gegen die Behauptung, daß wir den Minderheiten einen Dienst erwiesen hätten. Er erzählt eine Episode von der Empörung der Bulgaren, denen wir in Genf ein gemeinsames Vorgehen sämtlicher Minderheiten Rumäniens versprochen hatten.

Der Aufsatz von Jakabffy ist, auch in anderer Hinsicht interessant, ein ernstes Symptom. Ihn in unserer Tagespresse totzuschweigen, hat keinen Sinn.

Der X. Deutsche Ferienhochschulkurs in Hermannstadt findet vom 29. August bis 7. September statt. Das übergeordnete Thema wird lauten „Nationalitätenkunde." Ihre Mitwirkung als Dozenten haben bedeutende Gelehrte zugesagt, die sich bisher auf dem Gebiete der Nationalitätenkunde beschäftigt haben, und zwar: Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Penk-Berlin (Geographie), Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Volz-Leipzig (Volksbodenforschung), Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Oncken-Berlin (Geschichte), Universitätsprofessor Dr. Haushofer-München (Geopolitik), Universitätsprofessor Dr. Spahn-Köln (Politik und Zeitungswissenschaft), Universitätsprof. Dr. Hoetzsch-Berlin (Osteuropakunde), Universitätsprof. Dr. Winckler-Wien (Statistik der Minderheitsvölker), Universitätsprof. Dr. Gerber-Marburg (Minderheitenrecht). Näheres über den Hochschulkurs wird vom Deutschen Kulturamt in Hermannstadt rechtzeitig bekannt gegeben.

Feuilleton. Es bereitet Vergnügen, einmal in voller kritischer Stimmung den Feuilletonstil unserer Blätter zu lesen. Da er meist aus Korrespondenzen aufgefüllt wird, bekommt man oft Beiträge zu lesen, die irgend ein wandelnder Novellenfabrikant für den schlechten Durchschnitt der Zeitungen herstellt nach einigen immer wieder benützten Klischees. Ich bin der Meinung, es ließe sich mit einheimischen Autoren und bei strenger Auslese der Korrespondenzen ein gutes und interessantes Feuilleton mit etwas Mühe schaffen, wobei man auf Beiträge von Dilettanten verzichten kann. Einen solchen Beitrag las ich neulich im Bukarester Tageblatt und kann es mir nicht versagen, etliche Stellen (mit meinen Sperrungen) anzuführen:

„In einem dieser großen Cafés, die für die Weltstadt symptomatisch sind, sitzen diesen Abend, diesem regnerischen Weltstadtabend, ein älterer Herr. Rings um ihn erklingt ein etwas zu heiseres, zu spitzgrilles Lachen, jenes Lachen, das Sorglosigkeit dokumentieren soll und das doch nichts anderes ist als ein schmerzlicher Versuch, sich zu betäuben. Musik von vier verschiedenen Kapellen, Musik aus drei Etagen und seiner kleinen Bar konzentriert sich hier zu einem undefinierbaren Lautgewirr. Mannigfache Sprachen und Idiome raunen, wispern und krakeelen durch den Raum.

Der Herr, von dem ich sprechen möchte, starrt hinaus in die nahende Nacht. Da sieht er vor dem Eingang zum Café ein junges Mädchen stehen, fast noch ein Kind, das dennoch in seiner Haltung etwas unvergleichlich Fraulich-, ja Weibisch-Bewußtes hat. Nicht so gekleidet wie all die großen Damen hierinnen, es ist einfach, billig, dennoch in einem Aufwand großen Scharms fesch, vielleicht sogar etwas zu kokett angezogen."

Genügt es?

Ich nehme mir das S.-D. Tageblatt vor und lese im Roman „Der Geiger aus der Roland-Bar":

„Mit herausgequollenen Augen blickte Suchlinski in die unbeweglichen Gesichter der beiden Detektivs. Plötzlich riß er sich mit aller Kraft aus ihren Armen, sprang einen Schritt auf die Seite und riß einen Revolver aus der Tasche.

Einige Zuschauer, die ihre Fassung wiedergefunden hatten, wollten sich auf ihn werfen, doch schon war es zu spät. Ein Schuß krachte und Suchlinski brach entseelt zusammen.

„Der Täter hat sich selbst gerichtet", tönte es ernst von Warbachs Lippen. „Er hat sich der unzulänglichen menschlichen Gerechtigkeit entzogen. So bleibt dieser nichts mehr zu tun übrig, als dem Unschuldigen die Tore des Gefängnisses zu öffnen."

Genügt es?

Und ich lese im Roman der Kronstädter Zeitung:

„Nein, ich habe noch nie geliebt!" Ihr Blick hing traumverloren an dem seinen.

„Noch nie geliebt ... und bist Mutter seiner Kinder? Weshalb hast du ihn geheiratet?"

„Weil mein Vater, mein schwerkranker, sterbender Vater es wollte."

Ihre Stimme klang wie eine schwingende Glocke.

Er beugte sich tiefer zu ihr nieder. „Und hast du es nie bereut?" Diese Frage brannte ihm auf den Lippen, aber er sprach sie nicht aus.

„Vielleich bin ich wirklich „kühl bis ans Herz heran", wie Hans-Otto sagt", versuchte sie zu scherzen. „Seelenlos!"

„Wie eine Wassernixe. Komm, Nixlein. Die Wellen der schönen, blauen Donau rauschen verlockend, laß uns einmal zusammen walzen."

Genügt es und wem?

Unserem Publikum! Heinrich Zillich

Rückkehr zur Vernunft. Ich habe in meiner Kritik des Anghelescu'schen Mittelschulgesetzes im Juliheft 1928 dieser Zeitschrift einen Punkt nicht berührt, weil er in seiner unmittelbaren Auswirkung auf unsere Schulen keine Bedeutung hatte, der aber uns als deutsche Minderheit immerhin interessiert: die Zurückdrängung der deutschen Sprache im neuen Lyzeum von 14 auf 9 Stunden und ihre Ausschaltung aus dem Untergymnasium überhaupt. Es ist nun sehr erfreulich, daß von kompetentester rumänischer Stelle, nämlich seitens des ordentlichen Professors für deutsche Sprache an der Universität Bukarest, S. Mândrescu ein vehementer Angriff gegen diesen Mangel des Gesetzes erfolgt ist und zwar im eigenen nationalen Interesse der Rumänen. Auf einem Kongreß der Deutschlehrer in Bukarest hat er und der außerordentliche Professor Sân Giorgiu sich für die unbedingte Wiedereinführung des Deutschen in alle Klassen eingesetzt und es werden, bis die Zeilen im Druck erscheinen, wohl auch bei der neuen Regierung schon erfolgreiche Schritte in dieser Frage unternommen worden sein. Die Gründe, die für die Beibehaltung des Deutschen sprechen, sind: 1. Das Vorhandensein einer bedeutenden deutschen Minderheit im Lande, mit der man sich in umso besseres Einvernehmen setzen kann, je besser man ihre Sprache kennt. 2. Die unbedingte Notwendigkeit der deutschen Sprache im Handels-

verkehr mit Deutschland und allen benachbarten Ländern, wo überall die deutsche Sprache gebraucht wird. 3. Die Wichtigkeit der deutschen Sprache auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften, aber auch der Pädagogik, Philosophie usw. 4. Die kulturellen Werte der deutschen Literatur, die am ehesten geeignet sind, die Vertiefung der rumänischen Kultur — gerade auch als Ergänzung zu dem lateinischen Charakter — zu bewirken.

Dieser Bewegung kann eine deutsche Kulturzeitschrift in Rumänien nur größte Sympathie und die besten Wünsche zum Erfolg entgegenbringen.

Bernhard Capesius

Buchbesprechungen in Siebenbürgen. Man hat unsere größeren Blätter mitunter kritisiert. Die kleinen übersah man, ohne daß etwa bei diesen, was durch Umfang und Aufgabenkreis geboten ist, auch erfüllt würde. Die größeren Organe werden in mancher Hinsicht zu Leistungen gezwungen, die kleinen sind auf den Willen ihrer Leiter gestellt, die sich bei geruhiger Abgrenzung ihres Wirkungsfeldes auf den Erscheinungsort des Blattes von der Beobachtung des gesamtdeutschen Lebens im Lande anscheinend befreit haben. Daß sogar ein großes Blatt, „Die Banater deutsche Zeitung", solche bequeme Einengung betreibt — kann man immerhin noch verstehen aus den Geburtswehen des deutschen Banats. Aber daß die „Mediascher Zeitung" und der „Groß-Kokler Bote" — im Gegensatz zur „Bistritzer Zeitung" — geistigen Fragen meist nur naht, wenn man ein Hintertürchen zur Redaktion benützt, ist nicht notwendig.

Der Verlag dieser Zeitschrift hat mehrere Bücher herausgebracht, die einiges Aufsehen im In- und Ausland erregten, aber von den zwei Weinlandzeitungen nie besprochen wurden. Rumänische Blätter interessierten sich dafür, ohne dazu gebeten worden zu sein, ohne daß man ihnen Besprechungsexemplare sandte. Ungarische Zeitungen besprachen sie, Zeitschriften aller Landessprachen ausnahmslos. Nur in Mediasch und Schäßburg kein Wort. Gewiß nicht aus Absicht. Ist man schlau und schickt das Buch einem guten Freunde und bittet ihn, die Rezension zu verfassen, so drucken die Blätter die Kritik. Aber dieser Weg ist — ohne dem guten Freunde nahezutreten — doch eigentlich nicht richtig. Er umkrümmt die kritische Freiheit und Selbständigkeit der Redaktion. Er kann zu Mißbräuchen führen.

Unser Schrifttum scheint nicht ohne Bedeutung zu sein, wenn man ungarische und rumänische Blätter liest, aber der Groß-Kokler Bote findet Stephan Ludwig Roth's Werke nicht der Rede wert, obgleich ihn der Empfang der Rezensionsexemplare zwingen müßte, wenigstens dies mitzuteilen. Dagegen hat die Mediascher Zeitung hier ihrer Pflicht rasch entsprochen; der Herausgeber des Roth'schen Nachlasses ist eben ein Mediascher. Doch hat das Blatt wieder bei Kleins „Ostlanddichtern" ein sonderbares Pech. Man schickte ihm das Buch und als es nicht besprochen wurde, mahnte der Verlag. Nun teilte die Redaktion mit: das Buch sei nicht eingetroffen. Man überschickte es nochmals und, als wieder keine Kritik und einer neuerlichen Mahnung die gleiche Antwort wurde, schließlich zum drittenmal. Seither ist mehr als ein Jahr des Schweigens vergangen. Es muß wohl an der Post in Mediasch liegen.

Was tut man da? Man teilt den Zeitungen mit, daß man ihnen solange keine Neuerscheinungen schicken werde, als die früheren Werke unbesprochen sind. Die Zeitungen rührten sich nicht. Man schickt schließlich doch die Neuerscheinungen in der irren Hoffnung, daß die hübsche kostenlos bezogene siebenbürgische Bibliothek den Redakteur zu einer Gesamtbesprechung verleiten werde.

Man hofft vergebens. Aufführungen des lokalen Musikvereins werden spaltenlang besprochen. Und an so wichtigen Ereignissen, von denen jedes einzelne mehr Zeitungsraum besetzt als die Besprechung aller vier Bände der Sachsengeschichte, begreift der Autor etwas von den geistigen Bedürfnissen seines Volkes. Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Johann Plattner, Schatzgräber, Bauerngestalten und anderes aus Siebenbürgen. Verlag Krafft & Drotleff A.-G., Hermannstadt 1928. — Vor einigen Jahren lernte ich diese Geschichten kennen in der ersten Art ihrer Veröffentlichung, teils noch als Manuskripte, teils als Belegblätter aus Broschüren oder Zeitungen, übersät mit Korrekturen und das meiste ordentlich aufgeklebt auf die Seiten eines Geschäftsbuches. Der Plan, diese Frucht eines dichterischen Lebensschaffens damals zu verlegen, zerschlug sich und nun sehe ich aus dem bekannten Werke plötzlich die wichtigsten Teile unerwartet gebunden wie eine Ahre, die wir mit Freude betrachten können. Ich habe schon früher einmal, zum 70. Geburtstag Johann Plattners, über sein Dichten gesagt, was ich zu sagen hatte. Als ich nun nach Empfang des hübschen grünen Bandes einige Geschichten überlas, fand ich meine erste begeisterte Anerkennung wieder durch mich selbst bestätigt. Die Vorbedingung dichterischer Leistung, eine eigenartige Erlebniskraft, die sich eigengefügt selbst verkündet, ist in J. Plattner aufs deutlichste erfüllt, so weit, daß sie oft sogar in Eigenheiten ausmündet, in eine Breite der Einleitung, eine damit kontrastierende häufige Anwendung von Sätzen ohne Prädikat, die — mitunter gewiß übertrieben — das Gesamtbild seiner eigenwüchsigen dichterischen Persönlichkeit abrunden.

Zu gleicher Zeit veröffentlicht J. Plattner eine kleine Broschüre „Bilder aus der Umgebung von Hermannstadt" und zusammen mit Josef Ferdinand Macalik „Sieb.-sächs. Märsche nach sächsischen Volksweisen für das Pianoforte eingerichtet".

Heinrich Zillich

Gottfried Henning, Werdet meine Jünger. Selbstverlag des Verfassers. Schäßburg. Das Heftchen ist das erste einer 12 Hefte umfassenden Reihe. Es enthält im Wesentlichen eine prosaische und eine Anzahl gereimter, lehrhafter geistlicher Darlegungen und schließt mit einem ähnlich gehaltenen Gebet ab. Das Ganze ist getragen von hochfliegender religiöser Begeisterung, läßt aber Klarheit und Verbundenheit der Gedanken sehr vermissen und hat wenig reale Beziehung zu den wirklichen Fragen und Nöten der Zeit. K. Möckel

Misch Orend, Zur Heimatfrage der Siebenbürger Sachsen und Hermine Klein, Die Bistritzer Mundart verglichen mit dem Sprachatlas des Deutschen Reiches. Marburg N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung 1927.

Wenn wir zwei so ausgesprochen fachwissenschaftliche Arbeiten in unserer Zeitschrift besprechen, so geschieht es zunächst, weil Germanistik bei uns überhaupt eine Angelegenheit ist, die wegen ihres immer auch völkisch wertbetonten Inhaltes auf Interesse in weiteren Kreisen rechnen kann, dann aber weil die beiden vorliegenden Arbeiten symptomatisch sind für das Anbrechen einer neuen Betrachtungsweise der einschlägigen Fragen, dabei auch für einen weiteren Wandel unseres Siebenbürger Sachsentums. Beiden gemeinsam ist die Grundlage: nämlich die Verwertung des Deutschen Sprachatlasses, den die Marburger Germanistenschule unter Ferdinand

Wrede vollendet hat und bearbeitet, und gemeinsam die wichtige Forderung: Aus sprachlichen Gründen läßt sich die bisherige These der siebenbürgischen Germanisten von einer moselfränkisch-eiflich-luxemburgischen Urheimat der Sachsen nicht mehr aufrechterhalten.

Misch Orend verwendet als Material für seine Untersuchungen die siebenbürgischen Ortsnamen. Er untersucht zunächst die gegenwärtigen deutschen, sächsischen, rumänischen und ungarischen Formen sowie die urkundlich erhaltenen und stellt fest, welches die „vergleichbare", d. h. die älteste Form sei. Ich bin Gott sei Dank nicht verpflichtet, das im einzelnen nachzuweisen. Der Verfasser wird wohl recht haben, das meistens die deutsche Form vergleichbar ist. Aber immerhin wüßte man gern jedesmal, warum der Verfasser gerade die Form wählt. Daß er es nicht begründet, darin scheint eine Lücke vorzuliegen.

Dann sucht Orend den ganzen Sprachatlas ab, wo er gleiche oder ähnliche Formen findet. Diese sind in den meisten Fällen zahlreich — aber über das ganze deutsche Sprachgebiet verstreut! Also ist damit für die Frage der Urheimat nicht viel anzufangen. Dagegen gelingt es, eine ganze Reihe von Ortsnamengruppen ausfindig zu machen, die sich in naher Siedelung sowohl in einzelnen Gegenden des Reiches als auch in Siebenbürgen finden. Auch hier kann ich nicht einzelne Nachprüfungen vornehmen und Angaben machen. Genug, es kommt darauf heraus, daß mittels dieser Ortsnamenvergleichung keine eng umgrenzte Urheimat festgelegt werden kann, sondern daß die Ortsnamen sich aus einem breiten Landstreifen, der von der Mosel durch Mitteldeutschland nach der Zips geht, rekrutieren, wozu ein zweiter vom südlichen Baden über Bayern nach West-Ungarn und nach Steiermark, Kärnten und Krain führt. Diese Gruppenkreise sind als Heimat der Einwanderer anzusehen, wobei es sich allerdings auch oft um ein Übergangsgebiet — eine Durchgangsheimat handelt. „Alle weitere Forschung muß ganz und gar unter dem Gesichtspunkt der Mischung der Siebenbürger Deutschen geschehen, deren annähernde Einheitlichkeit erst in Siebenbürgen entstand."

Überzeugender noch, weil weiterschauend und besser begründet, bringt Hermine Klein die gleiche Erkenntnis zum Ausdruck. Sie sucht alle charakteristischen Erscheinungen der Bistritzer Mundart auf dem ganzen Gebiet des Deutschen Reiches und findet sie nirgends alle zusammen genau wieder, ja nicht einmal einzelne besonders eigentümliche Züge sind auf bestimmten deutschen Gebieten ebenso nebeneinander aufzuzeigen. Vor allem ist aber wichtig die Feststellung, daß die sprachlichen Momente, die im heutigen Deutschland unsere Mundart nur im Moselfränkischen realisierbar machen, vor achthundert Jahren eine weit ausgedehntere Verbreitung hatten, so daß also damals viel mehr Gegenden als „Urheimat" in Frage kommen konnten. Luxemburg erscheint als ein „Reliktgebiet", das (ebenso wie Siebenbürgen durch die Abgeschlossenheit infolge politischer Grenzen und durch die Beibehaltung der Mundart als „Hochsprache")*) ältere Formen erhalten hat.

Tritt somit nach diesen Arbeiten bezüglich der Sprache die Erkenntnis ein, daß das, was wir heute haben, obwohl es so einheitlich scheint, nur ein Mischprodukt ist,**) so ist die Folgerung berechtigt, auch das politisch-kulturelle „unus sit populus"

*) Der Inhalt der Klammer ist von mir ergänzt, da die Verfasserin diesen Gesichtspunkt nicht zum Ausdruck gebracht hat.

**) Ich erlaube mir hier die Frage einzuschalten, wann endlich jemand die Frage der „Sprachmischung" und ihrer Bedingungen am lebenden Objekt, nämlich in unseren sächsisch-landlerischen Mischgemeinden darstellen bzw. studieren will?

vom Jahre 1224 nicht als Ausdruck einer Tatsache, sondern als ein erst später erfülltes Desideratum anzusehen. Daß solche Mischung und Zusammenschweißung möglich ist und andererseits, welche Zeiträume dafür notwendig sind, das ist eine wichtige Folgerung für uns von aktueller Bedeutung. Und wenn einem vielleicht auch ein bißchen wehmütig wird, daß Forschungsresultate, die der Stolz einer Generation unserer ganzen sächsischen gebildeten Welt waren, sich nicht als haltbar erwiesen haben, so hat man andererseits wieder den Trost, daß es eben auch auf diesem Gebiete immer noch Neues zu lernen und zu erkennen gibt. Bernhard Capesius

Der Große Brockhaus, Band 1. Da die vorhandenen Vorkriegslexika längst von den Tatsachen des vorwärtsjagenden Lebens überholt sind, ist es zu begrüßen, daß der älteste deutsche Lexikon-Verlag Brockhaus nach jahrelangen mühevollen und kostspieligen Vorarbeiten ein völlig neues großes Nachschlagewerk herausbringt, von dem der erste Band soeben erschienen ist. Ein Gang durch den Band, dessen geschmackvolles Äußere Erich Gruner-Leipzig entworfen hat, gibt eine flüchtige Vorstellung von der Vielgestaltigkeit des Werkes; es ist ein Gang durch unsere Zeit, ein Gang durch alle Gebiete zwischen Himmel und der Erde. Die Artikel sind kürzer und übersichtlicher, dafür aber wesentlich zahlreicher, die Sprache ist knapper und klarer geworden. Nichts ist von Lebensfremdheit, von einseitiger wissenschaftlicher Sprödigkeit zu merken, die früheren Nachschlagewerken oft anhingen; überall enge Verbindung mit Leben und Praxis. Es ist nicht möglich, Beispiele anzuführen, die auch nur annähernd all das Neue und die Mannigfaltigkeit des Bandes zeigen. Wie sehr der „Große Brockhaus" gerade für das tägliche Leben unentbehrlich sein wird, zeigen z. B. die umrandeten, also schnell auffindbaren Ratschläge für erste Hilfe bei Unglücksfällen, Ratschläge bei Krankheiten, für Hausfrau und Mutter, Winke für Bastler oder Aquariumsliebhaber mit praktischen Anleitungen, Berufsberatungsartikel, Aufklärung über brennende wirtschaftliche und juristische Tagesfragen. Mit einem Wort: ein Werk, das in die Hand von jedermann gehört! Besondere Erwähnung verdienen die überaus zahlreichen Bildbeigaben, die das Werk zu einem unvergleichlichen Bilderbuch unserer Zeit machen. Zum ersten Male in einem großen deutschen Lexikon finden wir Autotypien — also die Wiedergabe von Photographien — im Text. Sehr zu begrüßen sind die zahlreichen Bildnisse sowie die technisch vollendeten Landschafts- und Städtebilder (z. B. die Tafeln Alpen und Alpinistik). Diagramme, Notenbeispiele, technische Zeichnungen, Handschriften berühmter Persönlichkeiten, Landkarten, Tier- und Pflanzenbilder, Abbildungen aus Kunst- und Literaturgeschichte. Dazu hat der Verlag einen ermäßigten Subskriptionspreis für diejenigen geschaffen, die sich bald entschließen; er soll nur beschränkte Zeit gelten. (In Ganzleinen M. 22.50 statt mindestens M. 25.—.) Auch alte Lexika aller Verlage können in Zahlung gegeben werden und ermäßigen den Bandpreis abermals. In Lieferungen erscheint das Lexikon nicht, die Erfahrungen haben gezeigt, daß die Ausgabe in einzelnen Heften und Heftchen zuviel Nachteile für die Bezieher mit sich bringt; dafür sind aber Monatsraten von nur fünf Mark an für die Subskribenten möglich — das ist selbst heute erschwinglich!

Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1928/29. Herausgegeben von Dr. Gerhardt Lüdtke, Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig (3071 Seiten, in Leinen geb. Mark 48.—). Zum drittenmal erscheint dieses für den wissenschaftlichen Arbeiter fast unentbehrliche gewaltige Nachschlagebuch und mag unseren wissenschaftlichen Kreisen aufs wärmste empfohlen sein. Ungefähr 3000 Gelehrte fanden neuer-

dings darin Aufnahme, sodaß das Werk heute über ungefähr 15000 Gelehrte (ihren Wohnort, ihre Lebensdaten, ihre Werke bis herunter zu den Zeitschriftenaufsätzen) Aufschluß gibt. Als wesentliche Neuerung dieser neuen Auflage wollen wir vor allem freudig feststellen, daß in ihr nach Gesamtfassung des wissenschaftlichen Deutschtums überhaupt gestrebt worden ist, daß also auch eine große Zahl auslanddeutscher Gelehrten (so weit sie ausfindig gemacht werden konnten) Aufnahme gefunden hat. Erst recht ist besonders hierin eine Vollständigkeit noch lange nicht erreicht. Fehlen doch unsere namhaftesten siebenbürgischen Gelehrten noch immer in dem Werk! Der Verlag wäre gewiß dankbar, wenn etwa das deutsche Kulturamt in Hermannstadt die Zusammenschreibung der in Betracht kommenden sächsischen Wissenschaftler vornähme, denen er dann seinerseits die zu beantwortenden Fragebogen zuschicken würde.

Otto Folberth

Leo Schmidl. Liebesbuch. Gedichte. Verlag Jahoda und Siegel. Wien 1928. Eine kleine Sammlung von Gedichten einer nicht großen Begabung, aber eines empfindenden, lauteren Herzens, das mit Sorgfalt und Ernst seiner dichterischen Arbeit dient.

Heinrich Zillich

Internationale Zeitschrift „Die Böttcherstraße". In Bremen erscheint seit mehreren Monaten eine Zeitschrift, die in einer ungewöhnlich prunkvollen Ausstattung, in einem mächtigen Format, hervorragend gedruckt und mit reichen erstklassigen Illustrationen versehen, zunächst äußerlich überrascht und bestrickt.

Der Titel „Internationale Zeitschrift" legt die Vermutung nahe, daß es sich um eine Revue über alle Gebiete handelt, was sich meistens mit einer gewissen inneren Zügellosigkeit zu paaren pflegt. Nun kann gewiß über diese Zeitschrift, deren Aktionsradius so weit gespannt ist, noch nicht abschließend geurteilt werden, auch ist ihre Linie noch nicht allzuscharf absteckbar, aber wenn der Wert der einzelnen Beiträge ein Maß zur Beurteilung abgeben soll, so darf man getrost der „Böttcherstraße" das beste Zeugnis ausstellen. Ich finde es gerade bei einer in jeder Hinsicht umfangreichen und repräsentativen Zeitschrift für fruchtbar, daß jedes Heft einem Thema gewidmet ist. Die „Böttcherstraße" hat sich mit einem Ruck mitten unter die führenden Zeitschriften gestellt, unter denen sie mit ihrer immer wieder verblüffenden Ausstattung sehr auffällt.

Heinrich Zillich

Gesellschaft für deutsches Schrifttum, Berlin. Seit mehr als zwei Jahren besteht eine Gesellschaft in Deutschland, die es sich unter der Geschäftsführung F. A. Gaydas zum Ziele setzt, für das wesentliche deutsche Schrifttum einzutreten. Sie ist ihrem Wesen nach eine Gemeinschaft von Schriftstellern, Gelehrten und Dichtern, die aber durchaus auch praktische Ziele verfolgt. Ein Presseamt, das wertvolle Beiträge verbreitet, schafft ein Gegengewicht gegen die bloß geschäftlich orientierte Tendenz der meisten Verleger und sucht somit Bedeutung und Absatz von literarischen Arbeiten in Einklang zu bringen. Eine Korrespondenz beschickt die Zeitungen mit Besprechungen neuer Werke und mit Aufsätzen über geistige Führer unserer Zeit. „Die Blätter für deutsches Schrifttum", die gleichfalls von der Gesellschaft herausgegeben werden, stellen eine sehr glückliche Lösung der oft gestellten Aufgabe dar, literarisches Schaffen und geistige Probleme in volkstümlicher Weise breiten Kreisen nahe zu bringen. Dem gleichen Zweck dient ein Vortragsamt, das über jede bloß zeitliche oder politische Tendenz erhaben die wahrhaft wirksamen und bedeutungshaften Fragen durch den Mund der verschiedenartigsten und sich gegensätzlichsten Sprecher

zum Ausdruck zu bringen sucht. In einem Satze gefaßt: Die Gesellschaft bemüht sich nach der einen Richtung hin, den schöpferischen Kräften des deutschen Volkes dienstbar zu sein, und nach der Seite der Öffentlichkeit hin, diese für solches Schrifttum zu erziehen.

Die Gesellschaft ist zu begrüßen. Ihre nur dem Geistigen zugewendete Tendenz ist ein Merkmal dafür, daß nach den Kriegsfolgejahren, wo wirtschaftliche Interessen über Gebühr das geistige Leben beeinflußt und starke Begabungen an der Wirkung geschmälert haben, das wesenhafte Schrifttum seinen Platz im Leben des Volkes wieder zu erkämpfen sucht. Die Gesellschaft hat auch das Auslanddeutschtum in den Kreis ihrer Bestrebungen gezogen. Heinrich Zillich

Anton Wildgans, Kirbisch oder Der Gendarm, die Schande und das Glück. Ein episches Gedicht. L. Staackmann-Verlag, Leipzig 1927. — Ein Epos in Hexametern, das die verderbte Gesellschaft eines Alpendorfes zu Kriegsende schildert, ist gewiß ein Wagnis.

Das Wagnis ist geglückt, auch für den, der sich bisher mit den Versen von Wildgans nicht befreunden konnte. Gewiß, es bleibt manches einzuwenden, manche Härten im Verse anzumerken, auch wird die Muse gar zu häufig angerufen und das klingt kaum an einer Stelle erfreulich, aber das Gedicht ist doch ein großer Wurf, einfache Handlungen aus der moralischen Kriegswirrnis im Dorfe in tieferer Einfühlung zu deuten und zur Farbenkomposition eines großen Gemäldes zu verwenden. Wenn auch dem Versmaß bei diesem naheliegenden Stoffe ein leichter altfränkischer Duft anhaftet, das Gemälde ist wirklich breit, wirklich ein Epos der Zeit, eine wertvolle Gabe. Heinrich Zillich

Selma Lagerlöf, Anna, Das Mädchen aus Dalarne. Albert Langen-Verlag, München 1929. — Das letzte Werk der siebzigjährigen großen Dichterin ist ein schöner, ganz verinnerlichter Roman, dessen Handlung nur durch diese Verinnerlichung möglich wird. Man erlebt das Buch deshalb auch fast wie eine Legende, wie ein aus hoher Menschlichkeit quellendes Lehrgedicht, das anstatt zu unterweisen schildert. Die Anna und der Karl Artur des Romanes sind Gestalten, die man kaum vergessen wird. Heinrich Zillich

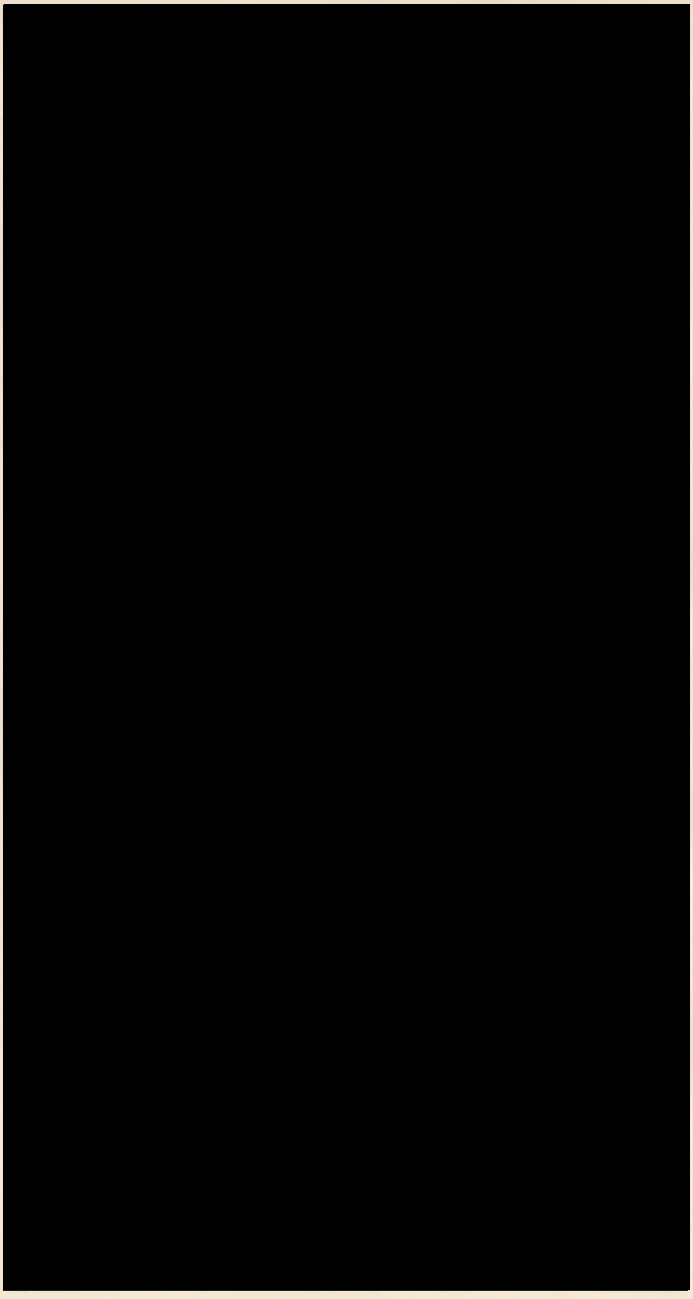
Mitteilungen der Schriftleitung

Der in diesem Heft veröffentlichte Aufsatz „Die deutsche Sendung" von Heinrich Zillich erschien zu gleicher Zeit in der Kölner Zeitschrift „Abendland".

Umschläge zum Binden des Jahrgangs 1928 sind in unserer Geschäftsstelle zum Preise von 50 Lei erhältlich.

Druckfehlerberichtigung. Seite 4, Zeile 6 von unten des Januarheftes soll es anstatt „die runde Erde" heißen „die wunde Erde".

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Flachszeile 31
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Verlegt vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Fritz Kimm, Gemälde

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
6 JAHR MÄRZ 1929 HEFT 3

Gedichte von Oscar Walter Cisek

Einer Hand

Einfache Hand,
Gnädig wie Gras hingestreckt,
Das sich als kühles Futter
Hingibt dem armen Vieh,
Lindernd vergebliches Fahnden,
Einfache Hand,
Es baute in deine Fläche
Gott den einzigen kleinen Himmel
Für mich.

In deinem leisen Bereich,
Süß wie ein Gärtchen von Strahlen bespritzt,
Blüht fromm der Huflattich auf,
Guter Feuchte duftende Kunde,
Sprüht weich der Wachteln Ruf.

O du schmaler Cherubflügel,
Wie dein Schatten doch eilt
Über das Leid meiner Schultern,
Aus unverhoffter Leuchte hergeweht.

Und wenn der Abend, ein fremder Fluß,
Kälte über mein sprödes Eigentum schwemmt,
Stößt in die Stirn
Der Finsternis herabhängendes Erz,
Bist du, kostbare Hand,
Ein reiner Neumond, gelandet
In meines Lagers weißem Hafen,
Der wartet,
Wartet erschauernd vor heimlichem Fest.

Frühlingsgedicht

Stürmt Licht über die Stirn?
Die Gräser duften unter der Erde,
In dem Boden, der weich ist wie Flaum,
Die zagende Sohle versinkt.

O das Blut des Frühlings pulst
In den Schultern der Hügel,
Der Wind strolcht einher,
Blasend die warme Schalmei.

Verwunderter Wachteln Flug schwankt,
Ein Geheimnis, über dein nackles Herz,
Um des Leibes schwärmenden Strahl
Wirbt zitternd der Fluß.

Das Laub scheint kindlich uns an,
Und ein Wort ist wie süßes Brot.
Es naht uns mit klingendem Lachen
Das helle Gewitter der Lust.

Bescheidendes Licht

Findest den Krug,
In seine Kühle entrückt,
Er hält dort, ein regloser Leib,
Der Erde durchscheinendes Blut,
Er ist Kindheit, die ruht
In der Tiefe des Schlafs.
Kostest das Brot,
Das im Feuer des Sommers
Gedieh weiß und rot.
Wer flocht es aus Süße und Licht?

Heben die Augen sich,
Schwebt sanft die Küste dahin
Auf silbernen Klippenflügeln über der Flut,
Und die Sonne entfaltet ihr Reich,
Daß du wartest verstummt,
Des Vergessens Spiel,

Vor dem Tore des lautersten Traums
Wie vor des Todes kristallnem Gelaß.
Wer hieß dich hören
Den fremdesten Schritt?

Ein gleißender Erzengelharnisch, hebt
Da deine bloße Brust sich zu mir.
Sie ist nahe Grenze, sie ist der Tag.

Bobbi

Von Heinrich Zillich

Eines Tages war Bobbi tot. Wir standen herum und ließen die Köpfe hängen. Dann faßten wir an, nachdem ihn die alte Pförtnersfrau gewaschen hatte, und trugen ihn schweigend zur Gruft. Was hätten wir auch reden sollen? Da gab es nichts mehr zu reden. Er antwortete ohnehin nicht. In seiner hellen Stimme hatte es froh geklungen wie nach Vormittagen im Sonnenschein, wenn die Lerchen steigen.

Wenn ich das so sage, meint man vielleicht — er sei gestorben; wir hätten die Pförtnersfrau mit dem Schwamm geholt und ihn dann gleich fortgetragen, alles an einem Tag. Nein, es ging der Regel nach, mit Arzt und Amt und schlaflosen Nächten.

Bobbi war unser Freund, mit dem wir ausgezogen waren, um in einem alten Karpathenschlosse einen Sommer lang zu hausen. Das Schloß gehörte einem Bekannten von uns, der in Paris lebte und die Berge nicht leiden konnte. Einem faden Kerl. Wir vier stürzten uns in sein Schloß und begannen darin ein Leben wie einen Gesang. Sonne und Wind war da und das Knarren der Fenster und Tore, Herdenlärm und Wagenklappern im Dorf. Wir schwammen im Teich, rannten die Berge hinauf. Oft war Laub und Gras in unserem Haar.

Im Dorfe lebte Kleinbauernvolk, fremdsprachig, einfach. Wir traten in die Schenke und deuteten auf das Weinfaß. Da wurde uns ausgeschenkt. Wir kauften im Trödlerladen, wo ein Jude einige Brocken Deutsch sprach, Zigaretten, Schuhschnüre und Seife. Essen kochte die Pförtnersfrau. Die sprach unsere Sprache als wäre Deutsch Jahrtausende lang verschüttet gewesen, als träte es in ihrem Munde aus dem Grabe.

Ich sage: Grab? — Ja, die Geschichte, die verfluchte mit Bobbi! Daran war der Trödler schuld und wir nicht minder. Etwas Salzsäure spielte eine Rolle, eine Nadel und ein Mädchen.

Das kam so: Man rennt nicht zwei Monate lang ununterbrochen die Berge hinauf oder liegt im Wasser, man sieht sich die Leute an, — klar heraus: man sieht sich nach Mädchen um. Aber hier war nicht viel zu sehen. Stumpfnasige Bauerntrinen, gesund und barfuß; sie rochen nach saurer Milch und hatten Burschen hinter jeder Weizengarbe. Sie waren uns zu schwer und zu leicht — wir hatten die Stadtluft noch nicht ganz aus den Lungen geblasen. Überdies wohnten wir im Schloß. Wir wahrten den Anstand.

Doch bei dem Trödler war ein Mädchen; das lachte uns an. Schwarz war es, groß wie ich und biegsam in den Hüften. Als erster von uns hatte Bobbi seine Seife verbraucht, seine Zigaretten und die Schuhsenkel. Wir merkten bald warum, und standen auch der Reihe nach im Laden. Doch immer der Reihe nach, keiner sagte den anderen ein Wort. Berg und Teich lagen nicht so sonnig wie bisher. Unsere Augen wichen sich aus, Bobbi sang nicht mehr am Abend auf der Steinbank.

Wenn das Mädel bloß einen von uns bevorzugt hätte! Da war Kurt, der studierte die Rechte, blond und schmal, da war Alfred, so langweilig wie sein Name, ein guter Kerl. Schließlich war ich es auch, nur glaube ich, daß wir, Bobbi und ich, unter uns vieren die geistige Führung hatten. Er mehr im Lichten und Frohen, ich im Verhaltenen. Doch man lernt sich erst im Handeln kennen und darin drehte sich langsam das Blatt. Bobbi wurde still und verhalten, ich froh. Nicht, weil mich das Mädchen zur Seite gewinkt hätte. Es schien fast als sähe sie sich den Tropf an, Alfred, der die dicksten Muskeln hatte. Das bedeutete natürlich nichts; Alfred und Kurt gönnten wir das Judenmädchen. Uns gönnten wir es nicht, weil wir uns nahe standen, weil er und ich zusammen einiges erlebt hatten, was man vielleicht groß nennen kann oder Übereinstimmung der Seelen.

Ich hatte ein frecheres Mundwerk — deshalb war ich froh! Ich saß neben den Kameraden auf der Steinbank vor dem Schloß und brach eines abends das Stillschweigen, das wir um das Trödlermädchen bewahrten. Ich foppte die Burschen, bis langsam die Geschichte vor uns selbst weniger versteckt, süß und rein lag. Es war plötzlich eine einfache dumme Angelegenheit, ein Wettlauf wie in der Großstadt hinter einer Erna oder Grete. Ich witzelte ihnen von der

Sache den ganzen Sommer weg, das herzaufjagende Bimmeln der Glocke an der Tödlertüre, die listigen Augen des Juden, der uns beobachtete, und das schnelle fremde Plappern, wenn seine Tochter fragte: „Seife, Schuhschnüre oder Zigaretten?“ Dies lustige kleine Wissen in ihrem Fragen machte ich lächerlich. Es war in mir wie ein Reißen von etwas Gutgefügtem, als Kurt und Alfred darauf eingingen und selbst einen Witz wagten. Wir lachten unser Geheimnis hinaus und es wäre alles einfach abgelaufen, allerdings ohne Süße und Geheimnis, wenn ich nicht gefühlt hätte, wie neben mir gleichsam die Luft kühl blieb. Bald war nur Luft rechts neben mir. Bobbi hatte nicht gesungen, Bobbi ging fort.

Wir — oder ich, damit die Schuld bei mir bleibe, ließ nun einige Tröpfchen Galle in den Witz fallen. Wir lachten bald nicht mehr, wir pfiffen schadenfroh unser Gelächter, dann tuschelten wir und schließlich walzte ich einen Plan aus. Der schien so harmlos, so ein Nichts, lauterer Übermut. Aber die Tröpfchen Galle gaben ihm schließlich das Gewürz.

Ich ging also am nächsten Tag zum Juden und sagte, ich wolle ihn sprechen.

„Ein Geschäft?“ fragte er.

„Ein Witz“, sagte ich.

Er schnitt ein überlegenes Gesicht und ließ mich durch den Laden in die Stube treten. Ich fiel ihn in dem kleinen fliegendurchbrausten Raum gleich mit der Frage an, ob er merke, daß einer von uns seine Tochter im Auge habe. Er blinzelte und sagte „Einer?“; darin klang eine Verachtung durch, die mich stocken ließ. Ich hätte weggehen sollen. Statt dessen zog ich meine Register und blies ihm unseren Scherz ein, daß er plötzlich den Bart strich, vor sich hinnickte, die Hände rieb und mit von der Partie war. Es freute ihn, es freute ihn, den Alten, daß wir einen von uns lächerlich machten. Er rief seine Tochter herein. Was war die für ein Kind! Sie lachte, als er ihr den Plan ums Gesicht strich mit seinen langen Händen, die an ihren Wangen rieben voll zitternder Zärtlichkeit.

Er übergab mir das Bündel Mädchenkleider, das ich begehrte, und ich sagte dem Mädchen einen Satz in die Feder. Der lautete von ihr mühsam auf ein Stückchen Papier geschrieben: „Heut abend am Schloßgraben bei der großen Tanne.“ Ehe ich das Bündel davontrug, kaufte ich noch ein Fläschchen Salzsäure. Der Trödler wußte nicht, wozu ich es brauchte. Es stand auf dem Fensterbord, vergessen seit

längst; mir stieß der Anblick einen Gedanken ins Bewußtsein, den letzten Tropfen Galle in den Witz. Ich sagte niemand etwas davon, kaufte das Fläschchen: „Wanzen sind im Schloß", murmelte ich, als ich es bezahlte. „No — Wanzen?" staunte der Alte und hinter ihm lachte die Tochter. Wer vertilgt auch Wanzen dortzulande!

Nun wurde der Plan in wenig Stunden Wahrheit, Lachen und Ernst. Zuletzt war Bobbi tot, einige Tage später, als wir vom Ausflug zurückkehrten, den wir ohne ihn unternommen hatten.

So fing es am Nachmittag an: Bobbi kam aus dem Laden heim. In der Rechten trug er ein Päckchen mit Zigaretten. In der Linken hielt er einen Zettel, den ihm das Mädchen zugesteckt hatte. Ich sagte schon, was darauf zu lesen war. Wir drei sahen ihn durch das Dorf laufen, den Schloßweg heraufkeuchen. Oben gerade unter der Wallmauer, über die wir guckten, verschnaufte er. Dann schritt er den Graben entlang bis zur Tanne. Wir schlichen hoch über ihm auf dem Wehrgang mit. Ich fühlte Unbehagen. Es war, als wäre ich sein Feind geworden; und hätte er nun neben der Tanne nicht ein Stückchen Bobbi-Seltsamkeit laut werden lassen, ich wäre wohl dem eigenen Streich untreu geworden. Da stand er still und sang mit seiner frohen Stimme hinaus ins Land. Sein Brustkorb füllte sich. O es war unendlich lustig für unser Verschwörerkleeblatt und ich schämte mich fast einen Augenblick lang meines Gewissens. Gleichzeitig aber neidete ich ihm das Glücksgefühl und erst damals wurde der Gedanken mit der Salzsäure zum Entschluß.

Bobbi kam später ins Schloß herein, zog die neue Hose, ein weißes Sporthemd an, war strahlend und frisch. Ich hatte das vorausgesehen. Ich kannte Bobbi. In der Hose hatte ich mit Hilfe einer Nadel, die ich in die Säure tauchte, die Fäden der hinteren Naht durchätzt. Sie mochten noch einige Stunden zusammenhalten, wenn er sich nicht zu heftig bewegte. An nichts dachte ich mehr, als daß der Spaß glücke.

Beim Abendessen auf der Bank zog uns die Erwartung den Magen zusammen. Bobbi rutschte unruhig herum. Er richtete einmal die glänzenden Augen in die Dämmerung, weit verloren; mir flog eine kleine Reue wie Nebel durch den Sinn.

Als es dunkler wurde, wandten wir uns ins Schloß zurück. Bobbi blieb. Er wollte wohl zur Tanne gehen. Kurt und Alfred schritten zur Hinterpforte. Sie erwarteten Gäste, die in unserem Spiel eine Rolle hatten. Ich ging in meine Stube.

Sagte ich schon, daß das Trödlermädchen groß war wie ich?

Draußen lag der Mondschein leise schleiernd. Bobbi stand regungslos am Tannenbaum, vom Dorf her klangen nur noch Hundelaute. Der Wind schlief. Bobbi hatte lange gewartet, da sah er plötzlich das Mädchen nahen. Es bog um die Wallecke. Bobbi rührte sich nicht.

Mit steifen Fingern griff er sich an die Brust — o ich sah es gut in der hellen Nacht und ich stand da im Mädchenkittel und wiegte mich näher. Er rührte sich nicht, es war in seinem Gesicht eine Spannung, als käme das Wunder auf ihn zugeschritten. Und er sah nicht wie ich mich wiegte, frech in den Hüften. Er trat nur jäh zwei Schritte vor und sagte ein Wort: „Fräulein —" sagte er mit einer leisen Stimme wie Lerchenschlag. Da schrie ich in seine Augen hinein; „Du Esel!" Und oben von der Wallmauer heulten sie mit, Alfred und Kurt, der alte Jude und mit kicherndem dummen Trillern das Mädchen.

Hätte er nur still gestanden, wie im ersten Schreck, hätte er nicht gleich darauf zugeschlagen mitten in mein Feixen — niemals hätte ich an seiner Hose gerissen. Sie klaffte auf in der Naht. Und ich schrie: „Seht seine Hose platzt, seht wo ihm das Herz sitzt!"

Ach, so blöde schrie ich vor Wut und Schmerz. Die an der Mauer tobten über die Rohheit und dazwischen klang der Mädchentriller, das Putengekrächz. Bobbi hob seine Augen auf uns alle, ehe er den Wald hinuntersprang, die Hände an den Kopf gepreßt. Ich vergesse nie, wie zerfallen und schamrot sein Antlitz war, darüber die Tränen rannen.

Wir sahen ihn nicht, drei Tage lang. Am vierten Abend, als wir vom Gebirge zurückkehrten, lag er steif. Er war am Nachmittag Gott weiß woher heimgekommen, hatte im Teich gebadet und war ertrunken. So erzählte die Pförtnerin, die ihn nachher wusch, ehe wir ihn in die Gruft legten. Er war der beste Schwimmer unter uns. Das sagten wir den Amtsleuten nicht und nicht dem Arzt. Wir siegelten den Totenschein in einen Umschlag und sandten ihn seiner Mutter. Die wußte noch nicht, daß Bobbi in einer Freiherrngruft lag. Blumen deckten sie; selbst der Trödler hatte einen Strauß gebracht. Wir schwiegen.

Das Beiwesen des Mannes ist das Hauptwesen der Frau.

Novalis

Winteridylle

Von Richard Gleim

Unhörbar durchklirrend zersplittert der Eisspeer die Luft,
frißt tief sich ins Mark, zwängt was wehwund zu grabkalter Kluft,
unsichtbar Schwertschärfe sitzt pfeilspitz dem unhold Gewaffen,
kaum mag noch warmwallendes Blut sich darwieder erraffen!

Ohnmächtiger Sternglanz hatt' nächtens das Stahlblau erhellt.
Siegstrahlende Sonne kränzt heute goldstreitend das Feld.
Aufknirschend hält schneefahler Frost sich im Dorf, rings auf Höhen,
kaltquellende Starrhand borgt er sich zur Waffe vom Weltall zu Lehen!

So draußen die Lande, von strahlblauem Dunsthauch durchwirkt.
Doch diesseits des Fensters mein Feuerlein prasselt und schwirrt.
Es wärmt mir den Ofen, das Stübchen so wohlig, behaglich,
es knistert und knackt laut, als sei ihm das Dasein nicht fraglich.

Die Bücher im Glasschrank, das trauliche Bild an der Wand,
sie plaudern, sie tuscheln, erzählen mir allerhand Tand.
Dem Blatt auf dem Tische entsprießen lenzfreudig Frohzeilen,
Gestalten, auf denen gern Geistlicht und Auge verweilen.

Aus grimmer Welt, leise, wie Traumlied, klingt lind Schellenlaut.
Fährt wohl Junker Winter zum Reigen die fahlblasse Braut?!
Zu tanzen starrstumm, in Bergwalds geborgener Stille!?
Die Bauern mit Schlittfuhren Holz wissen gleißende Hülle.

Von rauhreifgezierter Pracht auf Schwarzgeäste im Wald!
Pickvöglein zwitscht auch davon, das sich ans Fensterbrett krallt.
Rauchfahnen wehn festlich von Dächern Blaubergen zum Gruße! —
Der Aktenschrank knarrt! — Es fliehn unterm Amtsruhverschluße
wie Spottsucht verfolgt in den Aktenstaub helle Gesichte — — —
als hielt ein Nörgelgeist, brillbewehrt, strenge Gerichte!

Der Unterwald

Von Konrad Möckel

Wer auf der Landstraße von Hermannstadt gegen Mühlbach fährt und die Anhöhe hinter Selischte überschreitet, den überrascht das Bild, das sich ihm bietet. Es überrascht ihn auch dann, wenn er den Weg nicht zum erstenmale macht, denn er fühlt es wohl immer wieder: hier beginnt eine andere Welt. Der Blick wird weit und bleibt doch in traulicher Vorgebirgslandschaft gefangen. Mehr als sonst in Siebenbürgen scheint hier Berg und Tal zu träumen. Man ist am Gebirge, ja schon fast im Gebirge. Dieser gebirgige Charakter wirkt sich bis weit in die Hügellandschaft aus. Und doch ist nirgend etwas von der herben Großartigkeit der Karpathen zu sehen, die schon bei Selischte leise anhebt und sich bis Kronstadt beständig steigert. Statt dessen ist hier die intime reizvolle Schönheit des Gebirges erschlossen. Mitunter will es sogar scheinen, daß auch das niedere Hügelland, das doch im allgemeinen bei uns recht gleichförmig ist, hier im „Capitel unter dem Walde" etwas von seiner sächsischen Nüchternheit verloren habe, um von Dingen zu erzählen, die mit Korn- und Kukurutzpreisen nichts zu tun haben.

Kurz es ist eine eigene Welt, die hier sich erschließt, schon rein im Bilde der Landschaft vom Gebirge bis zur „Edelerde" am „Zäckesch", im weitläufigen Hügelland, wo die Wege nur bei gutem Wetter benützbar sind, und talabwärts bis wieder zum Gebirge, zum Erzgebirge hinter der Miereſch, wo sich das Sachsenland bei Karlsburg im Nordosten und hinter Broos im Westen verliert. Es ist ein „abgelegener Winkel" Siebenbürgens, der Unterwald. Die großen Verkehrswege führen nicht hier hindurch. Darum konnte alles Gute und alles Böse hier länger verweilen als sonstwo. Das war immer so. Schon in den wilden Kriegen unserer Vergangenheit war man hier mehr als an andern Orten auf sich selbst angewiesen. So weiß denn der Unterwald von viel Mord und Verwüstung zu erzählen. Aber auch von viel trotzigem, aufrechtem Sich-Wehren. Hier liegt es in der Luft, die Gegend bewahrt und erzählt es weiter, daß es wichtiger sei für den Mann, ein Mann zu sein und sich kräftig zu wehren als auf fremde Hilfe zu vertrauen. Das ist natürlich sehr rückständig, eine allzu stark verwurzelte Lehre aus der Türkenzeit. Denn heute heißt solche fremde Hilfe: Verbandswesen, Genossenschaft, Organisation, Geldhilfe, technischer Fortschritt aller Art. All dem erschließt sich der Unterwald nur

langsam. Er sieht natürlich ein, wie gut und wichtig das alles ist, daß man heute gar nicht mehr leben kann, ohne solche Verbindung miteinander. Aber die Schluchten und Wälder in den Bergen halten das Alte zähe fest. Aus ihnen nimmt es der Mensch auf mit jedem Atemzug. Das ist seine Wirklichkeit. Das hat er wahrhaft vor sich, in sich, das andere, das Neue will erst kommen, ist bloß Gedanke. „Man sollte" . . . „man müßte", „es wäre gut. . ." Wie schwach ist das gegenüber dem wirklich Vorhandenen, Uraltem, das im Blute liegt und als besonderer Geist über der Gegend webt und lebt.

Auch dies alles kann man rein äußerlich schon sehen. Von Reußmarkt bis Mühlbach, also auf der Hauptstrecke des Unterwaldes, führt der Weg durch kein einziges Dorf mehr. Viele Kilometer muß man noch wandern nach rechts oder nach links, wenn man die Gemeinden sehen will. Jede eine kleine Welt für sich, mehr noch als in andern sächsischen Gegenden. Jede gewißermassen auch heute noch in zäher Abwehrstellung, obwohl fast jedes Dorf, soweit es die Wege erlauben, seine eigene Autoomnibus-Verbindung mit der Stadt besitzt und für die dicken Gummiräder ein paar Kilometer staubiger, schlechter Straße mehr oder weniger gleichgültig sind. Die Automobile fahren. Aber die Häuser und Höfe bleiben da. Ist die staubige Stadt Traum oder Wirklichkeit? Die Fortschrittlichen preisen das Tuten und Fahren selbstverständlich als Fortschritt. Aber in den Bergen ist etwas wie ein trotziges Schweigen. Das wirkt sich aus, Tag für Tag. Dem können die Menschen sich nicht entziehen dort am Ende der Täler, wo bald der Wald anfängt. Das gestaltet mit an ihrer Seele. Heute zum Wenigsten ist es noch viel stärker als die ratternden Maschinen.

Ja, der Unterwald hat eine eigene Seele. Nicht bloß einen besonderen „Charakter". Den hat schließlich bald ein Mensch und auch bald eine Gegend. Eine Seele haben ist aber heutzutage eine recht mißliche Sache. Es klingt so sentimental und hindert am Fortkommen. Es ist ein Luxus, für den die Zeit wenig Verständnis aufbringt. Kann man sich da wundern, daß es im Unterwald keine Industrieunternehmungen, wenigstens keine rein sächsischen gibt, und keine reichen Leute? Kann man sich wundern, daß die Dörfer trotz ihrer adretten, reinen Außenseite, gemessen an mancher andern Gegend des Sachsenlandes, arme Dörfer sind? Und dies trotzdem überall von den Berglehnen die Weingärten grüßen und winken. Denn der Wein ist hier das wichtigste Erträgnis des Bauern, von dem er sein Haus und seine Scheune baut, von dem er Schule und Kirche und

Gemeindehaus erhält. Der Wein ist seine Sorge und sein Sorgenbrecher, seine Freude und seine Gefahr zugleich. Der Wein ist das Siegel jeder Freundschaft und jeder herzlichen Begegnung; der Wein erhebt jede Festesstimmung, und der Wein wird auch zur furchtbaren Gefahr der Familie, wo alte seelische Bindungen sich lösen und unerforschliche Abgründe der menschlichen Natur offenbar werden. Soviel aber ist gewiß, ohne den Wein ist das Leben kaum vorstellbar. Und doch ist es nicht der Wein, der hier dem Leben seinen Stempel aufdrückt, weder in rein wirtschaftlichem Sinne noch in demjenigen, den die Weingeistgegner als böses Beispiel uns vor Augen führen. Sondern es ist eben „die Seele" des Unterwaldes. Man hat viel von einer siebenbürgischen Seele geredet und ohne Zweifel mit einem gewissen Recht. Noch mehr kann man im Unterwald von der Seele reden. Vielleicht grade darum, weil die Orte versteckt und abwehrend in ihren Tälern liegen. Man kanns natürlich nicht recht in Worte fassen. Könnte man es, dann wäre es ein Klassenbewußtsein oder ein Wirtschaftsverband oder eine Weltanschauung. So aber ist es eben Seele.

Seele erschließt sich nur allmählich und nur dem verstehenden, verwandten Blick. Sie zieht sich oft scheu zurück, gerade dort, wo man sie sucht, namentlich, wenn man sie mit Neugierde und nicht mit Liebe sucht. Wer aber im Unterwald durch die Dörfer geht, der ahnt sie auf Schritt und Tritt. Hier lebt noch voll die farbenreiche oder nüchternernste Tracht. Hier geht man in die Kirche, weil die Kirche ein selbstverständliches Stück des eigenen Lebens ist. Hier ist das Besondere, Heimatliche, Dörfliche viel ausgeprägter und wichtiger als das Allgemeine, Zweckmäßige. Hier hat man viel Zeit für herzliche Begrüßung, für frohes und ernstes Feiern, für artige Rede und Gegenrede. Hier ist man, ohne sich viel darüber Rechenschaft zu geben, noch viel mehr Glied der Gemeinschaft als „Individualist". Mit Entrüstung sieht der Fortschrittsmann die drei großen Felder, in die der Hattert geteilt ist. Der einzelne hat seine Länder und Ländchen, seine Wiesen und Weingärten, wenige Joch zerteilt und zerstreut in nicht zu übersehende kleine Parzellen. So ist er hineingewoben mit seinem ganzen Sein in die Gemeinde. Das hat gewiß große wirtschaftliche Nachteile. Wer aber sieht, wie Männer und Frauen, immer zugleich die ganze Gemeinde, heute in den Wiesen sind und morgen im Kornschnitt, im Kukuruzfeld oder im Weinberg, wie es die Arbeiten gerade erfordern, der ahnt hier etwas, wovon der nützliche Fortschritt nichts weiß. Er hört etwas vom Gleichklang tief verbundenen Lebens. Alle tragen sie,

führen, lehren und betreuen sie den Einzelnen durch solche Gemeinschaft. Und wenn von dem einen großen Kornfeld tagelang Wagen um Wagen schwer beladen in's Dorf wankt, dann ist es in Wahrheit eine große Familie, die das gemeinsame Brot sich schafft.

Ja, die Zweckmäßigkeit ist hier noch nicht so viel wert, daß um ihretwillen jeder warme Hauch der Seele verkauft wird. Vorsichtig scheu, oft mit schwerfälliger Gründlichkeit will diese Seele bei allem mitsprechen, was Sinne und Verstand sich in der Welt erobern. Mißtrauisch nur erschließt sie sich allem Neuen, weil sie sich wehrlos weiß gegen rohe Berührung. Darum trägt der Unterwälder auch schwerer und länger an allen Kränkungen und Enttäuschungen, die er erfährt. Alle Samen, die auf den Grund seiner Seele fallen, wachsen üppiger als in so manchem andern Gemüt. So mancher wird hier durch ein Wort, durch ein Erlebnis, das man sonstwo längst schon abgeschüttelt und vergessen hätte, schwer verwundet und trägt an der Narbe sein Leben lang. Daher ist aber auch niemand wieder der Dankbarkeit fähig, wie der Mensch des Unterwaldes. Wo er lieben kann, da entfaltet sich warm und rein sein Vertrauen und seine Freundschaft. Er läßt sich nicht blenden durch glatte Worte und großartiges Auftreten. Hier bewundert das Auge die großen Maße nicht leicht, sondern die Seele tastet zart und behutsam und das Herz erfühlt das Herz. Dies Herz verbirgt sich oft unter rauhen Worten, kluger Geschäftigkeit, verirrt sich in allerlei Nebensächliches und in all die Mißgriffe und Verfehlungen, die es überall in der Welt gibt, aber es ist doch da und läßt sich nicht verleugnen.

Diese Züge bewahrt der Unterwälder durch alle Stände und Berufe und durch alle Lebenserfahrungen hindurch. Es gibt viele Menschen im Unterwald, die jahrelang erfolgreich die Dollarjagd in Amerika mitmachen und nachher sich still in den Frieden und die Ordnung der heimatlichen Dorfgasse einfügen, ohne „Schaden genommen zu haben an ihrer Seele". Und es gibt Menschen, die längst über die engen Traditionen und Gebundenheiten der Dorfgemeinschaft hinausgewachsen sind, die sich in ihrer Weltanschauung weit von der kirchlichen Autorität entfernt haben und doch ist die Struktur ihrer Seele die gleiche geblieben.

Diese Zeilen wollen nicht ein Idealbild zeigen, dem keine Wirklichkeit entspricht. Die neue Zeit geht nivellierend und Werte zerstörend einher und macht nirgend halt. Wer mit den Alten redet auch im Unterwald, der kann gar bald erfahren, wie viel Autorität, Frömmig-

keit, Zucht und Ordnung, wieviel äußere Gebundenheit, der innere Kraft und Freiheit entsprach, der gierige Rachen des Fortschrittes auch hier verschlungen hat. Vielleicht gerade darum ist es so bemerkenswert, daß die Menschen hier beseelter sind, mehr „Volk" sind als sonstwo.

Kunst als Abbild des Menschen

Von Misch Orend (Fortsetzung)

III.

Kunst als Farbe

Wie die Linie als Ausdruck vom Menschen abzuleiten ist, so ist es die Farbe. An sich ist sie, der Farbstoff, ein chemischer Gegenstand, wie jeder andere, der aber bei Licht die Eigenschaft hat farbig zu erscheinen. Zum Schluß ist jeder Gegenstand farbig, wenn die Farben auch verwischt und schmutzig erscheinen. Was man farblos nennt, ist das, was keine ausgesprochen eindeutige Farben hat.

Auch an Farben werden Werte gelegt. Roter Mohn bei jungen weiblichen Gestalten verstärkt das Sinnliche, desgleichen verstärkt Violett den Ausdruck der Trauer, des Schmerzes bis zur höchsten Leidenschaft, eben Leiden-schaft. Purpur ist das Gewand des Herrschenden, der Majestät, weil es Ehrfurcht einflößt, Ehre vor dem starken und gesteigerten Leben, Furcht vor der Macht und der Kraft des Herrschenden, die Leiden und Schmerzen schaffen kann.

Eine fahle Farbe ist das Zeichen des Todes, gesteigert bis zum Grün-blau-violetten des toten Körpers.

Nun wird die Farbe, für sich betrachtet, nicht immer den Gefühlswert auslösen, den sie am Körper oder an irgend einem Gegenstand an sich trägt. Genau wie bei der Linie wirkt erst die Umgebung, um diese Stimmungen hervorzurufen; vor allem muß das, was die Farbe trägt, das ganze Interesse erregen, muß im Mittelpunkt des jeweiligen Erlebens stehen, denn das Ausdruckreichste bleibt belanglos, solange es nicht in den Mittelpunkt des Erlebnisses tritt.

Goethe hat für die kleinsten Abschattungen der Farben Gefühlswerte festgelegt.

Auch hier ist nun die Frage, woher die Farben zu Trägern von Gefühlswerten gekommen sind? Wie es möglich ist, daß Farben an

einem Gegenstand, oder in einer bestimmten Umgebung einem Gefühle Ausdruck geben, ein Gefühl hervorrufen?

Die Farben an sich sind auch nichts weiter als tote Stoffe, auch in ihnen hausen keine Geister und Dämonen, auch sie müssen irgendwie mit dem Menschen im Zusammenhang stehen, müssen an ihm sich mit Gefühlen verschwistert haben, die nun nicht mehr zu trennen sind.

Jedoch um dies sinnlich zu begreifen setzt voraus, daß man den klaren Blick der Kinder hat, dies aufmerksame Betrachten, und dies bewegliche Innere, das sich jedem Eindruck rückhaltlos hingibt, ohne abzuwehren oder durch Selbstbeherrschung abzuschwächen. Es ist hier das Gleiche, wie bei den Linien.

Wie bei Kindern die Augen deutlich sprechen und das ganze Gesicht bei jeder Gefühlsregung, so ist es auch mit dem Blut. Bei erhöhter Lebenstätigkeit füllt das Blut die Gefäße der Haut, bei Furcht, Schreck stockt das Herz, die Gefäße leeren sich, das Gesicht wird fahl und blaß. Nach einem Schlag, der starken Schmerz bewirkt, färbt sich die Haut blau.

Diese körperlichen Eigenheiten nun auf die Außenwelt übertragen, bringen ähnliche Gefühle und Empfindungen zum Vorschein, wie am Körper, ob sich die Farben nun in der Natur finden oder auf einem Gemälde. Durch Steigerung der Farben kann der Schaffende die Stimmung selber steigern.

Es ist jedoch eine Tatsache, daß das Auge, nachdem es von einer Farbe gereizt ist, die entgegengesetzte erzeugt, oft soweit, daß diese in die Außenwelt verlegt wird. So mag es auch kommen, daß Farben, die die Konträrfarben von stark gefühlsbetonten Farben sind, wie Gelb, nun auch die entgegengesetzte Stimmung in sich tragen. Gelb ist die Konträrfarbe von Violett, und Violett ist der Ausdruck einer starken, schmerzhaften Leidenschaft.

Doch kann auch die Erfahrung, die an der Natur gemacht wurde, hier beitragen, da doch die meisten Früchte in ihrer Reifezeit, orange und vor allem gelb gefärbt sind. Somit verbindet sich mit einem satten Gelb oder Orange das Gefühl der Ruhe, Reife, Sattheit, des inneren Gleichklangs.

Grau kann ebenfalls aus der Natur seinen Gefühlswert erhalten haben, durch Übertragung des Gefühls, das man bei Regen, Nebel und Dämmerung hat, bei Vereinsamung und Abkühlung des Leibes. Doch gibt es auch am Körper Erscheinungen, die man mit „aschfahl" bezeichnet.

Wenn Goethe in seiner Farbenlehre die Farben in negative und positive, oder passive und aktive einteilt, so ist damit nicht nur das Überwiegen des Schattens im Licht oder des Lichtes im Schatten gemeint, sondern gleichzeitig auch dies, daß die positiven, die warmen Farben das tätige Leben ausdrücken, während die negativen, kalten das erleidende Leben bezeichnen.

Da nun aber die Farben in gesetzmäßigen Verhältnissen zu einander stehen, genügt es, wenn nur ein Teil am Körper sich mit Werten verschwistert hat, als Begleiterscheinung der Gefühle und Affekte, als Blutandrang und Blutleere; die andern Farben tragen dann die Stimmung der Kontrastwirkung.

Es ist hiemit freilich nicht gesagt, daß diese Verbindungen der Farben mit Werten sich auch außerhalb der weißen Rasse gleichbleiben. Es kann möglich sein, daß die schwarze oder gelbe Hautfarbe bei ihren Trägern die Farbwerte verschiebt und daß es uns dadurch nie möglich sein wird, ihre Bilder, soweit sie Kunstwerke geschaffen haben, restlos zu empfinden und zu verstehen — und ebenso umgekehrt. Es ist möglich, daß bei einer dunkeln Rasse intensivere Farben nötig sind, bis das ausgedrückt ist, was die weiße Rasse bereits mit einer kleinen Schattierung zu geben weiß. Tatsache ist, daß alle dunkeln Rassen in ihrer Umgebung lebhafte, starke Farben lieben. Darum mögen die Farbwerte, die die weiße Rasse empfindet, auch nur für sie, in dieser Art, Geltung haben.

IV.

Kunst als Ton

Wie die Linien und Farben, so müssen auch die Töne vom Menschen abgeleitet werden, treten sie doch ebenfalls als Begleiterscheinung der Affekte zu tage und haben durch die Affekte ihre Wertung erhalten. Töne an sich sind Geräusche, sind Schwingungen der Dinge, die in keiner Beziehung zum Menschen stehen. Erst weil man bei Angst, Gefahr, Not, Lust, Übermut, Wohlbefinden Töne und Tonreihen ausstößt, die bei den einzelnen Menschen, ja bei den Tieren, immer ähnlich klingen, so ist Ton und Gefühl, Stimmung, Zustand mit einander verschmolzen.

Der Ton und die Stimmung, in der der Ton verursacht wurde, sind zu einer Einheit geworden, die, auf einfacher Stufe, jedermann versteht, genau wie die einfachsten Linien des Gesichts bei Lachen, Ernst, Trauer, Zorn.

Werden diese Töne jedoch erweitert, sei es, daß der eine Ton leise oder stark ausgesprochen wird, oder daß viele ihn herausbringen, oder daß Instrumente dazu benützt werden, so verändert sich die Stimmung bis zur völligen Ausschaltung aller andern Empfindungen und Gefühle.

Dazu tritt die Eigenheit, daß das menschliche Ohr, wie das Klavier, bei einem Ton, wenn man sich ihm hingibt, mehrere Töne erzeugt, Töne, die in einer Gesetzmäßigkeit zu dem bewußtgehörten Ton stehen. Die Töne sind in der Wirklichkeit in einer bunten Fülle vorhanden, chaotisch, ungeordnet; es liegt jedoch im Wesen des menschlichen Auffassungsvermögens, daß das Bunte aller Erscheinungen in Begriffe, in fest abgezirkelte Kreise, in Schachteln gelegt wird und diese Abstraktionen von den Einzelerscheinungen werden miteinander in Beziehung gesetzt.

Wenn man von der Gesetzmäßigkeit der Töne spricht, von ihrer Schwingungszahl, so heißt das, daß es nur das menschliche Vermögen ist, Töne mit einer bestimmten Schwingungszahl zu begreifen und diese, da sie zu Zahlen geworden sind, also zu abstrakten Begriffen, unter einander in Beziehung zu setzen.

Unter den vielerlei Geräuschen der Außenwelt werden also diejenigen herausgegriffen, die ähnlich beschaffen sind, wie die Töne der menschlichen Stimme, das heißt wie die Schwingungen, die das Ohr auffängt und denen die Vernunft den Namen Ton gegeben hat.

Vielklänge harmonischer Art, ohne Melodie zu sein, lösen dadurch erst Gefühle aus, daß sie in gesetzmäßigem Zusammenhang stehen, weil im menschlichen Empfinden das Wesen der mathematischen Gesetzmäßigkeit begründet liegt. Mißklang und Einklang der Töne ist die Spannung und die Lösung dieser Spannung, der Zustand des mathematisch gesetzmäßigen Verhältnisses der Töne zu einander.

Diese Gesetzmäßigkeit liegt jedoch nicht im Wesen der Töne, sondern ist eine Form des menschlichen Begriffsvermögens, und daher werden erst die Töne ausgewählt und die Verhältnisse der Töne, die der Erkenntnisform am ehesten gleichen.

Disharmonie ist die Störung der Erkenntnisform, darum drängt sie zur Harmonie, also zur ungestörten Erkenntnisform; nur dadurch haben Tonzusammenstellungen Werte, sind sie Ausdruck von Werten, weil sie in den Formen des Geistes sich bewegen. Aber nur nachdem der Mensch die Töne nach seinem Erkenntnisvermögen geformt hat, das heißt nachdem er die Töne für sich ausgewählt hat, die seiner Begriffs- und Erkenntnisform entsprechen, zeigen sie diese Gesetz-

mäßigkeit. Hier liegt dasselbe Verhältnis vor, wie bei den Farben, die ebenfalls durch Mißklang und Einklang sich den Formen des Geistes entsprechend verhalten.

Die Melodien kann man den Linien vergleichen, die mathematisch nicht festzulegen sind, da sie nicht Formen des Geistes wiederspiegeln, sondern unmittelbar Ausdruck der Gefühle sind. Gefühle aber sind chaotisch, wirr, bunt, eben nicht begrifflich fest zu umreißen, denn das hieße sie in eine Form, in eine Schachtel zwängen, und sie lassen sich daher wieder nur durch Dinge ausdrücken, die in keiner mathematischen Gesetzmäßigkeit stehen, sondern, wie sie im Leben sich zeigen, als Begleiterscheinung von Stimmungen und Affekten, die durch das Schicksal herausgelockt sind, zufällig, gesetzlos, unvoraussichtlich, wie das Schicksal selber.

Hieraus lassen sich jedoch Schlüsse ziehen auf die Musikschöpfer: herrscht die Melodie vor, so wird sich in der bildenden Kunst dieses Volkes etwas Gleiches in Linien finden und die Charakterfestigkeit der Kunstschöpfer in Dingen des Lebens drückt sich durch die Kraftbindung der Symmetrie aus, die auch auf die Tonkunst übertragbar ist.

(Schluß folgt.)

Die Muschel

Von Joan Al. Bran-Lemeny

Eine Muschel ist mein Herz:
Alle Klänge aller Fernen
Blühen auf zu neuem Leben
In dem Wunderklanggehäuse.
Horchest du in seine Tiefe,
Hörst du alle Zaubersagen,
Hörst du alle toten Klagen,
Hörst des Glückes Lautenschlagen
Aus dem Muschelherzen dringen.

So viel Lachen, so viel Weinen
Hat die Muschel eingesogen,
Daß im Überschwall der Klänge
Eigner Freude Hall verstummt ist,
Eigner Schmerzen Laut ertrunken . . .

Eigner Schmerz — ein kleiner Tropfen
In dem Ozean der Schmerzen,
Eigne Luft ein farbig Stäubchen
In dem Rausch der Weltenwonne . . .
Was die alten Wälder träumen,
Was die jungen Lerchen singen,
Was die Meereswellen schäumen,
Was die Glockenblumen klingen:
Singe, klage, brause, juble
Selbstvergessne selige Muschel!

Aus dem Rumänischen von Heinrich Horvát

„Die Herrschaft der Minderwertigen"

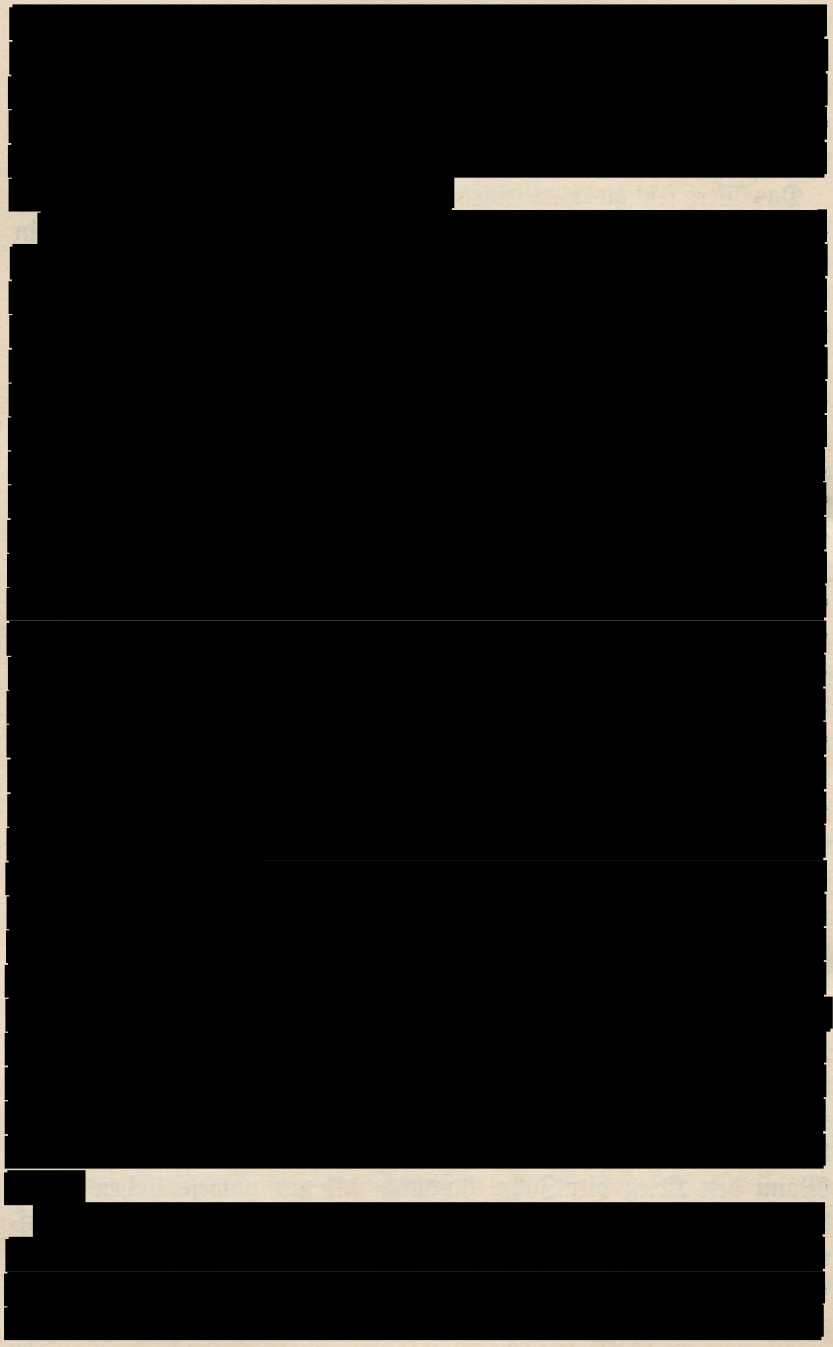
Bemerkungen zu dem gleichnamigen Buch von Edgar J. Jung

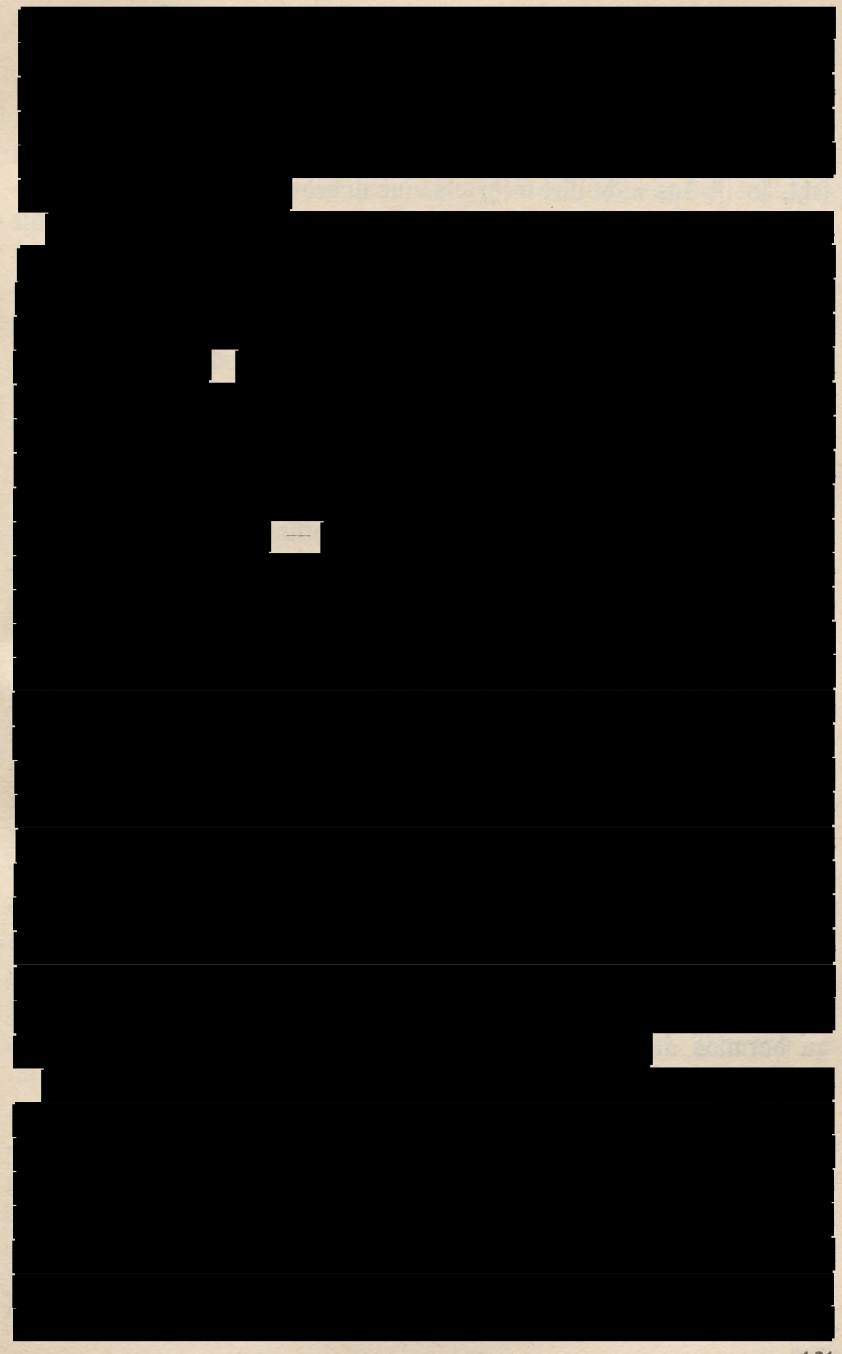
Von Erwin Reisner

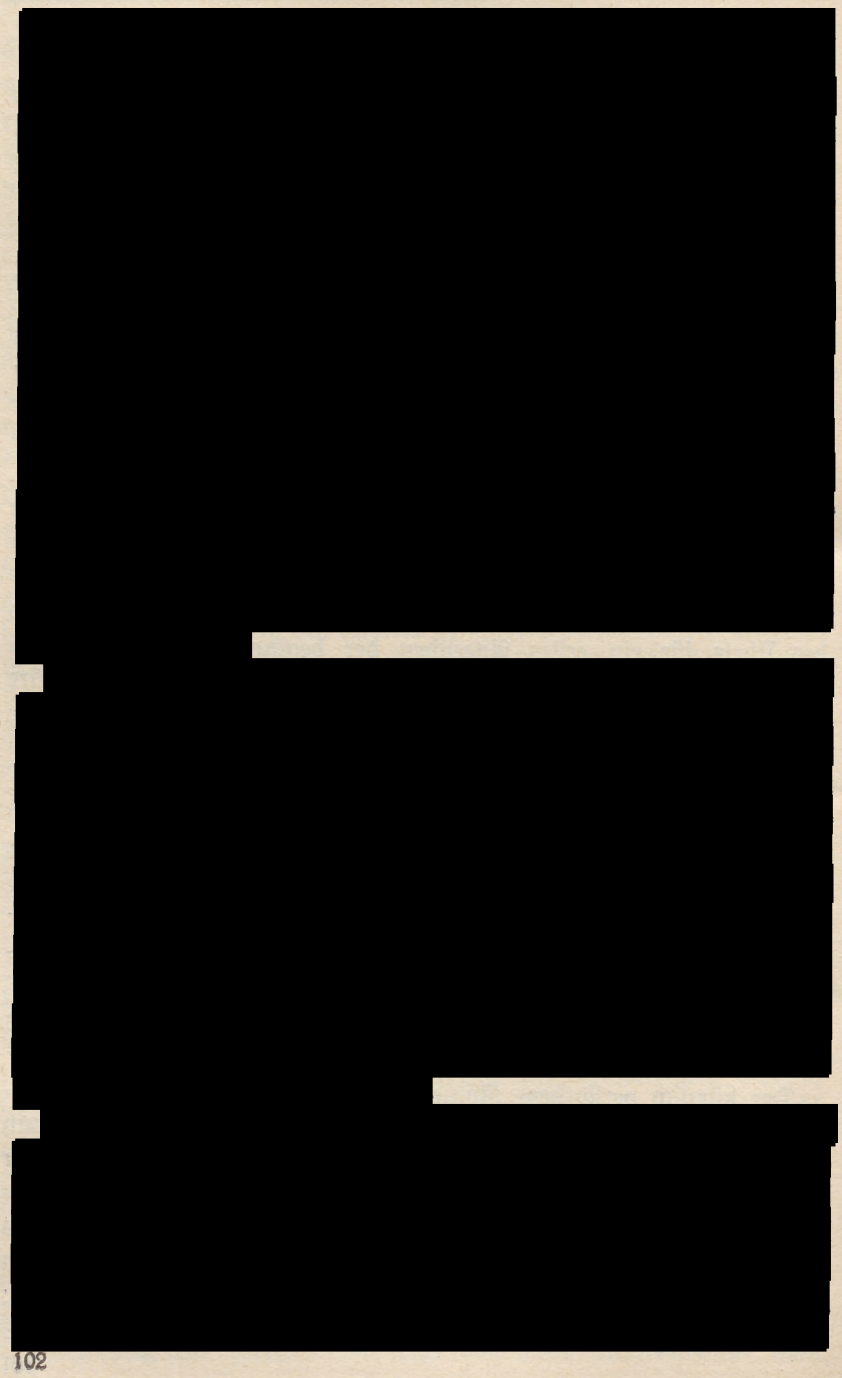
Wir veröffentlichen den Aufsatz unseres Mitarbeiters, ohne ihm allerdings in allen Punkten beizupflichten. Die Schriftleitung













„Der alte und der neue Geist in der heimischen Wissenschaft"

Von Karl Hoch

Herr Alfred Pomarius vergleicht in seinem Aufsatz im Juliheft 1928 das Arbeitsziel der ältern Generationen und die Art ihres Betriebes (wobei er einmal — Anfang des 8. Absatzes — das Ziel, ein andermal — drittletzte Zeile des Aufsatzes — das Geschaffene als wesensbestimmend darstellt) mit dem, was den Jungen auch in wissenschaftlichen Dingen das Höchste ist. Da er selbst zu diesen Jungen gehört, und zwar in ausgesprochenster Weise, wird die Tatsachenfeststellung notwendig zu einer Kritik. Weil wir aber auch über die Generationsgrenzen hinüber vor allem betreff der Strebensziele zu einer Verständigung hinstreben müssen, so geht es nicht an, einfach zu sagen: „Mein Pfad ist dieser, deiner ist jener". Wir müssen uns darüber zu verständigen suchen, welches der rechte Pfad ist und hier und da die Abweichungen davon feststellen.

Es kommt zunächst das Gebiet der Geschichtsschreibung in Frage. Es ist bei uns entschieden das populärste, noch populärer, als das der Volkskunde. Daß aber beide „nationale" Wissenschaften bei uns eine ganz bestimmte Vorzugs-Stellung einnehmen, auch bei unsern Wissenschaftlern, daß — wie Pomarius selbst es ausdrückt — unsere Wissenschaftler auf jene Gebiete sich hingewiesen sahen, die sich „nationalisieren" lassen, spricht auch betreff der ältern Generationen schon

an und für sich nicht von jenem ausschließlich wissenschaftlich empiristischen Geist, den Pomarius feststellt.

Das bringt uns aber gleich in den Kern unserer Betrachtung. Pomarius macht für die junge Generation ihr komplizierteres, differenziertes Gepräge geltend. Ich muß gestehen, daß mir seine Unterscheidung über die Möglichkeit, Geschichte zu betreiben, nicht zur Genüge differenziert vorkommt. Er unterscheidet die einfache Tatsachen-Ermittelung, „die treue Wiedergabe aller Einzelheiten" mit bloß „enzyklopädischen Synthesen" einerseits und das Eingehen in die hinter den Tatsachen liegenden seelischen Kräfte andererseits.

Ich stelle die Frage: Was ist die Aufgabe des Geschichtschreibers, überhaupt des Mannes, der sich mit größerer oder geringerer Intensität mit Geschichte befaßt. Ich glaube, die Antwort hat für alle Generationen im wesentlichen die gleiche zu sein. Wenn wir sie erhalten haben, so wollen wir sehn, in wie weit zunächst die ältern Generationen jene Aufgabe erfüllten.

Das Interesse, das an geschichtlichen Dingen genommen wird, kann ein dreifaches sein.

Es kann sich immerhin auf die einfache Tatsachenermittelung beschränken. Es ist bemerkenswert, daß kein Anderer, als der Grieche Tukidides der Geschichts-Schreibung dieses enge Arbeits-Programm gesetzt hat. Sie habe einfach festzustellen, wie die Ereignisse gewesen seien. Das ist auch heute die Aufgabe des ausschließlichen Urkunden-Mannes. Nur ist auch hier zu beachten, daß zum Wesen der Urkunde der Mitteilungs-Willen ihres Autors gehört und gerade dieses zur Vorsicht mahnt. Der Mitteilende hat ein Interesse daran, das Bild beim Leser in bestimmter Weise zu gestalten. Um dem gegenüber den wahren Sachverhalt zuverlässiger ermitteln zu können, muß der Geschichtsforscher sich schon hier in das Seelenleben sowohl des Handelnden, als des Darstellenden hineinzuleben suchen. Der Ideen-Historiker muß auf den Ergebnissen des Urkunden-Historikers basieren. Dieser aber kann der Ergebnisse des in die seelischen Tiefen eindringenden Geschichtsforscher, der sich mit der Ursachenkette der Geschehnisse befaßt und die vornehmste bewegende Ursache in den seelischen Tiefen sieht, auch nicht entbehren.

Doch auch bisher bot erst die Arbeit dieses weitergehenden Geschichts-Forschers den Gegenstand des eigentlichen Interesses und dieses ist wieder ein doppeltes.

Man ist gewohnt, Ranke als das Urbild des rein objektiven

Historikers anzusehen. Wenn einer von unsern Jungen das hört, der in gleicher Weise, wie die Mehrzahl von uns Altern — den Schreiber dieser Zeilen miteingeschlossen — Ranke nicht des Nähern kennt, so wird er sich unter ihm so recht den in das Historische übersetzten Naturwissenschaftler vorstellen. Unter dem „Naturwissenschaftler" im Rahmen der Geisteswissenschaften verstehn unsere Jungen wohl den Gelehrten, der auch auf diesem Gebiete nichts als Gelehrtenfleiß und Gelehrtenscharfsinn aufzuweisen hat. Nun muß ich aber nach dem sehr Wenigen, was ich von ihm gelesen habe, vor allem nach dem, wie ich von den wirklichen Kennern über Ranke unterrichtet worden bin, bemerken, daß es kaum einen feinern Darsteller geistesgeschichtlicher Entwickelung gibt, der deshalb notwendigerweise auch von seelischen Dingen unmittelbare Kenntnis haben muß, als Ranke. Was ist nun aber das Wesen solcher geistesgeschichtlicher Entwickelung? Ich glaube, ihren innersten Kern bildet die allmähliche Entwickelung menschlicher Werte. Schon im Begriff der Entwickelung liegt die Feststellung der Tatsache, daß diese Werte zu den verschiedenen Zeiten verschieden sind. Sie sind es bekanntermaßen auch bei den verschiedenen Völkern, ja sogar in viel engern Kreisen. Andererseits können wir weder von Werten noch von andern Seelenvorstellungen ein Bild erhalten, ohne daß eine analoge Vorstellung in uns selbst vorhanden sei. Zu einem reichen Erfassen der objektiven Wirklichkeiten des geschichtlichen Lebens ist deshalb in erster Linie eine reiche Subjektivität nötig. Denn sonst wird es zu einer Musikkritik eines Mannes ohne musikalisches Gehör und ohne musikalische seelische Fassungskraft. Aber es muß doch eine gewisse seelische Distanz da sein, um zu einem unbefangenen Urteil gelangen zu können. Dieses Urteil ist vor einer störenden Trübung nur dann halbwegs gesichert, wenn ich nur mit Erinnerungsbildern seelischer Vorgänge arbeite und bei der wissenschaftlichen Arbeit nicht unter ihrem unmittelbaren Einfluß stehe. Denn sonstwie stehe ich doch zu sehr unter dem Bannkreis meiner augenblicklichen Seelenvorgänge, meiner seelischen Werte. Zur Befriedigung des Reizes, der in der Beobachtung fremden seelischen Lebens liegt, d. h. eines Seelenlebens, in dem die Ingredienzien des meinen in andern Dosen enthalten sind, kann ich nicht gelangen, wenn die Zusammensetzung des meinen auf die Beobachtung störend einwirkt. Für Ingredienzien freilich, die in dem meinen überhaupt nicht vorhanden sind, von denen ich nicht einmal ein Erinnerungsbild habe, muß ich notwendig blind sein.

Aus dem letztern Grunde genügt für die Wissenschaften, die sich mit menschlichem Seelenleben befassen, Gelehrten-Fleiß und Gelehrten-Scharfsinn tatsächlich nicht. Es muß ein Drittes hinzukommen: ein Wissen um die Menschenseele. Hiefür aber habe ich schlechthin keine andere Quelle, als mein eigenes Seelenleben. Nur muß ich seine Betätigung in den eben erwähnten Schranken halten. Auch im tagtäglichen Leben habe ich für die Seelenäußerungen des Andern keinen andern Chiffrier-Schlüssel. Die Sinnen-Eindrücke, die ich durch Gehör und Gesicht beim gesprochenen und geschriebenen Wort entgegennehme, sind nur gerade Chiffern. So sind auch für den Historiker die Urkunden nur Chiffern. Für diesen ist aber ein doppeltes Chiffern-Lesen erforderlich. Einmal hat er in der obenerwähnten Weise den wirklichen Tatsachengehalt, so wie das nach Jahrzehnten, Jahrhunderten oder Jahrtausenden geht, zu ermitteln. Dann sind diese Tatsachen selbst nur Chiffern für die seelischen Gründe, die hinter den Geschehnissen liegen. Mit dem Entchiffern beginnt erst die wissenschaftliche Arbeit. Für diese selbst gilt es, auch wenn sie auf dem Gebiete der Geisteswissenschaft getrieben wird, Gelehrten-Scharfsinn zu bekunden. Aber der Chiffrier-Schlüssel gehört zu den unerläßlichen Arbeitswerkzeugen; ohne den geht es vor allem nicht.

Vollständig geht dieser nun freilich niemandem ab. Eine so stumpfe Seele, daß sie sich zur Seelenlosigkeit auflöse, gibt es nicht. Und da ist es immerhin möglich, daß bei entsprechendem Gelehrten-Fleiß und mit hervorragendem Gelehrten-Scharfsinn auch ohne Eindringen in die tiefsten Tiefen des Seelenlebens ganz Respektables geleistet wird, zumal auf dem Gebiete der einfachen Tatsachenermittelung. Für den gottbegnadeten Geschichtsschreiber, der — nebenbei gesagt — auch immer ein Künstler sein muß, ist solches Eindringen aber ein unerläßliches Erfordernis.

Der Zusammenhang der Geschehnisse ergibt sich entweder dadurch, daß das eine äußere Geschehnis das andere bedingt, oder dadurch, daß das Geschehnis bezw. eine ganze Entwicklungsreihe aus der seelischen Veranlagung des handelnden Einzelmannes oder Volkes, aus der Gestaltung des Zeitgeistes entfließt. Ein andermal wiederum erfährt die seelische Veranlagung eines Volksteiles selbst eine Umgestaltung durch eine Reihe von Ereignissen oder — was dasselbe ist, durch die Außenverhältnisse unter deren Einwirkung das Volk Jahrhunderte lang gelebt hat. Die Kenntnis dieser Zusammenhänge gehört beim Befassen mit Geschichte jedenfalls zum Anziehendsten.

Auf das Erwerben der Kenntnis all dieser Zusammenhänge geht, meine ich, die in letzter Zeit viel geschmähte pragmatische Geschichts-Auffassung hinaus. Ohne stark entwickeltes eigenes Seelenleben ist sie demnach nicht möglich. Es handelt sich im Kern um die Beobachtung menschlicher Werte, aber fremder Werte. Und da muß der seelische Einfluß der in uns selbst regen in Schranken gehalten werden. Freilich eine stark entwickelte Gefühlswelt läßt sich nicht jeden Augenblick abkommandieren. Dabei hat das Interesse an Geschichte noch eine dritte berechtigte Grundlage und die ist es vor allem, die es bei uns Sachsen so rege macht. Das ist das Erfassen der Geschichte, als Gegenwartswert gerade im Dienste unserer eigenen Werte-Welt. Auch jenes von Haus aus rein sachliche Interesse an der Entwickelungs-Geschichte menschlicher Werte überhaupt, an der Erklärung menschlichen Geschehens im Gesichtswinkel ihres Wandels erhält doch erst da seine lebendigste Entfaltung, wo ich in jenem allmählichen Wandel das allmähliche Werden der meinen erkenne. Da erst wird meine innere Anteilnahme am Geschehen der Vergangenheit voll, wo ich für das Schicksal meiner eigenen Werte bange, wo ich über ihren Sieg juble. Vor allem aber hole ich mir aus der Vergangenheit Kraft für meine Haltung in der Gegenwart.

Das ist nun allerdings kein rein wissenschaftliches Interesse; es stammt nicht aus der reinen Freude an der Erkenntnis. Ich glaube, aber gerade dieses muß vor den Wertungen der Jungen am meisten bestehen können. Wohl ist beim Überwiegen dieses erwähnten, über das rein wissenschaftliche hinausgehenden Interessen die Gefahr vorhanden, daß der äußere Entwicklungsgang sich in uns stark gefärbt wiederspiegelt, wobei unstichhältige Behauptungen über den Tatsachen-Verlauf nur die gröbern Vorstöße sind. Viel eher erliegt man der Versuchung, daß die eigene Wertewelt bei der seelischen Erklärung von Ereignissen, die betreff ihres äußern Verlaufes wohl richtig wiedergegeben werden, ein wesentlich bestimmendes Wort spricht. Man sieht die Vergangenheit unter der Brille der Gegenwart oder färbt sie geradezu der Gegenwarts-Wirkung zuliebe. Es muß nicht in bewußter Weise geschehen. Und dabei läßt sich — wie erwähnt — eben eine starke Gefühlswelt nicht nach Belieben abkommandieren; ohne eine solche aber ist das Erfassen des Seelischen unmöglich. Das ist eben das schwere Problem der Geisteswissenschaften, daß das lebendige Ich, das sie betreiben will, sich selbst mit der gleichen Ruhe beobachten soll, wie den toten Stein oder den kalten Frosch. Ich glaube, nach

ihrer allgemeinen Einstellung dürften für die Schwierigkeit dieses Problems eben unsere Jungen das größte Verständnis haben.

Für unsere sächsische Geschichtsschreibung ist also vor allem das Bestreben bestimmend, die lebendige Kraft herauszuarbeiten, die die Geschichte für das Leben der Gegenwart in sich birgt. Für ein Geschlecht, das der öden Gelehrtenstube abhold ist, glaube ich, ein sehr sympathisches Bestreben. Da ist jedenfalls in aller erster Linie die „für das sächsische Volk" geschriebene Sachsen-Geschichte zu erwähnen, die gerade nach dieser Richtung auch im deutschen Mutterlande anerkennend entgegengenommen wurde mit dem Wunsche, daß es auch dem deutschen Binnen-Volke vergönnt sein solle, ein ähnliches Buch — sagen wir — als nationale Bibel in die Hand zu erhalten. Das Bestreben, die Idee herauszuarbeiten, die hinter den einzelnen Geschehnissen liegt, kommt schon in den Zitaten zum Ausdruck, die an die Spitze jedes einzelnen Kapitels gesetzt sind.

Nun hat es doch Kritiker gegeben und gibt es sie vielleicht auch heute, die der Meinung sind, daß als Auswirkung des Bestrebens, auf die Sinnesweise der Gegenwart erzieherisch einzuwirken, die Sinnesweise der Vergangenheit nicht immer restlos richtig wieder gegeben sei. Es ist edelste Tendenz, um die es sich handelt; aber — das ist die nicht zu umgehende Kehrseite — mit jeder, auch der berechtigtesten Tendenz ist immer eine Gefahr für die reine Wissenschaft verbunden. Und dieser Vorwurf wurde insbesondere früher unserer Wissenschaft gegenüber auch sonstwie vielfach erhoben.

Hier muß ein Wort über die Scheidung der ältern Generationen gesagt werden, wie sie auch betreff des Wissenschafts-Betriebes zu machen ist. Pomarius unterscheidet nur zwei ältere Generationen: die um G. D. Teutsch und die um Fr. Teutsch und A. Schullerus. Ich glaube wie in andern Dingen so ergibt sich auch hier eine Unterscheidung in drei, die sich in bestimmter Weise von einander abheben, allerdings auch — sei es in Folge der Einflußnahme der ältern auf die jüngere, sei es in Folge gleichzeitigen Wirkens — doch auch gegenseitig bestimmen.

Es war vor allem die älteste, um G. D. Teutsch sich gruppierende, die den Wissenschafts-Betrieb in die Bedürfnisse des Tageswirkens einstellte; vor allem die jüngste der drei, die um Schullerus achtete streng darauf, den methodischen Erfordernissen empirischer Wissenschafts-Pflege streng nachzukommen. Es handelt sich hier und da um ein besonderes Betonen des einen Gesichtspunktes, nicht etwa um ein

grundsätzliches Außerachtlassen des gegenüberstehenden. Denn gerade Schullerus war ja besonders darauf eingestellt, die Einheit zwischen Leben und Wissenschaft zu wahren. Gerade sein Wörterbuch beschränkt sich durchaus nicht auf rein linguistische Dinge, wie Pomarius es ja selbst anerkennt, sondern stellt planmäßig die Sprache als Äußerung der Volksseele dar, also dessen, was hinter der Einzelerscheinung liegt. Tut man das, so tut man es, um die Einheit der Volksseele zum Ausdruck zu bringen, selbst wenn man zunächst auch nur Volks-Merkwürdigkeiten bringt, wie es ein Buch mit alphabetischer Anlage doch unmöglich anders kann. Daß hinter dem kritischen Forscher der fühlende und handelnde Mensch nicht vergessen werde, daß er, selbst wenn man solches wollte, sich mit Eigenkraft durchsetzen würde, was eben der Sinnesweise der Jungen entspricht, ist in unsern Verhältnissen so zwangläufig, daß es sich nicht verlohnt, sich darauf besonders einzustellen. Was sächsische Dinge betrifft, hat der Sachse alles Einfühlungsvermögen ganz natürlich. Erlernt werden muß das Wissenschaftlich-Kritische und unsere Wissenschaftler müssen nach wie vor allen Kräfte-Einsatz darauf konzentrieren, es zu erlernen. Sollte wirklich der Eine oder der Andere die Neigung haben, sich der bloßen Intuition hinzugeben, so wäre gerade für ihn das beruhigende Gefühl sehr gefährlich, der durch das Schicksals-Walten vorgesehenen Zeitströmung folgen zu dürfen. Im großen wirtschaftlichen Betriebe mögen die Vorwürfe gegen das Lebenstötende des modernen Spezialismus wohl nach mancher Richtung berechtigt sein. Sie wurden schon vor bald 40 Jahren in Langbehns: „Rembrand, als Erzieher" erhoben. Unter uns war nur ein einziger namhafterer Wissenschaftler — der mittleren Generation angehörend — der ein stark einseitiges Gewicht auf Urkunden-Forschung gelegt hat und eben von diesem Standpunkte aus eine sehr scharfe Kritik an den übrigen wissenschaftlichen Erzeugnissen übte. Einen andern Historiker von sehr viel Intuition und Geist hatten wir wiederum, der erst in verhältnismäßig spätem Lebensalter zur allgemeineren Würdigung gelangt war, da aber geradezu Aufsehen erregte; von diesem sind die kritischen Forscher nun heute allerdings der Meinung, daß er betreff der Quellenforschung nicht auf der vollen Höhe gestanden sei. Aber er lieferte klar durchsichtige, scharfe Gedankenarbeit.

Es mag nun der Eine und der Andere, vielleicht auch die eine und die andere Generation in der einen oder in der andern Richtung besonders stark sein. Wer aber beispielsweise Geschichts-Wissenschaft

betreiben will, der darf, wenn es Wissenschaft sein will, kritische Quellensichtung und scharfe logische Folgerichtigkeit nicht bei Seite lassen, wenn es aber Wissenschaft über Menschen-Geschehen sein soll, so mache sich jedenfalls nur der daran, der in seinem Seelenleben das dazu erforderliche Organ hat. Das erstere kann man lernen und üben, das letztere freilich, — wenn ihrs nicht fühlt, nicht werdets ihr erjagen. Aber beides muß vollausgebildet da sein, nicht etwa nur als „Erinnertes, Geträumtes oder Geahntes".

Die Feststellung, daß das eine oder das andere fehle, muß entschieden als Vorwurf gelten. Nach den obigen Ausführungen muß ich die Feststellung eines Mankos an Seelischem bei unsern ältern Wissenschaftlern als entschieden ungerechtfertigt zurückweisen. Würden sich andererseits unsere Jungen tatsächlich nur auf gefühlsmäßiges inneres Erschauen ohne gewissenhafte Prüfung der Grundlage, ohne klares Überlegen jedes gedanklichen Einzelschrittes beim Fortschritt von dieser Grundlage einstellen, so käme es darauf heraus, daß es doch nicht heißen könnte: „Hie Einzeltatsache und hie geistiger Zusammenhang!", sondern „Hie klare, sorgfältige Prüfung der Grundlagen hiefür und hie hemmungslose Intuition!" Nur das könnte die grundsätzliche Scheidelinie sein.

Wie es sich aber zeigt, ist sie es auch nicht. Die Herausgabe der Schriften St. L. Roths durch einen der ausgesprochendsten Jungen: Dr. Otto Folberth, die von zweifellos höchstem wissenschaftlichem Wert ist, ist mit einer „philologischen Akribie" gearbeitet, die, wie es scheint, auch weitgehenden Spezialisten-Anforderungen genügen wird und Respekt auch vor den unscheinbaren Tatsachen zeigt, weil nicht immer auf den ersten Anhieb durchsehen werden kann, was für die Feststellung des vollen Zusamenhanges wichtig ist und nicht.

Das Genie überhaupt ist poetisch. Wo das Genie gewirkt hat — hat es poetisch gewirkt. Der echt moralische Mensch ist Dichter.

Novalis

Aphorismen

Von Hermann Konnerth

Zur Bildung unseres Wesens gehört die Zukunft mit ihren Aufgaben, Verpflichtungen und Hoffnungen in gleicher Weise wie die Gegenwart mit ihren unmittelbaren Forderungen und Gaben. Selbst wenn vieles ein Traum bleibt, so kann doch auch der Traum von Bedeutung sein. Der Glaube an die Zukunft hat oft eine größere Macht als das Wissen um die Gegenwart.

* * *

Nächtliches Dunkel durchflutet die unendlichen Welten; wo aber — und sei es im einsamsten Winkel — echtes Leben Licht verbreitet, da erfüllt es mit göttlichem Dasein, hinweg über Räume und Zeiten, den Augenblick und die Ewigkeiten.

* * *

Die Seele des Menschen schreitet durch nächtliches Dunkel, gebreitet auf einsamem Weg; es leuchtet allein das göttliche Feuer ihrer schaffenden Kräfte. Und wo sie sich regt in zeugendem Werke, da ist ihres Lebens leuchtender Tag. Wo sich jedoch ihr Schmerz verlor in widerstandslosem Nichts, da verstummt wohl das klagende Lied vom lastenden Dunkel der Nacht, doch es verlischt auch das Licht ihres schaffenden Lebens, das göttliche Feuer ihres leuchtenden Tags.

* * *

Wo du auch wanderst, sei schmal oder breit dein Weg, du triffst ihrer viele, die dir freundlich begegnen, und viele, die dir lieblos scheinen, weil du ihr Sinnen und Trachten nicht versteht. Nur ein wahrhaft böser Feind stellt sich dir oft in den Weg: dein eigen töricht Herz, das anders will als du selbst und das Gesetz deines Lebens nicht kennt.

* * *

Es ist göttliches Werk, wenn im Wirrsal des Weltalls Seele zu Seele sich findet. Köstliches Leben entsteht, wo eine zur anderen spricht, das Innerste vor ihr entfaltend. Und wo in heiliger Liebe die Sprache zum Liede geworden, dort gibt die Seele dem Gotte zurück, was liebend er ihr geschenkt.

* * *

Flüchtig gleitet vorüber der Tanz, flüchtig verhallen die Lieder und tönenden Geigen und es vergehen die Welten der schwingenden Linien und Farben. Hat dies vergängliche Spiel in schaffender Seele fruchtt-

baren Boden gefunden, wird das vergängliche Spiel zum Ewigkeitswerte gewandelt.

* * *

Unendliche Weiten durchfliegt der Sonne Strahl, Welten durchkreuzend — dort erst wahrhaft am Ziel, wo er zurückgeworfen und gebrochen im Auge des Menschen aufhört, Strahl zu sein, und anfängt, göttliches Feuer zu werden.

* * *

Im rhythmisch bewegten Leben ist der Abend der Zeuger des kommenden Morgens. Die Nacht ist nicht Abgrund, nicht Vernichtung, nicht Scheidung. Der fruchtbare Morgen beginnt nicht am Rande des Nichts. Das in der Stille des Abends begonnene Werk geleitet die Seele auf verbindender Brücke hinüber zum freudigen Schaffen im goldenen Lichte des leuchtenden Tages.

* * *

Wo die sorglos glücklichen Tage die schlummernde Seele des Kindes umgarnen, bleibt eine Heimat zurück, der wir in Liebe gedenken, wo immer wir wandern. Doch wo ein heilig Erleben die reifende Seele erweckte, ersteht uns in geistiger Tat ein echtes „Zuhause". — Wohin wir auch wandern, wohin uns das Irren und Treiben des Leben verschlägt, es findet die Seele, von brennendem Heimweh getrieben, die Wege zurück zu diesem echten Zuhause: zu dem heiligen Orte ihres Werdens.

* * *

Auch das bescheidenste, verborgenste Nest liegt inmitten des unendlichen Raumes. Tausend Fäden verbinden es unmittelbar mit den entferntesten Herrlichkeiten der Welt. Die Tore sind offen, — die Wege sind bereitet, sei es, daß dich die Sehnsucht treibt, das Ferne zu schauen, sei es, daß dich die Größe deiner Aufgaben mit mächtigem Gefühl auf den weiten Kampfplatz zwingt. — Hält dich aber die Enge der Heimat fest, so bist du dennoch verantwortlich für dein Verhältnis zu den ewigen Dingen, zu denen deine Seele überall, auch in der Einsamkeit des verborgensten Winkels gehört.

* * *

Was dem einen in der Welt Mittelpunkt ist, das ist dem andern ein Punkt an der äußersten Grenze des Lebens. Wo du im Uferlosen dieser Welt deinen Mittelpunkt findest und was er den andern bedeutet, ist nicht entscheidend für seinen Wert. Es ist sein einziger tiefer Sinn, daß du ihn findest, um deine Kräfte zu sammeln, das Unendliche in dir zu gestalten und nicht dich im Unendlichen zu verlieren.

Rundschau

Zur Führerfrage. Die Deutsche Allgemeine Zeitung veröffentlichte am 1. Januar d. J. das Ergebnis einer Rundfrage „Wer wird in 10 Jahren den deutschen Staat führen?" Wir drucken die Antwort eines Reichstagsabgeordneten Ernst Lemmer nach, nicht nur weil auch andere Antworten eine ähnliche Meinung ausdrücken, sondern weil sie auch für unsere Verhältnisse sinngemäß gültig sind:

„In zehn Jahren sollen die Jungen den deutschen Staat führen! Allerdings hoffe ich, daß es schon früher dazu kommt. Denn schon längst hätte die Schützengrabengeneration auf dem Führerstand der Nation stehen müssen. Sie wurde bis auf den heutigen Tag um die Folge ihres Opferganges betrogen! Von den Alten, die nirgends weichen wollen.

Die heute noch im Staat und in den Parteien als Führer stehen, die waren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auch schon vor dem Geschehen des großen Krieges da. Als ob sie nicht ein großes Spiel verloren hätten! Kaum ist irgendwo ein Generationswechsel vollzogen. Unsere Nation droht, in der Politik bedenklich zu altern.

Dabei müßte das deutsche Volkstum sich politisch verjüngt haben; denn neue politische Lebensformen wurden ihm gegeben. Nach dem Zusammenbruch des alten Staates regte sich ein ungestümer Lebenswille, dessen Kraft die völkische Zukunft in schwerster Notzeit zu sichern vermochte. Die alten Menschen blieben in der Führung. Obwohl fünfzehn Jahre dazwischen liegen, die beispiellos reich und tief an Geschehnissen und Erlebnissen waren.

Die Jungen sollen und müssen also den deutschen Staat in zehn Jahren führen! Hinter die Bedeutung dieser Forderung tritt zurück die Frage, aus welcher sozialen Schicht sie kommen werden."

In Schilda. Betrachtet man das sächsische Leben in den Spitzen seiner Organisationen, in dem Geist, der sich von dort nach außen verkündet, fällt nicht so sehr die Kleinheit des Arbeitsfeldes auf — da dieses doch gerade bei uns von den Menschen abhängig ist, die ihm dienen — als die Alltäglichkeit der Atmosphäre. Ausnahmen, wie überall zugestanden und aus der Betrachtung bewußt geschaltet — man faßt diesen und jenen ins Auge, fragt sich, welche Vorzüge, welche Leistungen ihn zu seiner Rolle befähigen und weiß es nicht. Man sieht diesen und jenen jahrzehntelang an der Spitze einer Körperschaft und denkt sich aus, was derweil durch ihn hätte geschehen müssen — und greift ein Nichts; es sei denn, daß schon das bloße Verwalten und Bewahren als Leistung gilt. Und so meinen auch die philosophisch Angehauchten, denen die Relativität ihrer Leistung bewußt wird, wahre Arbeit am Volke bestehe darin, daß man bei tausend Kleinigkeiten und Alltäglichkeiten zugegen ist und den Hebel einmal nach rechts, einmal nach links rückt, hier und dort unablässig hilft.

Gewiß ist dieser Alltag völkischen Dienstes das breite, nie zu umgehende Feld. Gewiß ist der Achtung wert, wer da treu und zäh im Kleinen wirtschaftet. Gewiß ist er und sein Tun notwendig.

Sieht er aber darin die einzige Möglichkeit, politisch für unser Volk zu wirken, so wird man seinen Wert doch näher feststellen müssen, denn seine Meinung — in ihrer ganzen Unfruchtbarkeit jedem Dutzendkopf umso verständlicher als sie bei schärferer Kritik immer unwahrer wird — hat die Wirkung, seine Tätigkeit als höchstwertig erscheinen zu lassen. Was wäre denn auch wertvolleres zu tun, wenn seine Tat schon die einzig mögliche am Volke ist? Indem er die Kleinheit unseres Lebensraumes beklagt, die ihn zu solch beengter Arbeit verdammt, erhebt er auf der andern Seite die strenge Forderung ans Volk, in dieser Arbeit eine gültige, bleibende Leistung zu sehen, ihn deswegen gewähren zu lassen und zu ehren.

Das Leben aber ist durchaus nicht so eben, daß der behäbige Schritt der Bürgergardisten den Durchmesser abschreiten könnte. Nein, er läuft auf der Plattform hin und her, die ihm zu übersehen gegeben ist, merkt die Möglichkeit nicht, setzt alljährlich wie ein Baum einen neuen Ring seines Autoritätsstolzes an und wächst immer tiefer ins Bewußtsein hinein, der Dinge letzten Kern zu spüren und die Moral gepachtet zu haben.

Da stolzieren sie hin und her, Diurnisten des Lebens, froh, daß die Buchhaltung ein Zehntel aus dem Vergänglichen notiert, Feldwebel in Generalsuniformen.

Wischte man mit einem ungeheueren Schwamm diese Hierarchie weg, — tot alles in einem Augenblick! — spränge 80 Jahre vor in die Zukunft und fragte nun die Enkelkinder: Ihr erinnert euch doch des hochverdienten Herrn Soundso? Habt ihr der Sachsengeschichte 6. Band? Dort steht doch sein Name und hinter ihm zehn Seiten Text und Tatbericht. Da werden sie uns verständnislos ansehen. Wir schlagen die „Geschichte" auf, suchen im Register und wo der Name stehen sollte, knipsen wir ein Stäubchen weg.

Halten die Buchhalter ihr Geschäft auch für das Wichtigste, es entscheidet doch selbst in den kleinsten Verhältnissen — wo das Spiel mit dem Geschichtsruhm nur Galgenhumor ist — auf die Dauer die bewegende Tat, das geistig Eigenwertige, das Schöpferische. Bloß dieses hat, wenn schon nicht die Gewißheit, so doch die Möglichkeit, über den Tag hinaus Geltung zu behalten. Denn in seiner Leistung liegt ein sachlicher Wert, eine in sich bestehende und gegründete Bedeutung, die nicht mit der Erledigung laufender Arbeiten zum Aktenbündel wird. Im Alltag ertönt das Wort der Feldwebel lauter, erscheint mächtiger als die abgeschlossene große Tat eines Karl Wolff. Wie aber wird er in 80 Jahren im Gedächtnis leben und wo werden jene verwesen! Ich zähle sie aus an diesem Maßstab für die 80 Jahre sächsischer Ewigkeit und streiche alle bis auf ein schütteres Dutzend. Ich betrachte den einen und frage: was hat in deinen zwanzig-dreißig Jahren Volksarbeit sachliche Form angenommen, was schlug sich als harter Boden für unser Weiterbestehen nieder? Welches Werk bleibt von dir außer dem, daß du den Geschäftseingang erledigt hast und stolz darauf warst?

Mir steigt das Lachen in den Hals, sehe ich sie in ihrer würdigen Erfülltheit. Ich schätze mich selbst ein, lege — unverschämt wie ich bin — sechs Bücher auf den Tempeltisch der sächsischen Ewigkeit, etliche Bände dieser Zeitschrift, tippe auf einige Gedichte besonders nachdrücklich und sehe mich — noch sehr im Anfang meines Lebens — doch schon voraus den allermeisten, die sich heute im Sonnenlicht ihrer Geltungsviertelstunde spreizen und sich selbst als die erfahrene Führung offerieren, der ich Vertrauen schulde.

Aber sofort füge ich — mich selbst am Schopfe zurückreißend — hinzu, daß ich nicht deshalb zu dieser Untersuchung Lust empfand, weil ich Arbeit und Geist der Betroffenen mißachte, sondern weil sich daran gemessen ihr Stolz so kurios ausnimmt. Und weil ihr Bewußtsein, daß sie selbst das Wohl des Volkes seien, zu sonderbaren Taten verführt, wie sie von der staunenden Mitwelt schon so oft betrachtet worden.

Ich nehme meinen Maßstab aus der sächsischen Ewigkeit, verteile die Jahreslängen der Unsterblichkeit und amüsiere mich, wie wenig die öffentliche Geltung in Schilda dazu stimmt, aber das kommt daher, daß wir mehrere Jahre brauchen, um eine Sache klar zu sehen, die eigentlich an der Sonne liegt. Es kommt auch

daher, daß ja eigentlich die Uniform gegrüßt wird und nicht, wer darin steckt, und es kommt schließlich daher, daß keiner, der in der Uniform steckt, das Gefühl aufbringt, er fülle sie nicht aus. Und zu allerletzt, welcher Feldwebel wäre nicht der Meinung gewesen, daß er der Kopf des Heeres sei und jeder ein schlechter Kerl, der vor ihm nicht stille stand. Heinrich Zillich

Ein großes deutsches Blatt im Lande. Da wagen etliche Leute im Februar 1929 unter dem Beifall vieler namhafter Männer an die Gründung einer deutschen Zeitung für Rumänien zu denken, die dem örtlichen Standpunkt der bestehenden Presse nicht verfallen, die Gesamtschau aller deutschen Siedlungen im Lande sein, dabei auch das umfassende politische und wirtschaftliche Nachrichtenblatt Rumäniens in einer Weltsprache werden soll, das wir alle und auch das Ausland entbehrt. Weil die offizielle deutsche Welt des Landes überall ihre lokalen Blätter hat, dieses sich aber darüber erheben will, suchen sie die Zeitung so unabhängig als möglich zu stellen und rufen das ganze Volk zur Unterstützung auf. Doch ehe dies geschah, ehe noch ein Wörtchen der Öffentlichkeit übergeben wurde, bewies das S.-D. Tageblatt, daß kein Bedürfnis nach einem solchen Blatte vorliege, denn es selbst sei ja der Ausdruck alles völkischen Hin und Wider, lasse Pro und Contra zu Worte kommen und fürchte niemand. Gleich darauf spielte auch die Kronstädter Zeitung eine ähnliche Musik. Dieser Marsch aber war ein echtes Stück, begutachtet und zusammengeleimt von einem Ausschuß und hatte einen Text, der sich aus Konkurenzangst und Volksliebe so innig mischte, daß darin die bösen Knaben des neuen Blattes — noch ehe sie ihren Mund auftaten — erkannt wurden als solche, die „ihrer Besserwisserei, ihrem Eigenwillen, vielleicht auch noch anderen unbegründeten und vorübergehenden Regungen ein Piedestal" erbauen. Da warnte man das Volk „Zehntausende zum Fenster hinauszuwerfen", stellte fest, daß das neue Blatt die Inserenten „erpressen" werde und was dergleichen Beweis für die Liebe zu den Volksgenossen mehr war.

Ich bin an der Zeitungsgründung selbst beteiligt und so lasse ich diesen Vorgeschichten ihren siebenbürgisch-sächsischen Charakter, ohne mich zu alterieren, obgleich ich mich auch zur Wehr gesetzt und den Erfolg geerntet hatte, daß die Idee der großen Zeitung noch in weitere Kreise drang als vorher.

Inzwischen gelang es, durch Heranziehung auch der offiziellen Welt, dem Gedanken Nahrung zu geben und so wird in einigen Monaten, in Hermannstadt oder Bukarest, ein umfassendes deutsches Blatt entstehen, unter dem Beifall jener, die es erst verdächtigten, denn bei uns im Lande schlägt der Hase mehr Haken als sonstwo, auch wenn er richtig läuft. Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Junge Dichtung im Verlag Ph. Reclam jun. Leipzig. — Die jungen Dichter dringen heutzutage sehr schwer an die Öffentlichkeit, die Lyriker vollends. Da ist es aufs Lebhafteste zu begrüßen, daß ein großer Verlag in einer Reihe von Büchern, die in der letzten Zeit erschienen, neue Autoren zu Wort kommen ließ, die durchwegs begabt sind. Mir liegen vier Bände vor. Heinrich Hausers prächtiger Matrosenroman „Brackwasser" ist von edelster Sachlichkeit mit dem tiefen und lebendigen seelischen Hintergrund, der gute Schilderung erst zur Dichtung umgießt.

Ein männliches Buch, ein Buch, aus Erfahrung geschaffen, mit unbeirrbarem Blick für das Wichtige. In straffer Gestaltung wächst das abenteuerliche Schicksal des Matrosen Glen, das ihn eine exotische Hafendirne entführen und mit ihr ein Leben auf seiner Heimatsinsel führen heißt. Kein Wort zu viel, kein Ton falsch, Hauser ist eine wichtige Entdeckung. Nicht in solche dichterische Höhe führen die zwei andern Prosabände: Rudolf Baumgards Novelle „Erde" und Gottfried Kapps „Melkisedek". Beides, wenn man will: historische Erzählungen, beides Gestaltungen des suchenden, reinen Menschen. Die erste Novelle ist stellenweise etwas zu bunt, zu sehr aus Phantasie und Wunsch geschaffen, es fehlt mitunter noch die Schwere des Erlebten, der erdhaften Vorstellung darin. Die zweite Novelle spinnt biblischen Mythos und neuzeitliche Problematik zu einem nicht immer überzeugenden Gewebe. Doch beide Werke sind ein Versprechen, eine erfreuliche Verheißung. Der vierte Band ist eine Sammlung „Junge deutsche Lyrik", herausgegeben von Otto Heuschele, die ich sehr empfehle. In den letzten Jahren erschienen einige lyrische Anthologien, keine hat so wertvolles Gut geborgen wie diese. Namen will ich daraus nicht anführen. Auffallend ist an den vielen Dichtern die sprachliche Kultur, die beglückende Freiheit von Manier und Experiment, dafür aber der Reichtum ernster Selbstdisziplin, Formkraft und Besinnung. Durch dieses Buch Gedichte, selbst wenn eine sprachverwahrloste Zeit, die den Vers nicht mehr versteht, darüber hinweggeht, ist ein guter Geist bewiesen, der wächst und einmal zu sich bekehren wird.

Zusammenfassend läßt sich sagen: daß die jüngsten Dichter weitaus weniger als die Expressionisten unter einen Hut zu bringen sind, keine gemeinsame Richtung verkörpern. Ein Negatives eint sie allerdings: der Verzicht auf bestimmte einheitliche Formforderungen und Ziele. Sie sind keine „Richtung". Damit versagen sie sich auch, bestimmte Forderungen an die Menschheit zu stellen. Sie dringen dafür — und das ist ein erfreuliches Symptom — wieder vorurteilslos ins Leben ein und suchen es zu gestalten, wie es sich bietet und wie es sich in ihnen formhaft verewigt, das heißt nun nicht, daß diese Dichter ungeistig sind, sie sind nur weniger tendenzbestimmt und erleben deshalb auch mehr, spüren deshalb auch freier in die Vergangenheit zurück und in die Zukunft hinaus und werden die geistige Synthese, die jede große Kunst letztlich bietet, in ihren besten Vertretern dereinst auch glaubhafter finden können, als die Expressionisten, die von der These ausgingen und mit ihr nicht weiter kamen als zur Bereitstellung von neuen Formbestandteilen und Gefühlsentdeckungen, die diesen Dichtern nun als Erbe auch bereit liegen.

Heinrich Zillich

John dos Passos. Drei Soldaten. Der Malik-Verlag, Berlin. An allen amerikanischen Romanen überrascht die Kenntnis des äußeren Lebens, der Details, der sichtbaren Zusammenhänge, wie sie sich einem kritischen, sozial empfindenden Geist enthüllen. Bei allen sucht man aber auch vergeblich nach der tieferen Gerechtigkeit, nach der Ehrfurcht vor Schicksal und Geschehen, nach dem letztlich Dichterischen, das den inneren Kern erfaßt und gestaltet. Dem amerikanischen Roman — wie auch den jüngsten russischen — haftet etwas von der Seichtigkeit der Psychoanalyse an, von der Oberflächlichkeit einer Gerechtigkeit, deren Maße sich nach dem menschlichen Wohlergehen, niemals nach der Idee und dem Schicksal richten.

Diese Mängel und Vorzüge hat auch das vorliegende Buch; wohl der bedeutendste amerikanische Kriegsroman, der einen guten Einblick in das Leben der amerikanischen Armee gewährt, die überraschend roh und gemessen an Europa tierisch leer ist. Es

enttäuscht, wenn man es an die Seite deutscher Kriegsromone und -bücher stellt, es fehlt ihm der Sinn für den größeren Sinn eines solchen Ereignisses wie es der Krieg war.

Dadurch fehlt ihm aber auch die über die Anschauungen und Ansichten gehobene Gültigkeit. Es ist trotz seiner schöngeistigen Form eine Kampfschrift, ein Buch des Angriffes gegen das amerikanische Heer — vielleicht mit Recht — es ist aber keineswegs ein Werk, das sich dem großen Thema: Krieg und Soldat angemessen hätte. Erst heute erscheinen Kriegsbücher, die eine befriedigendere Gestaltung jenes Ereignisses bedeuten — das erste war wohl Barbussens „Feuer", nun folgten: Georg von der Vrings „Soldat Suhren", Carossas „Rumänisches Tagebuch", Zweigs „Sergeant Grischa", Renns „Krieg", Remarques „Im Westen nichts Neues" und die Aufzeichnungen Bindings. In diese Reihe gehört auch als bemerkenswerte amerikanische, doch kaum als ebenbürtige Stimme John dos Passos. Heinrich Zillich

Sigrid Undset, Olav Audunssohn und seine Kinder. 3. und 4. Band des Werkes. Rütten und Loening-Verlag, Frankfurt a. M. 1929. — Die zwei Schlußbände des großen Werkes schildern die Altersjahre Olavs, um den seine Kinder aufwachsen und immer mehr zu den Hauptträgern des Romanes werden. Der erste Band, unvergeßlich durch seine dramatische Spannung, die tief und erlebt verankert war in dem Schicksal und Charakter des Helden, ist auch der beste Teil, die andern drei Bände sind nicht von solcher Lebensdichte und straffer Führung. Das Undsetsche Thema des menschlichen Sündenfalls wird ununterbrochen variiert, wiederholt sich in Eirik und den andern Gestalten. Die Dichterin jagt jede Figur durch eine Fülle von Leid mit beinahe grausamer Unnachsichtlichkeit. Das Düstere, Schwere, Hilflose der Kreatur, daran sich Gott erbarmen muß durch seine Kirche, überwiegt. Ich sehe, entgegen meiner früheren Beurteilung, hier auch eine Grenze der Undsetschen Kunst. Das christliche Maß, das sie anlegt, ist manchmal nicht restlos überzeugend, besonders bei Eirik, und schöpft einige Begebenheiten nicht ganz aus. Man kann sich den Stoff viel überwältigender gestaltet denken, gerechter im Lichten und schöpferisch-bedeutsamer im Dunkeln. Die Anschauungswelt, die hinter dem Roman steht und schon hinter der Triologie Kristin Lavranstochter stand — jetzt sehe ich es deutlicher — ist gegeben, katholisch in einem etwas unwandelbar starren Sinne. Das Leben, das sich darin bricht, hat einige Schlaglichter zu wenig. All dies fühlte ich besonders, als ich Duun unvergleichliches Buch „Die Juwikinger" las, das Bauern desselben Schlages weitaus gewaltiger gestaltet.

Trotz dieser Einwände ist der große Roman ein Werk, das nicht so bald versinken wird. Heinrich Zillich

Olav Duun. Die Juwikinger. 2. Bd. Odin. Rütten und Loening-Verlag, Frankfurt a. M. — Der erste Band dieses erstaunlichen Werkes wurde schon besprochen. Der zweite, in sich abgeschlossene Band steigert das Bauernepos in eine Höhe künstlerischer Vollkommenheit und menschlicher Weite, die das Buch über die gesamte Romanliteratur der letzten Jahre stellt. Der Vergleich mit Sigrid Undset liegt nahe und würde sehr zu ihren Ungunsten ausfallen. Duun hat hier einen Bauernroman geschaffen, den man getrost den besten Werken des Jeremias Gotthelf an die Seite stellen kann.

Sparsam und männlich ist der Stil Duuns, aber in diesen kurzen Sätzen, deren jeder die Handlung weiterführt, keiner zwecklos ist, verkörpert sich eine so tiefe Erfassung der Gestalten des Romans, des Milieus, der Landschaft, daß die Welt

hier um eine neue Auslegung reicher wurde. Otte, Odin, Astri, die alte Asasel, Lauris — das sind Gestalten, geschildert, erschaffen, vor uns lebendig hingestellt, greifbar und atmend, in einer plastischen Eindeutigkeit, die nur größte Kunst vermag. Und wie in jeder großen Kunst auch ein Urthema anklingt, tönt durch diesen Band ein sittlicher Akkord: der Kampf des Mannes, der gewinnt, indem er verliert, der sich aufgeben kann, um Sieger zu bleiben. Dieser überströmende, vom Alltagstun volle Roman — wobei hier jedes Tun bedeutsam ist, ist ein Gesang der Kraft, des leidenden und großen Menschentums.

Ich weiß wirklich nicht, welche Lektüre heutzutage, wo der flache Horizont der amerikanischen und neurussischen Literatur über Gebühr geschätzt, wo Jack Londons frische Romantik tausendfach überwertet wird, geeigneter wäre, den tieferen Sinn der Dichtung zu bewahren und für ihn zu werben. Es sind sehr wenige Dichter, die in diesem innerlichen Sinne in der Gegenwart wirken, Hamsun, der junge Hauptmann, Griese, Blunk und eben Duun. Heinrich Zillich

Hans Carossa, Eine Kindheit. — Verwandlungen einer Jugend. Beide im Inselverlag zu Leipzig. — Die Kindheitserinnerungen Carossas, bis zum Ende der Schulzeit in den zwei Büchern niedergelegt, gehören zu den reinsten und edelsten Werken der deutschen Dichtung. Man vermag kaum zu sagen, was hier geschieht, kleine Episoden aus der Kindheit, nachhallende Erlebnisse in einer staatlichen Schulanstalt — all dies ist es nicht, was die Bücher wahrhaft enthalten. Es ist der traumhaft sichere Ausdruck des Erlebten, seine tiefere Bedeutung, die in der sprachlichen Vollendung der Wiedergabe wie Musik erklingt. Die Seele des Kindes ist kaum jemals überzeugender und schöner erfaßt worden. Dabei überwältigen die Bücher durch keinen lauten Ton, durch keine Gewalt, sondern durch eine Weisheit des Lebens, die nicht am Äußerlichen klebt. Auch dieses Leben hat seine traurigen und heiteren Themen, seine Irrsal und Sünde, seine Läuterung und Not, aber es ist ihm vergönnt, gleichsam symbolhaft sich selbst zu erspüren, sein Tun und Leiden bedeutungsvoll zu erfahren und auszudeuten. Und all dies Menschlich-Göttliche geschieht schicksalhaft sicher, wie in Gottes Hut. Es ist ein frommes Buch, eine starke und zarte Dichtung. Heinrich Zillich

Ioan Minulescu, „Romanţe pentru mai târziu“ (Romanzen für die Zukunft). Ioan Minulescu ist zweifellos einer der geistreichsten und fruchtbarsten modernen rumänischen Lyriker. Seine literarische Tätigkeit erstreckt sich auch auf die Prosa (Novellen, Theaterstücke, Romane), doch scheint seine Hauptkraft in der lyrischen Dichtung zu bestehen.

Der Gedichtband „Romanţe pentru mai târziu“ erschien im Jahre 1908 und hat seither drei Auflagen, mit insgesamt 13.000 Exemplaren erfahren, ein Beweis dafür, daß Minulescus Lyrik bei ziemlich weiten Schichten des rumänischen Leserpublikums Anklang gefunden hat, obwohl diese Tatsache nicht auch zugleich ein Beweis für den literarischen Wert dieses Werkes sein muß. Jedenfalls ist Minulescu ein Anhänger und Vorkämpfer des Modernismus in der rumänischen Literatur, was nicht nur aus der Form, dem Geiste, der Prägung und dem allgemeinen Zug seiner Gedichte hervorgeht, sondern schon aus dem Titel des Bandes „Romanzen für die Zukunft“, wie auch aus dem vorangehenden Gedichte „Romanţa noului venit“ (Romanze des Neuangekommenen), worin er mit großem Selbstbewußtsein in schönen, klingenden und aufsprudelnden Worten den Anbruch der neuen Zeit, neuen Kunst kündet. Minulescu erinnert vielfach an Paul Verlaine und ganz be-

sonders an Charles Baudelaire, ohne daß jedoch seine Gefühle aus den Tiefen einer gequälten Seele, wie bei Letzteren, hervordringen. Minulescu verrät eine umfangreiche Kultur, welche er vorzugsweise aus den kulturellen Gütern und Quellen des französischen Volkes geschöpft und verarbeitet zu haben scheint. Minulescu ist ein feinfühliger, geschickter Stilist, er beschreibt und malt in frischer und origineller Weise. Seine Gedichte glitzern von Geist und Farbenpracht, sind frisch und lebendig und atmen den Duft feiner schäumiger, manchmal pikanter, leichtbeschwingter Gefühle und Gedanken aus. Er ist willkürlich in der äußeren Form, oft aphoristisch und rätselhaft und manchmal umschleiert von einem leichten, nicht unsympathischen Anflug von Pose. In seinen Gedichten ist wenig Leidenschaft, obwohl vielfach Anklänge und Bekenntnisse menschlicher Gefühle vorhanden sind.

Wer aus dem Modernismus auch Ewigkeitswerte herauszumeißeln vermag, von den ihm anhaftenden Gebräuchen absehen kann und von der inneren Zügellosigkeit nicht zurückschreckt, der wird auch in Minulescu einen recht sympathischen talentvollen und wertvollen Dichter finden. Dr. Joan Lemeny

Handbuch der Musikwissenschaft. Herausgegeben von Universitätsprofessor Dr. Ernst Bücken-Köln unter Mitwirkung von Prof. Dr. Besseler-Heidelberg, Prof. Dr. Fischer-Wien, Privatdozent Dr. R. Haas-Wien, Prof. Dr. Th. Kroyer-Leipzig, Prof. Dr. H. Mersmann-Berlin, Prof. Dr. W. Sachs-Berlin, Dr. W. Heinitz-Hamburg, Dr. R. Lachmann-Kiel und anderen Musikgelehrten. Mit etwa 1200 Abbildungen in Doppeltondruck, etwa 1300 Notenbeispielen und vielen zum Teil farbigen Tafeln. In Lieferungen zu je 2.30 Rm. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. Wildpark-Potsdam. Lieferung 11: Dr. E. Bücken: Musik des Rokoko und das Klassik, Heft 7. Lieferung 12: Dr. H. Mersmann: Moderne Musik seit der Romantik, Heft 5.

Das Handbuch der Musikwissenschaft schreitet tüchtig vorwärts. Schon jetzt hat es sich der größten Anteilnahme aller musikfreundlichen Kreise zu erfreuen, dank seiner überaus anschaulichen Darstellung und der sorgfältigen und umfassenden Art seiner Illustration und den zahlreichen Notenbeispielen. Bückens Darstellung der Entwicklung der Musik von den Anfängen des galanten Stils bis zur Hochklassik wendet sich im vorletzten, siebenten Heft der Darstellung des Wirkens von Joseph Haydn und Mozart zu. Das Stilbild dieser bedeutsamen Epoche, das weder durch das Einzeichnen zuvieler und allzufeiner Linien verwirrt wird, noch in stilistische Miniaturmalerei ausartet, tritt scharf hervor. Wieder erweist sich die Heranziehung kulturhistorischen Anschauungsmaterials als außerordentlich wirksam und das Verständnis erleichternd und vertiefend. Der Bilderschmuck, die reiche Beigabe instruktiver Notenbeispiele, vor allem die hervoragende Wiedergabe des Gemäldes von Kokoschka, den Meister Schönberg darstellend, gereichen auch diesem Heft zur Zierde und höchsten Anschaulichkeit. Wir hoffen, daß sich der Verlag angelegen sein läßt, auch dem Deutschtum gerecht zu werden, das jenseits der Reichsgrenzen lebt und empfehlen das Werk auch unseren siebenbürgischen Musikfreunden. Dr. E. Hajek

Deutscher Jugend-Almanach 1929. Herausgeber stud. iur. Clemens Markus, Verlag Deutscher Jugend-Almanach, Schäßburg. — Mir steht es nicht zu, diesen Almanach kritisch zu werten, da ich selbst durch einen Beitrag daran mitgearbeitet habe, doch glaube ich meiner Anerkennung Ausdruck geben zu dürfen, daß hier aus der Jugend selbst ein fruchtbarer Gedanke zu einer schönen ersten Erfüllung führte.

Dem Büchlein ist ein Satz vorangestellt „Der Sehnsucht unserer Gemeinschaft nach Gemeinschaft". Unter diesem Motto werden eine Reihe Aufsätze zusammengefaßt, die wesentliche Themen unserer Volksgemeinschaft behandeln und ein gutes Beispiel dafür abgeben, daß unsere Jugend für diese Fragen Interesse hat. Außerdem erscheinen mehrere Artikel und Übersichten über das Coetusleben der Gymnasiasten, Gedichte und andere Beiträge, die den Almanachcharakter des Büchleins unterstreichen.

Ich freue mich besonders darüber, daß hier ein blutjunger Student sich getrieben fühlte, seinen Altersgenossen ein auf gutem Niveau stehendes Jugend- und Zeitbuch zu schaffen. Heinrich Zillich

Emil Brunner. Die Mystik und das Wort. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1928. Zweite stark veränderte Auflage. — Die erste Auflage des vorliegenden Werkes habe ich bereits vor etwa vier Jahren hier besprochen und dabei das Wesentliche des Inhaltes kurz wiedergegeben. Meine persönliche Einstellung zu dem Buch hat sich jedoch, wie ich offen einbekennen muß, in dieser Zeit insofern geändert, als ich mich seither noch weiter vom Idealismus entfernt und dem christlichen Glaubensstandpunkt genähert habe. Ich kann deshalb heute auch meine damaligen kritischen Bemerkungen nicht mehr restlos aufrecht erhalten, sondern nur rückhaltlos zustimmen, wenigstens soweit es sich um erhebliche Fragen handelt. Brunner setzt sich mit der Theologie Schleiermachers und das will sagen, mit der gesamten offiziellen protestantischen Theologie der letzten hundert Jahre auseinander und liefert in vorbildlich klarer und scharfsinniger Form den Nachweis, daß jede mystische oder idealistische Religiosität dem Geist des evangelischen und reformatorischen Christentums durchaus widerstreitet. Besonders anschaulich werden die Darlegungen des Verfassers dort, wo er über die Störungen spricht, die der gelegentliche Einbruch echt christlicher Positionen im System der Immanenz- und Identitätsphilosophie bedingt. Das Buch gehört in seiner heutigen Fassung ganz ohne Zweifel zu den allerstärksten und allerbedeutendsten Werken über das gegenwärtig so aktuelle Thema Christentum-Idealismus. Die Ausführungen Brunners zeigen, wie dringend nötig eine gründliche Revision aller jener Fundamente erscheint, auf die der Protestantismus im letzten Jahrhundert seine Theologie gestützt hat. Erwin Reisner

Das Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins für das Jahr 1928 ist erschienen, enthält einige Aufsätze über touristische und jagdliche Themen, ausführliche Berichte über die Tätigkeit der Ortsgruppen, Verzeichnisse von Bergfahrten, Tarife und ähnliches. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Druckfehlerberichtigung. Im Januarheft lies:

Seite 22, Zeile 10 anstatt Verwicklung: Verwirklichung;
„ 22, „ 28 „ da: daß;
„ 24, „ 37 „ in ihrem alten Rechte wieder einzusetzen: in ihre alten Rechte wieder einzusetzen.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Hermann Konnerth, Bildnis der Burgschauspielerin Hilde Wagener
Photo: Elli Lisser, Berlin W.

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
6. JAHR APRIL 1929 HEFT 4

Altes Haus

Von Otto Folberth

Wer es erbaut? Im Munde der Geschlechter,
die ein und aus gerollt durchs hohe Tor,
verlor sein Name sich. Ein guter Wächter
behält, was ihm erhallt, im hohlen Ohr.

Und dennoch zeugen seine Ziegelsteine
und alle Schindeln seines grauen Dachs
von vieler Sommer süßem Seime,
von Küssen und von Tränen nachts.

Von harten Wintern und von milden Herbsten,
in denen jubelte der Früchte Rot.
Novemberende barg es stets am wärmsten
die Seelen in der Fröste Not.

Im Urgroßvätererbe dein
mit neuem Honig füllten wir die Waben.
Durchs hohe Tor im Auto aus und ein
nun fahren fröhlich unsere Knaben.

Widersprüche

Von Hans Wühr

Die Kunst ist für ein träges Herz ein Vexierspiegel, in welchem es mühelos sich bewegt und erhöht sieht, ein Vorwand, sich der Nachteile einer illusionslosen Wirklichkeit zeitweilig zu entschlagen und dafür die Gemütserhebung in eine „höhere" Region zu genießen, ohne mit seinem Leben dafür einzutreten. Allein dieser Genuß hinterläßt eine starke Ernüchterung, einen salzigen Nachgeschmack, als sei die Wirklichkeit durch eben jenes gefällige Spiegelbild in Verruf und in eine peinliche Situation geraten, ein ungewisses Mißtrauen gegen den Künstler, der die Tugenden des Kleinen Einmaleins durch das Laster der großen Illusionen korrumpiert.

Die Kunst ist für ein bewegtes Herz ein Wahrspiegel, in welchem es mühevoll sich beruhigt und gerichtet sieht, eine Nötigung, sich der Vorteile einer kurzsichtigen Wirklichkeitsillusion für immer zu begeben und dafür die Verwundungen einer erhöhten Wahrhaftigkeit zu erleiden und mit seinem vollen Leben zu bestreiten. Allein dieses Leiden führt zu einer innigeren Lebensverpflichtung, zu einem frommen Vorgefühl, als seien alle Wirklichkeiten durch eben jenes richtende Spiegelbild und jene Nötigung in Adel und sinnvolle Ordnung gestellt, zu einem überströmenden Dank für das Werk des Künstlers, der das Laster der kleinsten Wirklichkeit durch das Sakrament der Schönheit begnadigt.

*

Die Kunst beschönigt und korrigiert das immer Gewöhnliche der Wirklichkeit. Sie erhöht den Genuß an kostenlosen Illusionen und färbt den Blick mit den Freuden der Erfüllungen.

Die Kunst offenbart und enthüllt das Mysterium des einzig Wirklichen. Sie berichtigt unser Leiden an der Wahrheit und reinigt unsere Blindheit von der Trübnis der Enttäuschungen.

*

Das Verhältnis des Bürgers zur Kunst ist ein Mißverständnis wie die Ehe einer romantischen Frau mit einem tugendhaften Manne: sie stellt die höchsten Ansprüche und er möchte sich erholen.

*

Es gehört neben allem anderen auch ein wenig metaphysischer Humor dazu, eine ganze Welt zu erschaffen, Sonne, Mond und Sterne, und bei dieser Aktion kein anderes Publikum zu haben als sich selbst;

aber mehr noch, hinterher seinen Geschöpfen die Pflicht des Publikums zum Applaus anzuhängen und zugleich inkognito unter ihnen zu verweilen, die mit ihren Träumen von Stern zu Stern und immer beim falschen Autor hausieren gehn.

Künstler haben als Menschen die verdammte Pflicht, über die Mißverständnisse ihrer Mitwelt sich zu ärgern, aber — da sie doch ein wenig den lieben Gott spielen — das göttliche Recht, ihr Glück bei der Zukunft zu versuchen und den Humor nicht zu verlieren, wenn diese das Inkognitum der Verstorbenen am falschen Grabstein lüftet.

*

Im Anfang war das Wort. Wort ist höchste Schöpferlust, Licht des ersten Tags, Funke vom Ursprung der Schöpfung. Gott erschuf in ihm und aufersteht in ihm.

Am Ende werden nur noch Worte sein. Worte sind blinde Spiegel der verjährten Schöpfung, furchtbare Larven des verkommenen Schöpfers, Falschmünzen am vorletzten Tag.

„Ich aber sage euch, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben". (Mark. Ev.)

*

Der Diebstahl der Hungrigen ist ein Kinderspiel gegen die Justiz der Sattgefressenen. Denn leicht noch geht ein Gerechter durch ein Nadelöhr wenn selbst ein Kamel schon zurückscheut.

*

Das Erlöserkreuz und das Hakenkreuz passen zueinander wie ein Blumenstrauß in eine Schrapnellhülse. Nicht einmal das Böse, sondern nur der Mangel an Phantasie ist die Ursache des erschütternden Diskants.

*

Die Überzeugungen des Mannes werden in den Händen der Frau zu Brillanten oder zu Talmi. Pazifistische Männer sind verzeihlich, aber patriotische Frauen sind unerträglich wie ein Sektglas mit Bier.

*

Das Herz der Frau ist voll zauberhafter Verkleidungen und hemmungsloser Enthüllungen. Wenn die Männer ihre Tugenden hineinlegen, bekommen diese gleich das Aussehn von Paradiesvögel; wenn sie aber ihre Dummheiten hineinlegen, sehen diese allemal wie Nuditäten aus.

*

Ein völkischer Schriftsteller ist meistens nur ein verhinderter Leutnant. Aber eine völkische Schriftstellerin ist eine Gans mit den Flügeln der Nike. Sie tut im Bett eines Landsknechts als wär sie auf dem Parnaß.

*

Es ist ganz unnötig, daß die Hakenkreuzler ihre Weltanschauung an jeder Abortwand dokumentieren. Die Wand stinkt auch von allein.

*

Es gibt Hand-, Kopf- und Maularbeiter. Die letzteren haben das sicherste Fortkommen: sie leben nicht nur für sondern sogar von ihrem Maul.

*

Es gibt zweierlei Patrioten: die von ihrem Vaterland leben und die für ihr Vaterland sterben. Das Vaterland würde liebenswürdiger sein, wenn beide ihre Rollen tauschten.

*

Das Nationale in der Kunst versteht sich von selbst. Aber der Nationalismus in der Kunst ist die aufdringliche Reklame eines geistigen Grenzpfahls, die Romantik der Beschwerlichen und die Kasernierung des Ideals.

*

Das Nationale ist eine Form der Menschlichkeit, mannigfaltig, überall verschieden und überall liebenswert.

Der Nationalismus ist die Uniform der Inhumanität, einförmig, überall gleich und überall abscheulich.

*

Der Nationalismus ist das korrumpierte Ideal der Menschlichkeit, die Welt als stahlbehelmter Wille und trikolore Vorstellung.

*

Nicht nur in Potsdam, in allen Ländern gibt es historische Mühlen, deren Flügel von einem wirklichen Wind nie gedreht worden sind. Dafür aber machen sie von selbst, ohne sich zu drehen, soviel künstlichen Wind und streuen den Untertanen soviel künstlichen Sand in die Augen und Schulbücher, daß diese nicht merken, wie die Mühlen ewig still stehen.

*

In der einen Hand die Bibel, in der andern das Schwert . . . die eine Hand weiß nicht was die andere tut, aber beide wissen von der Inbrunst des Helden und vom Kreuzzug des Ideals.

In der einen Hand die Fibel in der anderen die Handgranate .. die eine Hand wäscht die andere und beide lenkt die Brunst des Diktators und die Sehnsucht des Stahltrusts.

*

Gott als deutsch oder polnisch oder rumänisch zu bezeichnen, ist die niederträchtigste Art der Gotteslästerung. Denn wer Gott gibt was nur des Kaisers ist, handelt noch schamloser als wer dem Kaiser gibt was Gottes ist. Aber die Völkischen bezahlen ihre metaphysische Schuld allzu leichtfertig aus dem Überfluß ihrer falschen Zinsgroschen.

*

Es ist heute verhältnismäßig leicht, Franzose zu sein. Er findet eine geistreich möblierte Welt und eine Lebensform, die ihn nicht nur liebenswürdig kleidet, sondern auch einigermaßen der Verpflichtung enthebt, sich eine neue anzuschaffen. Aus der sicheren Position seiner nationalen und bürgerlichen Gebundenheit kann er — zwar ein wenig verängstigt oder entflammt durch das aufrührerische Phänomen des Ostens, aber doch innerlich versichert gegen Brand und Einbruch — immerhin noch eine bezaubernde Geste für das Leben finden.

Es ist heute das Schwerste, Deutscher zu sein. Wir finden eine zerissene Welt vor und einige Lebensformen, die entweder mottenzernagt und völkisch drapiert sind oder erst morgen tragbar und ertragbar sein werden, kurz, unsere Haut brennt uns wie ein Nessushemd, wir dürfen es uns nicht bequem machen. Unruhig und beunruhigt vom Gestern und Morgen, vom Westen und Osten, geneigt dem innerlichen Brandstifter und Einbrecher, spüren wir den Aufruhr unter der Erde und die furchtbaren Hände, die wieder an dem Lehmkloß bilden und keinen Sabbath machen.

*

Des Gehängten Streit mit dem Henker. Tragödie von Maier & Müller. Ort der Handlung: ein beliebiges Vaterland. Agierende Personen: Der Henker: Kräftig, aufrecht, bieder, rote Backen, ehrliche Augen, linearer Scheitel, Bratenrock, weiße Handschuhe, weiße Lilie im Knopfloch, spricht mit markiger Stimme und ist leicht gerührt, besonders von Baumblüten. Er steht tief unter seinem Partner, aber mit beiden Beinen fest auf der realen Erde, ein Realpolitiker durch und durch.

Der Gehängte: Utopist aus Überzeugung, Skeptiker aus Verlegenheit, ein verhinderter Paradiesbewohner. Er hat den Halt unter den Füßen verloren, hängt nun hoch über den Dingen, alle Realität konzentriert

sich für ihn gewissermaßen in der einen Schlinge, die gerade sein Leben beengt. Schlappe Haltung, blaß, schmal, Fremdworte gebrauchend, zerrissene Hosen und ein ungewaschenes Maul. Er hat folglich die ganze Komparserie, Priester, Richter, Geschworene und Publikum, gegen sich. Ein cupidus rerum novarum. Das hat er davon!

Deus ex machina: ein Intellektueller, sitzt mit übergeschlagenem Bein auf sämtlichen Werken der Philosophie, sein Lieblingsparfum ist Heliotrop, seine Lieblingsfarbe sanft malven oder reseda, seine Lieblingsstimmung mittelalterlicher Passionszauber, sein Schlafrock ein Priestergewand. Er erblickt durch ein umgekehrtes Fernrohr die Exekution sehr distanziert und verkleinert, gewissermaßen von einem kosmischen Standpunkt aus, und löst spielend den Konflikt sub specie aeternitatis.

Regie: Generalissimi. Kulissenschieber: Volksbeauftragte. Beleuchtung: die Presse. Unternehmer: U. S. A. Standart-Humanity-Company.

Spuren im Schnee

Von D. Luschnat

Spuren im Schnee sind vergleichbar den Spuren der menschlichen Seele. Im frischen Schnee zeigen die Fußspuren, wer darüber hingelaufen ist: ein Hirsch, ein Fuchs oder ein Vogel. Die Einsamkeit der Fläche wird noch einsamer durch den Abdruck eilender Bewegung, der darüber liegt. Sie waren einmal da, die Tiere Gottes sind darüber hinweggelaufen und haben das kalte Weiß belebt. Nun durchkreuzen ihre Fährten in langen Linien die Einsamkeit als Merkzeichen flüchtiger Berührung.

Im Anfang hatten alle Tiere eine Scheu vor dem Schnee. Sie verbargen sich in Höhlen und kamen erst wieder, wenn er fortgeschmolzen war. Da klagte der Schnee dem Herzen Gottes seine Einsamkeit. Gott fragte den Schnee, ob er nicht wisse, wofür er geschaffen sei. Der Schnee gab zurück, er wisse es, er sei über alles hingebreitet, damit eine kleine Weile Reinheit auf der Erde sei, in der Gottes Herz sich spiegeln könne, wenn seine Traurigkeit zu schwer würde. Aber er könne die Traurigkeit Gottes nicht länger ertragen.

Da nahm Gott den Tieren die Scheu. Nun liefen sie lustig und gierig von allen Seiten über den Schnee, so daß ihre Füße sich ein-

drückten. Dadurch lernte der Schnee sich selber fühlen. Die Spuren lagen in ihm als plötzliche Linien und bildeten Figuren von seltsamer und fragwürdiger Art. Er wurde sich selbst bemerkenswert und schwierig.

Als er sich lange Zeit mit sich selbst und den Verhältniszahlen seiner Spurlinien beschäftigt hatte, begann Sehnsucht nach den Lebewesen, die über ihn hinwegeilten und sich doch nicht festhalten ließen. Solches Weh überkam ihn, daß er nun erst Gottes Traurigkeit recht verstehen lernte. Er begann, Gottes Herz zu suchen. Gott aber hatte sein Herz verschlossen und nahm die Klage des Schnees nicht mehr auf.

Evangelische Arbeit

Von Konrad Möckel

Nietzsche läßt in der Vorrede zum Zaratustra seinen Helden dem Volke eine prophetische Rede vom „letzten Menschen" halten. Der letzte Mensch ist hier nicht etwa derjenige, der in der Nähe des Aquators elend erfriert und verhungert, sondern der Mensch, der alle Schwierigkeiten und Probleme gelöst hat, der erhoben ist über Haß und Liebe, über Volks- und Klassengefühl, der alle Gegensätze des Lebens höchstens noch als angenehmen spielerischen Kitzel empfindet und dabei stolz ist auf seine kluge, wohlgeordnete Betriebsamkeit. Es ist das Ideal gefahr- und reibungslosen, satten Lebens, in dem die vollkommene Befriedigung aller sozusagen normaler menschlicher Lebensbedürfnisse zum Selbstzweck geworden ist. Wir pflegen uns Amerika und namenlich die Welt Henry Ford's so vorzustellen. Dies Ideal wird von Nietzsche als abschreckend, seinen Uebermenschen extrem entgegengesetzt dargestellt. Bezeichnender Weise aber wird Zaratustras Rede durch einen Sturm der Begeisterung unterbrochen. Man hört nur eine Stimme: „Wir schenken dir den Übermenschen, aber gib uns deinen letzten Menschen!"

Wer heute diese Worte liest, wird recht eigentümlich davon berührt. Die Entwicklung ist sehr weit in der Richtung des „letzten Menschen" fortgeschritten. Es scheint für ungezählte Millionen Menschen und ihre Wortführer in der Tat nur noch ein Streben in dieser Richtung zu geben. Volkswohlfahrt ist das allerletzte und höchste Ziel, um das es sich zu arbeiten und zu ringen lohnt. Und es ist kein Zufall, daß auf diesem Feld sich die hoffnungsvollsten Annäherungen der Menschen

vollziehen. Eine bessere internationale Verständigung als durch Vereinheitlichung der Wirtschaft und Technik, durch gemeinsame großzügige Bekämpfung der Volkskrankheiten, des Alkoholelendes, des Opiumhandels, als durch kluge Übereinkünfte im Handels- und Verkehrswesen überhaupt, kann es ja gar nicht geben. Kein vernünftiger Mensch kann sich dieser Einsicht entziehen. Sie ist eine gewaltige Macht geworden, die durch alle Parteien und Weltanschauungen hindurch geht. Es ist aber nicht zu übersehen, daß diese Macht etwas Nivellierendes an sich hat. Alle Gegensätze und Spannungen unter den Menschen sind ihr feindlich. Am folgerichtigsten hat das die bolschewistische Propaganda erfaßt. Unterschiede des Glaubens, des Fühlens, des Volkstumes, ja schon der Persönlichkeit sind Hindernisse auf dem Wege der Vereinheitlichung der arbeitenden Massen. Sie müssen also entschieden und ohne sentimentale Bedenken bekämpft werden.

Es ist nicht zu verkennen, daß wir Sachsen, unsern Verhältnissen entsprechend auch Anteil an dieser Geistesbewegung haben. Der seelische Abbau aller Autoritäten geistiger, geistlicher und sonstiger Art gehört hierher. Überall weicht Würde, Bedächtigkeit und Sammlung früherer Zeiten der raschen Abwicklung der Geschäfte und selbstverständlicher Sachlichkeit. Angefangen von der alltäglichen Frauenkleidung bis zu den seltenen Feierstunden läßt sich dieser Zug verfolgen. Es ist dem heutigen Menschen unerträglich, Feierlichkeit und rein seelische Ansprüche als im Ernste zum Leben gehörig zu begreifen. Solches mag neben dem Leben stehen als ein gewisser Luxus, den man sich wohl mitunter leistet, aber im Wesen des modernen Lebens ist bloß für Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit Platz. Alles übrige wird mit Mißtrauen und mehr noch mit dem Vorwurf des Unnötigen, Veralteten, Leben Hindernden angesehen.

Dieser ganzen Richtung auf „den letzten Menschen“ los geht bei uns aber eine andere direkt entgegen. Wohl an wenigen Orten wehrt man sich so leidenschaftlich dagegen, allgemein-menschlich eingeebnet zu werden, wie bei uns Sachsen. In uns lebt bekanntlich ein über die Maßen stark entwickeltes Sondergefühl, das sich diesen Auflösungstendenzen der Zeit heftig widersetzt. Wir wollen nicht amerikanisiert, nicht unserer Eigenart beraubt werden. Wir fühlen es, daß mit fortschreitender Entwertung und Zerbröckelung der Werte des Volkstumes, der kirchlichen und religiösen Gebundenheit unser Leben noch um so unsicherer und farbloser werden muß. Das kommt zunächst in schwerer

Beunruhigung, in Kampf und Sorge zum Ausdruck. Über diese Dinge zu reden, ist wohl nicht nötig; sie füllen unser tägliches Reden, Schreiben und Beraten aus. Dagegen scheint es wichtig zu sein, sich einmal über den Charakter dieses Zwiespaltes klar zu werden.

Zunächst erleben doch recht viele unter uns diesen Zustand so, daß die Macht, der Erfolg beim amerikanischen Lebenstempo und bei der angedeuteten Sachlichkeit ist. Dagegen erscheint das, was in unserer Volksseele darunter leidet, als mehr oder weniger abseitig. Viele tragen es in sich mit einer gewissen Verlegenheit. Dabei natürlich mit Stolz, Begeisterung und Opferwilligkeit, aber doch mit einer ganz geheimen inneren Unsicherheit. Die nicht eingestandene Überzeugung geht „mit der Zeit". Für diese Zeit, ihre Forderungen und Bedürfnisse sprechen tausend Beweise ihrer Richtigkeit und Zweckmäßigkeit und was das wichtigste ist, tausend Beweise ihres tatsächlichen Sieges über das alte Herkommen und der damit verbundenen Lebensanschauung. Das kann man täglich in den Zeitungen und Zeitschriften lesen, ja mehr als das, man kann es täglich im eigenen Leben fühlen.

Der erste Zeppelin, der nach Amerika flog, trat seine Reise an einem Sonntagmorgen an. Wie ungereimt würde es auch den Volksverbundensten, unter uns erscheinen, wollte man es übelnehmen, daß Herr v. Eckener, der uns diese Reise selber beschrieben hatte, mit seinen Leuten nicht erst den Sonntagsgottesdienst abgewartet hatte! Wenn dies Beispiel nun auch recht drastisch ist, so kann man doch sehr viele praktische dafür finden, wie alter und neuer Lebensrhythmus unversöhnt wider einander stehen und wie unsere eigene Verbundenheit mit der Zeit dem neuen Rhythmus recht gibt.

Es könnte ja damit sein Bewenden haben, wenn wir uns wohl fühlten dabei. Aber ich sagte schon: diesem einen Lebensgefühl widersetzt sich gerade bei uns ein zweites auf das heftigste. Überall treten die Gegensätze hervor und der Widerstand beginnt sich mehr und mehr zu organisieren. Meist sucht man in Einzelfragen das Übel zu fassen und zu bekämpfen. Bald ist es die Alkoholfrage, bald die Judenfrage, bald die Kinderbeschränkung. Fragen, mit deren Lösung die gefühlten Spannungen und Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt scheinen. Viel wesentlicher als diese Einzelbestrebungen, mögen sie auch mitunter Wertvolles leisten, scheint mir aber zu sein, was ich „sächsische Gesamthaltung" nennen möchte. Sie wird gekennzeichnet durch die Worte Volk, Schule, Kirche, durch die Worte, die für uns in diesen

Begriffen liegen, verwirklicht und zur Geltung gebracht in sozialer Arbeit. Ich möchte sie daher kurz evangelische Arbeit heißen.

In evangelischer Arbeit aber ist unsere besondere eigenartige Abwehr gegen die zerstörenden Einflüsse der Zeit zusammengefaßt. Sie ist unsere Antwort auf die schweren Spannungen, die auch unseren Volksbau zu zerreißen drohen. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß sie eine besondere „evangelisch-sächsische" Note besitzt. Aber ihre offenbare Schwäche ist jene unsichere Grundhaltung, von der ich vorhin sprach. Es kann gewiß nicht bestritten werden, daß in den Trägern und Trägerinnen evangelischer Arbeit eine tiefe, ehrliche Gesinnung wohnt, daß sie bereit sind, allerlei große Opfer zu bringen, daß sie bewußt gegen alle unsere Lebensnöte kämpfen — und doch geht bei den allermeisten diese Haltung nicht durch die ganze Persönlichkeit gradlinig und lückenlos hindurch. Irgendwo wohnt das geheime „eigentlich!" Eigentlich ist der Amerikanismus doch bewunderungswürdig, eigentlich ist der fabelhafte, technische Fortschritt doch das Wesentlichste unserer Zeit; eigentlich sind die internationalen Bindungen und Verbindungen doch bedeutsamer als Volk und Volkskirche. Wie schon bemerkt, vielleicht wird diese Regung von Volksgefühl und Idealismus in der eigenen Seele heftig bekämpft, aber sie ist eben doch da und sie ist mit einer gewissen geheimen Überlegenheit da. Daraus erwächst die große innere Unsicherheit, die heute alle Ehrlichen und etwas weiter Blickenden unter uns nur zu gut kennen. In unsern Erörterungen überwiegt das „man müßte", „man sollte", „man könnte" vor dem, was ganz fraglos ist, was feststeht und mit voller Kraft angefaßt werden kann. So vieles zerrinnt uns unter den Fingern. Immer wieder taucht die ratlose Frage auf „wie soll man es denn nun eigentlich besser machen?"

Es ist ergreifend zu sehen, wie immer wieder die wertvollsten Gedanken in Reden und Aufsätzen gebracht werden; wie wach doch viele unter uns sind; wie gut wir wissen, wo es uns fehlt; wie viel guter Wille da ist, es besser zu machen. Wenn man aber versucht, den Übeln auf den Leib zu rücken, so ist es ein Kampf mit Gespenstern. Man hat sich vielleicht zurechtgelegt, daß diese oder jene Persönlichkeit, diese oder jene Umstände für uns verhängnisvoll sind. Nun versucht man mutig zuzugreifen. Mit einem Male zeigt es sich, daß diese Menschen gar nicht so schlecht waren, daß wir an ihrer Stelle ganz in den gleichen Schwierigkeiten stehen, daß es mit einem Wort gar nicht so sehr an ihnen lag. Oder wieviel wird heute geklagt über die

Auflösung des Familienlebens, über die grauenhafte Verwüstung des Ehelebens. Wieviel Beschuldigungen, gerechte Beschuldigungen werden erhoben. Wenn man aber auch hier wieder die Verhältnisse kennen lernt, sie übersieht, wie oft weichen da die Schwierigkeiten zurück, verflüchtigen sich die Anklagen, man versteht plötzlich die Menschen und ist in seinem moralischen Schwung gehemmt. Das Leben behält seine schweren Schädigungen, aber sauber sind sie nun schon gar nicht mehr, oder wer von uns wüßte nicht, wie unsäglich schwer die wirtschaftlichen Verhältnisse auf allen lasten. Wie innerlich unmöglich namentlich die jetzige Geldwirtschaft ist. Es kann gerade hier niemandem zweifelhaft sein, daß Menschen und nur Menschen schuld sind an den Leiden und Schwierigkeiten. Aber wer mit maßgebenden Personen redet, der muß sehen, wie innerlich und äußerlich gebunden sie sind, wie sie nur ein fatalistisches Achselzucken über die Not, Geldgier und den Wucher unserer Zeit haben. Das Gespenst ist da, aber es läßt sich nicht fangen, es weicht einfach vor uns zurück.

Da helfen keine Anklagen, keine Erwartungen und guten Ratschläge, keine Wiederbelebungsversuche alter Sitten. Man kann sich aber nicht mit dem billigen Trost über alles Zersetzende hinwegsetzen, daß es in vieler Hinsicht in der Welt nie besser war als heute. Es mag sein, daß Zeiten waren, wo Ehe und Familienleben, wo wirtschaftliche Ehrlichkeit ebenso geschädigt waren wie heute. Solche Dinge lassen sich natürlich überwinden. Sie sind schon halb überwunden, wenn es in der öffentlichen Meinung einen Maßstab gibt, an dem jeder mißt und gemessen wird und der sein abfälliges Werturteil nicht verheimlicht. Daran aber gerade fehlt es uns ja. Gut und böse haben sich verwischt in ihren Grenzen. Die Sittlichkeit ist haltlos geworden. Ja man kann gradezu sagen, es gibt keine Sitte und Sittlichkeit mehr als allgemeine, gesellschaftliche Wertung. An ihre Stelle ist das „soziale Wohl“ oder „Fortschritt“ getreten. Gesichtspunkte des „letzten Menschen“ — um mit Nietzsche zu reden — die entgegen der allgemeinen heutigen Meinung keine gemeinschaftbildende Kraft haben. Dabei sind, wie gesagt, doch eigentlich alle Kräfte zur Erhaltung auch der Sittlichkeit rege. Angefangen davon, daß die Kinder in den Schulen immer noch den Katechismus lernen bis zu den vielen Reden und Aufsätzen über die Gegenstände der Volkswohlfahrt, sollte man meinen, daß jedermann bekannt sei, was gut und was böse ist.

Und doch will es nicht gelingen, den Zustand der Unsicherheit zu

bannen. Die Werkzeuge der Moral sind vorhanden, aber man kann sie nirgend ansetzen. Es fehlt uns eine letzte, innere Beziehung für alles das, was uns beschäftigt und besorgt.

Darum ist auch unser deutsch-evangelisches Gemeindeleben, unsere viele soziale Arbeit, unser Dienst an Volk und Kirche so kraftlos.

Dies sind die Voraussetzungen, von denen aus man erst einigermaßen hoffen kann, die Frage nicht etwa zu lösen, aber schärfer zu erfassen, wie denn unsern Nöten beizukommen sei. Wer aber fragt: was sollen wir tun, um der vielen Kritik, die an unserm sächsischen Leben geübt wird, Rechnung zu tragen? Dem kann man zuerst nur mit der Gegenfrage antworten: Woran mißt du denn dein Volk und deine sächsische Arbeit? Wer sich diese Frage einmal ruhig und ernst überlegt, wird bald herausfinden, in welche Verlegenheit sie ihn bringt. Ein mehr oder weniger nebelhaftes Bild von Volkswohl ist meist die ganze Vorstellung, die wir als Antwort bereit haben. Dahinter aber kommt sehr oft großer Chauvinismus, eine völkische Selbstbeweihräucherung, die für alle eigene Schwäche und beschämende Unzulänglichkeit einfach blind macht und oft nicht einmal die äußern Gefahren richtig, das heißt nämlich ohne sie zu unter- oder überschätzen, sehen läßt. Hierüber muß zunächst einmal Klarheit geschaffen werden, wenn evangelische Arbeit etwas fruchten soll. Es heißt also die richtige Beziehung für unser Leben finden. Um das zu können muß folgendes ganz klar ausgesprochen werden: Diese Beziehung kann nicht unser Volk selber sein, denn gerade weil wir es sehr lieb haben, wollen wir es doch irgendwie in gültige feste Zusammenhänge des Lebens stellen. Diese Beziehung kann aber auch nicht das „soziale Wohl" oder dgl. sein, denn wer sich folgerichtig auf dieses Ideal einstellt, der muß zum Amerikanismus kommen, zur Abtragung aller persönlichen Besonderheiten und seelischen Werte. Soziales Wohl ist natürlich eine hochwichtige Sache, aber sie kann nicht die Grundbeziehung unseres Lebens sein. Diese Beziehung kann endlich auch nicht die Gesetzeswelt der Sittlichkeit sein. Denn es liegt am Tage, daß Moral nichts ist als Werkzeug. Man muß es handhaben können, ansetzen können, damit es dem Leben diene.

Das alles ist reichlich negativ. Wer es aber richtig durchdenkt, wird dennoch finden, daß in solch abreißenden Feststellungen recht wertvolle Ergebnisse liegen können. Man muß sich jedenfalls darüber erst klar werden, was unsere evangelische Arbeit verbildet und schädigt, bevor man das Wesentliche an ihr aufzeigen kann. Evangelische Arbeit

kann ihr Wesen nur haben in ihrer Beziehung auf das Evangelium. Damit sind wir am Kern der Sache angelangt; aber zugleich auch an dem Punkte, wo die Schwierigkeiten und Mißverständnisse an allen Ecken und Enden lauern. Denn entweder beginnt die Erörterung hier langweilig zu werden; etwa so, daß die Hörer das Gefühl beleben; nun sind wir also endlich so weit! Nun beginnt die alte Predigtmelodie, daß wir an Gott glauben müssen, damit uns geholfen sei usw., doch das wissen wir alles schon auswendig! oder es ist sogar noch schwerer sich zu verständigen, weil die Hörer nicht bloß Langweile, sondern Unbehagen erfaßt: Nun will man uns fromm machen und kirchlich abstempeln; wir sollen uns in die Frömmigkeit hineinretten, damit das Leben um so gewisser an uns vorüberrauscht. Um das zu können, muß man einseitig oder beschränkt sein! Ich persönlich bin nach meiner Wahl zum Großpolder Pfarrer einer Reihe von Menschen begegnet, die mit Ton und Mienen etwa sagten: wir haben dich bisher für einen vernünftigen Menschen gehalten, der zu gewissen Hoffnungen berechtigt hat. Unbegreiflich, daß du nun ausgerechnet Kirchenmann wirst!

Trotz alledem, ja gerade darum sage ich: unsere Arbeit muß evangelische Arbeit sein, das heißt nicht eine völkisch-konfessionelle, sondern eine Arbeit, deren eigentliche, ja einzige Bezeichnung Gott, geoffenbart in Jesus Christus zu sein hat. — Wie macht man das? Heißt das nun soviel, daß die Männer alle Pfarrer oder zum mindesten Presbyter sein müssen? Heißt es, daß der eigentlich richtige Frauenberuf der der evangelischen Krankenpflegerin ist? Heißt es ganz allgemein, daß „evang. Arbeit" irgendwie kirchlich-charitativ oder doch auf religiöse Erbauung hin zugespitzt sein muß? Wieder muß ich mit nein antworten. Kirchliche Arbeit, ja religiöse Arbeit kann evangelisch sein, sie muß es aber durchaus nicht sein. Ja es gibt sogar sehr wohlgemeinte Arbeit in dieser Richtung, die der wirklich evangelischen sehr im Wege steht. — Wir aber bedürfen der evangelischen Arbeit, um aus unserer erniedrigenden Not, aus den peinlichen Schwierigkeiten unseres Lebens endlich einmal heraus zu kommen.

Evangelische Arbeit kann dort sein, wo man die Kirche, wo man sein Volk liebt und wo man bewußt auf die Hebung des religiösen Gefühles und des sittlichen Empfindens hinarbeitet. Aber all dies ist noch nicht ausschlaggebend. Denn hierin ist eben die Beziehung der Arbeit noch nicht genügend klar. Für alle solche Arbeit genügt warme Liebe zu seinem Volk und ein gewisses Durch-

schnittsmaß an allgemeiner Anständigkeit. Wie wenig uns damit gedient ist, habe ich darzustellen versucht. In diese allgemeine Unzulänglichkeit ist auch die Kirche miteingeschlossen. Es könnte uns zum Verhängnis werden, wollten wir uns noch eine Reihe von Jahrzehnten auf unsere „Volkskirche" verlassen.

Nein! Es darf kein klerikales Interesse, auch keine noch so idealistische Überlegung unsern Blick trüben, wenn wir nach der Beziehung und dem Maßstab für unser Arbeiten und unser öffentliches Leben suchen. Es darf auch keine Äußerlichkeit sich vordrängen und uns glauben machen, daß es damit geschehen sei. Keine pünktlich gezahlte Kirchensteuer, ja sogar auch kein Tischgebet und kein gepflegtes, geübtes Kirchenlied kann hier helfen. Evangelische Arbeit muß ihre Beziehung ganz und gar im Unsichtbaren besitzen. Und nun kommt das Allerschwerste, das wozu man mit den heutigen Menschen so selten zu wirklicher Verständigung gelangen kann. Denn evangelische Arbeit muß geradezu ihre tiefste Beziehung im nicht und im nein haben. Das Protestieren, das Einsprache-Erheben ist ihr von jeher eigentümlich. Darin liegt ihre wesentlichste Eigenart, daß sie keine Ersatzmittel, keine Beschwichtigungen und kein vorläufiges Ziel im Ernste gehen lassen kann. — Nicht um des Volksgötzen, nicht um des Vorteiles willen, nicht um der erzielten Wohlfahrt willen, nicht um der politischen Macht willen — und dabei doch mit aller Kraft und ganzer Hingebung, ja bis zur Selbstvernichtung arbeiten, am privaten und öffentlichen Lebensbaue arbeiten. Zugunsten der Familie und des Volkes, zugunsten der öffentlichen Sicherheit und Wohlfahrt arbeiten; und zwar überall arbeiten, in den vornehmsten und geringsten, gröbsten und geistigsten Berufen und Betätigungen. Ja auch dann noch arbeiten, wenn Fehlschläge und Mißerfolge sich häufen, wenn man als ein Narr verlacht und wenn man von denen, die anders denken, gehaßt und angefeindet wird.

Diese Einstellung ist besonders bezeichnend für wirkliche evangelische Arbeit. Sie birgt etwas für den gemeinen Menschenverstand Unbegreifliches in sich. Ist sie ein extremer Idealismus, eine Verstiegenheit, eine Schwärmerei? Darauf ist zu erwiedern — und darin liegt die zweite wichtige Wesensbestimmung evangelischer Arbeit — daß man nur durch äußerste Nüchternheit im Denken und tapfersten Willen zur Wahrheit sie verwirklichen kann. Gestehen wir uns es doch nur einmal ein: Was sind denn die meisten Weltbilder, die sich die Menschen machen, für elende Verlegenheitsgebilde! So vieles würde nicht getan und geredet

werden, wenn die Menschen schneller ihre Illusion verlören! Manche Menschen wissen das auch und treiben gerade darum Vogel-Strauß-politik, um nicht vor sich selber ihre Ratlosigkeit und innere Leere eingestehen zu müssen. Die Wahrheit aber ist doch die, daß alle unsere menschlichen Zielsetzungen reichlich mangelhaft und vorläufig sind und daß man eben vieles übersehen muß, oft gewaltsam nichtachten muß, um einem bestimmten Ziel mit solcher Hingebung zu dienen, daß man es für das letzte und höchste hält. So steht es mit der völkischen Begeisterung, nur zu oft, so mit dem erzielten Wohl, mit der Alkoholfrage usw., wenn eben diese Gedanken als höchste Wahrheiten erscheinen. Für evangelische Arbeit nun ist es bezeichnend, daß sie in keiner menschlichen Meinung ihre Voraussetzungen haben darf, auch nicht im Volkswohl, sondern im äußersten Gehorsam gegenüber der Wirklichkeit des Lebens. Hinhorchen auf das, was ist, es anerkennen als bestehend und ihm Rechnung tragen: das ist die zweite Bedingung evangelischer Arbeit. Das Hinhorchen und Rechnung tragen kann sehr oft so sein, daß es unsern Menschenwillen weckt, es braucht durchaus nicht immer in der Zustimmung zu bestehen.

Solcher Wahrheitswillen, der alle akademischen und politischen Brillen verschmäht, hat dort, wo er zur Tat wird, vom schlichtesten Bauern bis zum reichsten Geist in jeder Zeit ein ganz elementares Ergebnis gehabt: die Erkenntnis der gänzlichen Machtlosigkeit und Unfähigkeit des Menschen, gerade wo es sich um wesentliche und nicht bloß eingebildete Lebensentscheidungen handelt.

Alle diese Feststellungen gelten nicht für die oberflächliche Schicht des alltäglichen Lebens. Sie gelten nicht von der Tatsache, daß wir alle miteinander arbeiten müssen, um uns zu erhalten, zu essen, uns zu kleiden usw. Sie gelten nur von den Beziehungen, von der letzten Besinnung, vom Grund, auf dem unsere Arbeit zu ruhen hat. Und bezüglich dieser letzten evangelischen Besinnung ist somit zweierlei klar geworden: 1. Evangelische Arbeit ist sehr vieles nicht, was mit dem Anspruch auftritt, es zu sein. Ja im Grunde darf dort, wo sie ihr Herz, ihren Mittelpunkt hat — menschlich gesprochen — gar nichts sein, als eine Leere, ein Schweigen. 2. Evangelische Arbeit kennt in ihrer letzten Beziehung keinen Idealismus im Sinne allerhöchster menschlicher Zielsetzungen. Für sie ist eigentümlich die äußerste, nüchterne Wachsamkeit gegenüber all dem Gegebenen, wirklich Vorhandenen des Lebens.

Wenn mit diesen beiden Feststellungen die Frage der evangelischen Arbeit erschöpft wäre, so hieße dies soviel, daß es solche Arbeit über-

haupt nicht geben kann. Denn es scheint ja nun in der Tat jede Zielsetzung und jede Triebfeder zu fehlen. Was bleibt denn noch, wenn man alle menschlichen Ideale als vergänglich und in einem letzten Sinne minderwertig abgelehnt hat? Es ist unendlich schwer, hierauf eine passende, ausreichende Antwort zu geben. Worte sind allerdings leicht gefunden und leicht ausgesprochen. Man kann ja einfach sagen: Es muß Gott sein; es muß das Ewige sein! Aber wir sind leider übersättigt mit Worten. Weder das gesprochene, noch das geschriebene hat einen Preis. Wir haben berechtigtes Mißtrauen gegen sie. Es gibt eine einzige Möglichkeit zu beweisen, daß die tiefste Stelle der Seele, aus der alle menschlichen Beziehungen entfernt sind, nicht leer geblieben ist: *das ist evangelische Arbeit selber*. Der Beweis, daß es Arbeit gibt, die im tiefsten keinen Lohn und kein Ziel und keine Regeln kennt als einzig die Beziehung zum Ewigen. Dazu bedarf es keiner besonderen Lebensstellung oder Betätigung. Es ist die grundsätzliche Haltung und Beziehung, die überall gilt und für jeden Menschen gilt.

Hiermit ist bereits ein weiteres ausgesprochen, nämlich dies, daß es sich bei dieser Frage um keine Weltanschauung, nicht um Gedanken, idealistische Reflexionen und Gefühle handelt, sondern um ganz reale Tatsachen des Lebens, die in vernünftig schaffender Tätigkeit ihren äußeren Ausdruck finden. Es gibt wunderbare Gedanken und Gedankengebäude, die nicht das mindeste an unserer Lage ändern können. Es sind eben bloß Gedanken. *Wo aber eine Wirkung ausgelöst sein soll, da muß eine Kraft, eine Wirklichkeit dahinter stehen.* Um solch eine wirkliche Kraft, ja um die einzige wirkliche Kraft handelt es sich hier. Wir nennen sie Gott.

So können wir denn zusammenfassend sagen: evangelische Arbeit ist solche Arbeit, deren eigentliche Veranlassung und Zielsetzung einzig und allein Gott ist. Er und die Beziehung der Seele zu ihm ist die eigentliche Wirklichkeit und all die tausend menschlichen Zielsetzungen in Familie, Verein, Volk, Kirche, in Wirtschaft, Beruf, Politik, in öffentlichen Arbeiten und persönlichem Vergnügen sind nichts als Transparente und haben nur Wert und Sinn, soweit sie Brücken und Wegweiser zum Ewigen sind. Und das alles nicht in stillen Feierstunden, sondern jeden Tag und jeden Augenblick. Evangelische Arbeit beruht gerade darauf, daß wir Menschen unser stetes Versagen, unsere Unfähigkeit, die Mitte des Lebens selber auszufüllen, fühlen und eingestehen. Ja mehr noch: dieses Raum schaffen, dies Weg treten mit

dem eigenen Ich und den eigenen Zielen ist hier das Entscheidende. Und doch ist dieser Raum nicht leer, wenn wir ihn verlassen haben, sondern dann erst recht und ganz erfüllt mit dem Sinn und der Kraft des Lebens.

Dies kann nur verstehen, wer es mit ganzem Herzen einmal gewagt hat, sich vor diese „Leere" zu stellen. Wir haben alle eine kaum zu bezwingende Scheu vor der Leere. Wir können es nicht ertragen, daß nicht das ganze Blickfeld der Seele mit unsern Erklärungen, menschlichen Möglichkeiten und Geschäftigkeiten ausgefüllt sei. Wir Menschen sind jeder Lüge, jeder Gewalttat und Unterschlagung fähig, um nur ja diesen Zustand aufrecht zu erhalten. Nur nicht eingestehen müssen, daß man wirklich nicht hat und nicht kann. Lieber dann noch sagen, daß man's gar nicht braucht. Evangelisch aber heißt die wunderbare Erfahrung, daß dort, wo der Mensch aufhört, nicht das Nichts kommt, sondern die Vollendung und Erfüllung des Menschenlebens überhaupt erst die Möglichkeit hat zu beginnen.

Aus dieser Vollendung, die unsere Unehre und Gottes Ehre ist, muß uns Auftrag und Antrieb kommen, damit wir evangelische Arbeit, das aber heißt wesentliche, nicht leer-geschäftige Arbeit tun können. Ihre letzte Beziehung muß der ewige Vater alles Lebens sein. Ihr letzter Sinn muß ein heiliger Anfang sein, der nichts von menschlicher Klugheit weiß. Das Leben selber freilich wird niemals gestatten, uns in abstrakten, religiösen Formeln zu bewegen. Es wird immer gelten, hier eine Schule zu bauen, dort für politische Rechte einzustehen und dort wieder gegen Unverstand und Trägheit in den eigenen Reihen zu kämpfen oder sich wider Trunksucht und Tuberkulose zu wehren. Das alles kann und muß natürlich vom reinen Zweckmäßigkeitsstandpunkte aus geschehen. Aber es kann uns nicht gleichgültig sein, ob damit nur der reinen Technik des Lebens gedient ist, ob wir dabei in eine Anzahl Individuen auseinanderfallen oder ob aus unserer Arbeit eine letzte Verantwortung vor der Ewigkeit und ein letztes Leben und organisches Wachstum fördernder Sinn spricht.

Viele Menschen fühlen ja bei uns das Ungenügende unserer „völkischen" Arbeit. Es sind oft gerade sehr wertvolle Menschen, die bei Seite treten und andere schalten und walten lassen, gerade darum, weil sie es besser wissen, weil sie tiefer mit der Wahrheit und dem Leben verbunden sind. Sie möchten gerne leben, das Beste in ihnen drängt vielleicht ungestüm zur Wirksamkeit. Warum kommt es nicht dazu, daß ihre Kräfte

sich auswirken können? Weil sie es nicht wagen bis zur letzten Beseelung, zur tiefsten Kraft hinabzusteigen; weil das eben so sehr demütigend und schwer für unsere Eigenliebe und unsern Stolz ist. Und doch ist hier die einzige Rettung. Erst wenn wir in unserem Leben überall auf die unübersteigliche Grenze gestoßen sind, erst wenn wir wirklich unsere ganze Schwäche und Verfahrenheit eingestanden haben, ist zu hoffen, daß die Lügen und Phrasen und Halbheiten zwischen uns verschwinden werden. Erst dann ist zu hoffen, daß unser Idealismus „sachlich" wird und nicht mehr Partei- und Vereinszwecken dient, oder im besten Falle in starre völkische Selbstgerechtigkeit ausartet. Erst dann, wenn unsere Arbeit Befehl und Ziel einzig im ewigen Gott hat, wie er im neuen Testamente lebt, haben wir vor allem wieder die Möglichkeit die Gespenster zu bannen, die jetzt unter uns umgehen. Die Gespenster der unser Lebensblut gierig saugenden Genußsucht, der materiellen, geld- und gütergierigen Gesinnung und der feigen Schwäche vor jeder Gefahr. Dann wird es wieder ein Wort unter uns geben, das jetzt fast völlig verschwunden ist: das Wort Sünde. Heute wird alles psychologisch, sozialhygienisch und wirtschaftlich erklärt. Wir haben keine Kraft untereinander zu strafen und zu werten, weil wir keine Vollmacht dazu, kein inneres Recht dazu haben; oder anders ausgedrückt, weil wir keine wahrhafte Liebe und Erbarmen miteinander haben, weil wir einer den andern nicht ernst genug nehmen. — Sitten und Bräuche, Wirtschaftsformen und soziale Zustände kann es viele geben und vielerlei Anschauungen darüber und Methoden sie zu beeinflussen. Richtschnur für das eigentliche Leben gibt es nur eine, die hat kein Mensch erfunden. In dieser Richtschnur, der Bewegung des Menschenlebens auf Gott hin ist das Leben je und je gemessen worden. Durch unser Leben. Das fühlen wir alle. Wir fühlen, daß es etwas altes, uraltes ist. Darum klammern wir uns an unseres Volkes Vergangenheit und Sitte. Aber dies Alte ist nicht alt, sondern ewig. Es ist nicht die Volkssitte, sondern es lebt bloß in der Volkssitte. Solches erkennen und daraus den Nutzen ziehen für seine eigene Zeit im tätigen Leben, das heißt evangelische Arbeit.

Kunst als Abbild des Menschen

Von Misch Orend (Schluß)

V.

Kunst als Raum

Die Linien, die der Mensch an sich trägt als Ausdruck seines Fühlens und die er in der Natur wieder findet, schafft er sich auch in seinen Werken der Architektur. Darüber hinaus aber wendet er die Gesetze an, die er in der Natur gefunden hat, mit denen er die Natur begreift und die er letztlich selbst in die Natur hineinträgt. Im höchsten Sinne ist die Architektur die Verkörperung dieser geistigen Gesetzmäßigkeit und dadurch Ausdruck des Gefühls des Logischen, des Folgerichtigen, des Aufeinanderbezogenseins.

Die Kraftspannung der Symmetrie, die doch immer bildlich bleibt, dies Gesetz der Wage ist hier in seiner reinen Natur dargestellt. Mehr noch, wo diese Gesetzmäßigkeit aufgehoben scheint, überdeckt ist, wird der Mensch von der Unruhe des Gesetzlosen, des Ungesetzten erfaßt, vom Gefühl der Hilflosigkeit. Im Anblick der großen Massen, der aufstrebenden und niederdrückenden Kräfte, die in unheimlicher Ruhe sich gespannt halten, empfindet der Mensch seine Körperkleinheit und das Gefühl der Ehrfurcht stellt sich ein.

Dadurch nun, daß jedes Ding das vollkommen verkörpert, was es darstellt, als Tragendes oder Lastendes oder als gesetzmäßiger Zwischenraum zwischen den tätigen Dingen, gibt es Beruhigung, denn es verstößt nichts gegen die Logik, die der Mensch hat vom Tragen und vom Lasten, vom Träger und von der Last, von der Verteilung und Stärke der Träger und der Last.

Hier empfindet der Mensch deutliche Unlustgefühle, die sich bei der Empfindung des Raumes auf den ganzen Körper erstrecken. Ein gewölbter Raum gibt das Empfinden des Ausruhens, des ruhigen Sitzens, der schmale hohe Raum zwingt zum aufrechten Durchschreiten, der niedere breite Raum zum Liegen.

So treten zu den reinen Linien und Farben, die an der Architektur durch sich selber wirken nun noch diese Körper- und Muskelgefühle, die allerdings nicht immer und jedem deutlich werden, wenngleich sie in jedem Menschen wirksam sind. Mit diesem Körpergefühl empfindet man auch steile Gebirge, oder Waldwege oder Täler und Schluchten.

Unwillkürlich dient der eigene Leib als Maß, und die eigene Kleinheit oder Größe, dem Raum gegenüber löst die mannigfachsten Gefühle

aus, die unmittelbar nicht zu umschreiben sind. Mit dem selben Körpergefühl tritt man auch an die Einzelheiten der Architektur, wenngleich die Linien, Farben und Symmetrie beständig wirksam sind.

In der Raumgestaltung drückt sich die Gesamtheit der Empfindungen aus, die in seelischer, geistiger und körperlicher Art sich unterscheiden lassen. Am stärksten ist hier, im Verhältnis zu den andern Künsten, das körperliche Gefühl.

Somit ist auch die Architektur und jede Raumgestaltung mannigfacher Ausdruck des Menschen und wirkt nun, da sie ihre Elemente vom Menschen entlehnt hat, auf ihn wieder zurück als der vielfältigste Spiegel seines Wesens.

VI.

Kunst als Wort

Die Dichtkunst vereinigt in sich alle übrigen Künste. Wo ein Bild und mit ihm im Zusammenhang ein Gefühl im Vergehen ist, stellt ein Wort sich ein, ein Begriff, der den Schatten des Bildes und des Gefühls aufbewahrt. Die Sprache ist das Herbarium für die getrockneten Blüten und ausgedörrten Gefühle. Und nur insoweit sind Wörter Mittler, als der Hörer die Fähigkeit hat, diese gedörrten Blüten wieder mit Saft zu füllen.

Was ist ein Wort? Ein Ton, ein Geräusch der Zunge und des Gaumens, ein Gefühlsausdruck beim Anblick eines Gegenstandes. Laute und Töne aber, die Gefühle ausdrücken, werden zum Begriff des Gegenstandes, der die Gefühle verursacht hat. Ein Wort war ursprünglich ein ganzer Satz; durch Abschleifen und Zusammensetzen, durch wieder Abschleifen, Spalten und Verkümmern bildet sich die Sprache. Im letzten Grunde ist sie Ausdruck von Zuständen mit Gefühlen, also auch ein Mittel, das Innere nach Außen zu verlegen, im Hörenden dieselben Gefühle zu erzeugen, die der Sprechende hat.

Ein Satz der gesprochenen Sprache heißt: die Begriffe, das Gerippe der Gefühle miteinander in Beziehung setzen. Begriffe aber sind die faßlichste Art der bewußten Erinnerung, bei denen das lebendige Gefühl größtenteils verdorrt und abgestorben ist.

Hier aber setzt die Kunst ein, die die Worte wieder mit Blut füllt und die den Sätzen Fleisch und Saft zuführt, daß sie wieder lebendig werden und der Hörer alle Dinge von neuem erlebt wie am ersten Tage. Diesen ursprünglichen Blick, diese uranfänglichen Gefühle an

den Dingen, dieses erste Erleben mit wachen Sinnen zaubert die Dichtkunst hervor zu anhaltendem Leben.

Die Sprache der Wissenschaft und jede beschreibende Sprache ist Ausdruck des Geistes und der Vernunft, ist die Festlegung der Begriffe und ihrer Beziehungen. Eine begriffliche Sprache kann daher nie zur Kunst werden, denn es gilt die Gefühle, Stimmungen und seelischen Zustände unmittelbar auszudrücken, daß sie, ohne über den Weg des Intellekts zu gehen, im Hörer wachgerufen werden.

Daher bedient sich die Sprache der Mittel der Malerei und Musik das heißt sie malt Bilder, die im Augenblick des Hörens der Worte in der natürlichen Buntheit und Farbigkeit vor die Seele treten; sie läßt durch die Umschreibung der Stimmung das Heulen des Sturmes oder das Tröpfeln des Regens oder Singen der Vögel erleben.

Wenn es heißt „Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet", so ist nicht nur die ungebundene und unbekümmerte Freiheit des Vogels gemeint, sondern zugleich auch das Flöten des Wohlbehagens. Darin liegt also gleichzeitig auch die Art des Singens, nämlich das Frohe und Lustvolle. Desgleichen sind die Bilder des frei umherfliegenden Vogels jedem anheimgestellt, die er sich nach seiner Art ausmalen kann. Dieses freie Umherfliegen des Vogels ist durch den Begriff „der in den Zweigen wohnet" angedeutet, denn wer in den Zweigen wohnt und Vogel ist, der fliegt in seine Wohnung.

Dabei ist aber noch ein Bild gezeichnet, das nicht die Art des Singens veranschaulicht, hier aber auf keine Weise störend wirkt: die Wohnung des Vogels in den Zweigen — sein Nest.

Die Zweige einer Heckenrose, darin ein Nest und darauf ein singender Vogel sind ein vollkommenes Bild. Nun gehört dieses Bild nicht unmittelbar zur Veranschaulichung des Singens, sondern hat sein eigenes Dasein, wie die Ornamente auf einem Pfeiler oder an einem Giebel. Das Bild vom Vogelnest ist hier ebenfalls Ornament, ohne jedoch die Klarheit des Gesamtbegriffes von der Art des Singens zu stören, wie die Verzierung die Tätigkeit des Pfeilers nicht stört.

Es ist nun wahr, daß in den kurzen Augenblicken des Hörens nicht diese Überlegungen im Hörer vor sich gehen, das heißt, daß sie ihm nicht bewußt werden; denn daß er sie unbewußt in sich aufnimmt, wahrnimmt, begreift, zeigt doch die Stimmung, die sie in ihm hervorrufen. Mehr ist aber vom Künstler nicht bezweckt worden; er wollte den Hörer in die Stimmung versetzen, aus der er die freie Art des Singens begreift.

Die Mittel der Dichtkunst, um das Erlebte wachzurufen, sind Bilder, die in der knappsten Art angedeutet sind und dennoch so bestimmt umrissen, daß sie nicht nur Erlebtes vergegenwärtigen, sondern darüber hinaus noch Erlebnisse und Gefühle andeuten, die damit in weiterem Zusammenhang stehen. Die Bilder, die doch auch aus vorgestellten Linien und Farben bestehen, haben ihre Wertung, wie auch die Töne, vom Menschen erhalten, wie in der Malerei und Plastik. Hier aber kann Bild auf Bild folgen, bis eine einheitliche Gesamtstimmung erzeugt ist.

Die Art des Vortrags, der episch, lyrisch oder dramatische Stil, der Rhythmus des Sprechtaktes hängen von der Herztätigkeit und Lungenbewegung ab, die ein schnelles oder getragenes Sprechen zulassen, je nach den Gefühlen und Erregungen, die sie in Tätigkeit gebracht haben. Der Rhythmus und der mit ihm verbundene Stil sind eben auch nicht an sich gegeben, sondern hängen vom Menschen ab und sind die notwendige Form, in der in einer bestimmten Erregung gesprochen werden kann. Und daher zeigt die Sprache, die die höchsten Leidenschaften ausdrückt, abgebrochene, scharfbetonte Sätze, nicht weil es der Stil verlangt, sondern weil die Lungen voller Atem sind. Auch Stil und Rhythmus sind nur eine Ausdrucksform des Menschen.

In erhöhtem Maße, als die andern Künste, zeigt die Dichtkunst Menschentypen und abgerundete Charaktere. Hier wird die Einzigkeit des Individuums im Gegensatz zur Gattung vorgeführt. Das Widerspiel in der Handlung zeigt die Gesetzmäßigkeit des Charakters, der zum Spiegel der geistigen Folgerichtigkeit wird, des „Prinzips des Satzes und Gegensatzes" und des „Prinzips der Wirkung und Folge." Ist der Gefühlsausdruck durch Bilder hauptsächlich der Lyrik zu eigen, so wirkt sich dieser geistige Formausdruck in Epos, Ballade und Drama aus.

Somit muß die Dichtkunst über die elementarsten Mittel der Linie, Farbe und Töne sich des Bildes bedienen, durch Vorführung des Gegenstandes, an dem Erlebnisse hängen, um Gefühlen und geistigen Haltungen Ausdruck zu geben. Es hat die Sprache selbst des alltäglichen Lebens nicht Wörter genug, um alle Abschattungen zu bezeichnen, und da führt sie den gefühlbehafteten Gegenstand mit an: Rosen=rot, raben=schwarz, fuchs=wild. Durch bildhafte Ausdrücke ist es zuletzt auch möglich, neue Erlebnisse, ungewohnte Stimmungen zu schildern und sie dem fremden Hörer oder Leser verständlich zu machen.

VII.

Die Kunstschaffenden

Wenn ein Kunstwerk den höchsten Wert darstellen soll, den höchsten Flug eines Lebens, die tiefsten Tiefen eines Innern, so müssen die Farben, Linien und Töne zweckvoll verteilt sein, unter dem Gesichtspunkt der Gesamtwirkung. Die Vernunft ist zu beschränkt, als daß sie durch Überlegung das Zutreffende fände, weil die Vernunft nur das Vernommene, die bewußt gewordenen Gefühle kennt, während doch das ganze Innere nach Ausdruck ringt. Hier sind es die Kunstschaffenden, die mit kühnem Griff jede Farbe und Linie an den rechten Ort stellen, ohne zu fragen warum? Mit der sichersten Sicherheit werden alle Gründe und Beweise der Notwendigkeit übersprungen und in genialer Schau gleich das Ende, die Wahrheit, das Menschlich-Übermenschliche dargestellt.

Das ist das Wesen der Kunstschaffenden, daß alle Erfahrungen und Erlebnisse in ihrem Unterbewußtsein sich formen, binden, abgrenzen und dann in einem Augenblick des Glückes als fertiges Gebilde heraustreten, unbewußt, was Anlaß war, daß es kam. Dieses Glück der Reife und dieser Rausch der Zeugung prägt sich dem ganzen Werke auf.

Darum wäre es anmaßlich, über das Schaffen selber etwas auszusagen, oder dafür gar Vorschriften aufzustellen, ist der Schaffende selber doch nur das Medium, durch das Kräfte schaffen, die nicht zu erfassen sind. Die Mittel, mit denen die Schaffenden die Kunst gestalten, sind alle ergründbar, denn in ihnen hausen keine Geister und Dämonen; der Dämon selber, der zwingt, daß diese Mittel geordnet und wirksam gemacht werden, hüllt sich in Verborgenheit und man kann nur seine Wirksamkeit erkennen.

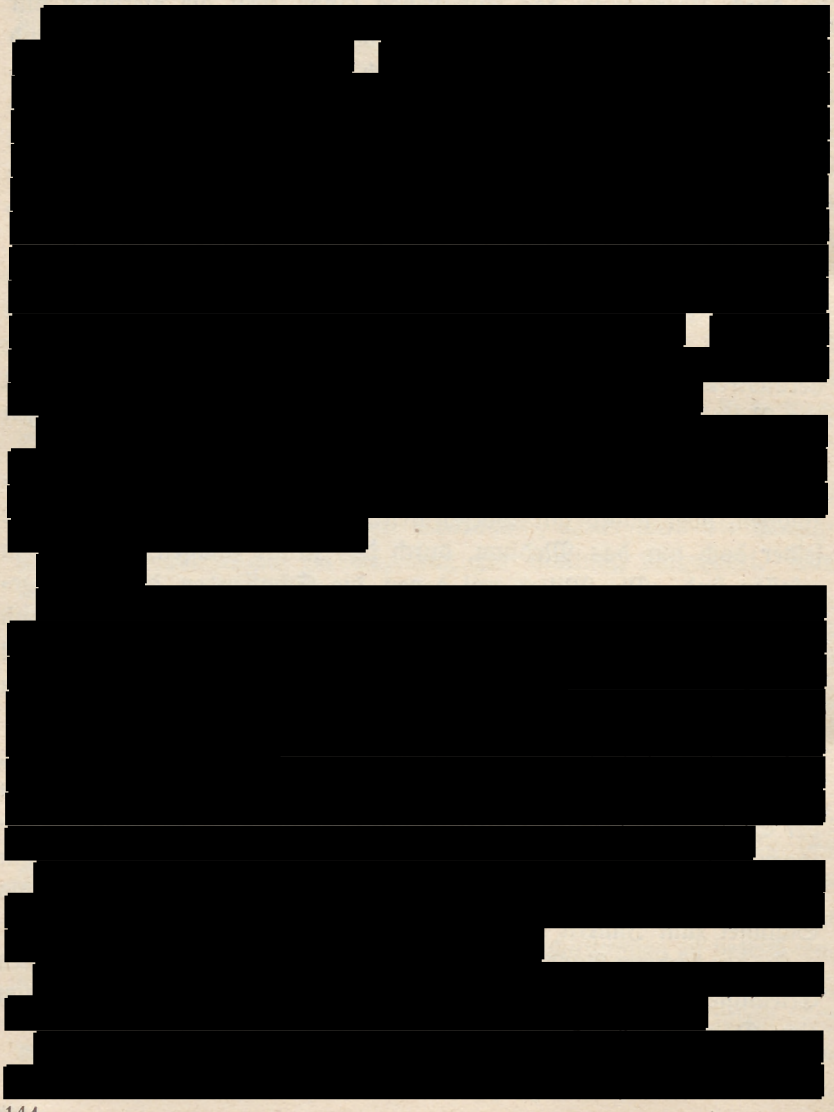
In der Auswirkung aber zwingt er die Schaffenden sich der Linien, Farben und Töne zu bedienen, der bildhaften Worte, in der Form der Symmetrie, im Prinzip der Kraftspannung und der logischen Bezogenheit. Diese elementaren Kunstmittel haben ihre Wertprägung am Menschen erfahren und wirken so, im Kunstwerk zusammengefügt, als Schlüssel zum Innern des andern Menschen.

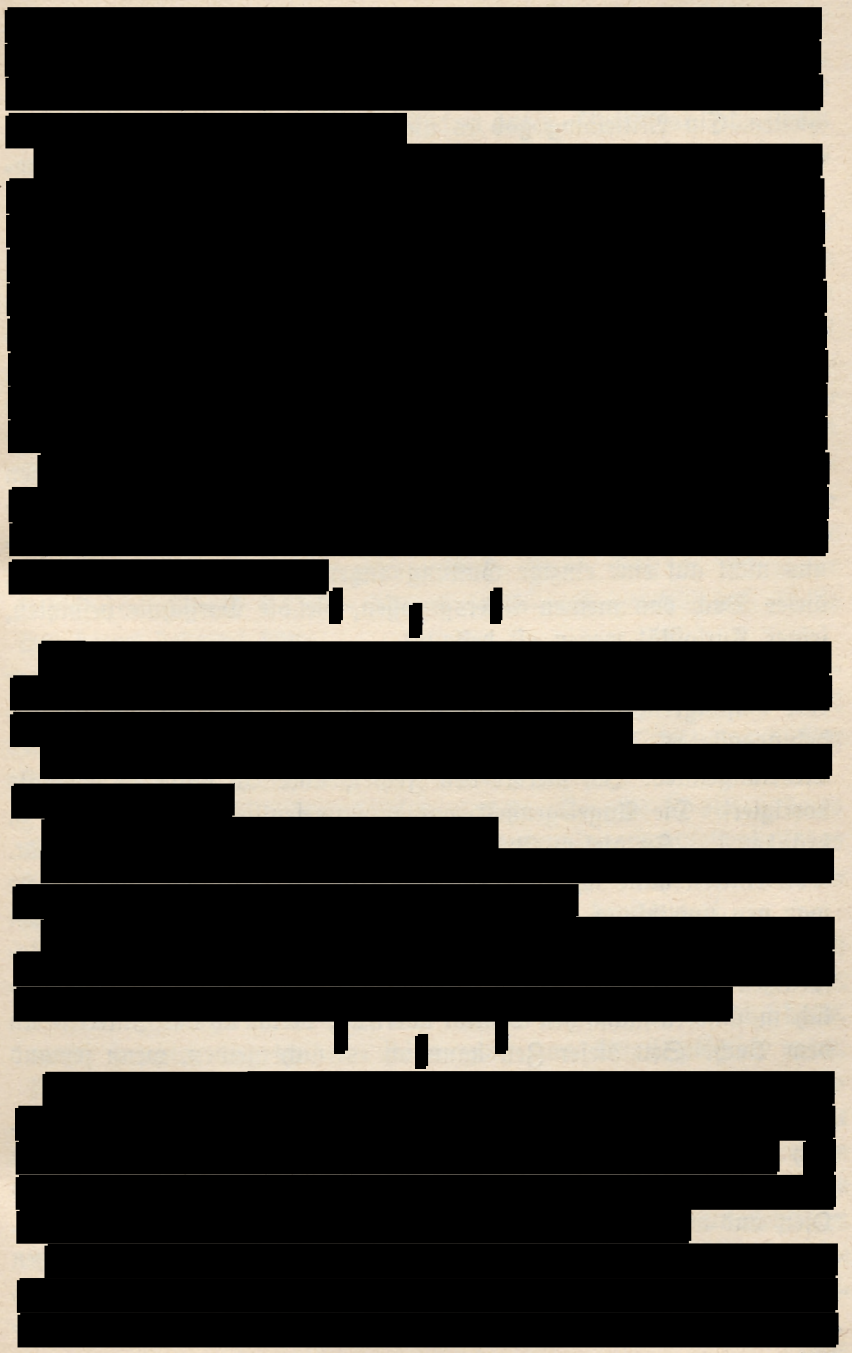
In der höchsten Ausprägung ist es das Genie, das die umfassendsten Erlebnisse hat und das souverän schaltet mit allen Kunstmitteln, um dem Dämon zu genügen, der es zum Schaffen treibt.

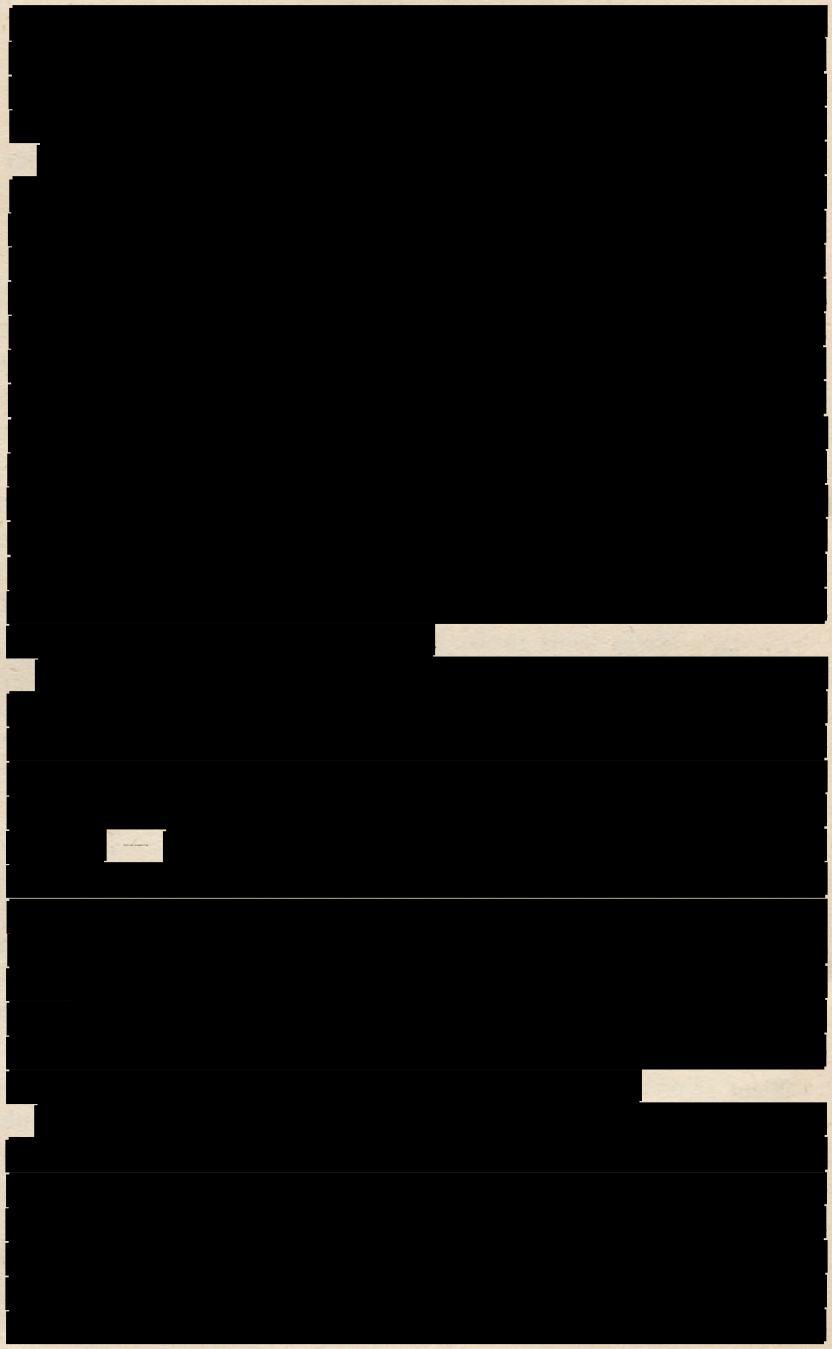
Im großen Leseverein

Von Erwin Wittstock

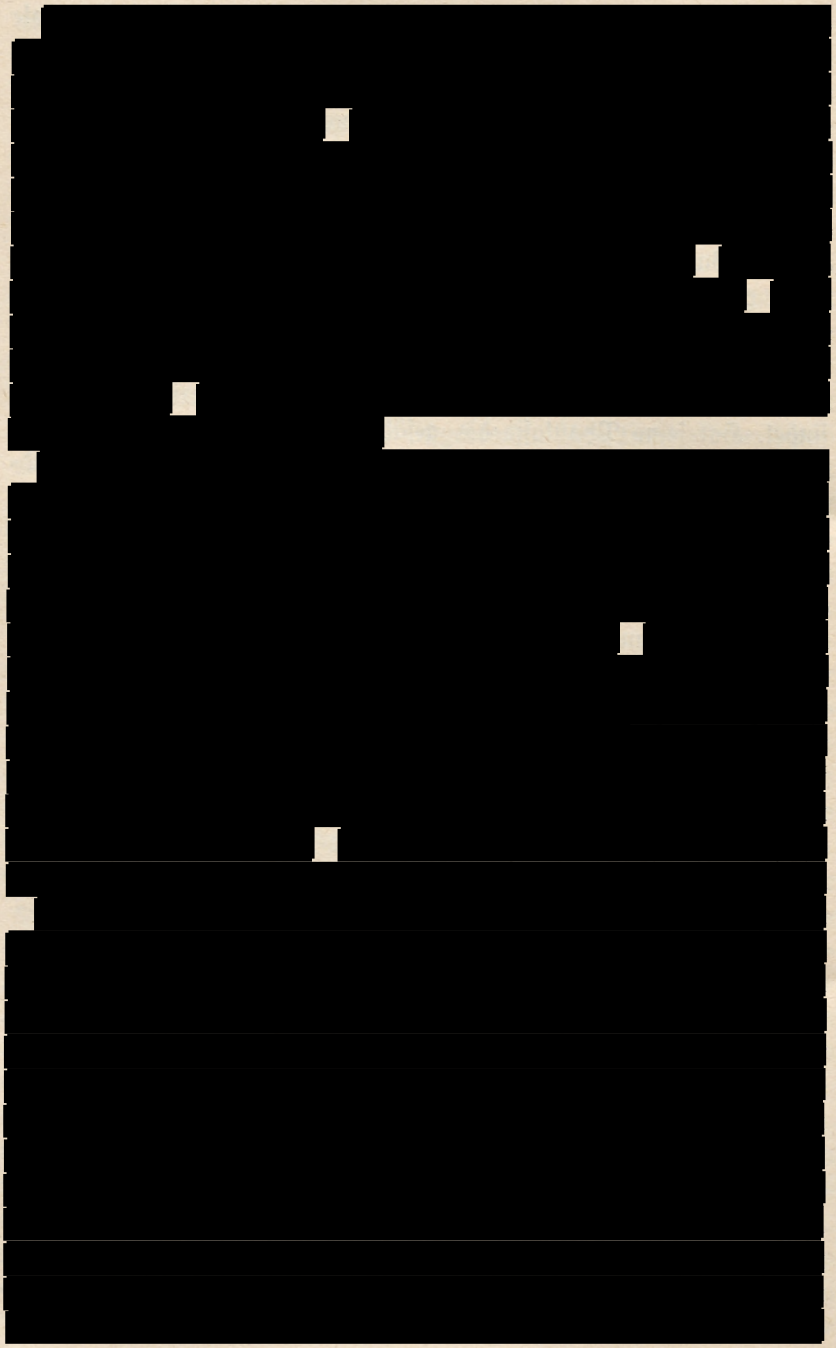
Die folgenden Betrachtungen zum „Tag des Buches" — dem 22. März dieses Jahres — bringen wir, da wir sie erst nach dem Fest- und Werbetag empfingen, wohl zeitlich verspätet, aber mit einem ganz besondern Hinweis auf den Inhalt. Die Schriftleitung

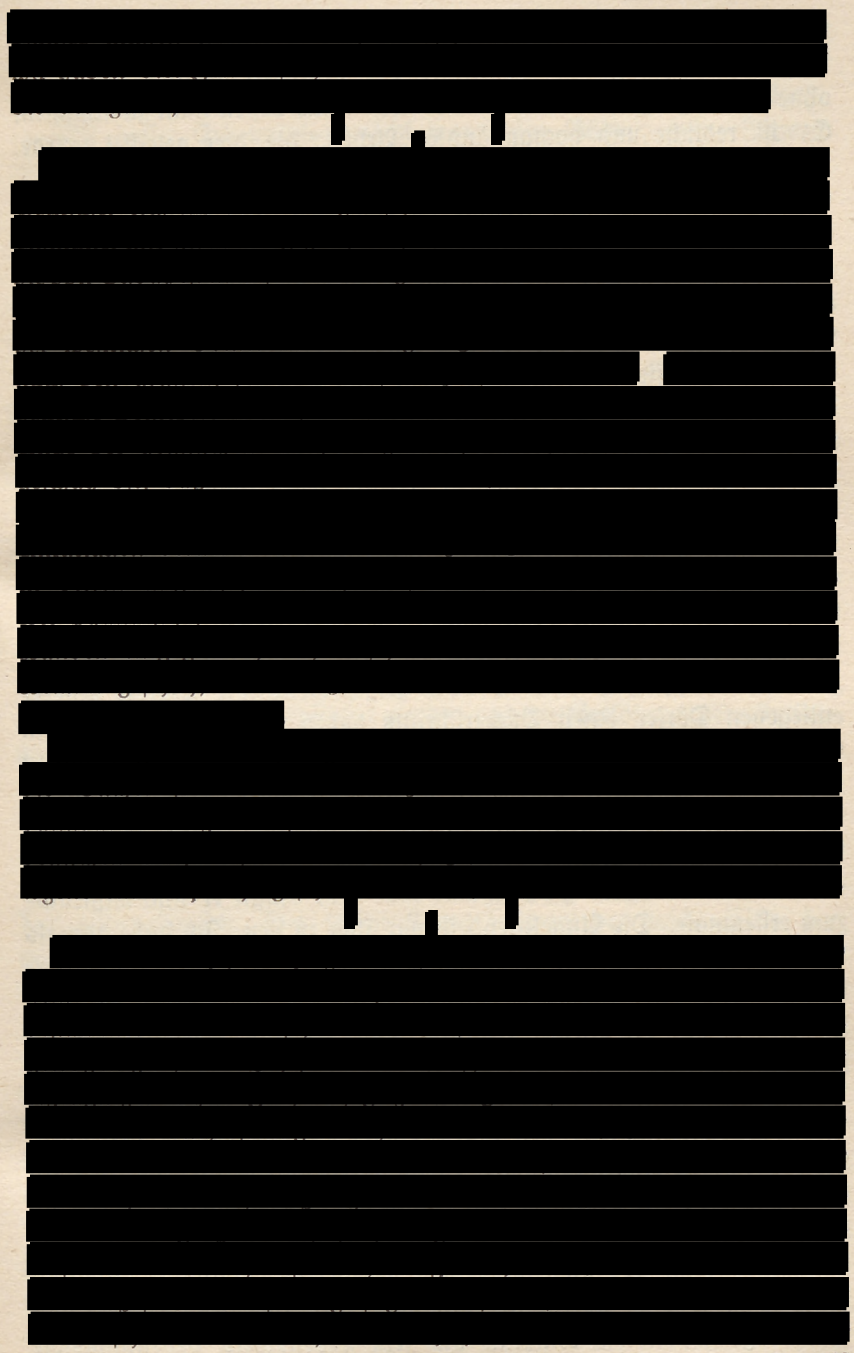


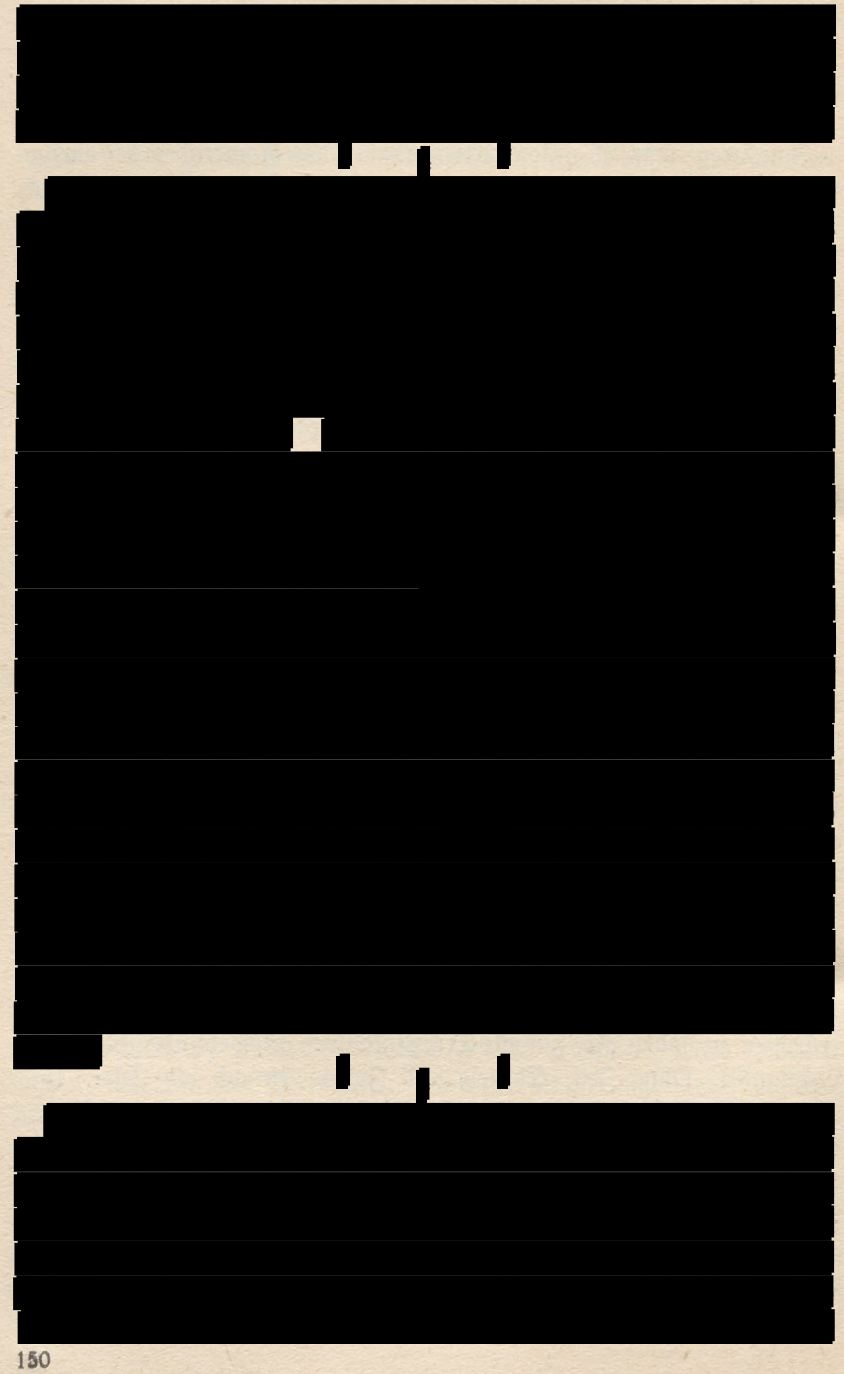


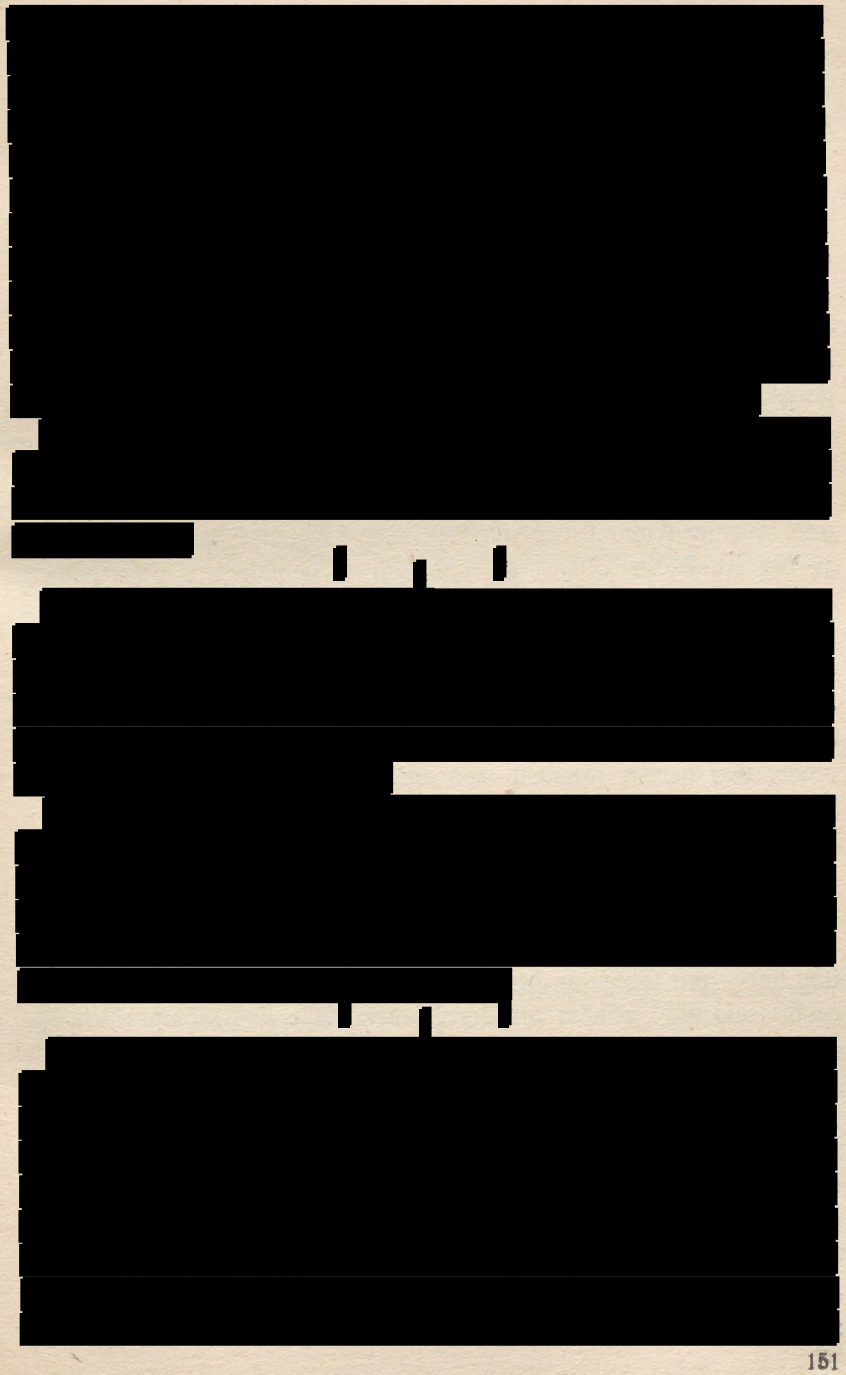


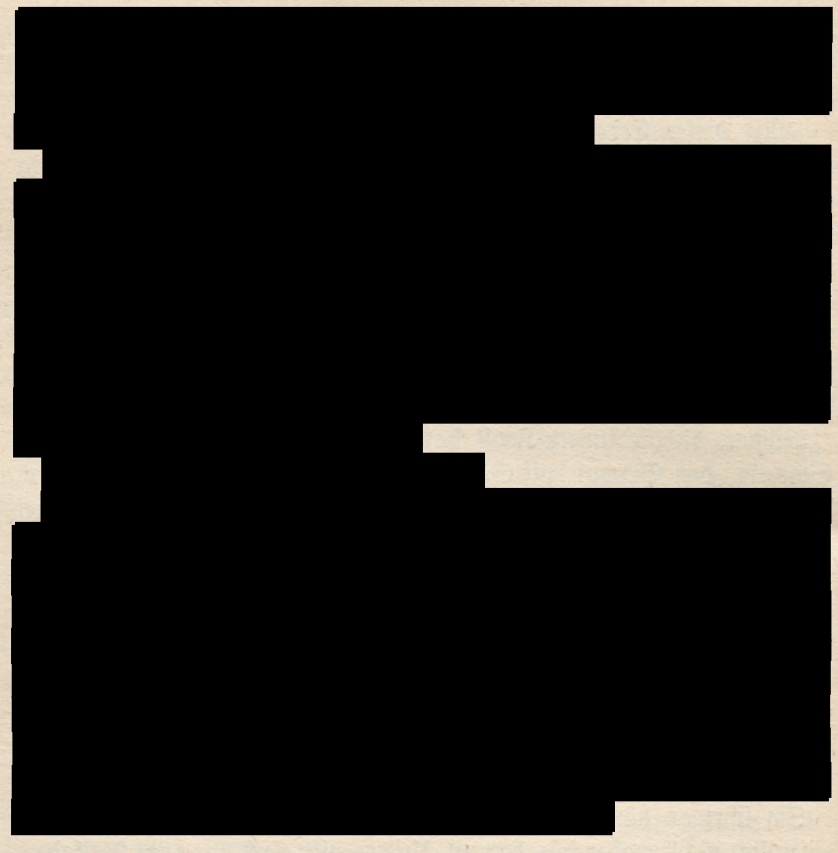












Überall ist die Welt ein unteilbares Ganzes. Im bescheidensten Reichtum haben wir Anteil an den gesamten Schätzen der Welt. Der Süden gehört uns nicht minder als der Norden. Wir sind Könige über das grenzenlose Reich der gesamten Möglichkeiten. Aber wie ein rechter König sein Reich bis in die entferntesten Zonen als lebendiges Ganzes beherrscht und die Aufgaben an seine Untertanen je nach deren besonderem Vermögen verteilt, so werden auch wir die Provinzen unseres Reiches nicht miteinander verwechseln: Im Norden wird unser Haus uns schützend umschließen und der Süden wird als unser Garten sich breiten und seine Blumenbeete den warmen Strahlen der Sonne schenken. Zur festlichen Stunde werden wir sagen: „Wir wollen in den Garten gehen!"

Hermann Konnerth

Rundschau

Der Klingsorverlag, der diese Zeitschrift bisher verlegt hat, ist im März nach fünfjährigem Bestand aufgelöst worden. Der Verfall der öffentlichen Kaufkraft zwang ihn dazu. Das weitere Erscheinen dieser Zeitschrift ist gesichert.

Im Rahmen der Zeitschrift blieben häufig solche kulturelle Ereignisse unbewertet, die das Konzertbüro des Klingsorverlages veranstaltete, weil Veranstalter und Kritiker — wenn auch in den Personen nicht identisch — doch verbunden waren. Damit umfaßte unsere kulturelle Berichterstattung, die ohnehin nur die wichtigsten Geschehnisse betrachtet, selbst diese unvollständig.

Es sei uns gestattet, mit Rücksicht auf die gefallene Hemmung, wahrhaft pro domo zu sprechen und dadurch auch die Beschränkung des kritischen Umblickes nachträglich aufzuheben, indem wir die hauptsächlichsten Arbeiten des Klingsorverlages in den Jahren 1924 bis Anfang 1929 aufzählen. Wir nennen bei den vom Konzertbüro durchgeführten Veranstaltungen die Kronstädter Kunstabende, ohne nähere Bezeichnung ob diese in andern Städten wiederholt wurden, ob es sich um Tourneen handelte, die der Verlag in ganz Rumänien selbständig leitete oder nur um seine örtliche Teilhaberschaft an solchen Gastspielen. In der Aufzählung fehlen sportliche und artistische Vorführungen; dagegen sind alle künstlerischen berücksichtigt, selbst solche, deren Wert dem Programm des Unternehmens nicht entsprach, zu denen aber wirtschaftliche Gründe mitunter nötigten.

Wir glauben, daß das Konzertbüro — unter der Leitung von Gust Ongyerth — in den verflossenen fünf Jahren eine Rolle im künstlerischen Leben Siebenbürgens spielte, die nun, wo die Ungunst der Wirtschaftslage eine Weiterarbeit verbietet, nur schwer ersetzt werden kann.

Die Arbeit des Klingsorverlages umfaßte:

Theater

a) Schauspiel

Ensemble von Mitgliedern des Wiener Burgtheaters: Heine — Romberg Schmöle — Mayen etc.
Ensemble von Mitgliedern der Reinhardt Bühnen: Else Heims, Ferd. Bonn etc.
Ensemble von Mitgliedern Wiener Bühnen: Manna Copony — H. Czell etc.
Deutsches Schauspiel: Direktor M. W. Lenz
Deutsches Schauspiel: Dir. Dr. Csaki, Regisseur Dr. Pünther
Wiener Novitäten Ensemble I: Kollo — Ander — Schmiedl etc.
Wiener Novitäten Ensemble II: Feldmar — Maly etc.
Paul Wegner Ensemble
Tegernseer Bauernbühne: O. Lindner — Dengel etc.
Hermannstädter Theaterverein
Siebenbürgische Volksbühne
Jiddisches Theater: Anna Jakobowitz etc.

b) Opern und Operetten

Erste Wiener Opernstagione: Musil — Krögler — Tauber — Bandler etc.

Berliner Kammeroper
Bukarester Operngastspiel
Wiener Operettenensemble I: Deutsch-Haupt — Maganja — Stepanek — Ady Berger
Wiener Operetten Ensemble II: Willy Strehl — Pia Doreé — Strassberg
Wiener Operetten Ensemble III: Thunis — Tony Schiller
Wiener Operetten Ensemble IV: Pirchhof-Manowarda — Künl — Wannaus
Mährisch Ostrauer Operette: Dorit Jenny — Marau — Wannaus
Wiener Revue Ensemble: Rittersheim — D'Orsay
Kabarett Steinhardt

Dirigenten

V. Bickerich — Le Blum — Marzell Botez — F. X. Dressler — Friedrich Gruber und andere Dirigenten von Opern- u. Operettentourneen — B. Gsellhofer — Serge Jaroff — Hermann Klee, Klausenburger Oper — N. Kostrjukoff — Căp. Milea

---

Kammermusik

Kronstädter Kammermusikvereinigung: Bernfeld — Biemel — Moldrik. — Waldbauer-Kerpely Quartett — Roséquartett — Quartetul Regina Maria — Dresdner Streichquartett

---

Tanzabende

Schwestern Wiesenthal — Ligeti Ballett — Geschwister Bitter — Leïla Bederkhan — Bukarester Opernballett — Eurythmische Vorführungen des Goetheanums Dornach

---

Vorträge

Dr. Hugo Eckener — Dr. Viktor Glondy — Dr. Egon Hajek — Günther Haenel — Paul Ligeti — Hans Lienerth — Max Werner Lenz — Karin Michaelis — Dr. Konrad Nussbächer — Erwin Reisner — Schuster Dutz — Claire-Schilling-Philippi — Dr. A. Scholz — Dr. Oswald Thomas — Dr. Hans Wühr — Dr. Heinrich Zillich

---

Gesang

Aenne Bickerich — Lula Dörschlag-Glockner — Florica Filimon — Lula Mysz-Gmeiner — Veturia Ghibu — Johanna Herzog-Thullner — Emmy Herter — Bertha Kiurina — Eva Lissmann — Sophia Munteanu — Ella Nikolaus — A. Reissenberger-Umling — Rosika Tutsek — Aranka Tutsek — Vasile Alexiu — Dr. Karl Brandsch — Ernst Fischer — Fritz Hintz-Fabritius — Gerhardt Jekelius — Dr. V. Krögler — Hubert Leuer — Helge Lindberg — G. Niculescu-Bassu — Sepp Summer — Franz Steiner — Dr. Alfred Witting

Violine

Fr. Arányi — Sam. Biemel — C. Bobescu — Willy Burmester — Silvio Florescu — A. Indig — Jaroslav Kocian — Florizel von Reuter — Alma Moodie — Vasa Prihoda — Rozika Stern — Willy Teutsch

---

Klavier

A. Alessandrescu — B. Bartók — E. v. Dohnányi — Georges Boskoff — Imanuel Bernfeld — Franz Cerné — Leo Freund — Luise Gmeiner — Meta Hagedorn — Hevesi Piroska — Selma Honigberger — M. Klein-Hintz — Arnold Kieltsch — Emily Kerschner — Margit Laszloffy — Franz Mittler — Franz Nemeskei — Estella Popp-Köhler — Josi Leicht-Schuller — Irene Sager — Karl Heinz Schuller — Leo Sirota — Adolf Weiss — W. Schlandt — Egon Sigmund — Ilonka Weisz — Karl Szreter — E. Zsizsmann

---

Orgel

Viktor Bickerich — Fritz Heitmann (Berlin) — Johannes Herklotz (Dresden) — Paul Richter — Adolf Weiss

---

Harfe

S. Niculescu-Kulibin

Chöre

Bukarester Chor „Cântarea României" — Tschechischer Gesangverein „Smetana" — Donkosakenchor, Dir. Serge Jaroff — Donkosakenchor, Dir. Kostrjukoff — Bukarester Chor: Stefan Stoicescu — Brukenthalchor, Dir Prof. Fr. X. Dressler — Kronstädter Schülerkirchenchor, Dir. Prof. Bickerich — Chor der Burzenländer Lehrerschaft, Dir. Prof. Bickerich

---

Orchester

Czernowitzer Philh. Orchester — Kammerorchester der Berliner Kammeroper. — Durch Philharmoniker verstärkte Kronstädter Stadtkapelle

---

Kunstausstellungen

Sammelausstellungen siebenbürgischer Maler — Sammelausstellungen alter Kupferstiche — Sammelausstellungen Bukarester Maler — Sammelausstellungen Budapester Graphiker — Kollektiv-Ausstellungen: Wilhelm Beindorf — Wilh. Busch (Originale) — Grete Csaki-Copony — Hans Eder — O. Gawell — H. Gärtner-Petzold — Gr. Hiemesch — Ernst Honigberger — Ludwig Hesshaimer — Fritz Kimm — Hermann Lani — Endre Litteczky — Eduard Morres — Nagy Imre — Nagy István — O. Netoliczka — Heinrich Schunn — Mattis-Teutsch — Tibor Ernö — Dr. Heinrich Zintz — Sammelausstellung von Dürers

Graphik in Reichsdrucken — Sammelausstellung von Piperdrucken — Sammelausstellungen kunstgewerblicher Gegenstände

---

Verlagserzeugnisse

Klingsor, Siebenbürgische Zeitschrift, geleitet von Heinrich Zillich, erscheint monatlich. 6 Jahrgänge — *Egon Hajek,* Die Musik. Ihre Gestalter und Verkünder in Siebenbürgen einst und jetzt — *Karl Kurt Klein,* Ostlanddichter — *O. Fr. Krasser,* Hermannstadt, von seinen Häusern und Menschen. Mit Bildern von Theodor Lassy — *Steph. Ludw. Roth,* Gesammelte Schriften. Herausgeg. von Dr. Otto Folberth — 1. Band: Die Wanderung — 2. Band: Heimkehr — 3. Band: Kampf — *Hans Wühr,* Figurenschmuck der Schwarzen Kirche in Kronstadt (vergriffen) — *Heinrich Zillich,* Kronstadt. Eine Schilderung mit Zeichnungen von Fritz Kimm (2. Auflage) — *Heinrich Zillich,* Siebenbürgische Flausen. Mit Holzschnitten von Ed. Morres — *Heinrich Zillich,* Strömung und Erde. Neue Gedichte.

Etliche Gedanken über Sächsisch-Reen. Wenn ich daran gehe einige Gedanken, die ich mir über Sächsisch-Reen nun einmal zu machen pflege, hier niederzuschreiben, damit sie weiter verbreitet werden können, so tue ich es in der festen Überzeugung, daß durchaus nicht jedermann mein Tun löblich finden wird. Mindestens zwei Gründe sprechen aber auch für mich.

Erstens ist Sächsisch-Reen trotz allem und obwohl sich jeder anständige Reener zeit seines Lebens darüber wird ärgern müssen, daß niemand weiß wo Reen liegt, eine siebenbürgisch-sächsische Stadt. Zweitens ist sie noch lebendig; Änderungen sind festzustellen, sodaß es sich vielleicht lohnen dürfte, ab und zu auch auf ihre Entwickelung einen Blick zu werfen.

Der einzige Ausspruch eines Reeners, der in Siebenbürgen bekannt ist: „Ich bin dem reichen Kaiser aus Reen sein einziger Sohn", entbehrt schon lange des tieferen Gehaltes. Die Reener sind arm geworden, sehr arm und schlampig. Wer es nicht glaubt, besuche einmal einen Reener Ball, der vorsichtshalber nur Tanzkränzchen genannt wird, und sage mir dann, worauf das Bild zurückzuführen ist, welches sich ihm da darbietet, auf Armut oder Schlampigkeit? Ich glaube eher auf das Letztere; glauben aber kann ja jeder was er will. Ach, wenn ich an den Ball denke, kommen mir die großen Reener Jahrmärkte in den Sinn; nicht einmal der Mann im modernsten Sportanzug fehlte. Gespart wird an allen Ecken und Enden, vielleicht macht nächstens sogar einmal ein Wirtshaus pleite. Gespart wird z. B. an Hutkrempen. Dafür gehen allerdings sicherlich viele Taschen kaputt, denn diese werden mit Vorliebe, selbst während man den Herrn Nachbar grüßt, mit beiden Fäusten bearbeitet. Ja, in Reen ist es sehr kalt! Und noch mehr wird an Geist und Geld gespart. Das Reener Nachrichtenblatt ist lange tot, mitleidig bietet die Bistritzer Zeitung eine ihrer Spalten für Reener Nachrichten; doch die ist meist leer. Und noch anderswo wird gespart. Knabengymnasium und Mädchenbürgerschule sollen miteinander vereinigt werden. Ob die Reener Mädchen nach dieser Tat wissen werden, in welchem Jahrhundert Napoleon geboren wurde, wage ich noch zu bezweifeln; die Herren Professoren sind aber wirklich überanstrengt, Ackerbau und Viehzucht betreiben nebenbei nur noch wenige.

Was Holzträger für Bistritzer Verhältnisse über den Zuwachs aus Osten angedeutet hat, stimmt vielleicht noch in größerem Maßstabe auch für Reen. Leider reagiert der Reener Sachse auf so etwas ganz anders als der Bistritzer; da verspürt er plötzlich fortschrittliche Gelüste, ungefähr in der Gedankenrichtung deutscher Pazifisten oder fühlt er sich dem Chinesen wesensverwandt und meint sich in die gegebenen Verhältnisse „hineinfügen" zu müssen. In Reen kann man sich, klein aber fein, einen richtigen internationalen Brei ansehen. Doch jetzt heißt es feste hinhorchen: ich glaube es ändert sich, in Sächsisch-Reen ist es modern geworden, sächsisch zu sprechen, und das will was bedeuten. Bei den Jungen hat es schon oft Bewegungen gegeben. Einmal war dies besonders deutlich, weil die Bewegung anfangs gesammelt wurde und anzuschwellen schien. Wo, im Turnverein? Nein! Im Musikverein? Nein! Im Jugendbund? Nein! Aber im Antialkoholverein. Damals habe ich viele gescheiten Reden gehört von denen, die dazu berufen waren, sie zu halten: es sei eigentlich gar nicht die Begeisterung gegen den Alkohol, sondern die freudige Begeisterung junger Menschen, die unter diesem Aushängeschild zur Gemeinschaft zusammengefunden hätten, nun brauche nur noch der geeignete Führer herzugehen und die Begeisterung in richtige Bahnen zu lenken, damit sie Taten vollbringe. Wo ist der Mann geblieben? Außer diesen gibt es noch manche, die suchen, mit unsicherem Gefühle herumtasten (aber wenige, die sich auch nur soweit durchgerungen hätten, daß sie zum Beispiel wüßten, was der Klingsor will). Zum Schluß möchte ich noch eins erwähnen, worauf wir Reener stolz sind — und nun habe ich endlich den Mut aufgebracht, mich auch als solcher zu bekennen, der ich bin — das ist unsere Kirche. Ich meine nicht die Leute, die zur Kirche gehören, nein die will ich endlich in Ruhe lassen, sondern die Kirche, die da steht aus Steinen gebaut. Hier merkt man etwas davon, daß man auch den Krieg überwinden kann. Vom Turme, der in neuem schlichten Kleide sich zeigt, läuten wieder vollzählig die Glocken; eine Gedenktafel, eingelassen in die Kirchenmauer ist den Toten des Krieges geweiht; zum Gottesdienste begleitet uns froh die neue schöne Orgel. Diese Kirche liebe ich aber deshalb, weil mir da an manchem Sonntag wirklicher Gottesdienst gehalten worden ist, nachdem ich Jahre hindurch von Siebenbürgen bis tief in den Westen, nach Holland hinein, manche evangelische Kirche betrat, ohne zu finden was ich suchte. Ich wage es zu behaupten, hier gestaltet ein junger Pfarrer aus tiefinnerstem Gefühle einen Gottesdienst, frei von jedem politischen Beigeschmack, der allen Melanchthoniden Deutschlands und Siebenbürgens als Beispiel dienen könnte. Wenn ich glaube, daß Reen — der tönende Ausdruck möge mir verziehen werden — eine Erneuerung durchmacht, so wünschte ich, daß der Geist, den ich in jenem Gottesdienst zu verspüren glaube, diese neue Entwickelung beseele. **Alfred Kasper**

Neue Bücher und Schriften

Karl Kurt Klein, „Zur Weltdeutung in Grillparzers Novellen". — Die beiden in einem Heft vereinigten Aufsätze, von denen der erste „Weltdeutung in Grillparzers Armem Spielmann" im nächsten Band des Grillparzerjahrbuches, der zweite „Der Elga-Stoff bei Grillparzer und Gerhardt Hauptmann" in der Zeitschrift „Der Wächter" erscheinen soll, stellen nach des Verfassers eigenen Angaben Vorarbeiten zu einer größeren Abhandlung über Grillparzer als

Novellisten dar. Trotzdem handelt es sich um zwei in sich abgeschlossene Arbeiten, die ihren bloß vorläufigen Charakter in gar nichts verraten und bereits in ihrer jetzigen Gestalt wertvolle Beiträge zur Grillparzerliteratur liefern. Auch der mit der Materie nicht näher Vertraute merkt, daß hier gründliches wissenschaftliches Studium und persönliche liebevolle Vertiefung in das dichterische Werk zusammengewirkt haben. Ein liebevolles Verhältnis zum Gegenstand spricht vor allem aus der ersten Arbeit, was gewiß nicht nur auf den an sich sympathischeren Stoff der Erzählung vom armen Spielmann Jakob zurückzuführen ist. Der Verfasser sucht zu zeigen, daß Grillparzer in seinem Helden den Typus jenes Menschen, der — trivial gesprochen — zu gut ist für diese Welt und deshalb an der rauhen Kraft der dem wirklichen Leben zugewandten Ellbogennatur zerscheitern muß, darstellen wollte. Auf die einzelnen Feinheiten der Analyse kann hier leider nicht eingegangen werden. Der Vergleich zwischen den Bearbeitungen des Elga-Motivs durch Grillparzer und Gerhardt Hauptmann läuft auf die Feststellung hinaus, daß sich hier nicht nur zwei verschiedene Menschen, sondern auch zwei verschiedene Generationen um denselben Vorwurf bemüht haben. Im ganzen scheint mir dieser Aufsatz weniger als der erste in die Tiefe zu dringen. Die Untersuchung der prinzipiellen Einstellung zum Tragischen als Phänomen, wie sie sich hier als notwendig erweist, läßt sich eben im Rahmen eines so kurzen Aufsatzes kaum erschöpfend durchführen. Aber auch diese Arbeit bleibt hinter dem selbst gestellten Anspruch keineswegs zurück. Besonders hervorzuheben wäre noch die überaus interessante und lebendige Darstellung, die den beiden Essays einen ganz eigentümlichen Reiz verleiht. Erwin Reisner

Generaloberst Arz, Zur Geschichte des großen Krieges 1914—1918, Rikola Verlag, Wien 1924. — Die Aufzeichnungen des letzten Generalstabchefs der österreich-ungarischen Armee sind schon vor mehreren Jahren erschienen und oft genug besprochen worden; ich bin fachlich viel zu ungeschult, um etwas Wesentliches dazu zu sagen. Da mir aber der Band — recht eigentlich: zufällig — vorliegt, sei nochmals auf das Erinnerungsbuch des höchsten siebenbürgisch-sächsischen Offiziers hingewiesen.

Dr. Theodor Valentiner, Kant und seine Lehre, Verlag von Ph. Reclam jun., Leipzig. — Eine kurzgefaßte ausgezeichnete Einführung in die kritische Philosophie Kants.

Thomas Mann, Zwei Festreden. — Im Reclam-Verlag erschienen zwei Reden Th. Manns, die eine über „Lübeck als geistige Lebensform", die zweite „Hundert Jahre Reclam", beides Festreden von hohem sympathischen Niveau.

Das proletarische Schicksal, ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart, Herausgegeben von Hans Mühle. Leopold Klotz-Verlag, Gotha 1929. — Die Auswahl umfaßt neben einigen bekannten Namen meistens unbekannte des werktätigen Volkes und gibt einen guten Einblick in dessen Schicksal und Leben. Sehr ungleichwertigen künstlerischen Werts — in ihrer Gesamtheit ein voller Chor.
Heinrich Zillich

Franz Schauwerker, Der feurige Weg.

Ernst Jünger, Feuer und Blut. Beide Bücher — Kriegserlebnisse — erschienen im Frundsberg-Verlag in Berlin und können recht gut zusammen besprochen werden. Sie sind Früchte eines Geistes. Keine Romane, auch künstlerisch wenig bedeutsam; die sparsame, sachliche Schilderung eines Ludwig Renn oder Georg von den Vring, die Tiefe eines Carossa oder Binding fehlt beiden; es sind keine Dichter, es sind auch keine Philosophen; deshalb auch keine letztlich großen Sinndeuter des Er-

lebnisses zwischen 1914 und 1918. Aber sie sind ehrliche Stimmen aus jener Generation, die kämpfend am meisten litt; sie sind frei von allerlei Heilslehren, die nach dem Kriege so leicht geglaubt wurden, frei allerdings nicht ganz von einer übertriebenen Glorifizierung des Kriegserlebnisses selbst. Dafür aber dringt durch ihre Bücher so viel des wirklich Erlebten, ein so männliches Verbundensein dem schicksalhaften Sinn des Krieges — dieser innere Standpunkt allein kann dem Problem des Krieges gerecht werden — daß man sie ruhig weitergeben darf. Sie sagen über Geist und Denkungsart großer Kriegsteilnehmerkreise viel Treffendes aus.

Jérome und Jean Tharaud, Die Herrschaft Israels, Amalthea-Verlag, Wien. — Das Buch ist aus dem Französischen übersetzt, — erschien erstmalig 1921 — und schildert die Bolschewistenzeit in Budapest, die ja tatsächlich eine Herrschaftszeit der Juden war. Manches in den Ausführungen ist falsch, die Grundeinstellung des Verfassers zu vielen Fragen von verblüffender Oberflächlichkeit; so werden die Deutschen in einer banalen kriegspsychosen Art mißkannt. Auch eine Reihe von Tatsachen stimmt nicht, die ganze Darstellung ist zu leicht, zu skizzenhaft, um dem Thema nur halbwegs gerecht zu werden — und doch ist das Buch in manchen Stellen lesenswert. Die Schilderung ist gut, Personen und einzelne Angelegenheiten frisch dargestellt und als Schlußresumée bleibt ein lebendiges Bild der niedrigsten, verächtlichsten und geistlosesten Revolution und der feigsten und widerlichsten Revolutionäre, die es jemals gab. Heinrich Zillich

Georg Mehlis, Die Idee Mussolinis und der Sinn des Faschismus. Leipzig, Verlag E. Haberland 1928. — Wenn sich irgend ein jugendlicher Heißsporn aus seiner überhitzten Romantik heraus für den italienischen Condottiere begeistert und ihn vielleicht geradezu für den Herold einer neuen Menschheitsepoche hält, so kann man das unter Umständen psychologisch verständlich finden. Wenn aber ein deutscher Philosophieprofessor, der nebst anderem auch ein umfangreiches Lehrbuch der Geschichtsphilosophie geschrieben hat, von dem Meteor Mussolini geblendet, alle Nüchternheit des Urteils verliert und der ins Maßlose gesteigerten Machtgier eines Emporkommlings Kränze windet, so ist das schon ein sehr bedenkliches Symptom für die Orientierungslosigkeit des heutigen Europäers im allgemeinen und des Deutschen im besonderen. Mehlis betont zwar im ersten Kapitel seines Buches, er wolle das Phänomen des Faschismus vollkommen unvoreingenommen und objektiv behandeln, wird aber diesem guten Vorsatz schon auf der nächsten Seite, wenn nicht im nächsten Satz untreu. Gerade von Objektivität und Unvoreingenommenheit ist jedenfalls in dem ganzen Werk nichts zu spüren. Das Buch ist vielmehr ein einziger überschwenglicher Hymnus auf Mussolini und auf seine politische Tätigkeit. Alles erstrahlt in den leuchtendsten Farben und die Schattenseiten bleiben entweder überhaupt unberücksichtigt oder werden als durchaus unwesentliche Nebenerscheinungen nur eben kurz gestreift. Der Philosophie ist hier die traurige Rolle zugedacht, einen politischen Dogmatismus zu stützen, der kritiklosen Einstellung des Verfassers eine scheinvernünftige Basis zu geben. Das Fazit ist demgemäß eine Leitartikelphilosophie, die den bekannten demagogischen Theoremen des Marxismus und Bolschewismus in nichts nachsteht. Mehlis versteigt sich bis zu der Behauptung, der Faschismus sei überhaupt keine Partei, sondern ein Gemeinschaftsprinzip, das alle Parteien in sich schließe und damit überflüssig mache. Geradeso als ob nicht jede andere Partei von ihrem Ideal genau das Gleiche behaupten könnte. Der grundsätzliche und ewig unüberbrückbare Gegensatz zwischen den soziologischen Ideen des Nationalismus, der

Demokratie und der christlichen Kirche ist vollkommen verkannt. Daß der Faschismus dazu berufen sei, diesen Gegensatz aus der Welt zu schaffen, kann nur ein Theoretiker glauben, für den die Absolutheit des nationalen Wertes von vorneherein feststeht. Aber selbst dieser Wert hat hier kein ungebrochenes Leben; denn sonst könnte sich Mehlis nicht so völlig schrankenlos der Bewunderung eines fremdnationalen Diktators hingeben, der die Angehörigen des eigenen Volkes — in Südtirol — brutal vergewaltigt. Der „internationale Nationalismus" ist ein nur in den Köpfen deutscher Schreibtischpolitiker und entgleister Universitätsprofessoren wesendes Phantom. Die Probe wäre höchst einfach. Man denke sich nur einmal alle Völker Europas faschistisch organisiert. Die unausweichliche Folge wäre eine allgemeine Schlächterei, gegen die der verflossene Weltkrieg ein Kinderspiel bliebe und die das bekannte Wort Grillparzers von dem Weg aus der Humanität über die Nationalität zur Bestialität glänzend bestätigen würde. Wir können natürlich nicht leugnen, daß der Faschismus im inneren Leben des italienischen Staates zu mancher Besserung geführt hat und daß insbesondere die Disziplin der Bevölkerung an den Zuständen der Vorkriegszeit gemessen auf den Besucher einen bestechenden Eindruck macht. Aber trotzdem wagen wir die Behauptung, daß es sich hier zuletzt doch nur um Potemkinsche Dörfer handelt, mit anderen Worten, daß alle diese Äußerlichkeiten an dem wahren Charakter des italienischen Volkes gar nichts geändert haben. Mussolini wußte seine Mitbürger dort zu packen, wo auch der Kern seines eigenen Wesens zu suchen ist, nämlich bei der nationalen Eitelkeit, die auch noch dem Minderwertigsten eine gewisse Möglichkeit gibt, auf sich stolz zu sein und sich in der Rolle des Auchbeteiligten wichtig vorzukommen. Das Werk Mussolinis gleicht so einer Morphiuminjektion, die dem siechen Leib für kurze Zeit den oberflächlichen Schein der Gesundheit gibt und ihn nachher umso sicherer niederwirft. Der Kitzel der Eitelkeit peitscht wohl auf, aber er währt nicht lange. Vollkommen verfehlt endlich ist der Vergleich des faschistischen mit dem hegelschen oder gar mit dem platonischen Staat. Der Faschismus ist die Vergötzung und Verabsolutierung der italienischen nationalen Idee, im platonischen Staat hingegen erscheint gerade umgekehrt die Nation in den Dienst einer alles Nationale himmelhoch überragenden transzendenten Idee gestellt.

Erwin Reisner

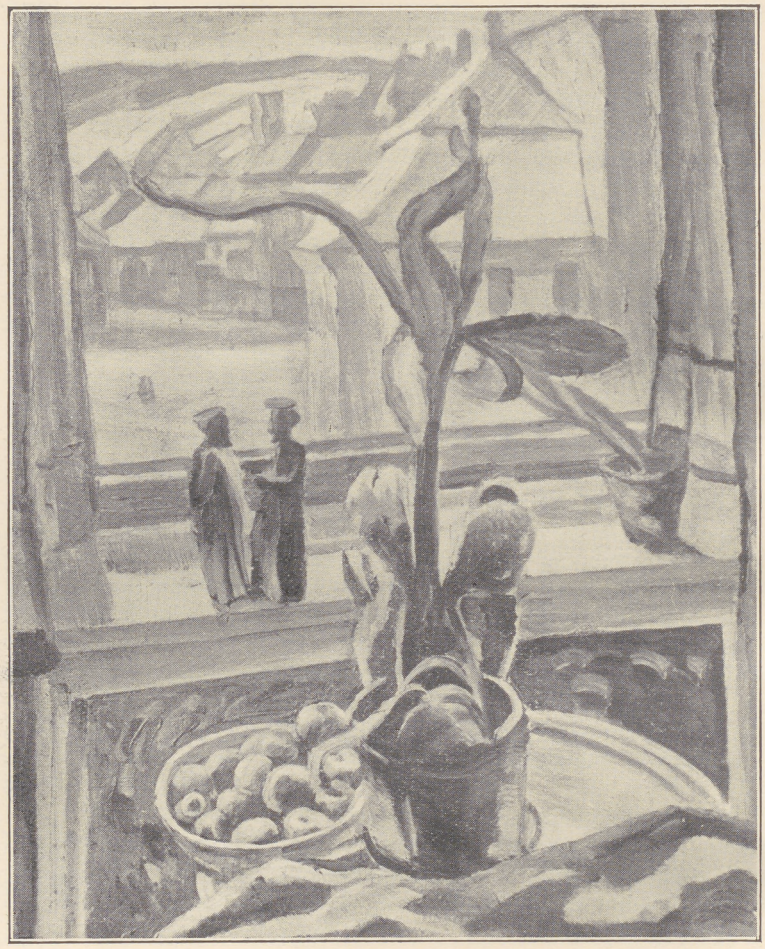
Der D. Gundert-Verlag in Stuttgart bringt in hübscher Ausführung Kinderlesebücher heraus, Erzählungen und Geschichten, von denen mir eine Anzahl vorliegen, die den besten und frischesten Eindruck hinterlassen. Sehr billig und schmuck sind die kleinen Bände des Verlags, etwa von der Größe eines Reclamheftes.

Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Der Aufsatz im Februarheft „Brunnenvergiftung" von Dr. Karl Grasser, der die Unzulänglichkeit eines ministeriell genehmigten Lehrbuches für deutsche Schulen geißelt, hat in einem Artikel des Adeverul Literar (24. Febr.) ein Echo gefunden. Die Zeitung fordert den Generaldirektor des Unterrichtsministeriums auf, das Lehrbuch zu verbieten.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Hans Eder, Stilleben und Landschaft

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
6. JAHR MAI 1929 HEFT 5

Worte

Von Stephan Ludwig Roth

Unsere ganze siebenbürgische Erziehung ist darauf angelegt, uns ehrgeizig und scheelsüchtig zu machen. Immer aber ist es besser, beneidet als erbarmt zu werden. Seid nur sicher, lieber Vater, daß ich Mittel habe, wodurch die benagenden Ratten und quackenden Frösche ums Leben kommen. Solche arme Leute sind am meisten zu bedauern, denn sie machen sich sehr viel Qual.

*

Meine Landsleute stehen ja meinem Herzen nahe. Ein Himmel wölbte sich über uns, in einer Sprache lernten wir Vater und Mutter sagen. Wir verstanden uns nicht. Eine böse Erziehung warf durch Nährung des Ehrgeizes den verderblichen Zunder der Zwietracht zwischen uns. Ich liebte sie, indem sie ihr Gesicht von mir abwendeten. Was konnte ich mehr tun? Sie verzeihn mir! Wie froh bin ich! Aber daß sie mir die Hände bieten werden im Vaterlande, um Funken aus dem Stein zu schlagen, dieses macht mich erst glücklich. Was vermag ein Einzelner? O, nähre diese Liebe in ihnen, die nur in einem Winkel in ihren edlen Herzen schlafen konnte. Sie ist erwacht! So hoffe ich, daß unter uns Männern einst eine herrliche Verbindung stattfinden solle. Zwar wird jeder an seinem Platze, in seinem Kreise wirken, aber in elektrischer Nähe sind wir immer beisammen. Grüße sie, die Guten, herzinnig. . . .

*

Ich bin so bewegt und von mancherlei Gedanken, die sich in meiner Seele bewegen und verdrängen, und stehe da mit einem vollen Herzen, ein sprachloser Träumer. Wenn ich an mich denke und mich allein in einen Kreis hinein denke, der noch leer ist, den ich beleben soll, so stehe ich da, lasse die Hände sinken und weiß mir nicht zu helfen und umsehe mich nach Hülfe und finde sie nicht und weiß, daß ich sie in Siebenbürgen nicht finden werde. Hülfe habe ich in mir und ein frommer Wille wird mich in meiner Schwäche wie ein Riese ein Kind über einen Bach tragen. Das weiß ich, ich werde hinübergetragen werden.

*

Die Nachkommenschaft habe ich mehr im Auge als mich. Bäume will ich ziehen, die lustig und stark dastehen und gute Früchte tragen sollen.

*

Die geistige Bildung in ihrer höheren Würdigung muß als Kraft, als innere Tatsache, nicht als Enzyklopädie zustande kommen. Das Wissen bestehe, wie der wahre Glauben, nicht in einem leeren Wissens- oder Glaubensbekenntnis, sondern in der Tat und in der Wahrheit. Der Verstand muß mehr im Denken, d. h. in der Kraft des Denkens, als im Wissen, d. h. in der Masse des Gedachten bestehen.

Stephan Ludwig Roth

Zum 11. Mai, der achzigsten Wiederkehr seines Todestages

Von Heinrich Zillich

„Ich habe das Meine getan; ihr Übrigen
tut das Eure!" St. L. Roth

Vor achzig Jahren wurde Stephan Ludwig Roth in Klausenburg standrechtlich erschossen.

Er, der bei Lebzeiten oft Verhöhnte, der Stürmer inmitten der Bürgerlichkeit, wurde erst durch diesen Tod der Anerkennung seines Volkes sicher. Seither hat ihn mancher wieder entdeckt. Er rückte vor zum Zitatengeber für die Dorfkalender. Mit seinen Worten spickten wir Festreden. Man setzte ihm einen Gedenkstein. Man schrieb Bücher über ihn, bringt seine Gesammelten Schriften heraus und findet sogar Leser damit.

Und doch hat der einzigartige Geist für die sächsische Entwicklung keine große Bedeutung gehabt. Es ist nicht seine, nur unsere Schuld.

Wir heben tote Helden bereitwillig auf den Altar, sind freigebig mit allerlei Ehrungen, die alljährlich — man blicke in die Kalender — viel zu vielen erwiesen werden. Es kostet uns eben innerlich nichts. Es schmeichelt aber unserer Eigenliebe, daß ein Sohn unseres Volkes da gelobt wird. Ein Tröpfchen des Ruhmes fällt immer auch auf uns. Und er, der Verdienstvolle, ist hinüber ins Unerfaßbare, von wo er uns nicht mehr beunruhigen kann. Wir ahnen hinter dem verrauschten Genius, daß er es wirklich gewesen ist. Es steigt uns die Erleuchtung auf, daß er wirklich groß war, anders als wir, und wir freuen uns über beides: daß er es war und daß er weg ist.

Ich übertreibe? Ich sage die reine Wahrheit. Träte er heute unter

uns, wir lachten wieder zu seinen Plänen, schimpften ihn „Schwabenkönig" und „Pestalozzi", bloß deshalb, weil wir zu klein wären, ihn zu verstehen und ihn deshalb als Narren empfänden, ahnungslos für Größe, solange sie unter uns weilt. Aber das Volk spürt bei allem Unverständnis und Haß für das Außergewöhnliche doch mitunter den Genius. Es spottet und haßt, aber es fühlt: der da ist größer, ist mehr, er fordert von uns, was wir nicht geben wollen, weil wir damit verlören, was uns erfreut: Dumpfheit und Ruhe.

Wäre dieses haßvolle Wissen nicht, wer könnte es erklären, daß in dem Augenblick, wo die Zeit ins Rollen kam, wo die bürgerlich-hergebrachte Welt krachte, von ebenso hergebrachten Männern nicht mehr verstanden, Stephan Ludwig Roths Aufstieg begann, daß er, der geborene Führer, zur Führung endlich berufen wurde.

Er hat sich zeit des kurzen Lebens, daß ihm beschieden war, recht unsächsisch aufgeführt. Er sargte sich nicht geistig ein, indem er wie tausend andere vom Studium in das Amt hinüberwechselte, um Stufe für Stufe langsam dem leiblichen Tod entgegen zu schaukeln, mit einigen, im Alter gehäuften Ehren bedeckt. Nein, er trat sogleich mit einer Idee auf, wie jeder bedeutende Mensch. Er hatte gleich zu fordern und zu geben.

Und hier hebt nun die siebenbürgische Tragik an. Man merkte wohl, daß er forderte — und ärgerte sich darüber — man war aber zu klein, um zu sehen, daß er zu geben hatte, mehr als der ganze Klüngel, den er in Erregung versetzte und der ihn hochnäsig ablehnte. Hätte er damals gesiegt und eine Lehrererziehungsanstalt aufgebaut, die aus seinem Wesen erwachsen den Samen empfangen hätte, wirklich Menschen und Charaktere zu bilden anstatt Wissen zu vermitteln, es wäre ein Geist in unseren Schulen wirksam geworden, den wir heute noch spürten. Was nachher tüchtige Männer sicherlich recht gut durchführten, geschah auf anderen Wegen, anstatt wie hier zu erwarten war: aus dem einmaligen Menschen, aus der großen Persönlichkeit heraus.

Daß Roth gleich zu Beginn schon scheiterte, hat seine Ursache in der Veranlagung unseres Volkes, durch die es vielleicht beschützt, aber verhindert wird, eine bedeutendere geistige Lebenshöhe auch in noch so begrenztem Kreise zu erreichen. Bei uns gibt es bloß einsamen Geist. Man denke sich aus: da träte ein 25jähriger Mensch mit einem großen Plan vor uns hin. Was wäre unsere Antwort? Wir stellten uns rund um ihn auf und lachten.

Folberth nannte mit tiefem Recht dies Leben ein „Stürmen und Stranden". Roth brach sich ununterbrochen die Schwingen an seinem eigenen Volke. Dabei war er doch sehr deutlich dessen Kind. Sein Zug zur Pädagogik ist sächsisch. Es überrascht bei einem jungen Manne, der um 1820 Deutschland besucht, daß er an dem gewaltigen Leben Weimars vorübergeht, sich von allem Gute der Zeit enttäuscht traumwandlerisch sicher einem Greise anschließt, dessen Ende nahe und dessen Leistungen hinter ihm liegen. Diese rasch vollzogene Entscheidung ist eine Einseitigkeit Roths, ein Entschluß, sicherlich stark als Ausdruck einer besonderen Berufung, zugleich aber ein Verzicht, der nicht unbedingt glücklich war. Er wußte nicht, was er zurückließ, als er das westliche reiche Leben, ehe er es kennen lernen konnte, mit der Schule Pestalozzis in Iferten vertauschte. Eine große und köstliche Gegenwart deutschen Lebens verlor ihn damit.

Diese Entscheidung auf das Ergreifbare, Einseitige hin, dem man sich für das Leben weiht, ist sächsisch. Nur ist es bei Roth tiefer, geistiger, ganz unsächsisch in der Sache: uneigennützig. Kein Beruf verlockte ihn, eine Berufung übertrug ihm ihre Schwere.

Aber auch diese Verwandtschaft spürte das Volk nicht. Der Enkel war zu hoch im Rang, als daß es ein solch tiefes Blutsband gefühlt hätte. Es wußte nur von der leiblichen Verwandtschaft — wie ein Dorfweib jeden Zug des letzten Sprosses, der emporschwand, als Dünkel auslegt und, ist er fern, sich mit ihm brüstet, wie wir es heute tun.

Der gewöhnliche Mensch und Führer läßt sich von den Anforderungen des Lebens, wie sie an ihn treten, zur Arbeit reizen. Er beantwortet mit seinem Tun die Notwendigkeit des Tages. Der geniale Mensch stellt selbst ein Ziel auf und sucht es zu erringen. An diesem grundlegenden Unterschied in der Einstellung und in den Beweggründen zur Tat scheiden sich die erwählten Geister von den alltäglichen. Roth hat viele Ziele verfolgt und keines ganz erreicht. Ihm paarte sich alles bei, was die Natur geben konnte: Charakter, Sprache, Weitblick, Männlichkeit, Mut, Phantasie. Ihm versagte sich das wenige was der geniale Volkserzieher von seinem Volke fordern muß: dessen Bereitwilligkeit und Unvoreingenommenheit.

Geboren zum Führer, der in manchen Spannen seines Lebens rasch Geltung errang — er wurde in jungen Jahren Gymnasialdirektor, seine Schriften wurden mitunter beachtet — verlor er den eroberten Platz immer ebenso schnell, weil sich ihm die Form verweigerte, die

bei ihm — auch dies ist im erhabensten Sinne sächsisch — stets sein Volk war. Er spielte keine politische Rolle, bis zuletzt, nicht weil er dazu nicht geschaffen war, wie wohl die politischen Herren damals meinten, sondern eben weil er dazu wirklich begabt war. Nur war solche Politik, die er geführt hätte, mit der Überlieferung, mit dem zähen, von der Mittelmäßigkeit durchsäuerten Trott unvereinbar. Er hatte, was unserer Politik so häufig fehlt: Ideen, er hatte, was ihr ebenso oft mangelt, die freie geradlinige Lust zur Tat, und er hatte, was ihr selten fehlt, nicht: die nach kleinlichen Rücksichtnahmen gerichtete zögernde Angst vor weiten Entschlüssen, dem sich der Stolz des Amtes paart.

Daß er ein Politiker großen Ausmaßes war — dem auch heute die ungeistige Mehrzahl mißtrauisch entgegenstehen würde, weil er so unerhört neu ist und deshalb dem Durchschnitt so verdächtig — beweist nichts deutlicher als seine Arbeit in den Jahren 1845 bis zur Revolution. Aus dem Pfarrhaus, wohin er sich aus dem nahen Nebeneinanderleben mit der Bürgerlichkeit zurückgezogen hatte, hallten seine Mahnrufe immer wieder. Keine größere Unternehmung wie zum Beispiel der geniale Plan der Schwabensiedlung und die Gründung des Landwirtschaftlichen Vereins, wo er nicht dabei gewesen wäre, und keine, die nicht auch seines Geistes einen Funken unbewußt oder bewußt aufgefangen hätte. Dort, wo er Führer wirklich sein durfte und in religiöser Verinnerlichung auch war: im Dorf, war der Rahmen für ihn doch zu eng, dort, wo er es zum Nutzen des Ganzen hätte sein müssen, sperrte man ihm den Weg. Aber nun ändert sich in den letzten Jahren vor der Revolution sein ganzes äußeres Dasein, gleichsam als wüßte das Volk, daß jetzt auf den erschütterten Grund der Meister treten müsse, den es bis dahin nur durch Ablehnung ehrte. Er steht plötzlich — es ist der Sommer 1848 — an der Spitze des sächsischen Jugendbundes, er wird Mitglied der Nationalversammlung. Ich sagte früher, das Volk spüre den Genius in manchen Stunden. Es spürt ihn, wenn die Erde wankt und die alten Götzen wie Kegel fallen. Roth wurde nicht Gesamtführer der Sachsen, er spielte nur eine Rolle im Kampfe, seine Aufgabe war begrenzt und wurde von ihm ausgezeichnet gelöst — aber die Rolle tritt vor den anderen hervor, weil sein Geist sie erfüllte, weil das Ende, zu dem sie hinführte, keinem anderen und keinem so beschieden worden wäre wie ihm.

Hier ist in diesem von außen gesehen: sinnlosen, beinahe zufälligen Tod alles von ihm auf eine Weise erfüllt worden, als wäre es ein

Märtyrertod eines großen Zweckes wegen. Als stellte sein Opfer die Errettung seines Volkes in Aussicht. Aber selbst diese Größe seines Wesens, die sich erschütternder erwies als je in seinen Worten, war im Grunde vertan, nutzlos, weckte kein innerliches, fortdauerndes Echo, schuf kein bleibendes Werk, wie es anderen großen Männern bei einem mehr formbaren Volke beschieden war, wie es selbst kleinsten Philosophen gelang.

Das liegt sicher auch daran, daß er als Schriftsteller und Denker kein System aufstellte, ja daß er im Grunde eben nur ein Talmensch, ein Erzieher, ein Volksführer war, dem man die Tat verdarb, die Kinder entzog, dem das Volk nicht zuhörte.

Und damit dringen wir in den Sinn dieser tragischen Sendung. Welches Spiel wurde da vom Schicksal mit Roth gewagt und verloren?

Fragt man hier nur nach dem, was von Roths Ideen, von seinen praktischen Vorschlägen später durchgeführt wurde, so kann seinem Wirken wohl ein Erfolg zugeschrieben werden. Die Schaffung eines Lehrerseminars, einer pädagogischen Zeitschrift und noch andere fruchtbare Taten hat er schon gefordert. Wer wagt festzustellen, ob damit seine Vorschläge zur Durchführung kamen oder ob der praktischere Geist der auf ihn folgenden Jahre diese Notwendigkeiten selbst entdeckte? Wie dem sei, es beweist jedenfalls, daß er lange vor seiner Zeit den klarsten Blick für die wichtigsten Reformmöglichkeiten hatte. Und wurden sie später vollzogen, so mag man darin, wie gesagt, einen Erfolg seines Lebens sehen.

Aber seine schicksalhafte Aufgabe liegt ungleich tiefer als nur im Vorschlagen von Neuerungen. Seine Tragik besteht darin, daß er selbst der geeignetste gewesen wäre, seine Ideen durchzuführen und daß ihm dies verwehrt wurde. Es ist nicht dasselbe, ob ein genialer Mensch einen Plan durchführt und die neue Schöpfung ganz mit seinem Geiste füllt, oder ob es die unpersönliche Macht eine Organisation tut.

Doch Roths Tragik liegt im Grunde auch nicht hier. Wahrhaft erschütternd enthüllt sie sich darin, daß sein ganzes Sein eine moralische Anforderung an unser Volk ist, eine erfolglose. Er war der Ausdruck eines großen, mächtigen und freien Menschentums. Sein Wirken war die Aufforderung, uns ihm anzugleichen. Dies war die schicksalhafte Sendung Stephan Ludwig Roths: uns aus der seelischen und moralischen Enge zu einem innerlichen, reicheren und charaktervolleren Leben zu erhöhen. Das war auch der Sinn seines Todes! Uns charakterlich zu ändern! Und diese geistige und erzieherische Aufgabe hat unser

Volk an sich nicht vollziehen lassen. Es war dazu nicht bereit, es war zu klein. Am hellen Tage ging dieser große Mann mit einer Laterne über unseren Markt und wir sahen ihn nicht.

Er was die klarste Verkörperlichung des siebenbürger Sachsentums auf der einen Seite, nur ins Geistige und Geniale erhoben, in die Fülle und Bedeutung erhöht, und war gerade deshalb auf der anderen Seite eine ewige Anklage, ein ewiger Protest gegen das sächsische Leben. Er war, wie wir sein sollten: nicht im Ausmaß seiner Gaben — denn die sind einmalig und einzig — aber im Charakter; in der Unabhängigkeit von Eigensucht, Falschheit und Engherzigkeit.

Seine Tragik ist echt. Er starb wie jeder Held an seiner Zeit. Seine Tragik aber ist nicht zu Ende. Er wirkte und starb nutzlos auch für die folgenden Jahrzehnte bis auf unsere Tage.

Wer Mut genug hat, der hoffe auf sein Auferstehen im Wesen unseres Volkes in der Zukunft.

Generationsunterschiede

Eine Antwort an Dr. Karl Hoch

Von Alfred Pomarius

Im Märzheft des „Klingsor" polemisiert Herr Dr. Karl Hoch gegen meinen im Juli 1928 ebenfalls im „Klingsor" erschienenen Aufsatz „Der alte und der neue Geist in der heimischen Wissenschaft". Seine Polemik endet in einer Ablehnung des von mir behaupteten und auch in Formeln gefaßten Unterschiedes zwischen der alten und der jungen Generation.

Es ist mir interessant zu sehen, daß Herr Dr. Karl Hoch, genau so wie ich es von anderen Vertretern der älteren Generation erfahren habe, sich gegen die Charakteristik wehrt, die ich unter der Bezeichnung „empiristische Einstellung" von dem wissenschaftlichen Geist des Zeitraumes 1850 bis etwa Gegenwart gegeben habe. Ich habe nämlich dieser Einstellung vorgeworfen, daß sie von einer höheren Warte gesehen, im Vorläufigen stecken bleibe, indem sie (es war hauptsächlich von Geschichtsschreibung die Rede) sich im Wesentlichen nicht über eine getreue Tatsachendarstellung erhebe und daß es ihr nicht gegeben sei den tieferen Sinn hinter den empirisch feststellbaren Ereignissen zu erfassen und darzustellen. Dies behielt ich der „universalistischen" Einstellung der kommenden jungen Generation vor.

Ich will nicht leugnen, daß darin ein Werturteil liegt, womit sich auch der Widerspruch der älteren Generation dagegen erklärt. Deshalb nimmt auch Dr. Hochs Ablehnung meiner Thesen an diesem Punkte eine ganz kategorische Form an, indem er schreibt: „Nach den obigen Ausführungen muß ich die Feststellung eines Mankos an Seelischem bei unseren älteren Wissenschaftlern als entschieden ungerechtfertigt zurückweisen." Von der Sachsengeschichte sagt Dr. Hoch, daß das Bestreben die Idee herauszuarbeiten, die hinter den einzelnen Geschehnissen liegt, schon in den Zitaten zum Ausdruck komme, die an die Spitze jedes Kapitels gesetzt seien. Auch Adolf Schullerus habe im sieb.-sächsischen Wörterbuch die Sprache planmäßig als Äußerung der Volksseele dargestellt usw. Kurz, es kommt darauf heraus, daß was ich der Zukunft vorbehalten wissen will, im Prinzip schon von den Älteren geleistet worden sei.

Hierauf entgegne ich: Gewiß, den Kategorien nach d. h. den formalen Begriffen nach, mit denen die älteren Forscher ihr eigenes Werk ansahen, mag dies mehr oder weniger zutreffen. Es mag richtig sein, daß den älteren Forschern der Begriff von hinter den Erscheinungen als deren tieferer Grund wirkenden Ideen geläufig war, daß auch sie bereit waren Seele und Geist für die historischen Ereignisse letzten Endes verantwortlich zu machen. Das aber bestreite ich entschieden, daß sie unter diesen Dingen dasselbe verstanden, als man heute darunter versteht. Und hier liegt der Kardinalpunkt für das Verständnis meiner eigenen Aufstellungen. Denjenigen Inhalt, den für uns heute diese Begriffe zu bekommen anfangen, hat die ältere Generation in seiner wahren Ausdehnung nur hie und da blitzartig geahnt, aber nie ist er zu dem schöpferischen Energiemittelpunkt ihres Denkens geworden.

Dies möchte ich näher zu einem Beispiel beleuchten, vielleicht sage ich damit mehr als mit seitenlangen theoretischen Erörterungen.

Was sagt z. B. die Sachsengeschichte über die geistesgeschichtliche Idee des Erbgräfentums, einer der auffallendsten Erscheinungen unserer inneren Volksgeschichte? Wir hören, daß der Gräf gewöhnlich Königsrichter war und als solcher mehr Land als die anderen Volksgenossen erhielt, reicher war als sie, daß ihm sein Reichtum erlaubte Güter des ungarischen Adels anzukaufen und damit dessen Rechte zu erwerben, daß ihn dies außerhalb seines Volkstums stellte und sein Geschlecht infolgedessen meist für das Volk verloren ging. Auch darauf wird hingewiesen, wie schädlich es sei für ein freiheitliches

Volkstum, wenn einer sich über den andern erhebt, und wie das Sachsenvolk lange habe kämpfen müssen, um die Macht der Gräfen zu brechen. In dieser Darstellung fehlt selbstverständlich eine Erklärung durch seelisch-geistige Kräfte nicht ganz. Sieht man diese auf ihre Charaktermerkmale hin an, so findet man sie etwa vom Typus des Sprichwortes „Gelegenheit macht Diebe"; d. h. als die eigentlich wirksame seelisch-geistige Triebfeder des Erbgräfentums erscheint das allgemein menschliche Streben nach Macht, von dem eben auch unser Volk nicht frei war, und seine besondere Verwirklichungsform ergibt sich dann aus der „Gelegenheit", aus den sich von außen bietenden augenblicklichen Möglichkeiten.

Eine solche Erklärungsart aber befriedigt die junge Generation nicht mehr. Sie findet nämlich geistig erklärt auf diesem Wege höchstens die Tatsache, daß es in aller Geschichte Persönlichkeiten gibt, die durch Machterwerbung über die anderen herrschen, aber das Erbgräfentum selbst findet sie durchaus nicht geistesgeschichtlich verständlich gemacht, vielmehr behandelt als das Erzeugnis zufälliger äußerer historischer Situationen. Es ist ein analoger Vorwurf, wie ihn die neuere Zeit gegen den Darwinismus erhebt, wenn sie tadelt, daß er den Organismus aus dem Zusammenwirken zufälliger äußerer und innerer Bedingungen entstehen läßt.

Mit den Augen der heutigen geistesgeschichtlichen Einstellung angesehen, hat das Erbgräfentum zwei tiefere Hauptwurzeln:

Erstens ist es eine innere Rekompensationserscheinung, die zum Ausgleich dessen entsteht, daß der bürgerliche Demokratismus der Sachsen das einem solchen Demokratismus allein natürliche Herrschaftszentrum, die Stadt, in der ersten Zeit nach der Einwanderung noch nicht, oder noch nicht wirkungskräftig genug besaß; einfach deshalb, weil die Kultur- und Umweltsbedingungen hiefür in dem „Desertum" erst geschaffen werden mußten. In einer nichtstädtischen Kultur aber ist das politische Führungszentrum immer der Adelshof, die Ritterburg. Diesem allgemeinen Gesetze folgend entstand das Gräfentum in jener Zeit äußerlich mit dem Anspruch eines Adelsstandes, innerlich aber als bloßer Scheinadel, der nur Ersatzbildung für die noch nicht zu verwirklichende naturgemäße Führerschicht war und als wesentliches Surrogat auch nie die Kraft hatte, einen wirklichen sächsischen Adel aus sich zu erzeugen. Es sei besonders unterstrichen, daß also dem Gräfentum die innere Berechtigung zu seiner Zeit durchaus nicht abgesprochen werden soll, es war wohl Ersatz-

bildung aber eine notwendige Ersatzbildung. Mit dem Erstarken der Städte aber und der Bildung einer städtischen Tradition ist das Schicksal des Gräfentums besiegelt, denn es verliert nun seine innere geistesgeschichtliche Berechtigung. Keine Macht der Welt hätte nun seinen Untergang aufhalten können. Es verwelkt, entartet, stirbt ab, und in der Art, wie die letzten Gräfen teilweise selbst ihre Vorrechte ablegen und im Bürgertum aufgehen spricht sich deutlich aus, daß sich hier ein Schicksal vollzieht.

Zweitens ist das Gräfentum eine Rekompensationserscheinung nach außen, ist ein Tribut, den die individualistische bürgerliche Sonderwelt der Sachsen an die umgebende feudale mittelalterliche Welt entrichtet, um sich selbst damit zu sichern. Denn der für alle Kolonistenvölker so charakteristische bürgerliche Demokratismus der Sachsen schließt eine Abwendung vom Geist des Mittelalters in sich, ist aber, weil bürgerlich, nicht eine Kampffront gegen die alte Welt, sondern eine friedliche geisteskulturelle Minderheit in derselben. Deshalb trennt er sich nicht völlig von ihr, sondern erhält Verbindungsbrücken zu ihr, staatsrechtlich kommt das darin zum Ausdruck, daß die Sachsen zwar eine politische Sonderwelt begründen, einen Staat im Staate, der aber nicht die Isolation um jeden Preis bedeutet, sondern gleichzeitig sich dem ständischen ungarischen Staate organisch einzuordnen versteht. An den Punkten nun, wo die sächsische sich der fremden Welt freiwillig öffnet, es ist das der Fall auf dem Gebiet der königlichen Gerichtsbarkeit, bilden sich mit innerer Notwendigkeit die Übergangs- und Randerscheinungen des Gräfentums. Sie tragen, weil es sich hier letzten Endes um eine Inkonsequenz handelt, eine schicksalsmäßige Zweideutigkeit in sich. Der Gräf gehört, übertrieben gesagt, zwei Welten gleichzeitig an, der bürgerlichen sächsischen und der ungarischen adligen, es gibt daher sehr viele Gräfengestalten, die ganz offensichtlich doppelt fühlten, bügerlich, wenn sie auf dem Königsboden und adlig, wenn sie auf Komitatsboden sich befanden.

Ich will die Untersuchung hier abbrechen. Es lassen sich vielleicht noch andere Wurzeln für das Gräfentum aufdecken, und sicher viele Folgerungen aus dem oben Angedeuteten ziehen; aber es kommt mir hier weniger auf inhaltliche Feststellungen, als auf das methodische Beispiel an. Und dies sollte zeigen, daß eine geistesgeschichtliche Behandlung im vorliegenden Falle nur dann gegeben ist, wenn die Erscheinung aus der Idee des Sachsentums als solchen und ihren eigenen historischen Wandlungen heraus abgeleitet wird, oder anders ausge-

drückt: das ist das geistesgeschichtliche Problem, die Selbstaufhebung der sächsischen Freiheit im Gräfenium aus dem tieferen Wesen dieser Freiheit selbst zu verstehen!

Das allgemein Menschliche hier zur geistigen Erklärung herbeizuziehen, wie es typisch ist für die älteren Generationen, genügt eben nicht. Dies erscheint paradox, weil man ja meinen könnte, nun gerade den Geist κατ ἐξοχην in die Geschichtsbetrachtung mit aufgenommen zu haben. Aber dies erweist sich als ein Trugschluß. Im Gegenteil, man hat den Geist gewissermaßen von der Teilnahme an der historischen Gestaltung ausgeschlossen, weil man nämlich nur eine eigentlich überhistorische Schicht des Geistigen damit berücksichtigt, aber nicht jene, die selber ein Teil des Flusses der geschichtlichen Wandlung ist. Als die gestaltenden Kräfte in der Geschichte bleiben dabei im Wesentlichen außergeistige bestehen. Und hier liegt eine Hauptwurzel der Erscheinung, daß die so eingestellte Geschichtsforschung auf das historische Einzelgeschehen ein so großes Gewicht legt und über die Darstellung desselben in überwiegend beschreibender Form nicht hinausgeht. Zu den geistesgeschichtlich bedeutsamen geschichtlichen Kräften führt erst das Eindringen in die geistige Schicht, die zwischen dem individuell-Geistigen und dem allgemein menschlich Geistigen liegt; es ist die, die man als Kulturgeist, Zeitgeist, Volksgeist, Volkscharakter usw. bezeichnet. Aus dem Sich-hineinleben in diese Geistesschichten und dem Vertraut-Sein mit ihnen erwächst erst die Geistesgeschichte. Hier ist der Punkt, wo das von Dr. Hoch so kategorisch zurückgewiesene „Manko an Seelischem" bei der älteren Generation zu suchen und auch zu finden ist. Es ist also kein absolutes Manko, was ich auch nie behauptet habe, wohl aber ein relatives, ein mangelndes Verständnis für gewisse Geistesschichten in denen gerade der Geist selbst sich als geschichtlich wandelbares Wesen enthüllt, das seine „Schicksale" hat, wie dies von Spengler gut ausgedrückt wird, und das, wenn es erschlossen wird, gestattet die historischen Einzelvorgänge in systematische große geistige Zusammenhänge zu bringen, indem sie geradezu als Symbole der geistigen Gestalten aufgefaßt werden. Daß auf eine solche geistesgeschichtliche Einstellung die „Bezeichnung „universalistisch" mit einem guten Sinn angewendet werden kann, dürfte nach dem Gesagten aufs neue klar geworden sein, ebenso wie ich hoffe, auch die Benennung „empiristisch" von einer neuen Seite beleuchtet zu haben.

Im übrigen ist es charakteristisch und eine Art unfreiwilliger Bestätigung meiner eigenen Aufstellungen, daß Dr. Hochs Polemik

in vielen Stücken selbst ein neues Dokument der „empiristischen" Einstellung liefert. Meine Betrachtung über die Generation war nämlich selbst eine geistesgeschichtliche d. h. sie unternahm die Charakteristik zweier geistig verschiedener Epochen, im besonderen bezog sich der von Dr. Hoch kritisierte Aufsatz darauf, wie sich die geistige Grundverschiedenheit in der Art dieser Epochen, Geschichte zu betreiben, auswirke. Wenn nun Dr. Hoch, wie er es tatsächlich tut, mir mit allgemeinen Betrachtungen darüber zu Leibe geht, wie man überhaupt Geschichte betreiben könne und solle, so geht er doch an meinen eigentlichen Problemen vorbei, gerade so, wie die alte Generation an der allgemeinen geistesgeschichtlichen Problematik vorbeigeht, wenn sie überwiegend nur auf das allgemein menschlich Geistige in den historischen Individuen achtet. Es handelt sich mir doch gar nicht um die vorwiegend logische Untersuchung, über die möglichen Typen, Geschichte zu betreiben, sondern um die historische Charakteristik zweier Zeiten, also genau um zwei Zeittypen. Wenn nun auch logische Typen in die Zeittypen immer mit eingehen so liegt doch eine grundsätzlich verschiedene Untersuchung vor. In weiterer Folge dieses Mißverständnisses macht mir Dr. Hoch geradezu den Vorwurf, daß ich bloß zwei Möglichkeiten Geschichte zu betreiben unterschiede, womit auch der inneren Kompliziertheit, die ich für meine Generation in Anspruch nähme, nicht das beste Zeugnis ausgestellt sei. Den ersten Teil dieses Vorwurfes habe ich schon zurückgewiesen, über den zweiten kann ich eine Bemerkung nicht unterdrücken. Ich glaube, daß ein so äußerlicher Gesichtspunkt wie der der Anzahl von unterschiedenen Typen kein Maß der inneren geistigen Kompliziertheit überhaupt angeben könnte, einfach deshalb, weil eine solche Kompliziertheit sowohl zu Differenzierungen, als auch zu Vereinfachungen führen kann. Wollte man in dieser Art die geistige Kompliziertheit „messen", so würde man sich wohl einer allzu empiristischen Äußerung des „empiristischen" Geistes schuldig machen.

Wenn also Dr. Hoch nachweist, daß man schon um Geschichtsschreibung überhaupt zustande zu bringen, die Sprache des Seelischen verstehen und selbst sprechen müsse, so will ich ihm das gerne zugeben. Ich muß nur immer wieder sagen, daß mein eigentliches Problem jetzt erst beginnt. Denn ich formuliere ja dies Problem als die Frage nach dem verschiedenen Verhalten der beiden in Rede stehenden Epochen gegenüber der historischen Einzeltatsache. Das aber, was ich hier „historische Tatsache" nenne, verstehe ich selbst schon als das Produkt

eines wissenschaftlichen Forschungsprozesses und schreibe wörtlich darüber: „Der Weg der bis zu ihr hinführt, also die kritische Arbeit, die aus den vorliegenden Quellen die historischen Tatsachen erst feststellt, ist selbstverständlich beiden Richtungen gemeinsam . . .“

Die Untersuchungen Dr. Hochs über die Merkmale der historischen wissenschaftlichen Forschung als solche, betreffen nun aber hauptsächlich gerade diesen Weg und bleiben damit außerhalb des eigentlich zu verhandelnden Problemes. Er deckt dabei in geistvoller Analyse drei Komponenten als in aller Geschichtsschreibung wirksam auf, durch deren einseitiges Überwiegen drei Typen des Geschichtsforschers entstehen. Aber diese Typen sind wesentlich logische und ihr Verhältnis zu meinen beiden Zeittypen ist demnach, so lange Geistesgeschichte getrieben wird, dies, daß sie in jede der beiden Zeittypen eingehen und in ihr Untertypen bewirken könnten. Treibt man allgemeine Logik der Geschichtsschreibung, so würden meine Zeittypen als Untertypen der logischen erscheinen müssen und in diesem Falle gerade die von Dr. Hoch gesuchte stärkere Differenzierung der Typentafel bewirken.

Ein einziger Punkt ist in Dr. Hochs allgemeiner Typologie, der das hier diskutierte Problem ganz unmittelbar angeht, deshalb will ich ihn noch kurz beleuchten.

Es ist die Bemerkung, daß eine Charakterisierung der älteren Generationen durch den Geist des Fachgelehrtentums und der exakten Wissenschaftlichkeit schon deshalb fehlgehe, weil ja vielleicht gerade die nahmhaftesten jener Forscher offensichtlich die Geschichte zum guten Teil als volkserzieherisches Mittel für die Gegenwart angesehen und behandelt hätten; das aber sei gar nicht mehr das rein wissenschaftliche Interesse, sondern dieses amalgamiert mit dem nationalen, pädagogischen usw. Ich gebe zu, daß diese Züge alle tatsächlich feststellbar sind, gebe aber zu bedenken, daß unsere gesamte sächsische Wissenschaft von diesen Generationen geschaffen worden ist, daß unsere wissenschaftlichen Vereine und wissenschaftlichen Zeitschriften von ihnen ausgebaut worden sind. Ich glaube, daß sich in all diesen der Drang und die Begabung für exakte Wissenschaftlichkeit ganz unverkennbar verrät. Wenn nun diese Forscher außerdem alle noch sächsische Menschen sind, beschäftigt mit den täglichen praktischen Nöten und Problemen ihres Volkes, wie dies ja die Enge unserer Verhältnisse für jeden Einzelnen mit sich bringt, und wenn etwas hievon auch auf den wissenschaftlichen Habitus abfärbt, so glaube ich doch nicht, daß dadurch dieser Habitus ins Wanken kommt. Es handelt sich hier offenbar um ein allgemeines

siebenbürgisch-sächsisches Schicksal, das in jeder unserer Persönlichkeiten und zu allen Zeiten, mehr oder weniger durchbrechen kann, das also oberhalb aller sächsischen Zeittypen schwebt und einen verhältnismäßig unveränderlichen volkscharakterologischen Koeffizienten bildet, den man bei allen Unterscheidungen innerhalb des Volkes, irgendwie mitdenken muß.

Seine Anerkennung in allgemeinster Form liegt, wie Dr. Hoch richtig bemerkt, schon in meiner Bemerkung, daß unser wissenschaftlicher Drang sich Geschichte und Volkskunde als hauptsächliche Betätigungsfelder gewählt habe, weil sie sich „nationalisieren" lassen. Für den Sachsen und die sächsische Denkweise kann eben wann immer der Augenblick eintreten, wo der „Dienst am Volk" alle anderen Interessenrichtungen überlagert. Das bedeutet allerdings, daß dann die wissenschaftlichen Sondertypen, von denen hier gehandelt wurde, von dem allgemeinen welt- und lebensanschaulichen Zeitcharakter ihrer Träger überflutet werden. Deshalb werden in solchen Augenblicken unsere älteren Wissenschaftler die Geschichte leicht idyllisieren, die junge Generation aber mythologisieren, weil eben die weltanschauliche Grundstimmung der älteren Geschlechter ein rationalistischer Optimismus, der der Jungen ein skeptischer Problematismus ist.

Ich will hiemit meine Ausführungen schließen, die für eine Erwiederung über Gebühr lang geworden sind; ich glaubte aber die größere Ausführlichkeit der Ernsthaftigkeit des Problemes schuldig zu sein und überdies fühlte ich, daß die Schuld für das zwischen Dr. Hoch und mir aufgetretene Mißverständnis nicht ihn allein betraf, sondern zweifellos auch mich. Und zwar lag sie bei mir darin, manche gedanklichen Voraussetzungen meiner Thesen als Selbstverständlichkeiten behandelt zu haben, die vielleicht nur für meine engeren geistigen Generationsgenossen solche Selbstverständlichkeiten sind, ein Vorgehen, das die essayistische Kürze meines Aufsatzes sicher wenigstens teilweise entschuldigt.

„Wir quälen uns immerfort
In des Irrtums Banden."
Wie manches verständliche Wort
Habt ihr mißverstanden?
Einem unverständigen Wort
Habt ihr Sinn geliehen.
Und so geht es immerfort.
Verzeiht! euch wird verziehen! Goethe

Einsame Menschen

Von Michael Wolf-Windau

Es gibt so viele Erdenwandrer noch
die schwergebeugt von ihrem Lebensjoch,
die einsam werden, wortkarg, schwermutstrunken
in ihrem Elend allzutief versunken,
denn ihre Sehnsucht weilet sternenweit
in einer zeitentrückten Ewigkeit!

Nur wenig redend weilen sie allein,
und doch war ihre Kindheit goldner Schein! —
Kornfelder lachten. Wiesenblumen blauten,
und lichte Himmel auf sie niederschauten.
Dann kam die Schicksalswelle, Kampf und Fron,
und ihre Ernte war — Entsagung, Hohn!

Verträumte Menschen gehen still einher,
halb Erdenwandrer, halb im Sternenmeer,
in süßen Nähen, sehnsuchtsweiten Fernen,
Vergangnes lesend aus den alten Sternen,
bis einst der Tod mit ihrem Leben ringt,
und ihre Einsamkeiten sternwärts bringt.

Die Wiederkehr

Von Hans Lienert

Als Michael Schnall starb, da lachte die ganze Gemeinde. Er hatte in seinem Leben soviele böse Scherze gemacht, daß man auch diesmal an den Ernst nicht glauben wollte. Wer es als erwachsener, sozusagen vernünftiger Mensch wagt, den Lehrern heimlich die Fiedelbögen mit Speckschwarten zu schmieren, so daß sie im Festgottesdienst des ersten Pfingsttages stumm auf der Geige herumfiedeln müssen, — ja, wer sich sogar einmal begraben läßt und doch weiterlebt, — wie kann man den Menschen noch ernst nehmen?

Auch seine Angehörigen hatten nicht das gehörige Vertrauen, sonst hätten sie mitgelacht. So aber warteten sie ernst ab und taten vorläufig mit Ernst und Gewissenhaftigkeit, was in ihren Kräften lag, um diesmal nicht fehlzugehn. Sie hielten die Leiche des Alten ge-

schlagene achtundvierzig Stunden auf der Bahre, legten ihn in einen starken Eichensarg und nagelten den Deckel nicht nur einfach zu, wie mans bei gewöhnlichen Sterblichen tut, sondern verkitteten ihn und zogen ihn mit festen Schrauben luftdicht an. Diesmal wollten sie ein gutes Gewissen haben und nicht wieder Schande aufheben mit dem Alten. Denn bei seinem erstmaligen Tode hatten sie zu früh frohlockt; er kehrte heim und lebte noch fünf Jahre zu seiner Lust und zu ihrem Verdruß.

Michael Schnall war in seinen Jahren ein guter Bauer gewesen. Seine Arbeit tat er recht, war auch in übeln Lagen stets unverzagt, und wenns ihm nur halbwegs gut ging, erheiterte er sich und andern den Tag durch alle möglichen Scherze und Schrullen. Waren seine Pferde vor dem Pflug einmal störrisch und tänzelten, da schlug er nicht etwa wütend drein, sondern stellte sich neben sie, trällerte eine Tanzweise und klatschte den Takt dazu, daß man ihn weithin auf dem Felde hörte, — bis sie sich beruhigt hatten. Als sie einmal vor einem Zeitungsblatt scheuen wollten, das der Wind auf die Straße geweht hatte, führte er sie nahe heran, hob das Blatt auf und hielt es dem Sattelgaul eine Minute lang unter die Nase, damit er lesen könne, wenn er neugierig sei.

Und ähnlich nahm er die lieben Mitmenschen von der gemütlichen Seite. Dem Knecht legte er anstelle des Suppentellers ein Kissen auf den Tisch, als er einmal mit beiden Ellbogen da lümmelte; und seiner lieben Ehehälfte verhalf er in einfacher Weise zu einer Rundfahrt durch die Welt. Als ihr die Kette seiner Gemütlichkeiten schon ungemütlich lang wurde, schwor sie sich und ihm in feierlichem Arger, sie wolle nun einfach die Welt an Hals nehmen und durchgehn. „Weißt du was, Trenj? Ich gehe mit; so bist du in der Welt nicht allein und ich hier nicht. Und damit wir uns nicht müde laufen, spann ich die Ochsen ein und wir fahren los.“ Er spannte an und sie fuhren los. Er saß vorne auf dem Wagen, trieb und sah sich nicht um; sie saß rückwärts auf dem Wagen, genoß die Fahrt und grollte in sich: „Du willst doch sehn, wie weit der alte Esel seine Torheit treibt.“ Bis ins dritte Nachbardorf waren sie gekommen, da hungerte den Alten mächtig. „Na, Trenj“, fragte er und kehrte sich lachend um, „ich bin hungrig geworden und du hast nichts eingesackt, wie ich seh, — wirds nicht besser sein, wir kehren um?“ „Kehr um, um Gotteswillen, du bist wirklich ein Narr, das hab ich jetzt gesehn.“ Er kehrte um und hinter den Gartenzäunen fuhren sie heim, um nicht zuviel gesehen zu werden.

Und solche Geschichten könnte man hundert von ihm erzählen. Doch ist es auch gewiß, daß er sein lachendes Gesicht und seine heitere Laune oft genug durch einen kleinen Aufguß vor dem Eintrocknen bewahrte. Es verging kaum ein Tag, daß er nicht eines Wirten Gast gewesen wäre, wenns auch auf noch so kurze Zeit geschah. Und diese kleine Angewohnheit seines arbeitsamen Lebens baute er gar bald zum regelrechten Tagwerk aus, als er sich mit siebzig Jahren von der Arbeit des Bauern zurückzog und sich von seinen Kindern erhalten ließ. Er war, wie man meinte, sein Lebtag liederlich gewesen, nun war er lumpig geworden. Daheim bekam er Scheltworte zu hören; seine Schwiegertochter lag ihm ständig in den Ohren und bedachte nicht, daß sie ihn nur noch mehr aus dem Hause trieb; und als ihm sein Sohn sehr nachdrücklich Schläge anbot, da mußte er doch ernstlich für seine gute Laune fürchten und versuchte, sie auf wirksame Art für immer zu retten. Er schrieb einen Zettel, verabschiedete sich von den Seinen und der Welt und teilte eigenhändig mit, daß er sich entschlossen habe ins Wasser zu gehn.

Dann blieb er verschwunden. Nach einigen Tagen des Hochwassers fand man eine bis zur Unkenntlichkeit verweste Leiche in den Bachweiden hängen. An den Stiefeln glaubten sie den Verschollenen zu erkennen. Zur genauern Untersuchung kam bei der mörderischen Julihitze aus der Stadt kein Arzt; der Totenbeschauer stellte ohne Bedenken fest, daß man Michael Schnall aufgefunden habe und ihn so schnell wie möglich begraben müsse. Die Angehörigen ließen sich nicht zweimal zur Eile anhalten. Sie waren froh, in ihrer Erntearbeit nicht lange aufgehalten zu werden und wollten auch die Schande nicht lange über der Erde dulden. So wurde er in einen einfachen Bretterfarg gelegt und am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang im Grab der Familie eingescharrt.

Die Erben atmeten erleichtert auf und ließen sich die gute Laune nicht verderben durch das Spottwort, das im Dorf umging: auch in seinem Tod habe Schnall die Torheit nicht lassen können; er sei bei Lebzeiten dem Wasser auf eine Meile weit ausgewichen, und nun habe er sich zu guter Letzt noch einmal sattgetrunken. Manche schüttelten freilich den Kopf und fragten sich im stillen: wie ist das möglich?

Die Erben hielten am nächsten Sonntag eben Familienrat, wie des Alten Vermögen endgiltig geteilt werden solle, ohne daß man in Rechtshändel gerate; denn natürlich hatte er in seinem Leichtsinn keinen letzten Willen hinterlassen. Die Frauen hatten Backwerk gebracht, die

Männer eine beruhigend wirkende Menge von Weinflaschen auf den Tisch gestellt und die Beratung war dem heiteren Familienfeste angemessen. Da trat er zur Türe herein. Die eine Schwiegertochter fiel in Ohnmacht; Söhnen und Töchtern, Eidamen und Schnüren blieben Augen und Mund offenstehn. Wenn der Blitz zwischen sie gefahren wäre, hätten sie die Geistesgegenwart nicht so verloren. Die Frauen kreischten wohl auf, aber sprechen konnte keins. Der Alte tat ganz unbefangen, war jedoch offenbar geärgert.

„Na, was ist, was maulafft ihr mich so an allemiteinander?“ schnarrte er nach einer Weile.

„Seid Ihrs wirklich, Vater?“ fragte schließlich einer der Söhne. „Kommt Ihr heim?“

„Na freilich komm ich heim. Was soll ich denn?“ erwiderte er grimmig.

„Aus dem Grab?“ fragte eine der Frauen zaghaft.

„Eure wilde Großmutter kommt aus dem Grab, wenn sie kommt, nicht ich“, sagte er entrüstet.

„Wir haben Euch doch vergangenen Mittwoch begraben.“

„Euren Verstand habt ihr mir scheint begraben, nicht mich. Darum komm ich ja heim, weil ich von eurer Dummheit gehört habe . . .“

„Ihr wart doch ins Wasser gegangen . . .“

Da lachte er nun, trotz seines Ärgers, hell auf. „Ins Wasser? Habt ihr mich wirklich für den Narren gehalten, daß ich ins Wasser geh?“

Das Lachen brachte sie zur Besinnung, auch die Schwiegertochter wurde ihrer wieder mächtig. Was sollten sie nun mit ihm? Am liebsten hätten sie ihn ja wirklich dem unbekannten Toten nachgeschickt. Aber das ging nicht. Er las ihnen die Gedanken von der Stirne ab. Ehe jemand reden konnte, trat er an den Tisch, nahm ein volles Weinglas und sagte: „Da hilft nun alles nichts. Ihr werdet euch trösten müssen. Denn eurer Dummheit zuliebe spring ich nicht ins Wasser. Helf Gott!“ Er nötigte sie zum Anstoßen und mit bittersüßen Mienen feierten sie seine Wiederkehr.

Wenn dir jemand Unrecht tut, sei gewiß, daß er sich dafür auch an dir rächen wird. Wurde das Unrecht andern bekannt, sei gewiß, er wird dir nie verzeihen, was er dir angetan hat. Und verzeihst du ihm, was er dir tat, so sichert dich auch dies nicht vor seinen Nachstellungen. Es gibt nur eines: Füge auch du ihm ein Unrecht zu, dann könnt ihr euch im Gefühl des Gerechten auf gleicher Ebene die Hände schütteln. H. Zillich

Staatsidee und Minderheitenrecht

Von Arpad Török

„Das Schicksal von 200 000 Menschen verliert im Vergleich zum Schicksal von 40 Millionen jede Bedeutung."

Faschistische These

Das Minderheitenproblem ergibt sich aus dem tatsächlichen oder vermeintlichen Gegensatz einer Minderheit zur Staatsidee. Es steht außer Zweifel, daß die von einem einheitlichen politischen Geltungswillen erfaßte Gruppe, die wir Minderheit nennen, mit ihren politischen Bestrebungen nicht unbedingt in die Staatsidee einmünden muß. A priori müssen wir sogar annehmen, daß das nicht der Fall ist, weshalb wir überhaupt die Minderheit von der Mehrheit unterscheiden. Der Ausdruck Minderheit wird im politischen Sinne zur Kennzeichnung eines solchen politischen Zustandes angewendet, in welchem es zwei voneinander verschiedene politische Geltungswillen gibt. Es besteht nun die große Frage, ob der Staat, also die Mehrheit oder die Minderheit dieses Problem verschuldet haben, und zwar entweder dadurch, daß die Mehrheit die Staatsidee zur Machtidee der herrschenden Rasse umbiegt, oder aber dadurch, daß die Minderheit die Staatsidee im Grunde negiert, weil sie sich als politisches Ideal eine eigene Staatsidee aufgestellt hat. Nun ist aber diese praktisch-politische Frage in konkreten Fällen doch nur dann zu beantworten, wenn wir den Gleichlauf Staatsidee und sittliches Minderheitenrecht irgendwie auf ihr Wesen zurückführen und die beide verbindende Kette aufdecken. Im nachfolgenden soll eine Untersuchung darüber aufgestellt werden, ob sich das Minderheitenrecht mit der Staatsidee versöhnen läßt oder nicht und die Lösung des Minderheitenproblems im letzteren Fall auch theoretisch nur dadurch möglich wird, daß die Minderheit auf ihren politischen Geltungswillen verzichtet und jenen der Mehrheit in sich aufnimmt. Das Problem kann nur vom Standpunkt einer höheren sittlichen Idee aus entschieden werden.

Ohne Rücksicht auf seine politische Form, tritt uns der moderne Staat als ein mächtiges, sich selbst wollendes, auf sich allein abgezieltes Wesen entgegen. Er ist egozentrisch, er unterwirft sich das Individuum, spornt es aber gleichzeitig zur höchsten Kraftentfaltung an, um dadurch selbst wieder an Kraft und Macht zu gewinnen. Wir sprechen heute gerne vom Staat als Organismus, weil der moderne Mensch

auf sich selbst angewiesen gar nicht lebensfähig ist. Er kann sich nur erhalten und seinen engeren individuellen Lebenszielen nähern, wenn er zur Funktion der im Staate organisierten Gemeinschaft wird. So aufgefaßt erscheint uns das Individuum als Lebensäußerung der Gemeinschaft, keineswegs aber als Selbstzweck mit Lebenszielen, die der Gemeinschaft etwa entgegengesetzt sind. Zu gleicher Zeit erkennen wir aber auch das Individuum als einen selbständigen, in sich ruhenden psycho-physischen Organismus, der seiner sich bewußt ist und einen eigenen Willen entfaltet. Durch diese Eigenart des Individuums wird es nicht nur Zelle, nicht nur Funktion im Gemeinschaftsorganismus, es wird, infolge seines eigenen Willens, auch zum Objekt, zur Betätigungsunterlage des andersgearteten staatlichen Willens. Staat und Individuum können, eben weil es sich nicht nur um organische Verbundenheit handelt, nur zu leicht in Gegensatz geraten. Aber der Staat, einmal im Gegensatz zum Individuum, läßt dieses auf keinen Fall gelten. Dieser unbedingte Machtwille des Staates seinen Individuen gegenüber ist nur möglich geworden, weil der Staat im Interesse des Individuums immer wertvollere Funktionen auszuüben vermag. Er allein ist in der Lage, die Grundsätze der sozialen und ökonomischen Rationalität, d. h. die Zusammenfassung der ökonomischen und gesellschaftlichen Kräfte zur Höchstwirkung, auf höchster Stufe zu verwirklichen. Trotzdem muß es im Verhältnis zwischen Staat und Individuum irgendwo einen Trennungsstrich geben, den der Staat nicht mehr überschreiten darf, das ergibt sich schon aus dem Umstand, daß der Staat doch nur ein Mittel des individuellen Lebensglückes ist, und dieses Glück auch an solche Bedingungen geknüpft ist, die mit sozialer und ökonomischer Rationalität nichts zu tun haben, oder mit dieser sogar im Gegensatze sich befinden. Auf diesem Gebiete darf der Staat auch dann nicht vordringen, wenn er dadurch etwa eine soziale und ökonomische Höchstwirkung erzielen könnte. Es gibt individuelle Bestrebungen, die an sich ganz irrational sind, deren Befriedigung aber eine große Portion individuelles Lebensglück bedeutet.

Diese Feststellung mußten wir vorausschicken, weil auch die Minderheit als politische Individualität zu gelten hat, und wir unser Problem nur lösen können, wenn wir die Minderheiten eben als Individualitäten auffassen. Hätte der Staat keine besondere, ihm von der Mehrheit aufgedrückte Färbung, mit sich daraus ergebenden eindeutigem politischen Willen, so könnte sich die ethnographische Sonderart der Minderheit nicht als politisches Problem auswirken. Fassen wir

die Minderheit als Individualität, also als Kollektivpersönlichkeit auf, so müssen wir naturgemäß auch ihr gewisse Reservatrechte einräumen, die vom Staate auf alle Fälle respektiert werden müssen.

Hier liegt ein Problem von außerordentlicher Wichtigkeit, aber gleicher Schwierigkeit vor. Vom Standpunkt des Staates ist es eine ganz andere Sache ob er gewisse Lebenssphären der Einzelpersönlichkeit, oder solche der Kollektivpersönlichkeit respektieren soll. Die Einzelpersönlichkeit kann sich in der ihr reservierten Lebenssphäre auswirken ohne den Staat in Ausübung seiner Funktionen und in weiterer Verfolgung seiner Ziele zu behindern. Viel komplizierter wird das Problem für den Staat, wenn es unter seinen Bürgern eine bedeutende Anzahl gibt, die auf dem Gebiete der individuellen Lebenssphäre von einer einheitlichen Lebenseinstellung erfaßt sind, die sich im weiteren zu einem scharf ausgeprägten Gemeinschaftswillen verdichtet, der den Staat als solchen zwar nicht berührt, aber auch mit dem Gemeinschaftswillen, der im Staate zur Geltung gelangt, nicht identisch ist. Eine solche Gemeinschaft kann eine kommunistische Genossenschaft (nicht Partei) im kapitalistischen, eine Minderheit im nationalen Staat sein.

Bildet schon die unpolitische Minderheit ein Hindernis für die restlose Verfolgung der besonderen Staatszwecke, so besteht auch noch die Möglichkeit, daß sich der vorhandene Gemeinschaftswille der minderheitlichen Volkspersönlichkeit allmählich zu einem politischen Geltungswillen verdichtet. Die Minderheit begnügt sich nicht damit, in ihrer völkischen Eigenart belassen zu werden, sie strebt, kraft ihres vorhandenen Gemeinschaftswillens, auch nach Ausübung gewisser politischer Funktionen. Das ist schließlich eine ganz natürliche, organische Entwicklung. Ob nun diese Funktionen bisher vom Staate selbst ausgeübt wurden oder nur von gesellschaftlichen Faktoren der Mehrheit, die sich aber mit dem besonderen Staatszweck identifizierten, auf alle Fälle bedeutet der neue politische Geltungswille der Minderheiten ein Hindernis, um die vom Staate erstrebte soziale und ökonomische Höchstwirkung nach dem von ihm bereits aufgestellten Plan weiter zu verfolgen. Dem politischen Willen der Mehrheit, der im Staate zum Ausdruck kommt, wird innerhalb des Staates ein zweiter Wille nebengeschaltet, der dem primären Staatswillen unbequem wird. Je mehr der politische Geltungswille der Minderheit erstarkt und Erfolge hat, umso mehr wird der vom Staate auf die Interessen der Mehrheit zugeschnittene Grundsatz verletzt. Die Einheitlichkeit des mehr-

heitlichen Staatszweckes wird durchbrochen; die restlose Auswertung der gesamten, im Staate vorhandenen Kräfte wird für den mehrheitlichen Staatszweck unmöglich gemacht. Wo es bisher nur einen Willen gab, der innerhalb der Gemeinschaft souverän war, gibt es jetzt zwei Willen, die sich gegenseitig beengen. Damit wird aber die Einheitlichkeit der Zielsetzung, die Einheitlichkeit der Handlung unterbrochen und als Folge auch die Aussichten auf Erfolg, auf Zielerreichung geschwächt.

Dieses Verhältnis, dieser Sachverhalt verleitet einen nur zu leicht zu der Schlußfolgerung, daß der Staat im Rechte ist, wenn er mit ganzer Kraft den politischen Geltungswillen der Minderheit unterdrückt, ja wenn er bestrebt ist, die minderheitliche Volkspersönlichkeit, der ein solcher Wille entsprungen ist, zu vernichten und ihr den Willen der Mehrheit aufzuprägen. Diese Auffassung, die ja von manchen Staaten offen oder geheim vertreten wird, scheint auf den ersten Blick eine gewisse Berechtigung zu haben. Warum soll es zwei Willen, zwei politische Grundeinstellungen im Staate geben, wenn durch einen einheitlichen Willen beiden, der Mehrheit und der Minderheit, unendlich mehr gedient ist. Wer mag es leugnen, daß Homogenität in der Lebenseinstellung, in den politischen Zielen das erstrebenswerte Ideal derjenigen ist, deren Schicksal miteinander aufs engste verbunden ist. Für die Generation, die Altes ablegen und Neues aufnehmen muß, mag es ja schmerzlich sein, aber um wie viel mehr Glück wird sie ihren Nachfolgern hinterlassen, wenn diese geistig und seelisch befähigt sein werden, in der einheitlichen Staatsidee aufzugehen.

Ehe wir uns jedoch zu einer endgültigen Anerkennung obiger Schlußfolgerung verleiten ließen, müssen wir uns dessen erinnern, was von der individuellen Freiheitssphäre gesagt wurde. Wir müssen auf alle Fälle gelten lassen, daß es eine Trennungslinie zwischen Staat und Individuum gibt und daß der Staat kein Recht hat, diese Linie zu überschreiten. Nun muß aber der Beweis erbracht werden, daß die Pflege der minderheitlichen Volkspersönlichkeit ein solches Reservatrecht darstellt. Daß die Respektierung dieses Rechtes dem Staate keineswegs leicht fällt, haben wir oben dargetan. Wollen wir aber die Trennungslinie dennoch verteidigen, so werden wir das nur tun können, wenn wir eine Antwort auf die Frage finden: woher leitet der Staat überhaupt sein Recht ab, das Individuum unter seine Botmäßigkeit zu bringen, mit diesem als mit einem Mittel zum Staatszweck zu verfahren? Hier liegt der springende Punkt des Problems.

Gelingt es uns, Staat und Minderheit auf den gleichen ethischen Ursprung zurückzuführen, so haben wir unsere Trennungslinie, an der sich das ganze Minderheitenproblem abspielt, verteidigt.

Die Beantwortung der hier aufgestellten Frage wird im allgemeinen ohne besondere Schwierigkeiten erfolgen. Der Staat ist — wie das allgemein lautet — eine Einrichtung um der größten Menge das meiste Lebensglück zu vermitteln. Dieses Maß von Lebensglück kann sich der einzelne ohne die Vermittlung des Staates nicht erwerben. Das wird als die sittliche Idee des Staates betrachtet. Nun ist das eigentlich nur das sittliche Staatsideal, von welchem die Wirklichkeit je nach Staaten abweicht. Mit dieser hier gegebenen Definition kann aber der sittliche Anspruch des Staates auf Unterwerfung der Individuen keinesfalls erschöpft sein. Das heutige Recht des Staates auf Unterwerfung des Individuums kann nicht mit einem erstrebten aber noch nicht verwirklichten Idealzustand begründet werden. Von diesem seinsollenden Zustand können wir das sittliche Recht des Staates auf unbedingte Geltung dem Individuum gegenüber schon aus dem Grunde nicht allein ableiten, weil der historische Staat doch ein Klassenstaat war, der es sich keineswegs zur Aufgabe stellte, das größte Glück der größten Menge zu vermitteln, sondern dieses bewußt für eine mitunter verschwindende Minderheit reservierte. Daß der Staat diesen Klassencharakter auch heute noch nicht ganz abgestreift hat, wird von einer großen Zahl Staatsangehöriger unaufhörlich betont. Ob diese Meinung nun stichhältig ist oder nicht, bleibe dahingestellt, die Tatsache allein, daß der Klassencharakter des Staates von diesen bekämpft, trotzdem aber der Staat als solcher von ihnen bejaht wird, beweist es, daß die ethische Staatsidee nicht allein auf diesem Gebiet liegen kann, sonst müßte dieser Bevölkerungsteil den Staat auf alle Fälle negieren.

Wenn wir auch das sittliche Staatsideal zur Erklärung und Begründung des staatlichen Rechtes auf Geltung den Individuen gegenüber heranziehen müssen, denn auch von einem sittlichen Zweck kann ein sittliches Recht abgeleitet werden, so ergibt sich die Mangelhaftigkeit dieser Begründung schon aus dem Umstand, daß damit noch keineswegs erwiesen ist, warum es bestimmte Einzelstaaten gibt, die ein voneinander unabhängiges individuelles Leben führen. Die ethische Staatsidee muß also auch eine andere Komponente haben. Diese zweite Komponente bildet die eigentliche sittliche Wurzel des Staates: es ist das der unbedingte Wille seiner Angehörigen zur

staatlichen Gemeinschaft. Dieser Wille ist dort, wo er vorhanden ist und wo er entstanden ist, homogen. Der Staat wird bejaht, ob er nun Klassen- oder Volksstaat ist. Nur weil dem so ist, weil es einen unerschütterlichen Willen zur Staatsgemeinschaft gibt, ist der Staat überhaupt in der Lage und im Rechte, die Mitglieder der Gemeinschaft im Interesse ihres Bestandes sich zu unterwerfen und sie zur Erfüllung seiner Aufgabe auszuwerten.

Aber auch diese Bejahung ist nicht die letzte sittliche Quelle des Staates. Denn es bleibt die Frage noch immer unbeantwortet, warum gewisse Menschen ganz bestimmte Staaten und keine anderen bejahen? Wenn wir dafür keine Erklärung finden, wenn wir den Staat nicht aus Natur und Geschichte ableiten können, so ist die sittliche Staatsidee eigentlich doch nichts anderes als das Staatsideal, dann leitet der Staat sein Recht nicht von unten her ab, aus immanenten Kräften, sondern von einem sittlichen Zweck. Es ist also eine zwingende Notwendigkeit, den Gemeinschaftswillen, der im Staate seinen politischen Ausdruck erhält, tiefer zu suchen. Diese tiefere Wurzel des Gemeinschaftswillens kann nur in einer von Natur und Geschichte gegebenen Homogenität der Gemeinschaftsangehörigen liegen. Als solche erkennen wir die Gleichheit der Abstammung, der Geschichte, der Kultur, ja der gesamten politisch zur Geltung kommenden Lebenseinstellung. Dann ist es aber nicht das Ideal des Staates, von dem der Gemeinschaftswille ausgelöst wurde; dieser Wille, die Bejahung der Gemeinschaft hat primär gar nicht dem Staate gegolten, sondern der vom Staate ursprünglich unabhängigen, aus Natur-, Geschichte- und Kulturgleichheit aufgebauten Volksgemeinschaft. Hier in dem Willen zur Volksgemeinschaft liegt der Ursprung des Staates, liegt die sittliche Wurzel, die im Staate Stamm und Blüten getrieben hat. Ohne den primären Willen zur Volksgemeinschaft läßt sich der Staat in seinem ethischen Wesen nicht erschöpfend erfassen. Allein durch den vorhandenen Willen zur Volksgemeinschaft und ihren Bestand ist es zu erklären, daß sich individuelle Staaten gebildet haben, und daß nicht alle Staaten ineinander geflossen sind.

Für unser Problem ist es also wichtig, daß es einen solchen primären Gemeinschaftswillen gibt und daß darauf erst der Staat als Oberbau aufgetragen wurde. Der Staat konnte sich die im sittlichen Staatsideal verkörperte Aufgabe nur stellen, weil sein Fundament der primäre, jenseits jeder Zwecksetzung und Zweckmäßigkeit liegende Wille zur Volksgemeinschaft bildet. Das Staatsideal kann dann nur

als Offenbarung der dem Gemeinschaftswillen zugrunde liegenden ethischen Kraft aufgefaßt werden. Nur weil die Mitglieder die Gemeinschaft wollen, weil sie entschlossen sind, von dieser unter keinen Umständen abzufallen, vermochte der Staat jene Höhe zu erklimmen, jene Macht zu entfalten, vermochte er sich dem Individuum gegenüber in einer so entschiedenen Weise durchzusetzen, wie das in der Gegenwart eben der Fall ist.

An die ideelle Wiege des Staates setzen wir also die politisch noch formlose Volksgemeinschaft und leiten von dieser die sittliche Staatsidee ab. Was ist nun die Minderheit? Sie hat noch keine eigene sittliche Staatsidee hervorgebracht, mindestens nicht innerhalb ihrer tatsächlichen Staatsgrenzen. Was sie aber mit dem Staatsvolke gleich hat, ist ihr Wille zur eigenen Volksgemeinschaft. Dieser Wille ist nur individuell anders geartet. Wenn wir aber diesem Willen, im Falle des Staatsvolkes, eine sittliche Kraft zuerkennen, wenn wir diesen Willen gewissermaßen heiligsprechen, wenn wir das, was von diesem Willen abgeleitet wird, als ein sittliches Recht betrachten, dann können wir nicht umhin, auch dem Willen der Minderheit zu ihrer Volksgemeinschaft die gleiche Recht schaffende Eigenschaft zuzuerkennen. Mehrheit und Minderheit sind also in ihren Wurzeln, in ihrem Wesenskern gleich. Beide sind der Ausdruck des einen gleichen, nur individuell verschiedenen, Willens der Volksgemeinschaft. Der Gemeinschaftswille der Minderheit konnte sich aus verschiedenen — von unserem Standpunkt aus irrelevanten — Gründen nicht zum Staatswillen verdichten: er ist irgendwo am Wege zum Staat stecken geblieben.

Konnten wir Staat und Minderheit auf die gleiche ethische Wurzel zurückführen, so bleibt nur noch die letzte Frage zu beantworten, ob die Staatsidee, als Ausdruck des ursprünglichen nationalen Gemeinschaftswillens, gegen die Minderheitsidee, als Ausdruck eines individuell anders gearteten nationalen Gemeinschaftswillens ausgespielt werden kann? Das heißt, ob die Minderheitsidee neben der Staatsidee noch eine sittliche Lebensberechtigung hat oder nicht? Wohlgemerkt: Wir fragen hier nicht nach dem berechtigten Höchstmaß des minderheitlichen politischen Geltungswillen, sondern bloß danach, ob die minderheitliche Volkspersönlichkeit ein sittliches Recht auf Bestand und Pflege ihres selbst besitzt oder nicht? Auf Grund des bisher gesagten kann diese Antwort nur eindeutig bejahend ausfallen! Diese Bejahung ergibt sich als logische Schlußfolgerung, denn eine

ethische Norm, ein sittliches Postulat muß universelle Geltung haben! Wenn der nationale Gemeinschaftswille als sittliche Erscheinung anerkannt wird und im Staate seine Apotheose erlebt, so muß die sittliche Berechtigung eines nationalen Gemeinschaftswillens auch dann anerkannt werden, wenn dieser Wille es bis zur Apotheose im Staate nicht gebracht hat. Damit haben wir den Beweis erbracht, daß sich die Staatsidee niemals im Gegensatze zum nationalen Lebenswillen der Minderheiten durchsetzen darf. Der seiner ethischen Idee treue Staat muß die hier aufgestellte Trennungslinie auch dann respektieren, wenn er deshalb auf die Erfüllung besonderer Staatszwecke verzichten müßte.

Gedichte von D. Luschnat

Wie die Scheide birgt das Schwert

Ach wie trinken meine Augen
Das im Fließen feste Leuchten.
Aufgelösten Herzens bin ich
Tönendes Gefäß der Nacht.

Von den Lippen, die mich rufen,
Von den Händen, die mich segnen,
Kommt die Nachricht dem Verbannten,
Blüht die Heimat mir ins Herz.

Unaufhaltsam bin ich tiefer
Eigner Tiefe eingetieft,
Und ich berge mein Geheimnis
Wie die Scheide birgt das Schwert.

Die Frühlingsträne

Da der Schnee am Hügelhang zerschmolz,
War der Himmel schön wie eine Blume.
Säftevoll erschwoll das Winterholz,
Langsam atmete die Ackerkrume,
In den Menschen stieg ein neuer Stolz,
Und die Erde ward zum Heiligtume.

Plötzlich kam ein schreckliches Erstaunen.
Meine Sonne war, als wär sie nicht.
Und das sanfte Wehen schien zu raunen.

Welche Wolke ist so weiß wie jene,
Die mir eben dort am Rand zerrann?
Sterbend grüßte mich die wunderschöne.
Meine Augen sahen es mit an,
Wie die süße, warme Frühlingsträne
Aus der Birkenwunde niederrann.

Stadt im Frühling

In weicher Sonne tropft der Schnee
Von Simsen, Dächern, Bäumen.
Im Garten bildet sich ein See.

Die Luft scheint herzuschäumen
Aus freigewordnen Träumen.

Das Stadtgehäuse birgt dies Weh,
Daß alle es versäumen
Zu sehen, wie der junge Klee

Die Ackersaat, das Wegegras,
Vom hingeschmolznen Winter naß
Entstehen und erscheinen.

Da tropft es, rieselt, fließt und rinnt:
Die ganze Häuserstadt beginnt
Aus Frühlingsgram zu weinen.

Wie wohnen?

Architekt E. Sauer, Wien

Verliebt — verlobt und schon beginnt die Sorge: wie richte ich mir meine Wohnung ein? Diese Sorge wird naturgemäß groß sein, wenn man in alten ererbten Anschauungen befangen ist und den unnützen Ballast vergangener Zeiten unbedingt unterbringen will. Das Bild einer Wohnung von ehemals: „Schwere" Möbel mit möglichst viel Schnitzereien, ebenso schwere Vorhänge, die das Zimmer „gemütlich-dämmerig" machen, einige noch finsterer gehaltene Winkel, dort noch

eine Vase mit getrocknetem Herbstlaub aus der Zeit, wo der Großvater die Großmutter nahm — besonders „stimmungsvoll" in einer Ecke ein Ständer mit Pfaufedern, hinter dem Spiegel, der statt im Schlafraum im Wohnzimmer hängt, ein reizender japanischer Papierschirm. Dies alles sorgsam bedeckt mit Staub, der beim Abstauben immer wieder von einem Winkel in den anderen gejagt wird. Hinterdrein die fleißige Hausfrau, die fortwährend klagt, für sich überhaupt keine Zeit zu finden. Dennoch müssen es Möbel mit Plüschbezug und Vorhänge aus Sammt sein. Die bei dieser Art von „Wohnkultur" spärlich erübrigte Zeit wird nun bestens dazu verwendet, dort noch ein Spitzendeckerl, da noch ein Milieu und dort noch einen Läufer zu machen. Hier hat noch eine Quaste Platz, dort noch eine Franse würde sich besonders schön machen, außerdem könnte man noch da und könnte man noch dort. . . . Nie sieht man ein Ende dieser Sucht, sein Heim „noch schöner" zu gestalten und das Reinhalten und Ordnen nimmt auch kein Ende. Nie bleibt der Hausfrau Zeit, sich auf sich selbst zu besinnen, nie Zeit zur Pflege des Geistes und des Körpers, nie kommt sie selbst zum Genuß ihres so sorglich gepflegten Heimes. Nie hat die viel beschäftigte Hausfrau Zeit für die Pflege ihres Ichs; denn unnützer Kram und tote Dinge zwingen sie zu geistloser Beschäftigung.

Um wieviel weniger Sorge verursacht es, eine Wohnung einzurichten, wenn man dem Zeitgeist Rechnung trägt, entweder selbst jung ist oder jung geblieben ist und den Sinn für Zweckmäßigkeit nicht verloren hat.

Die Wohnung ist Gebrauchsgegenstand, sonst nichts; kein Ableger für das „Kunstempfinden" eines Möbelhändlers, aber auch keine Zwangsarbeitsanstalt für die Hausfrau. Ein Kasten soll ein Kasten sein — ein abgeschlossener Raum mit zwei Türen nicht ein Behälterfragment mit einer Musterkarte einer Zieratenfabrik. Ein Tisch braucht nur eine Platte und vier Füße, auf welchen er gut steht und nicht gedrechselte Offenbarungen, die dann doch nur in einer Tischplatte endigen und an denen man sich die Knie wund stößt. Brauchen wir wirklich die riesigen altdeutschen Kredenzen, wenn wir in diese nur das hineingeben, was tatsächlich hinein gehört? Goethe sagt in einem Gespräch mit Eckermann zu dem Thema, sich mit veralteten Möbeln einzurichten:

„Sein Wohnzimmer mit so fremder und veralteter Umgebung auszustaffieren, kann ich garnicht gut loben. Es ist immer eine Art von Maskerade, die auf die

Länge gar nicht wohl tun kann, vielmehr auf den Menschen, der sich damit befaßt, einen nachteiligen Einfluß haben muß. Denn so etwas steht im Widerspruch mit dem lebendigen Tage, in welchen wir gesetzt sind, und wie es aus einer leeren und hohlen Gesinnungs- und Denkungsart hervorgeht, so wird es darin bestärken."

Streben wir heute selbst bei den einfachsten Dingen nach Klarheit und reiner Sachlichkeit, warum nicht auch bei den Möbeln? Ein Möbel erhält seine Gestaltung aus Zweck und Konstruktion. Die dadurch bedingte glatte Form und seine Größe paßt sich dem Raum und dem Menschen an. Helle freundliche Farben ohne gekünstelte Malerei lassen jedes Stück das sein, was es tatsächlich sein soll — ein Gebrauchsgegenstand, der dazu vorhanden ist, um dem Bewohner zu dienen und nicht ihn zu versklaven. Nicht mehr wie ehemals beherrscht die Einrichtung den Raum, sondern der Mensch. Und als solcher sich in seinem Heim fühlen zu dürfen, ist wohl das Wenigste, was wir von unserem Heim verlangen können.

Beurteilte man früher eine Wohnung nach der Anzahl der Personen, die im „Salon" oder Speisezimmer Platz fanden, so wird man in der Zukunft eine Wohnung nach ihrer räumlichen Zweckmäßigkeit beurteilen und die Wohnung wird vollkommen sein, die die Widerstände des Alltags auf ein Minimum reduziert und auf diese Weise den Bewohnern auch Zeit läßt, ihr Leben zu leben.

Neue Wege zu bauen

Von Architekt Eduard Sauer, Wien

Der Begriff des Wohnens gipfelt heute in dem Streben nach Licht, Luft und Sonne. Diesem Bestreben kommt die bisher üblich gewesene Bauweise in keiner Art entgegen. Man baut heute meist genau noch so, wie man vor Jahrhunderten gebaut hat. Material und Grundriß sind gleich geblieben, nur die Fassade hat sich geändert, sie wurde um die Jahrhundertwende überdies zum Kitsch. Nochmals: Die Art zu bauen ist gleich geblieben... sind die Menschen sich auch gleich geblieben? Fragen wir einmal die Frauen von heute, ob sie die Laune aufbrächten, sich das Fell für die Stiefel selbst zu gerben. Warum bauen wir also noch immer so wie einst?

Die Technik hat sich fast aller Dinge angenommen, sie hat Großes geleistet, dem Bauen aber ist sie ausgewichen. Erst in letzter Zeit, durch die wirtschaftlichen Verhältnisse gezwungen, sah sich die Technik veranlaßt, auf dem Gebiete des Bauens Neues zu schaffen.

Der Ziegel war durch Jahrhunderte das einzige Bauelement, dessen man sich bediente. Er ist nicht besser und nicht schlechter geworden, sein Format ist fast gleich geblieben. Eines nur hat sich gründlich geändert und das sind die Arbeitslöhne. Diese Tatsache drängte zu einer Lösung; denn das alte Ziegelformat ist zu klein, um rationell zu sein, größer erzeugt würde es aber zu schwer und unhandlich. Außerdem ist die Isolierfähigkeit des usuellen Ziegels eine viel zu geringe, um nach den heutigen Erkenntnissen als einwandfrei zu gelten. Aus diesen Erfahrungen heraus entstanden zwangsmäßig neue Bauelemente, auf Grund dieser neuen Materialien neue Konstruktionen und letzten Endes neue Bauformen.

Die moderne Architektur bevorzugt eine klare Grundrißlösung, sie vermeidet es, alles, wie dies einstens üblich war, in ein Quadrat oder Rechteck zu zwängen. Der Baukörper wird frei von Zwang und entfaltet sich entsprechend seiner Umgebung. Klar und zweckentsprechend zeigt sich das Haus von heute dem Beschauer, läßt ihn schon von außen die Funktionen des Hauses erkennen. Dem Bewohner selbst aber bietet es Bequemlichkeit, Licht, Luft und Sonne. Es entspricht nicht nur unseren Wünschen, sondern nimmt auch Bedacht auf alle gesundheitsfördernden Voraussetzungen.

Ein weiterer nicht zu unterschätzender Vorteil der modernen Bauweise liegt auch in der Tatsache, daß sie billiger herstellt (bei zumindest gleicher Güte gegenüber einem Bau nach alter Weise).

Was die Gegnerschaft gegenüber der modernen Architektur betrifft, so stützt sich diese in der Hauptsache auf die allgemeine, leider noch vorherrschende Geschmackseinstellung und läuft in erster Linie Sturm gegen das von der modernen Architektur bevorzugte Flachdach und zwar mit der Begründung, daß das Flachdach weder ästhetisch wirke noch praktisch sei und außerdem nur der Sucht nach einer neuen Form diene. Warum soll aber ein flaches Dach weniger ästhetisch sein als ein Steildach mit seinen sogenannten interessanten Verschneidungen? Ist es nicht schöner, wenn man mit einem Flachdach den natürlichen Hintergrund gewissermaßen unterstreicht, als in die Natur Menschlich-Gewolltes, also Unnatürliches hineinzuzwingen? Was würden die Gegner einzuwenden haben, wenn die alte Bautechnik bisnun nur das Flachdach bevorzugt hätte? Würden sie dann auch Sturm laufen gegen das modern gewordene Steildach? Bestimmt — denn die Gegnerschaft entspringt nur der Verneinung alles Neuen. Im übrigen bedeutet das Flachdach gar nicht die Sucht nach einer neuen Form, sondern

ist wie schon eingangs erwähnt einerseits durch die Grundrißlösung, andererseits durch die neuen Materialien bezw. Konstruktionen bedingt. Wer aber zwingt den Baulustigen, wenn er modern bauen will, sich unbedingt für ein Flachdach zu entscheiden? Die Lösung eines modernen Bauvorhabens fängt weder beim Steildach an, noch bestimmt dieses die moderne Architektur.

Breite Fenster, schmale Pfeiler, um Licht und Sonne ungehindert herein zu lassen, gut isolierende Wände, die unserer Gesundheit vorteilhaft sind, eine große Terrasse, die selbst bei kleinem Garten oder gar keinem ungenierten Aufenthalt im Freien ermöglicht, die Gelegenheit bietet für Luft- und Sonnenbäder, alles das sind ideale Wünsche. Billig und dabei doch gut zu bauen ... ist die Sehnsucht jedes Baulustigen. Die Erfüllung all dieser Wünsche macht sich die moderne Architektur zur Aufgabe und darin liegt ihr hoher Wert und ihre Zukunft.

Sprüche

Von Misch Oreud

Zähmung

Willst Du die Bestie in dir zähmen,
mußt Du in Kunst sie Dir verbrämen;
vielleicht, daß sie im Zwang der Biegung
aus Wildnis wächst zu Geist und Fügung.

Den Ruhelosen

Nie das Schicksal zwängen hinzudrängen
zu dem ferngesteckten Ziel;
ist der Boden eben, schaffts das Leben:
Früchte reifen nachts und — still.

Rundschau

Politische Chronik. In der Minderheitenpresse liest man immer wieder, daß die Erwartungen, die man in die Nationalpartei setzte, nicht erfüllt worden seien. Hier ist gleich einzuwerfen, daß es der Regierung überraschenderweise nicht nur gelungen ist, in kurzer Zeit die Währung zu stabilisieren, den Auslandskredit, nach dem die Liberalen schon in wahrhaft komischen Sprüngen jagten, zu bekommen, sondern auch ein Gefühl wiederhergestellter Rechtlichkeit zu verbreiten, ein Empfinden der Sicherheit zu wecken, das man früher nicht hatte. Ohne Zweifel ist dem Balkan im öffentlichen Leben der Raum verkürzt worden. Dies sind Leistungen. In der Minderheitenfrage allerdings war nach dem Verhalten der Regierung bei der Budgetaufstellung keine rasche Tat zu erwarten. Sie entschuldigte ihr Zögern damit, daß ihr die wirtschaftliche Neuordnung des Staates keine Zeit lasse. Wir begnügten uns lange mit dieser Erklärung, die an der Sache vorbeigreift. Denn die Summe, die wir fordern können, belastet das Budget kaum und die Auszahlung eines Vorschusses kostet keine Zeit. Aber dieser Vorschuß auf eine später auszuhandelnde Summe hätte die Regierung festgelegt. Und das brauchen wir! Auf das umfassende Minderheitengesetz können wir auch warten. Die allgemeinen Grundsätze und Versprechungen, die der Ministerrat am 14. April beschloß, helfen nichts. Sie wiederholen bloß, was der Staat seit Jahren zu tun verpflichtet ist. Das erste ausgezahlte Geld bindet die Regierung viel ernster.

Diese Bindung, die sie gleichwohl als nötig erachtet, sucht sie möglichst spät einzugehen. In ihrer Partei treffen sich verschiedenste soziale Kreise. Der Riß zwischen ihnen wurde schon einigemal deutlich. Welche soziale Gemeinschaft soll auch zwischen dem kultivierten westrumänischen Bürgertum und den agrarreformistischen Kleinbauern im Osten bestehen? Ins Nationale und Politische erhoben: die Nationalpartei umgreift Kreise, die man in Deutschland auf alle Parteien rechts von den Sozialisten aufteilen könnte. Eine gewisse demokratische Überzeugung und moralische Anständigkeit ist das einzige positive, die Abneigung gegen die früheren Zustände das negative Band. Dabei ist aber die demokratische Einstellung wieder bei vielen so nationalchauvinistisch, daß von einer Gleichförmigkeit der Ideen eben nicht die Rede sein kann. Selbst Minister sind da nicht ausgenommen. An der Spitze steht Manius engster Freundeskreis als einzige ernste Gewähr für die sinngemäße Durchführung des Programms. Glaubt man an die Lösung der Minderheitenfrage, so glaubt man an Maniu. Es fragt sich aber, wohin der Pendel schwingt. Die Partei ist so groß, daß sie, wie immer sie sich benimmt, nur verlieren kann. Wenn das Abbröckeln eine stärkere soziale Geschlossenheit mit sich bringt, gleichgültig nach welcher Seite, werden wir erst die weitere Entwicklung klar sehen, denn in den bisher geleisteten Arbeiten konnten sich alle Kreise einig bleiben. Das wird aber später kaum mehr der Fall sein, wo nicht nur Rettungsarbeiten durchzuführen sind.

Diese Umstände bewirken das Zögern der Regierung; sie will demokratisch sein und muß zugleich den nationalistischen Regungen der Rumänen zu Gefallen bleiben. Deshalb greift sie Fragen, die von grundlegender Bedeutung für Rumänien sind, so schwerfällig an. Jeder Beschluß in diesen Dingen bedeutet ein Selbstbekenntnis. In jüngster Zeit beginnt sich auch der Kommunismus zu regen, und wie das bei so jungen Parteien nicht anders sein kann, eruptiv und gewalttätig. Auch hier fehlt

eine tätige Stellungnahme der Regierung. Die Auflösung der kommunistischen Gewerkschaften ist ein verfehltes Zurückfallen in die liberale Praxis. Auch hier wird die Regierung sich fruchtbarer entscheiden müssen. Ein Verbot nützt gar nichts. Die soziale Lage der Arbeiter muß gebessert werden, ebenso wie die der Minderheiten.

Photographien. Die Schaukästen der Photographen sind Fundgruben der menschlichen Einfalt und Affenhaftigkeit. Hat auch ein jeder seine kleine Eitelkeit im Herzen, so mutet es doch mehr als toll an, daß er bei der Verewigung seines Äußern plötzlich ein neues Feld der Selbstkorrektur findet und es auch — unwandelbar frech wie alles Menschliche — glaubhaft lebt. Ja, er glaubt daran, und wenn es bloß für die Dauer der Sekunde wäre, die der Photograph braucht. Kleine Gänschen, denen das Zwerchfell vor Verlegenheit schmerzt, wenn sie unter Leute kommen, werfen sich da schwungvoll einen Pelz um die Schultern, recken die entblößte Schulter damenhaft und blicken überlegen-lässig. Eine ältliche Person mit wallendem Gewand sieht in die Ferne, als winkte dort ihrer längst unerfüllbaren Sehnsucht die Befriedigung. Ein Balkon dient einer anderen als Deckung für ihre Fülle; sie lächelt mit Ausnützung von drei restlichen Zähnen wie sie in Wahrheit nie lächeln würde. Ich kenne einen, der nie ein Buch las — er läßt sich vom Photographen dabei ertappen, wie er mit gütigem Blick über einem Folianten brütet, ein milder Bibliophile mit langem Bart. Nie im Leben sitzt er so, nie hat er diese Denkerstirne — beim Photographen probt er sie sich an, aus einem Lädchen seines Bewußtseins steigt plötzlich ein Wunsch, neben all dem, was er mit Recht und Gewicht ist, noch ein lächerliches Etwas zu sein. Und selbst dies nicht ganz! Ein Ausdruck nur, ein augenblicklicher Ausdruck eines Etwas zu sein. Dieses Etwas, dessen Ausdruck man mimt, ist wahrhaft nebelhaft, es ist der Körper weithin verschwimmend, einer Vorstellung, die so unfaßbar ist wie das Wort „Dame", „Sehnsüchtige", „Lächelnde", „Dämonische". Mit Worten lassen sich Typen gewiß umschreiben. Doch suche einer, der es nicht ist, sie nachzuleben, sie sich leibhaftig vorzustellen! Es verschwimmt alles, es wird Dunst, es ist nicht. Beim Photographen aber wissen wir nicht einmal, welchen Typ Mensch wir nachäffen wollen. Daß wir es tun, wir wissen es nicht und wären sehr entrüstet, sagte es uns jemand. Wir wollen doch bloß eine kleine Pose annehmen, nur ein Teil jener nebelhaften Vorstellung sein. Wir lügen uns nicht an, ein Bücherliebhaber zu sein, wir lügen nur den verzeihend-verstehenden Ausdruck des Bibliophilen. Warum aber? Weil wir mehr sein wollen als wir sind. Doch — sagte ich es schon? — der „Bibliophile" ist ein sehr real denkender Mensch, der den Bart nicht rasiert, um zu sparen, der durch Mätzchen nichts zu gewinnen hat. Weshalb also die Pose?

Ich könnte jetzt Freud aufmarschieren lassen, eine hübsche Geschichte erfinden, daß der „Bibliophile" als kleiner Junge auf der Straße ein verlorenes Bonbon suchte und bitterlich weinte; plötzlich beugte sich ein gütiges Gesicht mit Denkerstirn über den Knirps, ein Arm streckte sich zu Boden, nahm das Zuckerstück auf und wollte es ihm in den Mund stecken. Da war es leider schmutzig und der gütige Mann reichte dem Jungen statt dessen ein Buch: „Nimm und lies!" Der Junge las nicht — er war nicht so — doch in manchen Momenten, wo es um Wichtiges geht, wo er sich entscheiden muß, wie etwa beim Photographen, da steigt ihm unbewußt das gütige Gesicht des Helfers auf und da wird sein Sparbart zum Prophetenbüschel.

Nicht? dies wäre eine freud'sche Erklärung, die unsere Öffentlichkeit hinnähme. Ich meine dagegen, es ist ein Zeichen von ungeordnetem Innenleben, eine Unsauber-

keit, wenn man vor der Linse sich von einem rein Äußerlichen, einem Gehaben, einer Pose, hinter der nichts steckt, überfallen läßt. Es beweist, wie schwach selbst die Starken sind. Es beweist zwar wenig gegen die Fähigkeiten, die man hat, es beweist aber, daß der Mensch will, was er nicht kann und ist, es beweist daher, daß er — wer wäre da ausgenommen! — unmoralisch ist.

Seht euch nur ruhig die Schaukästen an. Ob es die Auslage eines guten oder schlechten Photographen ist, tut nichts zur Sache. Was soll es denn auch für einen Unterschied ausmachen, ob ein Kunstbild Baronin X, die Gattin des bekannten Rennstallbesitzers, als ätherisches, gleichsam aufschwebendes Geschöpf darstellt, das sie nie ist, oder eine Sonnenlichtaufnahme Herrn Maier mit einem Bergstock auf Papierfelsen?

Es gibt gewiß manchmal Bilder, die einen Menschen wahrhaft schildern, nicht: wie er ist, nein, nur: wie er aussieht — und das ist übergenug. Solch ein Bild zeigt entweder, daß der darauf abgebildete Mensch ehrlich ist oder daß er von der Aufnahme nichts wußte. Gleichviel, er hat nichts an sich korrigiert; er wollte sich nicht seelisch drapieren, wie es die Photographen, in unerfüllbarer Lust am Künstlertum, von ihren Kunden verlangen, er ist zu sehen, wie er aussieht. Auch ein Ochs, eine Kuh, ein Haus, ein Garten, ein Berg läßt sich photographieren, man sieht genau, wie sie aussehen — mitunter ist etwas Stimmung darum herum — und dann ist das Bild „künstlerisch" — aber den seelischen Inhalt des Ochsen, der Kuh, des Berges verraten weder Ochs, weder Kuh, weder Berg dem Photo, noch dieses uns.

Da müßte ein Künstler herkommen: aber dann gäbe eben *er* die Deutung des Modells, während beim Photographen das Modell sich selbst durch Gesten und Mienen erklärt — und das ist genau der Unterschied zwischen Kunst und Photographie.

Heinrich Zillich

Selbstmord des Films. Wir waren alle kurz nach der Geburt schon zugegen und können bezeugen, daß er ein kränkelnder Junge war. Er gefiel uns aber doch; es war etwas an ihm, was rätselhaft erschien und was ist rätselhaft? einfach das verkleidete Sichmelden des Großen und Tiefen... Hinter dem Rätsel steckt allemal eine größere Gewalt, drückt das schwarze Leinen des Nichts irgendwie heraus, man kann nicht wissen: mit dem Kopf, mit dem Ellbogen oder mit den Füßen und man erschauert angesichts der Dinge, die ihr Angesicht noch nicht zeigen. So war eben der Film auch im frühesten Kindesalter. Diese Eigenschaft wurde vielfach verkannt und das Rätselhafte in Verschämtheit, ferner in Scheinheiligkeit und Kleinbürgermoral umsetzt. Wir können uns noch erinnern, daß es für Mädchen eine Schande war, allein ins Kino zu gehen und mit einem Begleiter war es noch schlimmer; allerdings sind auch die Mädchen schuld daran, da sie die unerwartete Finsternis des Kinos, in der auch noch etwas Lebendiges, Sichbewegendes gezeigt wurde, sexuell werteten. Es war ein Irrtum, der rasch korrigiert wurde.

Indessen verriet der Film bereits in den ersten fünf Jahren, die bekanntlich entscheidend auf die spätere Entwicklung des Charakters sind, seine wahren Eigenschaften; bescheiden und mit einem ins Selbstverlachen verzogenen Gesicht rühmte sich das Kind späterer Heldentaten. Das Ursprüngliche an ihm: *das Visuelle*, trat sogleich zum Vorschein. Weise Leute umgaben ihn und erkannten sein wahres Gesicht, die Richtung, die seiner Entwicklung dem Wesen nach zusagte: der Film ist die sichtbare Dauer, der sichtbare Inhalt der Zeit, das Sichtbare an dem Ge-

schehenen. Des Lebens tragischer Lauf, millionenfach bedingt und verwickelt, reißt uns mit donnernder Gewalt hin, unsere Ohren fühlen nichts mehr aus diesem unterirdischen Geräusch heraus; da kam der Film, um uns wenigstens Bruchteilchen der Zusammenhänge zu zeigen, unseren vor Schrecken weitgeöffneten Augen faßbar zu machen, daß die Ereignisse in einander übergehen, durch einander bedingt sind und alle insgesamt im Urfluß der Zeit dem Nichts entgegenschwimmen. Der Film konnte viel mehr, als alle die anderen vortragenden Künste, da er räumlich nicht beschränkt war; das Sichtbare ist seine Seele und die räumliche Freiheit sein Körper.

Der Junge wuchs zu einem Jüngling heran, der gewagte Stücke zur Schau trug. Bei den ersten, kindlichen Lustspiel-Versuchen, die nichts anderes waren, wie ein lustiges Spiel mit dem Mechanismus der Kamera, fühlten wir schon, als wir uns vor Lachen den Bauch hielten: so etwas wird wohl daraus werden, es muß sich noch auswachsen.... Diese Epoche war, wenn man es so sagen darf, die der infantilen Onanie des Kindes, doch zeigte sich darin bereits der erwachende Zeugungstrieb des gesunden Menschen. Der Jüngling aber neigte zur Melancholie, hieraus entstanden dann die schönen Naturaufnahmen und die grausigen „Dramas" (so nannte man sie in den Programmen), die dann ins Unendliche wuchsen; hieran war schon wieder zu sehen, daß der Film mit seiner eigenen Aufgabe kämpfte. Die Riesenfilme, die 5—6 Abende und auch mehr ausfüllten, waren eine Frage des Films, die er an sich selber gerichtet hat und deren Antwort er in die Länge zog. Im entscheidendsten Augenblick ist uns dann von Amerika das happy end geschenkt worden.

Diese Idioten glaubten wohl, etwas Unvergleichliches damit geleistet zu haben. Sie kamen sich wie Erlöser vor mit diesem goldenen Nachttopf des glücklichen Ausgangs. Von dem Augenblick an zog sich das innere Wesen des Filmes beleidigt zurück....

Dem Film wurde die tragische Nahrung vorenthalten, das Tragische, das allem Menschlichen zugrunde liegt. Er siechte hin, wurde Begleitmotiv zum Sichausleben der Stars, die durch den glücklichen Ausgang bedingt waren: da der Mensch das Glück nur ihm Überlegenen und zugleich Sympathischen vergönnt, war das Erscheinen des Stars die zwangsläufige Folge des happy ends. Heute wird, selbst bei großen Fabriken, „eine Rolle für den Stern Gaby Hüftehoch" verlangt: der Knopf ist da, kostet viel, ist gierig, schluckt Rollen — rasch muß ein Rock dazu genäht werden. Der Film ist Werkzeug der Pseudo-Dämonen der Filmwelt geworden, die nach außen hin bis zum vorletzten Akt unheilstiftende Naturkräfte, zum Schlusse aber und in der Wirklichkeit sehr klar und reell berechnende Geschöpfe sind, die die erklommenen „Höhen" nicht mehr verlassen wollen. Der Film sah dies und wurde Tag für Tag schwächer; die Unverständlichen, die ihn heute umgeben, wunderten sich ob seines Hinsiechens, da sie ihn doch vergebens fragten: der Film antwortete nichts. Er ist ja nicht für das Reden da, er ist visuell, sein Erscheinen ist sein Wesen; wenn die Dummköpfe die Augen geschlossen hielten, können sie sich nicht wundern, daß ihnen die richtige Antwort vorenthalten blieb. Was fragt ihr den Tauben, ob er hört und den Blinden, ob er das göttliche Lichtzeichen am Himmel aufflammen sah?...

Nun nahm der Film Zuflucht zum Tragischen: zum Selbstmord. Noch vor dem Tode ertönt sein Gesang; der letzte Ton, den er von sich gibt, ist Movietone, das zweite Geschenk des reichen, idiotischen Gönners von drüben. Movietone ist der Schwanengesang des Films...., da aber Schwäne bekanntlich keinen Sington

haben, ist das Lied danach. Noch ein Geschenk von Amerka und wir haben überhaupt keine Kunst mehr.

Etwas macht einen doch nachdenklich: Glücklicher Ausgang, Starsystem und jetzt zuletzt der sprechende Film sind ja Erscheinungsformen der kapitalisierten Kunst, des Trustfilms; dabei ist die letzte Errungenschaft, der sprechende Film, profitbeschränkend; geradezu ein Mord der Dividenden, weil die Absatzgebiete nicht beliebig ausgedehnt werden können.

Was soll man darüber denken, daß der Kapitalist sich in das eigene Fleisch schneidet? Es wird einen großen Krach geben. Ein frisches Feuer versengt alle die übelriechenden Reste kapitalisierter Filmverseuchung und es können dann die weiten Tore für die richtige Filmkunst geöffnet werden. Josef Pap

Die rumänische Literatur in Deutschland.

[redacted]



Hans Petri = Bukarest

Selbstliebe. Der Verband der Raiffeisenschen Genossenschaften in Hermannstadt übersandte Dr. Carl Wolff, dem bedeutenden sächsischen Volksführer und Gründer der Genossenschaften bei seinem Ausscheiden aus der aktiven Mitarbeit einen Dankbrief. Darin heißt es (Sieb.-D. Tageblatt 17. März):

„Ihr Mühen und Sorgen hat für die Selbst- und Nächstenliebe ein Arbeitsfeld erschlossen, gepflegt, betreut, geweitet, das heute zu den reichsttragenden unserer Volksgemeinschaft gehört."

Daß die Selbstliebe zu den ertragreichsten Arbeitsfeldern unserer Volksgemeinschaft gehört, ist eine Wahrheit, die von so hoher Stelle einmal bestätigt werden durfte. Es heißt aber den Ruhm Dr. Carl Wolffs übertreiben, wenn man ausgerechnet ihm das Verdienst daran zuspricht. Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Der christliche Erzähler. 1. Band. Verlag von Bertelsmann, Gütersloh.

Was in dem gutausgestatteten Bande zutage tritt, ist keine aufdringliche Tendenzschriftstellerei, sondern einfache Erzählungen, wie sie die reifere Jugend und mancher Erwachsene gerne liest. Gesunde Hausmannskost könnte man es nennen; daß dabei der solide Grund aller Erzählungen eine evang.-christliche Weltanschauung bleibt, die ihre Zugehörigkeit zum religiösen Lebenskreis merklich betont, sei als Vorzug heute besonders hervorgehoben, wo eine nach allen Richtungen Anstoß vermeidende, be-

kenntnismäßig indifferente Schriftstellerei auf buchhändlerischen Erfolg mehr Gewicht legt, als auf Stellungnahme. Für Volksleseabende sei die Reihe besonders empfohlen.

Egon Hajek

August Nibio. Das Kloster Illischeschti.

Professor Nibio (Radautz in der Bukowina) gibt ein „Archiv für Landeskunde der Bukowina" heraus und leistet damit etwas überaus Verdienstliches für dieses Ländchen. Leider steht die Bukowina in der Hinsicht andern Ländern (ich erwähne nur Siebenbürgen) weit nach. Von nur wenigen Mitarbeitern unterstützt und — leider! — viel zu wenig gefördert, ist er bestrebt, Licht in Geschichte und Kultur seiner Heimat zu bringen. — Obige Studie, ein Separatabzug aus dem „Archiv", gewährt uns einen guten Einblick in die Gründung und Schicksale des Klosters Illischeschti (halbwegs zwischen Suczawa und Gurahumora gelegen), das wie die meisten anderen Klöster im Jahre 1783 von Kaiser Josef II. aufgelöst wurde. Alle in Betracht kommenden Quellen wurden gewissenhaft benützt, die Darstellung ist klar und übersichtlich.

Alfred Klug

Es jagt der Tod, Gedichte von Sipos Domokos mit einer Einleitung von Szentimrei Jenö, Verlag der siebenbürgischen Zunft der schönen Künste Klausenburg.

Das lyrische Vermächtnis eines Frühverstorbenen enthält das schmale Bändche elf Gedichte, die den Zyklus „der Tod" bilden und eine Reihe von Fragment Diese Gedichte, auf dem Totenbette entstanden, es sind nicht die glatten Verse ein Vollendeten, es sind Passionen der leidenden Kreatur, die im Lichte der Liebe z aller Schöpfung liegen. Solche sind darunter, wie der Ruf an die Grenzwachen, das Lied an den Bruder im Leid, das Gebet für das Söhnchen, die eine edle Kraft, ja gewaltige Bedeutung ausströmen. Sie verbinden sich zu einem wahrhaftigen „Ecce homo".

Die Einleitung schrieb Szentimrei Jenö nicht als ästhetisch wertender Kunstkenner, sondern als brüderlicher Mensch. Mit liebevoller Hand baut er vor uns den Menschen Sipos Domokos auf und sein Leben, das auch der Mensch ist. Die edle Leidenschaftlichkeit seiner Haltung, die ihm eine feierliche und doch bewegte Sprache gegeben hat, der zärtliche Humor, der dem tragischen Bilde sonnige Bilder aufsetzt, sind ihm dabei behilflich. Um den Menschen Sipos Domokos entsteht, mit knappen Strichen gezeichnet, das Schicksal der siebenbürgischen Ungarn in den letzten Jahren in seiner ganzen Tragik. Ich habe noch nie eine so gewaltige und fruchtbare Gestaltung dieses Schicksals gelesen.

So nimmt denn Szentimrei Jenö den toten Sipos Domokos auf die Schulter, der Lahme den Blinden, wie er sagt, und sie gehen in solcher Zeit auf die Suche: nach dem Menschen.

Ernst Jekelius

Herm. Cl. Kosel, „Albrecht Dürer", Roman. Verlag Rich. Bong, Berlin.

Der Verfasser nennt sein Werk ein Volksbuch. Wer die Erfahrung besitzt, daß das Volk die reale Knappheit der Darstellung auch beim Romane bevorzugt, muß mit der Bezeichnung seines Werkes dem Verfasser Recht geben. Dieser Roman in drei Bänden, dem Dürerjahr entsprechend, mit der historischen Treue der Wiedergabe von des großen Meisters Leben, fesselt uns nicht nur durch die Gestalt Dürers selbst, auch ob der Verhältnisse im damaligen Deutschland und Italien, ergreift uns durch die plastische Schilderung der schweren Lebensumstände, unter denen Dürer ward und schaffte, obwohl ja Dürers Biographie bekannt genug ist. Das Dürerjahr hat wohl eine Flut von Schriften über diesen größten deutschen Maler gebracht;

Kosels Dürerbuch nimmt unbedingt eine erste Stelle darin ein. Schon durch die vorzügliche graphische Wiedergabe von des Künstlers Werken. Otto Alscher

Kuni Tremmel-Eggert, „Die Straße des Lebens". Albert Langen-Verlag, München.

In manchem erinnert die Verfasserin an Peter Rosegger. In dem Schlichten, Eindrucksvollen. Nur daß ihre Bauern weniger tiefgründig, weniger abschätzend ihrem Schicksal gegenüberstehen, ihr Hadern mit diesem nicht philosophische Ruhe ist. Ihre Gestalten entstammen ja dem behäbigen Süddeutschland, dem Frankenland, sind nicht in der Einsamkeit der Bergwelt zu Grüblern geworden. Einzig dieser Bastl, der Hirte — aber er ist nicht wortreich, auch nicht kernig, mehr bildhaft in seinen Erkenntnissen. Die Gestalten dieses Romanes erscheinen uns alle irgendwie bekannt, diese Rosel, der Pilmesmüller, der Lienet, der Knabe Eret, ja alle die Bärenbühler. Doch vielleicht gerade deshalb, durch das Fehlen von Außenseitern des Lebens, hat dieses Buch so viel Volkstümliches. Otto Alscher

Gertrud Bäumer, Die Frauengestalt der deutschen Frühe. Berlin 1928. Verlag F. G. Herbig. Preis RM 7·50

Wege weisen, Vorbilder zeigen will Gertrud Bäumer durch dieses Buch denjenigen unter den deutschen Frauen, die — um die Gestaltung ihres inneren Menschen ringend — Form suchen für die Fülle ihres Seins. Aber nicht zur Nachahmung will sie anregen, sondern lebendige Nachfolge eigenster Gestaltung wecken! So wie jene Frauen des deutschen Mittelalters, hineingestellt in die Fragen und die Zwiespältigkeit ihrer Zeit, ihren Weg zur Form fanden, so sollen die heutigen im inneren Schauen und Aufnehmen des dort wirkenden lebendigen Gesetzes, heimfinden zu ihrer eigenen Vollendung. Welch eine Fülle von Gestaltungsmöglichkeiten aus inneren Gesetzen heraus vorhanden ist, zeigt uns die Verfasserin in der Aufeinanderfolge unendlich verschiedener Frauentypen und innerhalb dieser wieder deren Wandlungen. Jede dieser Frauen aber ist in sich gerundet, gefügt durch bewußte Selbstzucht.

Ein „Bilderbuch" soll das Werk sein, in erster Linie zum Schauen bestimmt. So eint es in sich — abgesehen von einigen ebenso schönen Werken — die herrlichen Frauengestalten des Naumburger, Bamberger und Magdeburger Domes und des Straßburger Münsters. Die Wiedergaben sind ganzseitig, oft wird dem Bilde der ganzen Gestalt, ebenfalls ganzseitig, noch eine vergrößerte Wiedergabe des Kopfes hinzugefügt. Die Auswahl der Lichtbilder ist gut, trotzdem kann es befremden, daß nicht auch Aufnahmen von Richard Hamann und Walter Hege herangezogen sind, die in manchen Fällen ein eindruckvolleres und geschlosseneres Bild geboten hätten.

Trotzdem wird wohl jeder im vertieften Anschaun dieser herrlichen Skulpturen ein inneres Wachwerden spüren, den unausweichlichen Drang zwingenderer Gestaltung des eigenen Wesens. Dadurch aber hat das Buch Gertrud Bäumers seinen letzten Sinn erfüllt. Dafür, daß jedem der Bilder noch eine Deutung unglaublich feiner Einfühlungsgabe mit Heranziehung der zeitgenössischen mittelalterlichen Dichtung hinzugefügt ist, wollen wir der Verfasserin noch ganz besonders danken. Damit bereichert sie nicht nur das Werk um ein unendlich wertvolles Teil — wie edle Perlen reiht sich ein Text an den andern in Deutung und Gestaltung gleich wertvoll —, sondern Gertrud Bäumer selbst erschließt sich uns dadurch von einer neuen Seite, ihre Gestalt nicht etwa wandelnd, sondern aufs schönste bereichernd.

Dr. Luise Netoliczka

Hugo Fischer, „Erlebnis und Metaphysik". Zur Psychologie des metaphysischen Schaffens. München 1928. H. Beck. Preis geheftet M. 11·—.

Der Verfasser, bekanntlich Herausgeber und Leiter der „Blätter für Deutsche Philosophie", sucht den Typus des großen Metaphysikers psychologisch aus den subjektiven Bedingungen der Persönlichkeit und aus den objektiven oder richtiger allumfassenden geistesgeschichtlichen Gegebenheiten der Epoche für das Verständnis zu konstruieren. Aus den Bedürfnissen der Zeit und dem „metaphysischen Eros" des einzelnen Individuums ergibt sich das, was Fischer den „Epochaltypus" nennt und was er bereits in einem früheren Werk an dem Sonderbeispiel Hegels herausgearbeitet hat. Individuum und Gemeinschaft sind a priori keine geschiedenen Komponenten, die erst künstlich zur Synthese gebracht werden müßten, sondern überindividuell verbunden im jeweiligen epochalen „Wir". „Er (der Metaphysiker) wirkt nicht als abgespaltenes Ich, sondern von Anfang an trägt er in sich die Anlage, als Typus für eine Gesamtheit von Zeitgenossen in seinen Prägungen zu sprechen, und er verfügt über die Kraft der Intuition und Gestaltung, solche Anlage in der Tat zu verwirklichen." (S. 372.) Das Werk ist vor allem wegen der zahllosen Hinweise, Zitate und Klammern nicht gerade leicht zu lesen, wird aber jeden, dem das psychologische Problem des philosophischen Denkens überhaupt erheblich erscheint, anregen und befruchten. Der nicht zu unterdrückende Einwand gegen alle derartige Versuche bleibt freilich, daß die Psychologie grundsätzlich und immer die erklärte Feindin der Metaphysik sein muß, auch dann, wenn sie den einzelnen Metaphysiker liebevoll und sogar angeblich verständnisvoll behandelt, weil sie das Absolute, das die Metaphysik meint, im Relativen aufhebt und dafür ihren eigenen Relativismus auf den Thron des Absoluten setzt.

E. Reisner

Mitteilungen der Schriftleitung

Gelegentlich des siebenbürgisch-sächsischen Dichterabends in Klausenburg, über den wir im Dezember 1928 berichteten, wurden die Dichter des Helikonkreises von den sächsischen Schriftstellern eingeladen, in Kronstadt im Februar einen Vortragsabend zu halten. Der Termin wurde dann auf April verschoben. Das Maiheft des „Klingsor" sollte deshalb als ungarische Sondernummer erscheinen. Leider mußte nun verschiedener Schwierigkeiten wegen der Abend wieder, auf den Herbst, verschoben werden.

Im Aprilheft der „Internationalen Umschau" wurde der Aufsatz von S. C. Mândrescu „Rumänien und die deutsche Kultur" aus dem Januarheft des Klingsor vollinhaltlich wiedergegeben und fast alle übrigen Artikel der bisher erschienenen Nummern des laufenden Jahrgangs erwähnt.

Die in diesem Hefte veröffentlichten Worte von St. L. Roth sind dem 1. und 2. Band der Gesammelten Schriften und Briefe, herausgegeben von Dr. O. Folberth, Klingsorverlag, entnommen.

Die zwei Aufsätze von Eduard Sauer zur neuzeitlichen Wohn- und Baukunst in diesem Hefte sind die ersten Beiträge aus seiner Feder innerhalb einer Reihe von Aufsätzen über das gleiche Thema, die wir demnächst veröffentlichen.

Der Verfasser des Gedichtes „Einsame Menschen" ist ein sieb.-sächs. Bauer.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Trude Vandory, Betender steirischer Bauer, Tonskizze bemalt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
6. JAHR Juni 1929 HEFT 6

Der Träumer und der Tod

Die Geschichte des Arno Beaumont. Von Rainer Biemel.

In Dijon bei seinen Eltern hatte Jean Laporte schöne, sonnige Ferien verlebt und war eben in Paris angekommen, weil in den nächsten Tagen seine Arbeit an der Sorbonne wieder losgehen sollte. Auf seinem Gesicht lag der Ausdruck leiser Befriedigung. Er war ein Mensch, der allen mit Liebe entgegentrat. Mit ruhiger, heiterer Liebe hatte er die Straßen und Plätze des lateinischen Viertels in den zwei letzten Jahren erfüllt. Und wenn er sie jetzt durchschritt, um zu seinem neuen Heim zu gelangen, so war es ihm, als wehe dieser Hauch seiner eigenen Wiedersehensfreude aus jedem Haus, aus jedem Eck.

Mit seiner neuen Hausfrau unterhielt er sich so gut, wie mit einer alten Bekannten. Sein Zimmerchen gefiel ihm. Er packte seine Kleider in den Kasten. Die Bücher ließ er in der Kiste, da er mit dem Platz des Bücherschrankes nicht ganz einverstanden war. Er hatte aber auch jetzt keine Muße, über eine Umstellung der Möbel nachzudenken. Da wollte er den Rat seines Freundes Arno einholen — mit dem läßt sich ja so gut über dergleichen reden, er hat immer so gute Ideen. Ja, wie mag es Arno gehen? Er hatte ihm so unregelmäßig geschrieben. Der Gedanke an Arno ließ in ihm eine neue Freude aufkommen und von einer unruhigen Neugierde getrieben, nahm er seinen Hut, verabschiedete sich von seiner Hausfrau, sagte ihr, daß er von seiner Bude begeistert sei und sie gleich seinem Freunde zeigen wolle.

Aus seiner Gasse, der rue de l'Estrapade kam er durch die rue d'Ulm auf den Platz des Pantheon. „Ha! Da ist er, der alte Pantheon!" Mit Wohlgefallen sagte er diese Worte vor sich hin, es schien ihm, als schüttle er dem Pantheon die Hand. „Nun, es ist doch famos, dies lateinische Viertel. Ich will mal gleich hinauf in die Bücherei Sainte-Geneviève — was werden die Diener noch machen? Staub schlucken, natürlich, ha." Da war er auch schon, begrüßte die Staubschlucker und ging einmal durch den großen Lesesaal. Alles fand er an Ort und Stelle. Die ungepflegten Russen — laut sprechend — sie

taten ihm leid. Er erinnerte sich immer, wenn er Russen sah, wie Arno ihm die russische Seele geschildert, denn Arno hatte ja so viel gelesen. Die Schilderung war unklar geworden, aber dennoch stand eng verbunden mit dem Begriff Russe ein Mitleid und eine heimliche Bewunderung für Menschen, die den ganzen Tag auf einem Platz sitzen können und sellsamen Auges über das Buch auf den Tisch blicken. Am nächsten Tag kommen sie wieder, mit demselben Buch, oder auch ohne und sehen irgendwohin. Denn man fühlt, sie sehen nicht auf den Tisch, sondern ihr Blick gilt einer andern, tiefern Wirklichkeit, einer Wirklichkeit, die sie in sich tragen.

Doch so weit kam Jean Laporte nicht, er sah gleich nach, ob die Engländerinnen noch immer jedes Buch für ein Bilderbuch halten. Dann verließ er die Bücherei, diesen Tempel, in dem Mühselige und Beladene Erquickung finden. Liebende finden sich im Blick und im geflüsterten Wort, Studenten, die zu Hause frieren, finden Wärme und Einsame finden Liebe in der Weisheit. Jeder Student, der einmal sich aus irgendeinem Grund angewöhnt hat in die Bücherei zu gehen, wird immer wieder, wenn er des Erinnerns fähig ist, dann und wann durch den Lesesaal wandern. Dann entsteht neu in ihm der Sinn und die Form jener Stunden, in denen man frei, ganz frei an der Kritik der reinen Vernunft oder an einer Übersetzung aus Tacitus gearbeitet hat. Wenn er aber die Leute, die an den Tischen sitzen, näher ansieht, so wird er hin und wieder einen finden, der hier dasselbe sucht, was er gesucht. Auch Jean Laporte, der gutmütige, einfache Kerl, der die Gabe hatte, sich des Lebens und auch all dessen, was das Leben ihm brachte, zu erfreuen, auch er war verbunden mit der Bücherei, ganz einfach weil er alles liebte, vom alten Diener bis zu den Engländerinnen.

Jetzt ging er zu Arno. Arno Beaumont wohnte nicht weit in der rue Gay-Lussac, bei einem Onkel. Ja, ja, dachte Jean, der arme Kerl hat keine Eltern mehr, er kennt keine sonnigen Ferien. Mein Vater hatte ihn eingeladen, nach Dijon, zu uns zu kommen. Wir kennen ihn alle, er war fast jeden Sonntag bei uns, während des Jahres, als er im Lyceum intern war. Aber er hatte sich entschuldigt, wegen einer Prüfungsarbeit nicht kommen zu können. Den wahren Grund, den hatte er einmal Jean gesagt. In Dijon lebte nämlich sein Vormund, der ihn wegen der nicht gemachten Prüfungen unaufhörlich quält. Nun, was wird er machen, war der letzte Gedanke Jeans. Ein freundschaftliches Mitgefühl wurde wach, aber die Wiedersehensneugierde ließ ihn seine Schritte beschleunigen. Er sprang ganz leicht

die Treppen bis zum dritten Stock hinan und stürzte außer Atem in Arnos Zimmer.

Heil, alter Hase, da sitzt du denn bei deinem Kohl. Ich bin froh, dir wieder die Hand drücken zu können. Weißt du, den ganzen Weg hierher habe ich an dich gedacht, und erst als ich die Treppen heraufstürmte, kriegte ich Angst, daß du gar nicht zu Hause sein könntest. Nun wie geht es dir, du redest ja kein Wort, Menschenskind.

Beim Eintreten Jeans hatten sich Arnos Augen erhellt. Er war einer dieser Menschen, bei denen die Augen das Gesicht beherrschen, so daß, wenn man sich seinen Ausdruck ins Gedächtnis zurückrufen will, man nicht über die Augen hinauskommt. Er freute sich über den Besuch Jeans, aber diese Freude löste sich nicht mit einem Schlage aus, er sprang nicht auf, um ihn zu umarmen, sondern blieb an seinem Tisch, auf dem Bücher, Hefte, ein Kamm, eine Bürste und Zigaretten in Unordnung lagen, sitzen. Er versuchte gar nicht zu antworten, Jean schien auch keine Antwort zu erwarten. Er fuhr in seinem Redeschwall fort. Ja hör, hast du denn keine Ordnung gemacht, seit ich weg bin? Seit wann hat man hier nicht mehr Staub gewischt?

Hör auf Jean, hör auf, ich weiß, du liebst mich so sehr, daß du mir immer Vorwürfe machst, laß uns lieber spazieren gehn. Ich bin froh, daß du gekommen bist und mich von hier fortführst. Ich glaube, ich hätte es selbst nicht mehr ausgehalten in der Unordnung, und dabei habe ich jeden Tag Ordnung machen wollen. — Nein Arno, zeig, was schreibst du da? Jean hatte das Heft in die Hand genommen, das vor Arno gelegen, als er eintrat. Was, bist du Dichter geworden? Und ich wußte gar nichts davon, trotzdem wir seit solange Freunde sind. Arno schien das Thema unangenehm. Laß, sagte er, es heißt ja nichts, es heißt wirklich nichts. Bescheiden warst du immer, rief Jean, und schlug ihn auf die Schulter. Doch laß mal sehn. Arno wurde es bitter im Mund. Er wußte nicht, was er sagen sollte, ein grauer, leiser Schmerz senkte sich auf seine Seele, als er Jean ansah. Er hatte ihn lieb, diesen Jean. Es war ein netter Bursch, mit einer angenehmen Stimme, der unter nichts litt. Er gestaltete sein Leben mit sicherem Wollen und freute sich über alles, ohne sich um andere zu sorgen. Vielleicht beneidete er ihn ein wenig darum, oder sehnte er sich nach seinem grünen Glück. Jean war für ihn ein fernes Land, in dem die Sonne Leben spendet. Nie hatte er Jean von dem gesprochen, was seine Seele durchwühlt und dieser hatte auch nie darnach gefragt. Eine unaussprechliche Angst überfiel ihn aber jetzt, wo

er daran dachte, daß eines Tages Jean all seine Schwäche und Unzulänglichkeit, die er mit sich wälzt, mit der er ständig ringt, sehen wird, ohne sie zu verstehen. Denn seine Schwäche war Bitterkeit über die Welt, über sich selbst. Wie fremd mußte solch eine Bitterkeit Jean vorkommen.

In diesen letzten Monaten, wo er so viel allein war, hatte sich der Abgrund, an dem seine Seele litt, immer mehr vertieft, und je tiefer er wurde, desto schwächer wurde das Echo seines Schmerzes, desto größer aber der Schmerz, der mit diesem Echo kämpfen mußte. Vorhin als er dasaß und eine schöne mattweiße Seite mit violetten Buchstaben füllte, schien es ihm, als müßte er zerspringen, wenn nicht etwas käme, das die Unordnung aufhebt, diese irrsinnige Unordnung seiner Seele, in der Farben und Töne und Gedanken wie vom Wind aufgetriebener, aufgewirbelter Straßenstaub miteinander tanzen und gleich wieder niederfallen, weil der Wind zu schwach war, um ihn bis auf ein Dach zu tragen. Als Jean eintrat, atmete er auf, und jetzt trieb ihn Jean selbst wieder hinein, in den Zwiespalt des Dunkeln, wo er sich verlor. Jetzt wo er zu vergessen hoffte, diesen Windstoß, der kommt und vergeht, ohne Kraft, aber an dem Herzen des Schwachen nagend, es zerrüttend, weil sein Herz nicht selbst Winde gebären kann. Nein lieber Jean, er wandte sich Jean zu und nahm ihm das Heft aus der Hand, später einmal, wenn ich etwas fertig geschrieben habe, dann zeige ich es dir, aber schau her; er nahm schöne, große Hefte und zeigte sie Jean. Schau, hier fang ich ein Heft an, es ist eine Geschichte, aber nach zwei Seiten bricht sie ab. Ich weiß nicht weshalb. Manchmal sage ich mir, deshalb, weil ich mich nicht ernst nehme. Trotzdem lasse ich aber zehn bis fünfzehn freie Seiten bis zur nächsten Geschichte. Die geheime Hoffnung, daß ich doch einmal etwas zu Ende schreiben könnte, spielt mit mir. Aber ich bin zu schwach, um auch die kleinste Hoffnung zu verwirklichen.

Jean wollte etwas antworten, aber Arno ließ ihn nicht zu Worte kommen, nein Jean, bitte unterbrich mich nicht, laß mich jetzt weiter sprechen.

Bevor ich dich kennen lernte, dachte ich, die Zeit, unsere Zeit sei daran schuld, weil sie am Verstand gestorben ist und alles um den Verstand schnöde verlassen hat, weil sie an nichts mehr glauben wollte, als an den Verstand. Dieser Verstand, er führt zur schönen Sicherheit — doch nur scheinbar — eben weil er nicht über sich hinausführt, er führt zu keiner höhern Wahrheit, weil er die Seele nicht kennt.

Damals dachte ich, der Verstand, unsere Welt sei daran schuld, daß ich ein unausgesprochener Satz bin, ein Satz, dem das Prädikat fehlt. (Verzeih diese Philosophie.) Dann lernte ich dich kennen und sah, daß Menschen ganz glücklich sein können, auch in unserer Zeit. Da fing ich an von einem Glück zu träumen. Von einem Glück, das nicht nach seinem Sinn fragt, weil es ihn in sich trägt, wie die Lerche ihr Lied. Ein Lied, welches nur des blauen Himmels wegen, nur der Sonne wegen da ist. Aber ach Freund —

Der Traum zerrinnt in deiner Hand
wie junger, weißer Schnee,
der Traum zerrinnt, o eitel Tand,
zum Tropfen wird der Schnee.

Schöne Verse, sind sie von dir? fragte Jean, froh ein Thema gefunden zu haben, das Arno verleiten könnte, seine eigenartigen Gedanken zu verlassen. Denn eigenartig fremd, nur fremd erschien Jean, was er eben von seinem Freund gehört hatte. Nie noch hatte er so zu ihm gesprochen, und anfangs hatte es ihn wehmütig gepackt, aber auch nur anfangs, denn wirklich tief mitfühlen, wenn es um etwas anderes, als um seine eigene lächelnde Freude ging, das konnte er nicht, das empfand er als Last und schob es von sich. So blieb er denn dabei — Arno war fremd und er grollte ihm, seine Wiedersehensfreude zerstört zu haben.

Von Jean unterbrochen, hatte sich Arno zum Fenster gewandt und nichts mehr gesagt. War es nur dies, das Jean auf seine Worte antworten konnte? Vorhin fürchtete er verkannt zu werden, aber nein, Jean wollte ihn gar nicht kennen. Arno lachte in sich hinein und es war ein salzig bitterer Geschmack auf seiner Zunge, wie wenn er Meerwasser geschluckt hätte. Er trank Wasser, aber der Geschmack wich nicht.

Hör Arno, du verzeihst, daß ich dich unterbrochen habe, es war eigentlich sehr schön, was du da gesagt hast, vor allem die Verse, aber ich denke, du machst dir zu viel Gedanken. Es ist bestimmt nicht gut. Du müßtest auch Ferien haben, ich erinnere mich jetzt, du hast mir einmal geschrieben, daß du im Oktober an den Ozean willst. Der Ozean im Herbst muß herrlich sein. Könnte ich da nicht mit, ich erledige morgen meine Sachen und bin dann frei.

Sicher, sicher Jean, du kannst mitkommen, in drei Tagen fahren wir, sprich übrigens mit Georges, der wird dir Bescheid geben.

An einem Herbstmorgen, der bewegt über Paris lag, schritten Arno, Jean, Georges und noch ein vierter Freund durch den Luxemburggarten. Sie gingen zum Bahnhof, wo der Zug wartete, der sie zum Meer tragen sollte. Ein leiser Wind bewegte die gelblich braunen Blätter. Hier schwammen sie auf dem Springbrunnenbassin, (wo um die Mittagszeit weißblonde kleine Engländer mit Bambusstöcken ihre Segelschiffe leiten. Und wo kleine Pariser rot und blau gestrichene Bretter schwimmen lassen, die sie bald Torpedoboote, bald U-Boote heißen. Manchmal sprechen sie gewichtig von Seeschlachten.) Dort fallen die toten Blätter zitternd auf die weißen Schultern der Königinnen Frankreichs, die marmornen Blicks dem Leben der Blumen und der Kinder des Gartens zusehen. Die vier Freunde schwiegen, es klang wie ein Abschied aus ihren Augen. Die schönsten Stunden ihrer Studienjahre hatten sie hier verlebt. Sie kannten ihn, diesen Garten laut lachend, ein Bild der Freude, in rot und gelb bei Volksfesten. Auf seinen Bänken hatten sie die seidenen Haare der Pariserinnen geküßt. Jetzt durchschritten sie den englischen Teil, in dem große Platanen standen und auf dessen grünen Rasen die toten Blätter weinten. Auf diesen Wegen hatten Arno und Georges als Kinder gespielt, hier hatte Arno unzählige Bälle verloren und gezittert vor dem Mann mit dem Stock und mit der lauten Stimme, der die Kinder anschrie, wenn sie auf den Rasen traten. Innig verwoben mit dieser Welt des Gartens klangen Töne und Farben in der Erinnerung der vier Freunde wieder. Schweigend kamen sie zum Bahnhof und erst im Abteil, wo sie allein waren brach Georges die Stille, er bat Arno, eine Geschichte zu erzählen. Nun, er wisse schon, Jean habe ihm erzählt, daß er Geschichten schreibe. Arno antwortete:

Sag mal Georges, was für eine Geschichte soll ich dir erzählen? Ich weiß keine. Es stehen zwanzig Geschichten täglich in der Zeitung und man geht darüber hinweg, wie ein Republikaner über die Todesanzeige eines Prinzen. Und doch, eine Geschichte ist nichts anders, als ein Zeitungsbericht, in dem du den allgewaltigen Schritt des Schicksals hörst. Aber wer wollte den heute noch hören? Entweder liegt dem Menschen das Schicksal in der Brust, dann wälzt er es herum, bis er es ausgespien hat, ausgespien mit seiner Seele. Oder er ist schicksallos, wie alte Tanten und pensionierte Postbeamten, die Bänke sonniger Gärten lieben, dann versucht er dem Schicksal einen Sinn zu geben und erzählt Geschichten, denn wenn er dem Schicksal einen Sinn gibt, so heißt er das Geschichte. Aber das Schicksal hat

keinen Sinn und der Verstand begreift es nie. Arno fuhr fort zu sprechen: Ich liebe es sonst nicht, von mir zu sprechen. Aber heute tue ich es gern. Ich bin so froh, aus dem Meer der Häuser entkommen zu sein, daß ich es nicht unterlassen kann, mich umzuwenden, die Last anzusehen, die ich von mir gerüttelt habe.

Als ich noch bei meiner Tante wohnte, weckte mich eine Magd jeden morgen ums sechs und selbst vor sechs. Sie zerbrach mir meine schönsten Träume. Geradeso war mir Paris geworden. Es gab für mich keinen Ort und keine Stunde, die meinen Traum ruhig hätte füllen können, immer kam die alte Magd und weckte mich. Ich konnte nicht mehr träumen, ohne diese alte, graue Frau trippeln und lispeln, die alten Fußböden knarren und die Tür krachen zu hören. So brach mein Traum immer ab.

Von was träumst du eigentlich? fragte Jean. Ich schlaf immer so gut, ich weiß nicht, wie man träumen kann. Georges ließ Arno auf diese Frage Jeans nicht antworten, sondern fragte ihn: Hast du schon einmal vom Tod geträumt?

Vom Tod geträumt habe ich nur einmal, aber ich fühle ihn immer, wenn ich aus dem Traum aufwache, dann brummt es mir so kalt im Kopf. Ja einmal habe ich von ihm geträumt. Es war vor vielen Jahren, da ich ein kleiner Junge war und jedes Jahr an der Grippe krank lag. Ich erinnere mich, eines nachts im Traum von einer unsäglichen Angst gepackt worden zu sein und ich lief und lief und konnte nicht mehr. Eine eisige Hand kam näher. Ich erstarrte. Plötzlich, was hör ich, man ruft meinen Namen. Rettung, Rettung, will ich schreien und stürze mit dem letzten Maß meiner Kräfte dorthin, irgendwohin — doch jetzt wieder Arno — Arno. Ja ich bin es, der Arno, will ich schreien, ich kann aber nicht, die Stimme versagt mir. Ich springe vorwärts und breche an einer hohen Mauer zusammen. Drüben, auf der andern Seite schreien sie, rufen mich: Aber drüben ist das Leben. Fröstelnd wälze ich mich im Staub. Da legt auch schon der Tod seine feuchte, kalte Hand auf meine Stirne. Ich wache auf — der Arzt war es, der mir den Schweiß von der Stirne wischte. Er lächelte mir zu, aber aus meinen Augen brüllte die Angst. Später träumte ich nie mehr von diesem Tod. Es war mir immer nur, als müßte ich ersticken. Wißt ihr, heute leben nur noch Leute, die am Krieg gestorben sind, wir die Kinder des Kriegs müssen am geflossenen Blut ersticken, das ist unser Fluch.

Weh dem, der diesem Fluch zu entrinnen sucht. Ich sage weh ihm,

und dennoch kann ich es nicht glauben, dieses Weh ihm, denn die Hoffnung atmen zu können, frei atmen zu können, springt doch zuweilen in meine Augen und dann denk ich ans Meer. Dort, dies Meer, ist am Abend rot, — so dunkel wie sterbendes Blut — und ich wußte, und ich weiß, ich muß ins sterbende Blut, wenn ich leben will. Das dachte ich, wie man vieles denkt, an grünen Tagen. Aber vor einem Jahr fuhr ich doch ans Meer. Es waren die Wandervögel, die mich mitnahmen. Sie hatten auch einen kleinen Jungen mit, der nur leidlich schwimmen konnte. Ich konnte ja schwimmen und sie baten mich, ein Auge auf ihn zu haben. Ich tat es gern um ihnen für ihre Liebe zu danken. An einem Abend kamen wir an, der Strand lag nicht weit vom Bahnhof und wir stürmten in das dunkelgoldene Meer, trunken von diesen Weiten, die unsere Seele lösten. Ich hatte wohl eine Stunde gebadet, da schien es mir, als ob der Junge geschrien hätte. Solcherlei Gedanken habe ich oft, es sind dumme Träume, aber dieser ließ mich nicht los und ich kam zum Ufer zurück und fand nur die Kleider meines Jungen. Wie verrückt von dem eisigen Schrecken, der mein Gehirn packt, stürze ich ins Meer, ohne zu wissen warum, nur hinein, hinein, gepeitscht von eisiger Angst und Frösteln. Da, jetzt schiens mir, als sähe ich das Rettungsboot — dann eine zeitlang nichts und jetzt dort, das umgekippte. Mir wurde es dumpf und dumpfer. Die Sekunden nahmen die Unendlichkeit des Meeres an. In mir dröhnte das Herz und ein leiser Krampf wühlte mir im Fuß. Ich weiß nicht, wie lange ich mit dem Meere gekämpft. In meinem Gehirn jagten wild zerfetzte Bilder, ich sah die Hand des Arztes, die immer größer und größer wurde, bis sie die ganze Oberfläche des Meeres deckte und dann zersprang. Aus ihrem Zerspringen erhob sich ein Ton, der auch immer größer und größer wurde, bis er eins war mit dem Tosen des Meeres, um dann abzubrechen. In mir selbst aber spannten sich beim Wachsen der Bilder alle Sehnen und Adern, um nach Verschwinden des Bildes vor Schwäche zu zittern.

Da schien es mir plötzlich, als ob ich mich gerade aufstellen müßte, um etwas unter mir zu berühren. Aber es kam nicht dazu, denn im nächsten Augenblick warf mich die Woge auf eine Sandbank. Nach diesem Kampf eine Sandbank — oh welch ein Hohn. Gerettet, gerettet, was lag daran, was lag am Himmel, am Leben, am Meer, nach solch einem Kampf. In mir öffnete sich ein Abgrund, ich fiel in diesen Abgrund und verlor meine Sinne. Später am Ufer von Freunden umringt, erfuhr ich, daß die Wellen auch den Jungen und die Fünf aus dem

Rettungsboot auf die Sandbank geworfen hatten. Heiliges Schicksal, sinnloses Schicksal, weshalb aber mußte ich auf die Sandbank kommen. Wo ist die Sandbank meines Lebens? Ich fange alles nur an, und schon im Anfang liegt der Todeskeim. Ich gehe in Prüfungen und wenn ich das Thema gesehen, verlasse ich sie, weil ich nicht an mich glaube. Dann rufen einem diese Leute der kahlen Worte zu, wie lächerlich klingt euer Geschrei über Zeit und Leben. Ihr selbst seid an allem schuld, das Leben ist dasselbe geblieben, ihr müßt es aber gestalten. Oh ihr biedern schicksallosen Wesen, die ihr wandelt zwischen leeren Fässern, selber nur leere Fässer, denn ihr tragt nichts in eurer Brust als höchstens Tabakrauch. Ihr habt nur ein bedauernswertes Lächeln, wenn wir euch so antworten. Aber wer ist daran schuld, daß wir in einer Welt geboren wurden, die sich selbst überdrüssig war und an nichts mehr glaubte. Wer ist daran schuld?

Unter der Wucht dieser Worte, die Arno von sich geschleudert wie Speere, saßen die Freunde zusammengekauert. Noch wußten sie keinen Sinn für seine Worte zu finden, aber ein graues Schweigen kam ins Abteil und jeder versuchte zu seinem Fenster hinauszusehen.

Erst das Meer löste diesen Bann. Sie brausten hinaus in die Wogen zusammen mit andern Freunden aus Paris, die sie am Strand trafen. Jean kam bald zum Strand zurück, er fühlte sich nicht ganz wohl und wollte im Sande liegen und dem Schauspiel des Sonnenuntergangs zusehen. Zu ihm gesellten sich auch bald Arno und Georges.

Da — was gabs? Man verlangte das Rettungsboot und in der Ferne sah man von Zeit zu Zeit einen kleinen weißen Punkt. Arno war gleich im ersten Augenblick aufgesprungen. Seine Züge wurden steinern und er suchte diesen Punkt und die Richtung, in der er sich fortbewegte. Dann lief er in die Wellen.

Bist du verrückt, Kind Gottes, was heißt das, du wirst ja nicht, rief Jean, und lief ihm nach, aber schon war Arno in den Wellen. Nein, aber dieser Beaumont ist ganz verrückt, das ist ja Unsinn. Dort schießt schon das Motorboot. Was kann er bei diesen Wellen machen und auch Georges war ganz entrüstet.

Lange kam das Boot nicht zurück und die Herzen der am Ufer Stehenden wurden unruhig. Jean schämte sich seiner Entrüstung und durch das Brausen des Meeres klang ihm Arnos Stimme. Er war ein braver Kerl, er hatte Arno lieb, wohl weil er alles ein wenig liebte, weil es ihm ein Bedürfnis war, liebend zu leben. Nichts war schwer in seiner Seele, aber jetzt wurde sie doch unruhig. Weil er aber diesen

Menschen und die Schläge seines Herzens, die jetzt aus dem Meer tönten, nicht erfassen konnte, und doch gerührt war, fing er an, leise, leise zu weinen, wie Kinder weinen. Er ging nicht zum Rettungsboot als es kam, er weinte nur.

Keine Sandbank gab das Leben Arno, in sich trug er einen Ozean, einen dunkeln, bittern Abgrund, keine Sandbank fand er in sich. Und auch das Meer, hatte nur einmal eine Sandbank für ihn. In der Zeitung aber las man: Brest, den 8. Oktober. Bei der Rettung eines sechzehnjährigen Jungen aus Brest ist Arno Beaumont, Student der Philosophie an der Sorbonne ertrunken. Sein Tod ist unerklärlich, da er den Jungen gerettet hat, ein herbeigeeiltes Rettungsboot hat diesen aufgenommen, ihn selbst aber nicht. Man hat die Mannschaft des Rettungsbootes verantwortlich gemacht. Die Einen sagen, es sei ihnen selbst ein Rätsel, die Andern — er sei versunken, nachdem er dem Jungen den Schwimmgürtel umgelegt habe und alle Nachforschungen sind vergebens geblieben. So weit die Zeitung.

Und in der Erinnerung von Jean und Georges wurde das Erlebnis selbst zu einer Zeitungsnachricht. Wenn man sie heute darnach fragt, so antworten sie fast mit den Worten der Zeitung. Dieser Jean Laporte, der für Arno ein ersehntes Sonnenland war, und an dem er nur zuletzt gezweifelt hatte, da ihm nichts, gar nichts mehr geblieben war — Jean erinnert sich nur noch, daß es schrecklich war und daß er geweint hatte. Weshalb, darüber hat er nie nachgedacht.

Dies ist die Geschichte des Arno Beaumont, Student der Philosophie an der Sorbonne, der in große, schöne Hefte Geschichten schreiben wollte, die aber immer nach einigen Seiten, mitten im Satz abbrachen.

Alles Große braucht einen Dolmetscher bei der Menge; die Mittelmäßigkeit wird gleich verstanden.

Isolde Kurz

Aphorismen
aus einem Versuch zur Darstellung der Wirklichkeit

Von Ignotus

Unter Wirklichkeit wird hier die Gesamtheit aller existierenden Dinge verstanden, insoferne sie eine (unmittelbar oder mittelbar) wahrnehmbare Wirkung hervorbringen können. Vom Wesen des Wirklichen, dem An- sich der Dinge wird somit nicht die Rede sein, weil es jenseits der Wirklichkeit liegt und daher unerkennbar ist. Dagegen sei zwischen zeitlich und ewig Wirklichem unterschieden.

Wenn man in ein Wasser gefallen ist, tut man — wenn man es kann — das einzig Richtige: man schwimmt.

Gilt es, da man in die Wirklichkeit gefallen ist, nicht auch ein einzig Richtiges zu tun?

Wenn dies die Aufgabe ist und man glaubt, sie lösen zu müssen, dann mag man die denkende Vernunft ruhig zum Teufel jagen.

Unfehlbarkeit des Verhaltens!

Das dumme Wasser: wenns kalt genug ist, gefriert es unfehlbar. Und der Mensch?: kann vermöge seiner denkenden Vernunft auch allemal etwas Verkehrtes tun.

Die Mathematik lehrt: „Ungleichartige Größen sind aneinander nicht meßbar". Und doch macht sich die denkende Vernunft an die Wirklichkeit?

Es ist nicht die Vernunft, sondern die Wirklichkeit, die schließlich mit allen Irrtümern fertig wird.

Die denkende Vernunft hat eine Stiefschwester: die tätige Vernunft. Diese kam einst mit einer Tat vor die Wirklichkeit. Die Tat wurde verworfen und die tätige Vernunft kam mit ihrer ersten Wahrheit davon.

Die Vernunft stellt sich immer vor die Tat und wird immer erst nach ihr — vernünftig.

Jesus von Nazareth vergleicht einem klugen Mann nicht den, der seine Rede hört, sondern den, der sie auch tut.

Die ersten Wahrheiten gehörten der tätigen Vernunft: Werden die letzten Wahrheiten der denkenden Vernunft gehören?

Kant hatte der Spekulation die Tore der Erkenntnis verschlossen. Was blieb ihm anders übrig, als sie der Erfahrung wieder zu öffnen.

Die Grenzen der Erfahrungsfähigkeit des Menschen und die Grenzen der Wirklichkeit sind ein und dieselben.

In der Gesellschaft hat man sich mit 20 bis 25 Jahren die Hörner schon abgestoßen. — Wie jung erscheint da auf einmal der Mensch vor der Wirklichkeit.

Eine mathematische Unmöglichkeit: das Endliche mißt das Unendliche, das Zeitliche mißt das Zeitlose, das Bedingte mißt das Unbedingte! Ob es nicht umgekehrt ist? Man glaubt zu wägen und man wird gewogen?

*

Die Erkenntnis der Wirklichkeit ist ein nicht umkehrbarer, geschichtlicher Vorgang.

Wenn es ein Ewig-Wirkliches gibt, dann ist in ihm das Schicksal aller menschlichen Werke vorherbestimmt: Es werden nur solche die Zeiten überdauern, die darauf gegründet sind.

Der Weg des erkennenden Menschen ist der umgekehrte Weg alles gewordenen Lebens und zugleich seine Fortsetzung.

Es haben nur solche Ereignisse geschichtliche Bedeutung, die nicht umkehrbar gedacht werden können.

Es ist nicht jeder Schritt in der Geographie zugleich ein Schritt in der Geschichte.

Wenn es zwischen mein und dein, unser und euer eine Geschichte gibt, dann ist es eine end-, ziel- und heillose Geschichte.

Geschichte ist nicht ein Vorgang zwischen mir und dir, uns und euch, sondern zwischen Mensch und Wirklichkeit.

Wonach soll man die Geschichte benennen, wenn nicht nach dem Gegenstand, dessen Werden man in ihr darstellt. Ist also die Welt dieser Gegenstand, dann „Weltgeschichte": ist es der Mensch, dann „Geschichte des Menschen". Wären es aber nur die Werke des Menschen dann dürfte man nur von der „Geschichte der menschlichen Werke" sprechen.

Und was ist anders Gegenstand unserer „Weltgeschichte", als die Werke des Menschen?

Schriebe man nun eine Geschichte der lebendigen Gestalt, so müßte man vor die Geschichte der menschlichen Werke einen weit inhaltsreicheren Abschnitt Gestaltungsgeschichte setzen. Was nach der erstgenannten käme, bleibe dahingestellt: aber müßte man nun nicht, statt „Geschichte" nur „Zeitalter" der menschlichen Werke sagen?

Das Ergebnis der Weltgeschichte: eine Aufgabe für Geschichtsprofessoren:

Man stelle die Größe der menschlichen Wandlung in historischer Zeit fest.

Die Lösung:

Der Mensch der Gegenwart = Mensch
Der Mensch der Pyramidenzeit = Mensch
In der Differenz = Null,

haben wir die Größe der Wandlung. Null ist ja bekanntlich nicht absolut nichts.

Das Geschichtsbild der Meisten.

Vom Elektron zum Atom — vom Atom zum Molekül — vom Molekül, hopla, zum Urtier — vom Urtier zum Menschen — vom Menschen, via Fortschritt, Technik und Sport, zum Übermenschen im vollkommenen Staat.

Glückliche Reise!

Gott will, die Menschen sollen vollkommen werden: die Menschen aber möchten lieber mit der Rakete zum Mond.

Das Tempo der Geschichte ist ein beschleunigtes: Je näher das Ziel, umso schneller die Folge der Ereignisse. — Heute das Rasen der Erfindungen und morgen — das Ende der Technik.

Ich hatte mir einen Fingernagel verletzt und es vergingen fünf Monate, bis mir ein neuer gewachsen war.

Ein Gott braucht also fünf Monate, um einen Fingernagel wachsen zu lassen, während in knapp 150 Jahren alle Staatsformen, vom Absolutismus bis zum Bolschewismus über Europa gegangen sind.

Entweder ist dieser Gott eine Schlafmütze oder alles, in unserm Geschichtstempo Geschaffene, ist elendes Machwerk.

*

„Die Falschheit eines Urteiles ist uns noch kein Einwand gegen ein Urteil."

Was meinst du aber, Friedrich, wenn nun dein Übermensch an die Wirklichkeit gerät?

„Gut" und „böse" bezeichnen feststehende Verhältnisse menschlicher Werke zum Ewig-Wirklichen. Gut und böse sind also Erkenntnisse und nicht Erfindungen. Wer sich jenseits von gut und böse stellt, begibt sich — jenseits von der Wirklichkeit — ins Reich der Phantasie.

Der Wille zur Macht ist die reine Verneinung der Freiheit.

Ein Mensch braucht — von seiner Geburt gerechnet — dreißig Jahre, bis er weiß, was er will. Von da an bis zu seinem Tode ist einem Willen zur Macht möglicherweise Spielraum gegeben. — Dann spielt Wirklichkeit weiter.

Der Wille eines Menschen zählt vor dem Ewig-Wirklichen $\frac{1}{\infty}$; der eines Volkes natürlich etwas mehr.

Den Willen zur Macht verkörpern in unserer Gegenwart der englische Adel, das amerikanische Gold, die jüdische Presse, die deutsche Technik, der französische Militarismus, einige Diktatoren und der Bolschewismus.

Zarathustra, wo blieb dein Lachen? nun ist zum Geist auch noch die Macht unter den Pöbel gegangen.

Die Reiche Alexanders und Napoleons waren auf den Machtwillen einzelner Menschen gegründet und zerfielen, das eine mit dem Tode, das andere mit dem Sturze seines Schöpfers.

Das römische Reich der Antike war auf den Machtwillen eines Blutadels gebaut und begann mit dem Untergang dieses Adels zu zerfallen.

Wenn der Wille zur Macht sich an den Oberflächen der Wirklichkeit ausgetobt hat, erschließen sich dem Gehorsam ihre Tiefen.

*

Die menschlichen Formen der Gesellschaft — von der Ehe bis zum Staat und zwischen den Staaten, von der Autokratie bis zur Pöbelherrschaft, von der Sekte bis zu den Weltkirchen — sind in der Wirklichkeit schwach gegründet; schwach, da sie sich auf Dogmen und schwächer noch, da sie sich auf menschliche Interessen stützen.

2000 Jahre vor Jesus von Nazareth schuf Moses ganz menschliche Gesetze. 2000 Jahre nach Jesus von Nazareth wäre es an der Zeit, über menschliche Gesetze hinwegzukommen.

Man hält mich für einen Anarchisten? Mit Unrecht! Ich lege das größte Gewicht auf Gesetze, die vom Ewig-Wirklichen garantiert sind.

In der Technik baut man von jeher auf Naturgesetze — in der menschlichen Gesellschaft immer noch auf Dogmen, Theorien und menschliche Interessen.

Gesetze machen, heißt der Wirklichkeit ins Handwerk pfuschen. Gesetze sollen nicht gemacht, sondern erkannt werden.

*

Wenn Gott wirklich ist, wird er sich dem Menschen kraft seiner Wirklichkeit offenbaren.

Es kann zwei Möglichkeiten geben, Gott zu erkennen: Durch unsere Sinnlichkeit oder in seinen Werken. In der Apokalypse, im Zungenreden, in Träumen offenbart sich nur der verworrene Geist von Menschen.

Wenn das Werk und die Worte des Jesus von Nazareth Sinn haben, dann ist die Offenbarung des Johannes — lauterer Unsinn.

Gott ist ein Gegenstand der Erkenntnis und nicht des Glaubens. Man glaubt oder man glaubt nicht an die Erfüllung eines Wunsches oder einer Furcht. Man weiß aber oder man weiß nicht, ob ein Ding existiert oder nicht existiert.

Das Seiende der Erkenntnis — dem Glauben die Erfüllung.

„Dein Glaube hat dir geholfen."
Das ist der Glaube, „daß Gott helfen werde;" die Gewißheit seiner Existenz ist deine Voraussetzung.

Jedes geschriebene und jedes gesprochene Wort, das aus Jesus von Nazareth einen Kirchengründer machen will, ist Lüge! — Jesus von Nazareth ist der Begründer des Reiches Gottes auf Erden.

Was ist Gott den Kirchen und Sekten?
Immer noch das größte Gewässer für Fischereien im Trüben.
Was können Kirchen und Sekten einem wirklichen Gott sein?
Menschliche Werke!

Wo die Menschen nicht fühlen, daß sie tiefinnerlich einer Einheit angehören, dort versuchen sie, von außen herum, Gemeinschaften zu bilden.

Das Wort, nämlich das Gesetz, erkennen und ihm gehorchen und — einen Glauben bekennen, dem nicht einmal gehorcht wird, das ist der Unterschied zwischen der Religion Jesu und den Pseudoreligionen der Kirchen.

Die Lehre Jesu ist frei von Dogmen. Das Dogma fängt erst mit der „heiligen Drei-Einigkeit" an.

Schon die Möglichkeit einer Spaltung ist ein Beweis für die menschliche Herkunft aller Kirchen. Man kann über den Gesetzen des Ewig-Lebendigen ebensowenig uneins werden, als etwa über dem Gesetz der Trägheit, dem alle Körper unterworfen sind.

Einem wirklichen Gott ist mit Kultus nicht gedient; einem nur erdachten Gott zu huldigen ist lächerlich. Wozu also der Kultus?

Wir können uns wann und wo immer von einer kultischen Handlung ergreifen lassen. Aber wer kann sagen, wann und wo er vom Ewig-Wirklichen ergriffen werden wird?

Bonifacius legte die Axt an die „heiligen" Eichen und es geschah ihm nichts.
Und wenn jemand die Axt an die „alleinseligmachenden" Kirchen legte, — — —?

*

Ein Werk, auf einen Irrtum gebaut, ist im Zeitlichen ebenso wirklich, wie eines, das auf Wahrheit gegründet ist. Den Unterschied macht, daß die Wahrheit auch eine wirkliche Grundlage hat.

Es hat eine Katastrophe gegeben. — War es das Werk eines Irrtums, das am Ewig-Wirklichen zerschellte, oder das einer jungen Wahrheit, welche mit dem zeitlich Wirklichen in Widerstreit geriet?

Was man an der Wirklichkeit nicht sieht, bekommt man gewöhnlich zu spüren.

Ein jeder Staat verpflichtet seine Bürger zur Kenntnis seiner Gesetze. — Ist die Erkenntnis der Gesetze des Ewig-Wirklichen weniger verpflichtend?

Einer jeden Wahrheit steht ein besonderer Irrtum gegenüber; also auch den letzten Wahrheiten die letzten Irrtümer.

Je näher ein Irrtum der Wahrheit kommt, umso dauerhafter werden seine Werke.

Warum die Menschen der unlebendigen Wirklichkeit so viel mehr Aufmerksamkeit zuwenden, als der lebendigen?
Vermutlich glauben sie, dort herrschen zu können und hier nicht dienen zu müssen.

Der Mensch ist der Höhepunkt der Schöpfung; darum ist seine Weisheit von ihren Grundlagen so weit entfernt.

Der Erkennende schaut aus dem Veränderlichen ins Unveränderliche, aus dem Unsichern ins Sichere, aus dem Sterblichen ins Unsterbliche, von der Spitze des Eiffelturmes auf den festen Boden und die echten Gefühle, die ihn dabei begleiten, sind der Schwindel und die Todesangst.

Am sichersten bewegt sich, von den meisten, ein jeder in seiner Gesellschaft; am unsichersten vor Gott.

Am sichersten gebärden sich die Menschen, wenn sie fehltreten.

Ein Mensch ist umso genialer, je mehr er vermag, seinen eigenen Willen aus seinem Tun auszuschalten, um den Willen des Prinzipes, aus dem er geworden ist, vorwalten zu lassen. Wer dies völlig kann, ist unfehlbar.

*

Zwischen Zeit und Ewigkeit

Gedanken zu Erwin Reisners neuestem Werk

Von Alfred Pomarius

Als ich vor mehreren Jahren das Grunderlebnis der Philosophie Erwin Reisners aus seinem Erstlingswerk „Die Erlösung im Geist" herauszuarbeiten versuchte, da tat ich es durch die Formel: „Die Welt als Sünde des Absoluten". Reisner konnte sich von Anfang an mit dieser Formel nicht befreunden. Er war innerlich schon über die Einstellung dieses ersten Buches hinausgewachsen und strebte dem Standpunkte zu, den er in seinem letzten Werke: „Die Geschichte als Sündenfall und Weg zum Gericht"*) erreicht und von dem ich nicht zweifele, daß er ein endgültiger ist. Es ist der Standpunkt des Gott- und offenbarungsgläubigen Christentums, also der radikal religiöse; jener war noch, wie Reisner selbst sich äußert, der wesentlich ästhetische Standpunkt der spekulativen idealistischen Philosophie. Die neue Form, die damit die Grundformel seiner Philosophie annimmt, ist ebenso kurz und prägnant erfaßbar wie die alte, sie lautet nun: „Die Welt als Sünde des Geschöpfes". Dies ist das Thema seines neuesten Buches, dessen radikale Kühnheit darin liegt, Wissen und Glauben in den dem modernen Menschen gegebenen Möglichkeiten zu vereinigen.

Daß der religiöse Philosoph oder der philosophierende Gläubige davor zurückscheut, die Welt als Schöpfung Gottes zu erklären, das beruht grundsätzlich darauf, daß er das Vorhandensein des Bösen in der Welt feststellt. Wäre sie die Schöpfung Gottes, so würde er ja letzten Endes Gott für den Grund des Bösen erklären. Das ist wohl auch für Reisner der tiefste Grund dafür, die Welt nicht für Gottes Schöpfung, sondern für die Schöpfung des Geschöpfes zu erklären. Nicht des endlichen Geschöpfes allerdings, das sich vielmehr nur als Funktion der Welt begreifen kann, aber des ewigen Geschöpfes. Dies letztere steht in Reisners System an derselben Stelle wie bei Plotin der ewige Weltgeist und die ewige Weltseele, nämlich zwischen Welt und Gott, als der eigentliche Demiuergos oder Weltschöpfer. Während aber diese geschöpfliche Zweiheit bei Plotin in eigentlich naturalistischer Wendung mit Notwendigkeit aus dem absoluten Ureinen strömt, ist sie bei Reisner im Sinne der biblischen

*) Verlag Oldenburg 1929. Preis geh. 12·50, geb. 14·50 Mark.

Schöpfungsgeschichte von Gott in freiem Wille sich zum Ebenbilde, also ebenfalls ewig und im Wollen frei, geschaffen worden; sie ist das paradiesische Menschenpaar Adam und Eva.

So wird zum absoluten Ausgangspunkt von Reisners metaphysischem System die Dreiheit: Gott — Ich (Adam) — Du (Eva). Die Daseinsform des Ich in diesem vorweltlichen Zustande ist eine ewige Gegenwart, das „ewige Leben". Das, was es erlebt, ist das liebende Anschauen Gottes und des Du, durch das Medium des ewigen göttlichen Lichtes, das zwischen Gott und seinen Geschöpfen webt und das gleichzeitig verbindet und gleichzeitig die Distanz hält, die „nicht zu nahe treten läßt". Der ethische Gehalt dieses paradiesischen Ichzustandes ist die in ihm verwirklichte Achtung Gottes, des Du, und des eigenen, von Gott gegebenen Selbst.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Reisners Philosophie wesentlich die Erzählung vom Schicksal des sündigen Ich ist. Selbst das Du, dessen Ebenbürtigkeit mit dem Ich zwar immer wieder betont wird, rückt dem Ich gegenüber in ein metaphysisch sekundäres Verhältnis, indem es von Gott unter, allerdings unbewußter, Mitwirkung des Ich geschaffen wird (Gott schuf Eva aus der Rippe Adams, während dieser schlief). Deshalb ist auch die paradiesische Daseinsform des Du, das göttliche Licht, im Grunde die Anschauungsform des Ich. Deshalb ist auch der Sündenfall, das die Welt schaffende Ereignis, ein Sündenfall wesentlich des Ich. Denn wenn auch Eva es war, die Adam verführte, so bemerkt Reisner hiezu richtig, daß sich Adam nur verführen lassen konnte, als er schon sündig war. Daß der Sündenfall an das Ich (an Adam) gebunden ist, kommt auch darin zum Ausdruck, daß Reisner seinen essentiellen Inhalt in die Reflexion Adams über sein Rippenopfer setzt. Der reflektierende Adam schließt aus dem Beitrag seines Leibes zur Erschaffung Evas, auf sich als Besitzer göttlicher, schöpferischer Kräfte, setzt sich damit Gott gleich und drückt das Du, es als sein Geschöpf betrachtend, unter sich hinab. Damit verneint er die Ebenbürtigkeit des Du, verkehrt die Achtung für dessen Dasein in Verachtung und macht aus dem Du ein bloßes Es. Im Augenblick des Sündenfalles schlägt nach dem Gesetz der Verkehrung, das aller Reflexion zugrunde liegt, die bisherige Daseinsform des Ich, die ewige Gegenwart, in die Zeit um, die die Gegenwart aufhebt, indem sie aus ihr einen Durchgangspunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft macht; es ist dies der Teil des Vorganges, in dem das Ich sich selbst verliert. Und die An-

schauungsform, in der dem Ich das Du gegeben war, das ewige, göttliche Licht, das trennte und verband, schlägt um in die Anschauungsform des Es, die bloß noch trennt, den Raum; hiebei verliert also das Ich das Du. Endlich das Verhältnis zu Gott, das, ebenfalls durch das Medium des Lichtes, Verbundensein mit Gott war, schlägt um in die gottferne Einsamkeit des Ich, aus dem Emporgehobensein zu Gott wird das Hinuntergezogenwerden in eine bodenlose Tiefe, die Schwere; damit verliert das Ich auch Gott.

So wird aus dem biblischen Wort: Gott schuf Himmel und Erde, bei Reisner das Wort: Der Mensch schuf Himmel und Erde. Denn das Unten und Oben, das Vorne und Hinten, das Geborenwerden und Sterbenmüssen, ja das Zerfallensein in eine Vielheit räumlich und zeitlich getrennter Individuen, also die Welt und der Weltlauf, ist nichts als das subjektive Erlebnis des sündigen Urich (Adams), die Begleiterscheinung der metaphysischen Strafe der Verkehrung seiner Daseins- und Anschauungsform in ihr dialektisches Gegenteil.

Dies ist der Kern der schwierigen metaphysischen Spekulationen, auf die sich der grundlegende Satz für Reisners „Christliche Metaphysik der Geschichte" gründet, der Satz, daß das geschichtliche Geschehen nichts anders sei, als der Sündenfall in zeitlicher Form auseinandergezogen. Er eignet sich — sit venia verbo — dazu weil er ja, wie schon bemerkt, aus drei Momenten besteht: dem Abfall von Gott, dem Du und dem eigenen Selbst. Und diese drei Momente nun sind es wirklich, und zwar in der eben gegebenen Reihenfolge, die nach Reisner das Thema der menschlichen Geschichte bilden. „Der Mensch löst sich gleichsam schrittweise von seinem vollkommenen Ursprung los, indem er zuerst Gott, dann das Du und zuletzt das Ich selbst aufzuheben trachtet". Jede geschichtliche Epoche wird zum zeitlichen Symbol eines dieser Momente. Konkret ist die Verteilung folgende: Die archaische Zeit (Ägypten, Altisrael) symbolisiert den Prozeß der Reflexion auf Gott; daher ist sie geistig beschäftigt mit dem Problem der Schwere, des Todes, der Unterwelt, der Tiefe (ägyptische Architektur). Zur Reife kommt dieser Prozeß im ersten klassischen Zeitalter, der Antike. Geistig ist ihr Inhalt die Überwindung des Problems der Schwere, damit der Vollzug der Loslösung von Gott. Da hier die Dimension der Gottbezogenheit verloren geht, lebt der Mensch „zweidimensional" weiter, d. h. bloß noch Du- und Ichbezogen. Das Mittelalter symbolisiert den Prozeß der Reflexion auf das Du; sein geistiger Inhalt ist also das Zur-Krise-Kommen des Gemeinschaftsdaseins, das Auftauchen der Pro-

blematik des Raumes. All dies vollendet sich im zweiten klassischen Zeitalter der Renaissance und Reformation. Sie bedeutet die Auflösung des Raumproblems, die Geburt des Individualismus, die endgültige Loslösung von Du. Der Mensch ist damit eindimensional geworden. Der Barock bringt nun auch die Zersetzung des Selbstwertes des Ich, die im dritten klassischen Zeitalter, dem des deutschen Idealismus, seinen Abschluß findet. Von diesem Zeitpunkt an lebt der Mensch existentiell radikal im Zustande der Sünde, er ist dimensionslos geworden, ohne die Möglichkeit von sich aus zu Gott zurückzufinden.

Während all dieser Ereignisse ist der empirische Mensch grundsätzlich in Unkenntnis über seine wahre Lage. Denn der sündigende Adam verliert mit dem Sündenfall die Erinnerung an seine vorweltliche Existenz. Er mußte nämlich als er vom Baume der Erkenntnis aß, so wie Gott es ihm verheißen, des Todes sterben, d. h. er ward vergänglich, und indem er sich nun als Sterben-Müssenden ansah, sah er sich gleichzeitig als Geborenwordenen, d. h. als einen, der aus dem Nichts des Unbewußten kommt. Das ist der Zustand jedes empirischen Menschen und auch der der Menschheit in ihren verschiedenen Epochen, denn sie ist ja nur der sich in unendlicher Vervielfältigung selbst erlebende Adam.

Aber Gottes Gnade läßt den Menschen nicht in dieser prinzipiellen Unorientiertheit bleiben. Er gibt ihm durch die Offenbarung Gelegenheit, zur Wahrheit über sich und seine Natur zu gelangen. Die alttestamentliche Schöpfungsgeschichte aus der archaischen Zeit und Christi Erscheinen am Ausgange der Antike, sind die beiden Ereignisse der Offenbarung, da die ewige Wahrheit zeitliche Form annahm und Gott sich selbst verleugnend, zum Menschen in den Formen des Menschen sprach. Dadurch, daß die Offenbarung dem Menschen die Erkenntnis seiner radikalen Sündhaftigkeit vermittelt, enthält sie gleichzeitig die Forderung an ihn, restlos mit seiner Selbstüberhebung zu brechen, also sein Ich restlos zum Opfer zu bringen, um dadurch die Herrschaft Gottes wieder herzustellen. Durch die Art und Weise, wie der Mensch den Konflikt zwischen dieser Forderung und seiner Unangemessenheit an sie löst, entsteht nach Reisner das Wesen dessen, was man die verschiedenen Kulturgebiete oder die Formen des objektiven Geistes nennt.

Erfüllt der Mensch restlos die in der Offenbarung gesetzte Forderung, bringt er also sein Ich ganz zugunsten Gottes zum Opfer, so entsteht Religion bzw. Sittlichkeit. Kann er sich zum „Ganzopfer" nicht entschließen, sondern opfert sein Ich nur halb, so reicht die sühnende

Kraft dieses Aktes nicht bis zu Gott hinauf; aber sie reicht aus um wenigstens dem Du den geraubten Wert zurückzugeben. Diese Wiederherstellung der Du-Anschauung ist das Wesen der Kunst. Weist endlich das Ich die Forderung der Offenbarung ab und versucht aus eigenen Kräften das verlorene Paradies zurückzugewinnen, dann gerät es auf die absolut egoistischen Gebiete der Wissenschaft, Wirtschaft, Technik.

Mit einer bewundernswerten philosophischen Gestaltungskraft führt Reisner diese wahrhaft großartige und den Gegenwartsmenschen bis in die tiefsten Tiefen erschütternde Geschichts- und Kulturphilosophie durch. Es ist nicht möglich hier auf weitere Einzelheiten einzugehen, als die sich auf das Gebiet beziehen, dem sein Buch selbst angehört, auf die Geschichtsphilosophie. Hier ergibt sich sein Standpunkt folgerichtig aus dem Bisherigen folgendermaßen:

Der Wissenschaftler als der Reflektierende par excellence, der das Opfer des Ich ganz ablehnt und sich nur auf seine eigenen Kräfte stützt und verläßt, hat im Grunde Gott abgeschafft und das Ich an seine Stelle gesetzt. Und so wie er hier in seiner Grundeinstellung das metaphysische Verhältnis des Ich radikal verkehrt auffaßt, so sind alle seine „Erkenntnisse" radikale Verkehrungen der Wahrheit. Wenn daher die Geschichtswissenschaft das geschichtliche Geschehen als eine Aufwärtsentwickelung aus barbarischen Zeiten zu solchen mit immer höherer Kultur darstellt, so liegt auch hier eine solche Verkehrung des wahren Sachverhaltes vor, der vielmehr die Geschichte als den immer tiefer in die Sünde führenden Abstieg vom vollkommenen zu immer unvollkommeneren Zuständen zeigt, die schließlich im göttlichen Gericht enden müssen.

Hier ist nun der Punkt, wo Reisners Philosophie selbst ihren Platz in seinem eigenen System findet. Denn sie ist in ihrem wesentlichen Gehalte die Aufhebung des historischen Denkens, der eigentlichen Wissenschaftsform des dimensionslos gewordenen Menschen der Gegenwart, indem sie alle seine Erkenntnisse als bloße Phänomene des sündigen Urich entlarvt, die Vermittelung der Wahrheit aber allein der Offenbarung zuweist. Die Aussagen der letzteren aber über die Geschichte führen für jede einzelne Epoche zum genauen Gegenteil dessen was der stolze Bau der Wissenschaft aufgerichtet hat. Indem nun Reisner so das Denken selbst in seinem letzten Bollwerk angreift und ihm das Rückgrat bricht, zerstört er das Letzte was dem Menschen der Gegenwart noch an metaphysischem Wirklichkeitsrecht verblieben

war und stürzt ihn ins absolute Nichts. Positives kann er nicht geben. Denn trotzdem er sich der Offenbarung unterwirft, kann er nicht Religion, sondern nur Philosophie geben, also das bloß theoretische Ganzopfer des Ich, weil dem dimensionslosen Menschen jede positive religiöse Möglichkeit rettungslos verloren gegangen ist.

Trotz ihrer imponierenden Geschlossenheit und inneren Folgerichtigkeit, ist die Philosophie Erwin Reisners doch nicht frei von inneren gedanklichen Schwierigkeiten, und auf einige derselben muß schon um der Klärung seiner eigenen Ideen willen, hingewiesen werden.

Grundlegend für die Entstehung seines Systems ist sein Verhältnis zur Offenbarung. Denn die Grundwahrheiten desselben stammen seinem Zeugnis nach, aus der Offenbarung. Was hier stutzig werden läßt, ist die Tatsache, daß Reisner sich durchaus nicht etwa in allem nach den Worten der biblischen Schöpfungsgeschichte richtet. Er nimmt vielmehr eine Auswahl vor, indem er den Offenbarungstext nur dort für rein göttlich erklärt, wo von der Überzeitlichkeit des Schöpfers und des Geschöpfes die Rede ist, das andere aber für bloß zeitbedingte Ausdrucksform des Niederschreibers ansieht. Hier erhebt sich mit Recht die Frage, wer im erkennenden Subjekt der Richter sei, der hier entscheide. Ist es nicht der philosophische Eros selbst, der in Reisner diese Entscheidung fällt? Dann aber wäre ja „das Unheilige zum Maßstab des Heiligen" gemacht worden und die Offenbarung eigentlich verneint. Aber selbst wenn Reisner antworten würde, daß zur objektiven Offenbarung immer eine subjektive hinzutrete, ein Gnadenakt Gottes, der diese Unterscheidung als eine vorzunehmende hinzuoffenbare, müßten wir ihm seine eigenen Worte entgegenhalten: „Seit der Reformation, oder noch richtiger, seit der Erfindung Gutenbergs, ist die Bibel für uns ein Petrefakt, und wir sind gehalten, sie in dieser ihrer petrifizierten Gestalt anzuerkennen." Denn hier lehnt Reisner es ab, daß für den Gegenwartsmenschen ein subjektiver Offenbarungsakt mit einer Bibelkritik als Inhalt, überhaupt stattfinde.

Eine weitere innere Schwierigkeit seines Systems ist die eigenartige Präponderanz des Ich gegenüber dem Du, die schon eingangs erwähnt wurde. Das Du, auch das paradiesische, hat nicht nur weniger Realität als das Ich, sondern, da das Rippenopfer ein einseitiges ist, einen Teil seiner Realität vom Ich. Dadurch wird Reisners Philosophie zur Philosophie des Mannes, Adams, bei ihm liegt alle metaphysische Iniative. Zwischen Ewigkeit und Zeit, der reinen und der sündigen Daseinsform des Ich, spielt sich das Drama der Welt-

werdung und des Ganges zum Gericht ab. Das Weib, und damit das Du, kommt in Gefahr, bloß durch seine Beziehung auf das Ich überhaupt zu sein, das System in die Gefahr des Solipsismus.

Eine philosophisch nicht gerade leichte Nuß ist das dialektische Umschlagen des Lichtes außer in Raum auch in Schwere. Es ist nicht leicht erfindlich, warum das Licht in zwei Prinzipien umschlägt. Das Licht war ja nur Eines, bloß die in ihm erscheinenden Objekte waren zwei: Gott und Du. Es hat also den Anschein, als ob nicht das Licht, sondern diese beiden Erlebnisinhalte des Ich in Schwere und Raum umschlagen. Und wirklich tritt die Schwere in Reisners weiteren Ausführungen als eine Art phänomenaler Gott des sündigen Ich auf, als der in sein Gegenteil verkehrte Gott selbst, aber der Raum ist nicht das verkehrte Du, sondern nur die dialektisch verkehrte Beziehung zum Du, das im Raum erscheint.

An einer Stelle seines Buches verwirft Reisner die Anschauung der idealistischen Philosophie, daß die Entstehung der Zeit die Folge eines logischen Prozesses sei; denn aller Prozeß sei zeitlicher Natur und falle selbst schon in die Zeit, nie vor die Zeit. Dieser Einwurf aber scheint sich mir auch gegen Reisner selbst zu kehren. Denn der Akt der Sünde kann meines Erachtens nach mit keinem größeren Recht als überzeitlich angesehen werden, als ein logischer Prozeß. Die geistigen Vorgänge sind ja tatsächlich alle überzeitlicher Natur, selbst die im endlichen Ich vor sich gehenden. Im Gegenteil ist der Sündenfall ein geistig so verwickelter Sachverhalt, daß er viel eher, denn ein logischer Prozeß, als ein bloß in der Zeit mögliches Vorkommnis aufgefaßt werden kann. Dies ist einer der stärksten Einwände, der sich gegen die Grundauffassung der Reisner'schen Philosophie, nämlich die radikale Sündigkeit des zeitlichen Daseins, erheben kann. Die Sünde wird so nicht zum Konstituens der Zeit, sondern zu einem Ereignis in der Zeit. Verstärkt wird dieser Einwand noch durch einen andern, der sich gegen den Begriff des ewigen Lebens richtet. Man kann diesen letzteren geradezu als contradictio in adjecto ansehen, indem man das Leben als eine spezifisch zeitliche Angelegenheit faßt, die bloß per analogiam vom Absoluten ausgesagt werden dürfe.

Es liegt mir ferne, durch bloß leichtfertige Messerstiche die wuchtige Einheit des Reisner'schen Gedankenbaues zu durchlöchern. Dazu ist meine Achtung für den tiefen Ernst und für die reinigende Gewalt seiner Gedanken zu groß: Es sind tiefste innere Widerstände meines Selbst, die sich in diesen Einwänden an die Oberfläche drängen. Viel-

leicht bin ich damit für Reisner nichts als ein Beleg mehr für die „Dimensionslosigkeit" des modernen Menschen, der jede innere Beziehung zu Gott verloren hat und die Offenbarung nicht mehr verstehen kann. Es mag sein. Trotzdem muß ich bekennen, daß ich die „Philosophie der Todesstunde" im besten Falle theoretisch anerkennen könnte, niemals aber praktisch leben könnte. Ich kann es trotz aller gegenteiligen Behauptungen Reisners auch heute nicht einsehen, daß nicht die Verzweiflung das existentielle Moment seiner Philosophie sein muß. Und so lange nicht die radikale Verzweiflung die Grundstimmung meines Lebens ist, lebe ich eine andere Philosophie. Und diese suche ich.

Die neue rumänische Lyrik

Von Oscar Walter Cisek

Manche sehr ausgeprägte, ausschlaggebende Züge der neuen rumänischen Dichtung wurzeln immer noch im unvergleichlich blühenden, auch heute ertragreichen Boden des Volksliedes. Immer noch ist seine Substanz für das gesamte Gestaltungsbild, für viele inneren Zusammenhänge wesentlich. So äußert sich auch eine große Anzahl der besten Kräfte zeitgenössischer rumänischer Literatur in der Lyrik, deren Spiegelungen übrigens nicht selten auch in der Prosa und im Drama erscheinen. Für die Rumänen bleibt die Lyrik vorläufig ein bevorzugtes, alles um sich bezwingendes Gebiet, das mit der außergewöhnlichen Begabung der Rumänen für Volkskunst in stetem innerem Zusammenhang steht. Mythus, der tausend Quellen vegetativ speist und durchstrahlt, dringt auch dort an die Oberfläche, wo man anfangs nur Artistisches vermutet.

Die heute ungefähr zwischen dem dreißigsten und dem sechzigsten Lebensjahr stehenden Dichtergenerationen, hatten sich gegen die überwältigende Größe Mihail Eminescus zu behaupten, kamen in vielen Beziehungen den Anschauungen Mitteleuropas und des Westens näher und trachteten doch auch aus intuitiver Verbundenheit danach, Stimmen der eigenen Erde, Verkünder für ihr Volk zu sein. Vieles, was vor zwei Jahrzehnten mit Jon Minulescu, diesem geschmackvollen Nacheiferer der französischen Symbolisten, ein wenig gewagt und nicht selten auch zu überbetont begann, bog später, kaum daß man sich der Tragweite der eigenen Gestaltung bewußt wurde, nach einfachstem

Sinn ab. Dennoch bleibt Minulescu ein Beginner, der sich um die Verbreitung alles Modernen in Rumänien seltene Verdienste erworben hat. Seine Haltung bedeutete Kampf gegen die langweiligen Epigonen Eminescus, mit deren Gesäusel endlich aufgeräumt werden mußte. So wirkte hier Französisches erfrischend und riß den Boden für ein neues Wachstum auf. In der Entwicklungsgeschichte der jüngsten rumänischen Literatur wird die Gestalt Minulescus sich stets zu behaupten vermögen, bleibt auch der poetische Ertrag seines Wirkens ziemlich begrenzt.

Eine Schule der Neuen gibt es in Rumänien nicht; manche von ihnen stehen abseits, ganz für sich. Und nicht selten sind es die reinsten Dichter, unberührt vom regsten, aber auch billigsten Getriebe unserer Hauptstadt.

Da wäre unbedingt als erster der entrückteste zu nennen: G. Bacovia, ein Dichter der verlassensten rumänischen Provinzstadt, des Herbstes und des Untergangs, der Sänger einer Trauer, die sich auf unnachahmbare Weise mit Prosaischem und Trivialem mischt. Die Wirklichkeit des Todes bricht in das monochrome Gebiet des Traumhaften ein. Bacovia wiederholt sich unendlich, ohne der Entwicklung seiner Vorwürfe zu achten, und ist wie einst Albert Ehrenstein über Georg Trakl sagte, „in einem höheren Sinne unverbesserlich." Man hat ihn wahrlich nicht zu Unrecht mit Trakl verglichen, der freilich das Faßbare des Todes bis zu weiträumigen, transzendentalen Höhen zu steigern vermochte, und außerdem gelangt der österreichische Dichter zuweilen bis zu hölderlinischer Klarheit und Durchsichtigkeit, was bei Bacovia niemals der Fall ist. Auch bei Trakl fällt übrigens oft das Ineinandergreifen von Trivialem und erdentfernter Heiterkeit auf und wie der Salzburger in unzähligen Wiederholungen seines dichterischen Schauens „braun und blaue" Dinge erkennt, herrscht auch in Bacovias Versen stets die Tönung einer Lieblingsfarbe vor: das Violett. Hier ein überbetontes Beispiel:

Violette Dämmerung

Die Dämmerung im Herbst, ein Violett.
Im Hintergrund erscheinen zwei Pappelsilhouetten:
Apostel in Gewändern, in reichen, violetten.
Die ganze Stadt ist violett.

Die Dämmerung im Herbst, ein Violett.
Am Wege treibt die Welt, so träge und kokett,
Es haftet an der Menge ein Schein vom Violett.
Die ganze Stadt ist violett.

Die Dämmerung im Herbst, ein Violett.
Vom Turm seh ich im Felde Vojwoden mit langen Haaren,
Die Ahnen ziehn vorbei in violetten Scharen.
Die ganze Stadt ist violett.

Von ganz anderer Bewußtheit sind die zusammengedrängten, gehämmerten Strophen von Tudor Arghezi, dessen Lyrik und Prosa überhaupt die umfassendste Spannung innerhalb der zeitgenössischen rumänischen Dichtung bedeuten. Manche seiner kristallklaren Verse könnten dem Schönsten von Stefan George und Paul Valéry an die Seite gestellt werden, Neuantikes blinkt aus ihrer vornehmen Geschliffenheit. Andere Gedichte wieder sind saftig, sind exuberant, Mystik des Primitiven und der Erde. Andere vereinigen krasseste Gegensätze. Arghezi ist zweifellos der bedeutendste Erneuerer der rumänischen Dichtung der letzten beiden Jahrzehnte, ein starker Beginner einer gegenromantischen Strömung, wenngleich viele seiner frühen Gedichte noch im Banne romantischer Einstellungen stehen. Er ist der Anführer einer ganzen Generation. Seine übersprudelnde Vielseitigkeit macht oft den aufrichtigsten Bewunderer stutzig. Denn der gleiche Mensch, der klassisch gehärtete Gedichte schreibt, ist, nebenbei gesagt, der Verfasser einer Prosa, die alles Mechanische betont, amerikanischen Rhythmus liebt, der sich im literarischen Leben Rumäniens recht verblüffend ausnimmt. Zuweilen kratzt er auch in seinen Gedichten Kleinigkeiten bis zum Exzeß hervor und stellt daneben riesige Visionen einer trivialisierten, alles Technische anbetenden Welt. An Döblin, an Ilja Ehrenburg wird man oft erinnert; in einem höchsten Sinne ist hier verwirklicht, was man heute auch in der Literatur „magischen Realismus" nennen könnte, will sagen: das Phantastische der Nähe, das Geheimnisvolle der nah betrachteten Dinge, eine lyrische Anatomie, das Poetische der härtesten, kältesten Nüchternheit und des Gegenständlichen. Dennoch weht der gewürzige Duft der rumänischen Scholle durch manche seiner bleibenden Dichtungen. Hier ein Fragment aus dem Gedicht „Überfluß":

Vereinsamt tief, er dort zum Himmel schwenkt
Die Furchen, nah beim Herde angefangen,
Siehst du ihn an, der schwer die Tiere lenkt,
Scheint er von Erz, die Rinder steinern prangen.

Weizen und Roggen, Hirse, Gerste, Mais,
Kein Same wird im Wind verloren gehn,
Wenn er die Pflugschar gut zu wenden weiß,
Wird jäh sie in der Sonne brennend wehen.

Neben diesem überragenden Führer fallen noch die Lyriker Nichifor Crainic, V. Voiculescu, Adrian Maniu, Jon Pillat, Lucian Blaga, Jon Vinea und Stefan J. Nenițescu auf, alle gefestigte Persönlichkeiten von sehr ungleichem Ausmaß. Nichifor Crainic, der Leiter der Zeitschrift „Gândirea", die seit dem Jahre 1921 die besten Schriftsteller Rumäniens um sich sammelt, ist nicht nur ein tiefschürfender, stets problematisch eingestellter Essayist und Propagator der in der Orthodoxie wurzelnden Kulturkräfte, nicht nur ein sehr unerschrockener Agitator auf diesem Gebiete, das immerfort wachsende Kreise um sich zieht, sondern auch ein reiner Lyriker andächtiger Frömmigkeit und Erdverbundenheit, die in einfachsten Worten göttliches Geheimnis zu eröffnen vermag. Rilkes „Geschichten vom lieben Gott" übertrug er ins Rumänische, schuf nach dem Kriege die für das ganze rumänische Geistesleben bedeutsame Richtung, die den Byzantinismus und die morgenländische Kirchenkultur in ein neues Licht stellte und auch unter den jüngsten rumänischen Dichtern einige vielversprechende Anhänger fand.

Dicht neben ihm ist der Platz von V. Voiculescu, dessen Haltung allem Mystischen gegenüber eine freiere ist. Voiculescu, ein lang verkannter Grübler und eindringlicher Sprachkünstler, ist erst im Laufe der letzten drei Jahre bekannter geworden, erst sein „Dichtungen mit Engeln" („Poeme cu îngeri") haben ihn in die Reihe der Überragenden gestellt. Aus dem Urtümlichen der Volkssprache holt er seine in schwerer Farbigkeit schreitenden Worte, die, nicht selten gedanken- und gleichnisüberlastet, in jäh gelösten Rhythmen zusammenklingen und wie unerwartete Ausblicke zu breit hingelagerten Landschaften anmuten. Eine über die Lyrik Vasile Alexandris führende Tradition und eine Francis Jammes verwandte, kindlich einfältige Anschauung betonend, schwelgen die Gedichte von Jon Pillat in unzähligen, lichtbeschwingten, durchsichtigen Bildern und Farben, die nicht selten an die primitiven Motive der rumänischen Keramik und der Schnitzereien Siebenbürgens erinnern. Äußere Eindrücke fügen sich bei ihm, der unter den zeitgenössischen Dichtern Rumäniens der Maler ist, zu freundlichen Gedichten. Kein schrillerer Ton und keine schwierigere Überwindung eines krisenhaften Konfliktes zerreißen den linden Fluß seiner Verse.

Anders steht es freilich um Adrian Maniu, neben Arghezi heute vielleicht der ursprünglichste rumänische Lyriker. Er war übertriebener und dennoch unsäglich aufrichtiger Expressionist von seltener Eigenart,

lange bevor man sich im Westen mit dem Expressionismus auseinandergesetzt hatte. Das Authentische der Volksgebräuche und einer mit sehr menschlichen Zügen durchsetzten Landschaft, Urgefühl und Blumenhaftes verschwistern sich in einer Ausdrucksfähigkeit, die zuweilen auf spielerische Weise Letztes streift. Sein Expressionismus verirrt sich nicht in zu abstrakte Gebiete, ist warm wie ein Füllen in den Gedichten des Russen Sergej Jessenin, duftend wie ein regendurchnäßter Buchenwald. Auch die Anekdote, die lang verachtete, hat er in seiner Lyrik zu neuen Ehren gebracht.

Eine ähnliche Mission wie Maniu hatten, trotz diametral entgegengesetzten Verlangungen, in der Nachkriegszeit die Neuerer Lucian Blaga und Jon Vinea zu erfüllen. Blaga, dessen erste Gedichtbände ohne die Einflüsse Nietzsches, Momberts und Li-tai-pes nicht gut denkbar sind, war zweifellos die bedeutendste Neuentdeckung eines Kreises, der in ihm nicht nur einen außergewöhnlichen lyrischen Gestalter, sondern auch den jüngsten Erwecker des rumänischen Dramas erblickt. Sein dramatischer Expressionismus, der sich sprachlich geläutert hat, ist heute dem des Westens nur verwandt. Ein Bruchstück wird als Beispiel*) über die Artung seiner Lyrik deutlicher als Erklärungen Aufschluß geben:

Nichts will anders sein, als es ist,
Nur mein Blut ruft durch die Wälder
Nach seiner entfernten Kindheit,
Wie ein greiser Hirsch nach seiner Hindin,
Die im Tod verscholl.
Vielleicht starb sie unter Felsen,
Vielleicht versank sie in die Erde.
Vergebens harr ich ihrer Kunde:
Nur Höhlen hallen wider,
Bäche verlangen sich in den Grund.

Antwortloses Blut –
O, herrschte Ruhe, wie gut wären vernehmbar
Der Hindin Schritte durch den Tod.

Mit diesen Versen verglichen, sind die Gedichte von Jon Vinea meist trüb, schartig und zerrissen, aber auch ihrem Empfinden entschält sich zuweilen eine bezaubernd einfältige Bildhaftigkeit, die das Märchenhafte der Wirklichkeit, das idyllische Einzelstück des Großstadtgetriebes mit einer äußerlich nicht bequem klingenden, aber ver-

*) Siehe auch des gleichen Gedichtes deutsche Übertragung von Heinrich Zillich, „Klingsor", Heft 1, drittes Jahr.

klärenden Musikalität verschmilzt. Ein Gedicht, „Winter" benannt, beginnt so:

Russisches Dorf in Beßarabien,
Seit der Welt Beginn
Liegst du vergessen im Schnee.
Der Winter baut dir weiße Schlösser
Um deine entsetzten Hütten,
Wenn stürzend der Sturmwind
Die aufgewühlten Felder pflügt.
Muschiks mit Reisholz und Herden
Ziehn ohne Eile vorbei,
Der Frost hat Salzfäden durch ihre Bärte gezogen,
Seit langem kam her keine Nachricht mehr,
Und Weiber schleppen ihre Kinder
Zum Einsiedler, der Kranke heilt
Und Stämme von Kohle und Silber fällt
Bei der zehn Werst entfernten Klause.

(Alle meine Übertragungen bleiben ohnmächtig hinter dem Wert der Originale zurück.) Aber auch der rumänische Expressionismus führte zu Entartungen, zu Schreigedichten und hysterischem Wortgeplänkel und sinnlos verstümmelten Sätzen. Auch Rumänien entging dieser charakteristischen Zeiterscheinung nicht, die aber sehr bald abflaute, da eine Gegenströmung einsetzte, einen neuen Klassizismus und neue Klarheit forderte. Vielleicht sind die bisher kaum bekannt gewordenen Gedichte von Stefan J. Nenitescu die abgeklärtesten künstlerischen Verwirklichungen dieses Strebens nach ruhiger, das Statische hervorkehrender Form. Der Ausdruck differenziertester Zerwürfnisse wird da in den gleißenden Panzer eines einfachen Wortes gefügt, Brot und Wein und Früchte sind schlichteste Symbole, in denen das Wesen des Unaussprechlichen aufklingt.

Dies sind vielleicht die wesentlichsten Vertreter der neuen rumänischen Lyrik. Neben ihnen und in ihrer nächsten Gesellschaft schaffen noch andere Dichter, junge unverbrauchte Begabungen, die, wer weiß, sehr bald der Literatur ihres Volkes neue Prägungen geben werden. An Kräften mangelt es nicht, und der stets wachsende geistige Gesichtskreis wird wohl ebenfalls dazu beitragen, das Gute richtig zu beleuchten.

Du bist der Weg

Von Trude Vandory

Du bist der Weg —
Und sollst nicht fragen
Nach anderm Pfad.
Du sollst nur gehen —
Und tragen
Was Gott dir gab.

Du bist der Weg —
In deiner Seele
Glüht tief ein Licht.
Dies schütze — und zähle
Die Stufen nicht. —

Das Volk und seine Vertreter

Von Joseph Görres

1815.

Du aber, deutsches Volk, halte die Augen auf das Werk deiner Vertreter ernst und fest hingerichtet, sie wissen, daß sie handeln vor deinem Angesicht, sie scheuen das Gericht deiner Meinung, wenn sie böses oder schwaches Tun anklagt; sie fühlen durch deinen Beifall sich gestärkt. Fühle, wie du schon durch deine bisherige Eintracht und Treue gewachsen bist, da die Fremden, die dich von je verachteten und mit Füßen traten, deine wachsende Kraft scheuen, und eifersüchteln und dich niederzuhalten sich bemühen. Das soll dir ein Antrieb sein, fortzugehen auf dem Wege, den du bisher betreten, mehr und mehr dich innerlich zu stärken durch die Eintracht und die Kraft des neuerwachten, immer heller aufbrennenden Lebens und alle Geister dieses Lebens immer enger zu sammeln in der Einigkeit des Ganzen. Und stehst du also im ruhigen Gefühle der gewonnenen Kraft ohne Hoffart und Übermut, ohne Gier und freche Selbstsucht, und begehrst nichts als dein gutes Recht, dann wird Gott mit dir sein, und es wird dir zu Teile werden. (Rheinischer Merkur vom 30. August 1815).

„Der Zug ist angekommen"...

Von Heinrich Zillich

Es gibt noch Städtchen, die in einer stillen Ecke alltäglich aus hinsummendem Schlaf erwachen und mit vielen neugierigen Augen gucken, wenn der Zug angekommen ist. Durch die eine leere Gasse, die zum Bahnhof führt, sieht man sie einziehen ohne Rücksicht auf Bürgersteig und Wagenmitte, die Fremden und Einheimischen, die fern waren. Die Gasse ist für Sekunden voll. Man hört Gespräche darin und es dünkt einen, als wollte ein Echo dazu munter werden. Aber da ist das Ereignis auch schon vorüber. Es löst sich in viele Teilchen auf, die für sich durch die Straßen hinlaufen, den Leuten zu einem kleinen Erlebnis. Es summt hinüber in den Alltag: Fritz ist heimgekehrt und Ottos Braut gekommen und im Gasthof wohnt ein vornehmer Herr. So berichtet man und sieht plötzlich, daß der Regen zu tröpfeln beginnt oder eine Wolke entschwebt, hinter der die Sonne durchbricht — und dieses scheint schon wichtiger, wischt die Neuigkeit wieder fort und das Städtchen ist still wie zuvor.

Die Mädchen suchen diese hinzitternden Geschehnisse, die sich alltäglich wiederholen in der einen leeren Gasse. Sie stehen darin, wie Birken im Wind. Die kurze Welle der Reisenden weht sie fast um. Sie drehen sich ihnen nach, sie lachen und deuten und warten. Da wird die Straße leer. Das Lachen fällt von ihren Gesichtern. Mit einem Ruck beginnen sie fortzugehen.

Ja, so ist es in diesen Städtchen, dort geht man noch fort, dort kehrt man noch zurück. Die leere Gasse, die sich plötzlich füllt, ist der Wellenschlag von Heimkehr und Abschied, von Sehnsucht und Welt.

Und weil die jungen Mädchen darin immer so jäh im Lachen verstummen und ihre Augen groß ins Leere aufschrecken, lachte ich nicht, als so ein Mädchen, schon alt geworden, Großmutter schon, zum erstenmal auf der Reise, die sie nachts nach Wien geführt hatte, dort am Morgen ans Hotelfenster trat und die volle Großstadtstraße sah und selig ausrief: „Der Zug ist angekommen!"

Rundschau

Hermann Klöß: Die Braut von Urwegen, Uraufführung durch den Theaterverein in Hermannstadt am 11. und 12. Mai.

Der Tod schleicht unheimlich um unsere Dörfer, in denen der Klang des Goldes lauter tönt, als der Herzschlag der Liebe.

Die alte Mythe von der Braut von Urwegen, die gebrochenen Herzens stirbt, da sie der Vater von der starken Brust des Geliebten reißt — der, wenn er auch ein armer Knecht ist, mit seiner Arbeitsfreude den Segen Gottes auf die Felder ruft — um sie dem geilen Reichen zuzuführen, erwacht zu neuem Leben. Zu neuem, zauberhaftem Leben in der edlen Sprache des Dichters Hermann Klöß, der mit diesem Drama in die Seelentiefen unseres Volkes dringt. Da schluchzt die Liebe, ruft die Kraft, prunkt das Gold und geistert der Tod, der gespenstige Bräutigam, der unsere unglückliche Braut als Sieger aus dem Reigen der um sie kämpfenden Lebendigen führt. Und so ward uns ein Hohelied der Liebe, geboren aus unserer Innigkeit und ein „Mene tekel ufarsin" mit der Mahnung, der Liebe eingedenk uns vom Golde nicht verlocken zu lassen. Alle wahre Kunst ist wohl Beides: Hohelied und Mahnung.

Es wäre eine fruchtbare Aufgabe für den Theaterverein und seine Darsteller, dies Drama vom Herzen der Heimat, das sie — endlich vor ein würdiges Spiel gestellt, voll Hingabe gestaltet haben — auch weiterhin in seinem Spielplan zu erhalten, um es bei den Festen unseres Volkes als wahren Ruf und drohende Forderung immer wieder vor uns und unsere Bauern aufzustellen. Dr. Ernst Jekelius

Politische Chronik. Die einander widerstreitenden geistigen Elemente in der Regierungspartei, auf die ich im Mai hinwies, sind durch die Bildung der nationalzaranistischen Jugendorganisationen greller hervorgetreten. Maniu hat die Bedenken gegen diese Gründung nicht zerstreut, als er erklärte, die Verbände hätten den Zweck, die Jugend im Geiste der Moralität und der Demokratie politisch zu erziehen. — Jugenderziehung ist kaum die Aufgabe einer politischen Partei, sondern der Schule. Und politische Erziehung der Jugend ist ein Anschlag auf ihre geistige Entwicklung. Die Verbände sind militärisch organisiert und unterstehen der Parteidisziplin. Ihre Bildung ist eine Maßnahme zur Selbststärkung der Regierungspartei, ein radikales Mittel, das hierzulande zwangsläufig, wenn nicht mit Absicht, zu chauvinistischen Terrortrupps führen wird.

Während die Regierung im Entwurf der Verwaltungsreform ihr Programm durchzuführen trachtet, entspricht ihr Verhalten in der Bakkalaureatsfrage weder ihren Grundsätzen, weder dem Friedensvertrag, noch den Karlsburger Beschlüssen. Um die Anghelescu'schen Schulgesetze, die unsere verbürgte Schulautonomie schwächten und die pädagogische Absurdität der Bakkalaureatsprüfungen einführten, zu beseitigen, gaben die Professoren der Regierungspartei ein Gutachten ab, das als Verhandlungsgrundlage zur Besserung der Schulnot geeignet war. Statt dieser Fachstimme aus eigenen Reihen zu entsprechen, wurde ein Entwurf herausgebracht, der sich so wenig von den bestehenden Gesetzen entfernt, daß ihm sogar Anghelescu beistimmte.

Der Zweck des Entwurfs ist der gleiche, der sich in der Bildung der Jugendorganisation erfüllt: gewaltsame Vereinheitlichung der Gesinnung, damit aber auch deren Kastrierung. Was die Theorie der Partei immer wollte: die schöpferischen

Kräfte zur freien Entfaltung zu führen, in politischen Kämpfen durch Überzeugung, nicht durch Drosselung zu wirken, davon ist in diesen Taten wenig zu spüren.

Wenn die Minderheiten von der Regierung etwas erwarteten, so erwarteten sie es von Maniu. Es stimmt nicht zu dem, wofür er bisher lebte, daß sich seine Regierung in grundsätzlichen Fragen so unsachlich entscheidet. Uns trifft schließlich durch die schulzerstörenden Gesetze nicht nur der Nachteil, den das ganze Land davon tragen wird, sondern auch noch die damit verknüpften Tendenzen zu unserer Schwächung.

Europa führt jetzt — in den Abrüstungs- und Schuldenregelungskonferenzen tritt es deutlich zutage — den Kampf seiner letzten Jahre in verschärfter Weise: den Kampf zwischen seiner kleinlich und chauvinistisch aufgefaßten Staatsräson und den moralischen Ideen, die durch den Weltkrieg allgemein anerkannt wurden. Diese Ideen sind sicherlich wenig genial, setzt man sie in Vergleich zur Idee des mittelalterlichen Reiches; sie sind aber für die Diesseitigkeit und Enge der Machthaber noch immer unfaßbar.

Dieser Kampf spielt sich auch in Rumänien ab, hier in der Brust der Partei, deren moralisches Guthaben aus der Zeit ihrer Opposition stammt. Wenn sie in den nächsten Monaten mit gleicher Eile von der Idee zur — ja, wozu umwechselt? — zur Realität? — nein, denn ihre Minderheiten- und Schulpolitik schädigt auf die Dauer das Land und das Volk — wohl aber zur Politik nach momentanen Massenstimmungen absteigt, dann werden wir sicherlich einmal nach Genf gehen müssen, so ferne uns der Gedanke auch noch liegt.

Heute rächt es sich, daß wir soviel von der Regierung erwartet, daß wir keinen Minderheitenblock haben und daß wir von unserem Vertrauen noch immer gehindert, die volle Abwehrkraft nicht entfalten können. Gegen diese Partei, die aus dem Geist der Minderheit entstand, ist die Waffe unser, die sie groß machte: das freie Eintreten für das Recht vor der ganzen Welt. Ich sehe nicht ein, daß dieses Recht auf eine Minderheit allein begrenzt sein soll. Wir haben dasselbe zu verlieren und zu gewinnen, Ungarn, Ruthenen, Deutsche und — auch Rumänen. Heinrich Zillich

Zu den „Gedanken über Sächsisch-Reen" im Aprilheft. Sie dürfen nicht die einzigen bleiben, die sich Klingsorleser über Sächsisch-Reen machen — das sei von vorneherein festgestellt — sonst kommt ein durchaus schiefes, verzerrtes, unsachliches Bild heraus und man müßte es dann fast wünschen, diese Gedanken wären ungedacht und ungeschrieben geblieben.

Es ist doch furchtbar schwer, über eine Gegend, eine Stadt oder einen Menschenkreis etwas Wesentliches zu schreiben, das eigentliche Leben ins Gesichtsfeld zu bekommen; es sei denn, daß man es mit soviel Liebe und intuitivem Verständnis tut, wie etwa Konrad Möckel, wenn er von seinem Unterwald erzählt. Rechte Heimatliebe empfindet das Leere, das Angefaulte und Zusammenbrechende in der Heimat immer als einen tiefen Schmerz, der einen selbst verwundet, aber solches Mitleiden wird sich nie in unüberlegtem Spott, in allgemeinem Aburteilen Luft machen können. Um der Wahrhaftigkeit willen muß man von Gedanken, die das pulsierende Leben eines Menschenkreises umgrenzen oder auch nur blitzlichtartig beleuchten sollen, nüchterne Sachlichkeit fordern. Wo bleibt diese Sachlichkeit, wenn man den Reenern einfach Schlampigkeit vorwirft. Ich bin seit 4 Jahren in der Stadt Geistlicher und habe es gerade als solcher schon so oft versucht, das Herz dieser Menschen kennen zu lernen. Diese Gemeinde ist mir lieb geworden — und deshalb erschrak ich über diesen so ungehemmten und unbegründeten Vorwurf der Schlampigkeit, den ich übrigens auch mit manchem, was sonst noch im Aufsatz steht, nicht zusammenreimen

kann. Und ich kann nur versichern, es gibt soviel ehrliches geistiges Ringen, gerade auch in Jugendkreisen, soviel harte, zwingende Not auf völkischem und wirtschaftlichem Gebiet, — unsere Schulfrage ist ein Ausschnitt daraus, der wohl am gründlichsten verzeichnet worden ist —, daß ein Aufsatz über Reen doch anders aussehen müßte.

Herr Alfred Kasper hat eben, meiner Ansicht nach, manches Wesentliche mit viel Unwesentlichem vermischt. Der moderne Sportanzug im Rahmen des Reener Tanzkränzchens erscheint mir z. B. sehr unwesentlich und wenig symptomatisch für Reen, und Leute, die nicht grüßen können, habe ich schon im ganzen Sachsenlande getroffen. Vielleicht ist er auch der geistigen Entwicklung seiner Heimat in den letzten Jahren etwas fremd geworden. Diese Zeilen wollen nur ein Fragezeichen hinter seine Gedanken setzen. Es schien mir eben notwendig zu sein. Waldemar Keintzel

Über die siebenbürgische Diskussion. In ungarischen Zeitschriften wird der „siebenbürgische Gedanken" und die „siebenbürgische Seele" heftig umstritten. Während ein großer Kreis — darunter die Dichter des Erdélyi Helikon — die landschaftliche Bedingtheit, die mit den Worten ausgedrückt wird, spüren und daraus oft viel zu weitreichende Folgerungen ableiten, erklärt die Zeitschrift „Korunk" alles für Unsinn und Schwindel. In ihrem Maiheft veröffentlicht Aradi Viktor darüber einen Aufsatz, der in deutlicher Gegnerschaft zum Helikon geschrieben von einem materialistischen Denken diktiert wird, das blind für die tieferen Beweggründe der Zeit an der Oberfläche der Erscheinungen klebt und das Wesentliche des Gegenstandes überhaupt nicht berührt. Ein Verfahren, gut vielleicht zur politischen Propaganda, aber zur Untersuchung einer soziologischen Tatsache ungeeignet wie die materialistische Denkungsart.

Materialistische Gedankengänge sind im „Korunk" häufig, darum nicht weniger vorgestrig. Es haftet ihnen wahrhaft schon der Spießbürgerbart an, wenn Aradi, ohne zu wissen, worüber er spricht, aber gerade weil sich der Ahnungslosigkeit das Selbstbewußtsein so gerne paart, seine Gesinnungsgegner als Reaktionäre hinstellt und diese Bezeichnung wieder in der geistig-schematischen Weise versteht, die in ungarischen Blättern das Wort „modern" häufig zu einem Heiligungs- und Rechtfertigungsprädikat für allerlei zweifelhafte Meinungen macht. Der kleinste Journalist dünkt sich damit über die ganze Welt erhaben, die vor ihm war und sein wird. Das Wort „Reaktionär" ist in dieser Verwendung schon eine Kennmarke für eine geistige Einstellung.

Was nun Aradis Soziologie anbelangt, so arbeitet sie mit einer ähnlichen Schlagwortmanier, die sich immer höchst orientiert gibt. In der Einleitung sagt er: Einst, wenn die Grundlagen der Gesellschaftswissenschaft weiter bekannt werden, werde sich auch die „Volksseele" aus dem Nebel heben, den man heute um sie windet. Man werde dann merken, daß die für den Lauf der Geschichte maßgebliche Richtungslinie der Wille der breiten Massen sei. Diese Kraftlinie, gegen deren freie Entfaltung sich die politischen Hexenmeister mit Gewalt wenden, werde durch die reaktionären Publizisten berufsmäßig falsch ausgelegt. Man werde einmal bemerken, daß die geschichtlichen Tragödien aus dem Zusammenprall dieser Kräfte entstehen.

Diese verblüffende Lösung — alt wie Marx — hat also als Komponenten des Weltgeschehens den Willen der breiten Massen, politische Hexenmeister und reaktionäre Journalisten — man fragt, wo denn die Volksseele bleibt, die Aradi erklären wollte, und wo die journalistischen Kollegen von der anderen Fahne?

Fehlt jemand das Organ, den Kern der Religion zu erspüren — vom religiösen

Erlebnis rede ich gar nicht — so mag ihm alles, was damit zusammenhängt, als Unsinn erscheinen, als unmodern, als reaktionär, wobei er den Fehler begeht, an dem, was ihm fehlt, das Vorhandene zu messen. Da nun einmal die tiefsten Dinge des Seins unaussprechlich sind — sonst gebe es z. B. keine Kunst, denn auch diese erfaßt man nicht aus gedanklichem Übermitteln, sondern in einem den ganzen Menschen innerlich anfassenden Erlebnis — wird, bis in die Ewigkeit, der von Natur für diese Tiefe unbegnadete Mensch am flinksten verstehen, was eigentlich die Welt bewegt, weil er am wenigsten bemerkt. Und so erklärt er ihren Gang mit dem Willen der breiten Massen und einigen anderen Gegebenheiten, die manchmal tatsächlich Einfluß haben, oft nicht, von der Tragik der Geschichte aber, vom Geist, der sie bewegt, kein Zipfelchen lüften.

Auf die Beweisführung Aradis einzugehen, ist langweilig. Er leugnet die Existenz eines siebenbürgischen Typus, weil die Siebenbürger früher untereinander viel blutigen Zwist hatten. Erlaubte aber diese Tatsache, die er lang ausführt, eine solche Folgerung, dann gäbe es überhaupt kein Volk auf Erden und nicht einen Menschenschlag, der von einer Landschaft bedingt ist. Auch die europäische Kultur gäbe es nicht.

Politische Ziele haben mit dem seelischen Kern einer Menschenart manchen Zusammenhang, doch sie decken sich nicht mit ihm. Sie sind zeitliche Bindungen, für den seelischen Inhalt von zu kurzer Dauer, um ihn allein zu bestimmen. Selbst der dreißigjährige Krieg hat es nicht vermocht, die sich bekämpfenden Deutschen nationalseelisch zu trennen. Sie blieben Deutsche. Auch in Siebenbürgen blieb das Fürstentum trotz Bürgerkriegen lange genug bestehen. Aradis Beweisführung ist selbst, wenn man so eng wäre und das Sein eines Menschenschlages nicht unmittelbar empfände, unrichtig, unlogisch, als Kampfgang mit seinen eigenen, dem Museum des Materialismus entnommenen Waffen kein Meisterstück. Die Rumänen, die aus politischen Befürchtungen unser Thema anfochten, haben immer eine geistigere Einsicht verraten. Sie versuchten den siebenbürgischen Gleichklang damit zu erledigen, daß sie eine Analogie zwischen dem kulturellen Sachgut der drei Völker suchten und deren geringes Ausmaß feststellten. Diese Bekämpfung der „siebenbürgischen Seele" ist nicht so völlig ahnungslos wie der polemische Historizismus Aradis, aber ebenso falsch.

Viele, die sich von ihren parteipolitischen oder nationalen Interessen nicht zur Leugnung verführen lassen, hängen überschwängliche Hoffnungen an die „Siebenbürgische Seele", besonders Ungarn; und hier spielt ein politischer Wunsch tatsächlich auch mit. Der Kern der Sache aber ist unpolitisch. Es ist richtig, daß der Regimewechsel die siebenbürgische Seelenart, diese bestimmte Mischung westlichen Europäertums an den Grenzen des Balkans, dieses bestimmte siebenbürgische Heimatsgefühl, aus einem naturhaft-unbewußten Zustand erweckte. Damit beginnt natürlich auch dessen Krisis, Geburtsfieber und Kraft. Alle Kriege und Kämpfe der Vergangenheit, Pakte mit Volksgenossen außerhalb der Grenzen, Verrätereien an der Heimat haben dies Bewußtwerden nicht verursacht. Man war natürlich immer Siebenbürger, genau so gut, wie man von den seelischen Erlebnissen der Kinderzeit nachbestimmt und in einer Weise immer ein Glied seiner Familie bleibt, aber diese Wesensseite wurde nicht bewußt, weil sie bis zum Jahre 1919 von jenen Geschichtsereignissen, die sie nach materialistischem Denken hätten abtöten müssen, gar nicht angegriffen wurde. Das Geschehene ist niemals so wichtig wie seine geistige Bedeutung. 1919 erwachte die „siebenbürgische Seele" zur Bewußtheit, weil ihr selbst eine Gefahr drohte: der Osten. Es ist ein ähnlicher Vorgang, der heute in immer weiteren, sozialpolitisch

verschiedenartigsten Kreisen die kulturelle Gefahr, die vom russischen Bolschewismus droht, erkennen lehrt, nachdem man jahrzehntelang sowohl die schöpferischen Fähigkeiten der Russen maßlos überschätzte, als auch, mit dem schlechten Gewissen des Bourgeois, die Kraft zur Abwehr nicht gefunden hatte. Weder der bourgeoise Mensch, noch der ihm geistig völlig gleichwertige Materialist, Proletarier und wie sich die ganze politischrote Intelligenz nennt, wissen, worum es sich bei diesen Vorgängen handelt. Es ist das Wiedererwachen des schöpferischen Elements, das dereinst beiden die Todesstunde läutet.

Die „siebenbürgische Seele", von der Freunde und Feinde zu viel sprechen, ist nichts anderes als ein kulturelles Gewissen in bestimmter heimatlicher Ausprägung, das sich entzündet hat am Gegensatz. Es hat mit nationalen und politischen Bestrebungen im Grunde nichts zu tun. Daß es zu politischen Folgerungen führt, ist selbstverständlich. Aradi sollte sich darüber nicht aufregen; er ist doch Ungar. Ich sehe nicht ein, was es ihm schaden kann. Die Stellung der siebenbürgischen Rumänen ist schwieriger. Und trotzdem wissen sie gut, weshalb auch sie sehr oft aus dem gleichen seelischen Grunde politische Forderungen an ihre östlichen Brüder richten, Forderungen, die nicht — wie der Schematikus wahrscheinlich denken mag — der Bruderliebe zu uns entspringen, nein, die den Minderheiten sogar schaden wollen. Wer aber da den Kern nicht sieht und wem ein politischer Gegensatz innerhalb Siebenbürgens den Beweis für das Fehlen einer siebenbürgischen Seelenbedingtheit gibt, dem ist nicht zu helfen. Er wird, immer irre geführt durch die stärkere Sichtbarkeit politischer Affekte und nationaler Ziele, eine Tatsache übersehen, die vielleicht für Rumänien nichts anderes bedeutet als seine europäische Renaissance. Vielleicht aber ist dies auch ihre historische Aufgabe, die in früherer Zeit einmal sogar leiblich war: Wacht an den Toren des Westens gegen den Orient. Man muß etwas vom Sinn des schöpferischen Europäertums spüren, kein Massengläubiger sein, um hier einzudringen. Die anderen bleiben vor den Toren, daher ihr Ärger über die, die eintreten dürfen, weil sie es können. Aber Kultur ist schließlich immer eine Sache weniger gewesen.

Eine Richtigstellung. In der ausgezeichneten Zeitschrift „Die Stimme der Minderheiten", Lugosch, erschien im April ein Aufsatz über die deutsche Minderheitenpolitik in Rumänien während der Regierung Manius. Die junge sächsische Generation, die dem „Klingsor" nahesteht, wird darin nicht ganz richtig charakterisiert. Es heißt dort:

> „Sie wollen etwas Großes, — trachten nach einem erhabenen Ziele, was aber eigentlich dieses Ziel ist und mit welchen Mitteln sie es erreichen wollen, darüber sind sie nicht im Reinen..... Heinrich Zillich..... Der Tenor seiner Ausführungen ist, man solle die politische, ja die ganze öffentliche Führung des Deutschtums Rumäniens in die Hände der Jugend legen, welche das Interesse des Volkes entsprechend der, durch die neuen Verhältnisse geschaffenen Lage auffaßt und die nationalen Forderungen des Deutschtums zu vertreten weiß. Zillich und Genossen halten den Gesichtskreis der gegenwärtigen Führer der sächsischen Politik für zu beschränkt und zu provinzial. Sie fordern eine Politik mit weiterem Horizont."

Nur die zwei letzten der zitierten Sätze entsprechen annähernd den Tatsachen. Es ist von uns niemals eine restlose Übergabe der Führung verlangt, sondern nur vor den Gefahren der Überalterung unserer Körperschaften gewarnt worden, weil sie Ängstlichkeit bewirkt, übermäßige Traditionsabhängigkeit, allerlei falsche Ansichten über die Zeitgegebenheiten und zuviel politisches Heimlichtun. Wir forderten damit keine Beseitigung bestimmter Führer — obgleich man auch darüber fruchtbar sprechen könnte — nur eine Auffüllung der Körperschaften mit jungen, begabten Kräften, weil

es uns nicht bloß um die politische Handlung zu tun ist, um das Diplomatische, das meistens gut gemacht wird, sondern um das, woraus Politik lebendigen Inhalt bekommt: um ein freies, nicht etwa zahlenmäßig-demokratisch festgestelltes, Urteil. Wir kämpfen also um eine freie Diskussion, weil wir wissen, daß unzählige wertvolle geistige Güter aus dem Grunde der Zeit nur auf diese Weise wirksam und zur Tat werden, nur so eine bessere Führerauslese möglich ist. Das Große — das wir nach dem ungarischen Autor — suchen und nicht kennen, heißt sehr einfach: Wahrheit, Kraft und Geist auf den tausend Gebieten des Lebens und es will sich allerdings in seiner Tiefe nach dem: großen Unbekannten und Bestimmenden ausrichten. Aber um dieses Streben aufzuspüren, ist eine politische Betrachtung wohl kein gemäßer Rahmen.

Siebenbürgische Gebrauchsgraphik. Durch einen Aufsatz, von Kós Károly im Maiheft des Erdélyi Helikon wird ein noch kaum beachtetes Gebiet unseres Kunstlebens sichtbar gemacht: die siebenbürgische Gebrauchsgraphik. Wir haben gute Gebrauchsgraphiker, wir kennen sie nur zu wenig. Den Deutschen sind Namen wie Hermann Lani und Theodor Lassy geläufig; man hat gebrauchsgraphische Entwürfe von E. Morres, F. Kimm, Clolius und O. G. Netoliczka gesehen; Lani, der wohl produktivste und bedeutendste, stellte seine Arbeiten verschiedentlich mit Erfolg aus; aber es dürfte schon wenigen bekannt sein, daß Mattis Teutsch auf gleichem Gebiet arbeitet, zu dem ihn seine Linoleumschnitte geradezu drängen; und wer weiß etwas von den rumänischen und ungarischen Namen, von Debreczeni László, Demian Tassy, Pálffy Erzsébet, Kora Nándor?

Darin liegt eben Kós Károlys Verdienst, daß er, selbst ein ausgezeichneter Graphiker, einen wertvollen Fingerzeig gegeben hat, wenngleich er — nach eigenem Eingeständnis — einen erschöpfenden Überblick nicht bieten konnte, da alle Vorarbeiten fehlen, um den graphischen Bestand in Siebenbürgen nur annähernd zu erfassen, um nur die Namen festzustellen, die in Betracht kommen.

Ich will keine wissenschaftliche Statistik anregen. Wir sammeln und katalogisieren ohnehin genug. Gebrauchsgraphik aber ist eine Kunst, die den Alltag jedes Einzelnen verschönern kann, eine angewandte Kunst, die wie kaum eine andere gerade durch ihren profanen Dienst am äußerlichen Werk des Menschen dieses veredeln kann und läutern. Sie ist nur ein Heinzelmännchen unter den großen Geistern der freien Künste und nützt doch ihrem Verständnis.

Man betrachte einmal die siebenbürgischen graphischen Gebrauchsgegenstände, Buch und Plakat, Geschäftspapier und Amtsausweise, Druckerzeugnisse aller Art, Vignetten und Anzeigen, Marken und Stempel — das meiste davon ist roh, häßlich, selten auch nur zweckentsprechend. Der Durchschnitt der Gebraucher weiß nicht, daß solche Dinge schön sein können.

Um hier Wandel zu schaffen, die wenigen guten Ansätze bei größeren Firmen, in manchen Städten — wie z. B. in Hermannstadt (ein Verdienst Lanis!) — zu unterstützen, müssen wir die schöpferischen Kräfte kennen lernen, sammeln und ihnen zur Seite stehen, kritisch und helfend.

Ein Kunstkritiker könnte sich hier ein bleibendes Verdienst schaffen, wenn er, die Vorarbeit von Kós nutzend, eine möglichst umfassende Schau über dieses Gebiet gäbe und mit Hilfe der Zeitschriften und Zeitungen einen Feldzug für die bisher wenig beachtete Gebrauchsgraphik eröffnete.

Prämierte Kunst. In einem Banater Wettbewerb, den ein Kunstfreund ausgeschrieben hatte, erhielt den „ersten Poesiepreis" folgendes Gedicht:

Herbststimmung.

Die Wogen hör ich brausen,
Die Wolken eilend fliehn,
Und durch die Wälder sausen
Des Herbstes Stürme hin.

Durch meine Seele ziehen,
Fühl ich des Herbstes Hauch,
Und meine Tage fliehen,
Wie Blätter von dem Strauch.

Es hat der Strauch viel Blätter,
Sie fallen alle ab.
Kühl ist im Herbst das Wetter
Und kühl ist auch das Grab.

Ich hätte den „Poesiepreis" dem Kunstrichter verliehen!

Selbstliebe. Herr Generaldirektor H. Bergleiter macht mich darauf aufmerksam, daß der im Maiheft zitierte Satz aus dem Dankbrief, den der Raiffeisen-Verband Dr. Karl Wolff sandte, durch einen Druckfehler die von mir heiter bemerkte Bedeutung gefunden habe. Tatsächlich wurde in dem Briefe Dr. Wolffs Verdienst um den Ausbau der „Selbst- und Nächstenhilfe" anerkannt und nicht sein Bemühen um die Erschließung der heute ertragreichen Arbeitsfelder der „Selbstliebe" in unserer Volksgemeinschaft.

Ich — und wahrscheinlich jeder Leser — wußte natürlich, daß ein Irrtum jenen Satz in der Zeitung korrigiert hatte. Ich spießte ihn auf, weil er eine Feststellung enthält, die, so lange es Menschen gibt, offiziell immer nur durch Druckfehler mitgeteilt werden kann.

Es ist unnötig zu versichern, daß der Spaß, den der Druckfehler mir und vielen anderen bereitete, keine Rückschlüsse auf den Raiffeisenverband erlaubt noch beabsichtigt. Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

D. Fr. Teutsch. Das Nösnerland und unsere Volksentwicklung. Diese Eröffnungsrede unseres Bischofs zur vorjährigen Vereinstagung in Bistritz liegt nun in einer Broschüre vor und gibt, neben dem Bericht über die Arbeit des Vereins für siebenbürgische Landeskunde in den letzten Jahren, einen geschlossenen Überblick über die Beziehungen des Bistritzer Siedlungsgebietes zu den übrigen sächsischen Kreisen: einen Überblick, der gleichzeitig die ganze geschichtliche Entwicklung der Siebenbürger Sachsen zur rechtlichen und nationalen Einheit in anschaulicher Zusammenfassung miteinschließt.

Țara Bârsei, Zweimonatsschrift, Kronstadt, deren erste Nummer vorliegt, steht unter der Leitung von Professor Banciu, ist anscheinend das Organ der Kronstädter Ortsgruppe der „Astra" und wird von dieser und dem Stadtmagistrat subventioniert (welcher deutschen Zeitschrift stünde eine solche Unterstützung zu Gebote?). Das neue Organ ist nach Inhalt und Umfang der Zeitschrift „Transilvania" (Hermannstadt) sehr ähnlich, beschränkt sich aber, durch den Titel bereits festgelegt, in erster Linie auf Fragenkreise des Burzenlandes. Wir finden unter den Mitarbeitern Sextil Puşcariu und Bogdan-Duica. Das recht umfangreiche 1. Heft ist ein schöner Anfang. Ein Aufsatz über die Glasmalerei in der Oberen Vorstadt Kronstadts von Muşlea wird besonderes Interesse erwecken. Heinrich Zillich

Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten nach dem Tode von Johann Willibald Nagl und Jakob Zeidler heraus-

gegeben von Eduard Castle. Dritter (Schluß-) Band: 1848—1918. 4. Abteilung. Wien 1928. Verlagsbuchhandlung Carl Fromme, Gesellschaft m. b. H. — Preis Schilling 14·— (M. 8·40).

Die vierte Abteilung bringt die Übersicht über die literarische Entwicklung zwischen 1848 und 1866 in den österreichischen Ländern zum Abschluß, und zwar in Böhmen (Latzke), Mähren und Schlesien (Soffé), Galizien (Rollauer), Bukowina (Kaindl), Ungarn (Pukánßki), Banat (Stein), Siebenbürgen (Schullerus-Hajek), Kroatien-Slawonien (Matl). Die Abwendung von Wien, namentlich im Osten, hat eine weitere Abkehr vom Deutschtum zur Folge, die sich von Geschlecht zu Geschlecht politisch und kulturell immer stärker auswirkt. Entsprechend dem Zweck des Werkes, erschöpfende Auskunft über die literarische Kultur der österreichischen Länder zu geben, wird in allen diesen Aufsätzen neben den Bemühungen um die schöne Literatur auch die sonst nirgends im Zusammenhang dargestellte Entwicklung des Zeitungs- und Theaterwesens sorgfältig berücksichtigt. In den letzten drei Bogen unterrichtet der Herausgeber über die Grundlagen der zweiten Epoche: Herrschaft und Niedergang des deutschliberalen Großbürgertums 1866 bis 1890. Zunächst schildert er den immer wilder auflodernden Völker-, Kultur- und Klassenkampf im Habsburgerreich, der zur fortschreitenden Auflösung der deutschliberalen Partei führt, sodann in einem parallel laufenden Abschnitt „Die Makartzeit" die Einstellung des Großbürgertums und seiner Stimmführer zu Kunst und Kunstgewerbe, zu Makart und Richard Wagner. Auch diese Abteilung verarbeitet eine Fülle unbekannten, schwer zugänglichen Materiales und bietet zahlreiche seltene Bildnisse.

Dozsa Endre, Régi jó és régi zord időkből. (Aus guten alten und bösen Zeiten.) Minerva R.-T., Klausenburg 1927.

Diese Sammlung interessiert nicht vom künstlerischen, sondern nur vom geschichtlich-politischen Standpunkt. Sie enthält meist Erinnerungen aus des Verfassers eigenem Leben und läßt uns die Zeit von 1876 bis vor dem Weltkrieg vom Glanz des Vergangenen vergoldet erscheinen. Mag damals die offizielle ungarische Politik viel gegen österreichische Bevormundung gewettert haben — wir fühlen, daß es den Ungarn damals recht gut ging, selbst wenn sie im gemeinsamen Heer mit deutscher Kommandosprache dienten. Der Verfasser, ein siebenbürgischer Gentry und ehemaliger Verwaltungsbeamter, unterstreicht dabei gelegentlich das gute Zusammenleben zwischen den drei einheimischen Nationen und tadelt das verfehlte Eingreifen landfremder Elemente in Budapest. Man fühlt sich zu Parallelen veranlaßt und zugleich zur wehmütigen Feststellung, daß wohl kaum ein Volk aus seiner Geschichte etwas lernen dürfte — noch weniger aber aus der eines andern.

Mitteilungen der Schriftleitung

Am 11. und 12. Mai fand eine Zusammenkunft einiger Mitarbeiter unserer Zeitschrift gelegentlich der St. L. Rothfeier in Mediasch statt.

Druckfehlerberichtigung. Im Maiheft Seite 189, Zeile 7 und 8 von unten sollen richtig lauten: „Fragen wir einmal die Frauen von heute, ob sie noch im Reifrock gehen wollten, oder die Männer, ob sie die Laune aufbrächten, sich das Fell für die Stiefel selbst zu gerben."

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Eduard Morres, Altarbild

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
6. JAHR Juli 1929 HEFT 7

Sommer

Von Heinrich Zillich

Vom Acker streicht der Duft des Roggens näher.
Die Stadt im Rücken drängt durchs Laub der Hügel
die letzten Mauern, ihre weißen Späher.
Darüber Blau, darüber Wolkenflügel —
Und junger Wiesenglanz und Ruf der Mäher.

Das Grummet zischt und fällt in langen Streifen.
Der kühle Grassaft riecht nun bald nach Staub,
noch eh die Schnitter ihre Sensen schleifen,
die Wasserkrüge heben aus dem Laub
des Wiesenbaums und in den Brotsack greifen.

Mit Hämmern pocht die Sonne in der Runde,
daraus der Bergwald stößt ein grünes Feuer.
In Sternen fleckt das Licht auf seinem Grunde
und in der Luft hängt schon ein Mückenschleier.
Der kündet an des Abends Schattenstunde.

Die Mädchen packt im Blut die wilde Ferne,
aus wirrer Sehnsucht schießen Wunsch und Schreck:
daß jetzt ein Mann in dieses Dämmern käme.
Sie stocken scheu und laufen gerne weg.
Und fühlen stumm: ach wenn er mich nur nähme.

Da läßt die Nacht die dunklen Wände nieder.
Selbst wir sind blau in ihrem weiten Schrein.
Der Schnitter greift wie nach dem Brot ins Mieder.
Stumm schließt die Magd ihn in die Arme ein.
Und manchmal Schreie, manchmal halbe Lieder —

Doch eh das Grummet trocken wird im Wind,
fällt Schrei und Lied ermüdet in die Stille.
Schlaf schnürt uns zu wie Garben das Gebind.
Im Felde wacht des großen Sämanns Wille,
vor dem wir Menschen Korn und Acker sind.

Der verlorene Sohn

Von Hans Wühr

An einem regnerischen Junitag stieg in der abgelegenen Eisenbahnstation der Kreisstadt Yx ein Reisender aus dem Zug und schritt, nachdem er betrübt eine Weile sich umgesehn, die Chaussee kürzend auf einem Wiesenpfad nach der Stadt zu, aus der er vor etwa zwanzig Jahren im Überschwang seiner Schulreife fortgezogen war. Ärgerlich, weil der Pfad polizeilich verboten und von häufigen Sumpfstellen unterbrochen war, die seine Blicke an anderer Aufmerksamkeit hinderten, ging er zwischen den nassen Gräsern dahin, doch als er beim Sprung über ein Wasserloch ausglitt und hinfiel und nun aus der allertiefsten Perspektive über sich die Wolken sah, grau und trostlos, ungeheuer niedrig, und ringsherum am greifbar nahen Rundhorizont die Verdrossenheit der Honiggräser, Lischgräser und Butterblumen, da lachte er plötzlich laut auf, denn ihm fiel ein, daß seine Heimat ihn wie einen dummen Jungen verulke. Als ich, räsonierte er, auf diesem Pfad mein Reifezeugnis zum Bahnhof trug, wandte meine Heimat alle Mittel auf, sich als liebenswürdige Schöne in mein Herz einzuprägen, jetzt, da ich wiederkomme, verkleidet sie sich als grämliches Stiftsfräulein um mir vorzumachen, sie selbst hätte mittlerweile die Reife längst überschritten. Aber ich habe sie doch gleich erkannt als ich hinfiel, das war kein Stiftsfräulein, die mir eben das Bein stellte, nein, das war meine liebenswürdige Schöne und ihre etwas ländliche Art zu liebkosen, meine entzückende Flur- und Felderprinzessin, die, indem sie mich zu Fall brachte, schon lange bereit war selber auch hinzufallen. Komm, steh auf, meine Geliebte, wir wollen das unverschämte Verbot der Polizei, paradiesische Pfade zu betreten, Schritt für Schritt verletzen und nach der Stadt zu gehen, denn ich bin furchtbar neugierig wie dort alles ist. — Der Reisende wischte an Grasbüscheln seine lehmigen Hände rein, säuberte seinen Anzug und lächelte glücklich. Seit zwanzig Jahren — so schwätzte er innerlich und steckte sich eine Margerite ins Knopfloch — laufe ich da in der Welt herum mit meinem Reifezeugnis und finde keine Hütte, in der ich es schön gerahmt aufhängen könnte. Je älter ich werde umso zweckloser auch scheint mir dies Unterfangen, denn vor dem phantastischen Luxus des Lebens ist der Vorteil, einen irdischen Groschen zu suchen, so gering wie der Nachteil, einen zu finden. Das Leben selbst bleibt für den

Finder genau so anonym wie für den Suchenden. Es ist eine alte Geschichte, fast eine biblische: Ich zog über fernes Land und brachte daselbst das Gut meines Herzens um mit Prassen, und wenn dann in meinem Herzen große Teuerung war und ich darben mußte, ließ ich mich von einem Narren auf seinen Acker schicken, die Säue zu hüten, und oft schlug ich in mich: wie viele Acker hat meine Heimat und ich verderbe im Hunger. Aber vielleicht ist meine Heimat nur der Groschen, den ich nicht fand, damit ich ihn nicht verlieren konnte. Sie ist in meiner Erinnerung zu einem Riesenphantom schmerzlicher Süße angewachsen, aus dem harmlosen Nichts einer harmlosen Jugend ist eine zauberhafte Welt geworden, in der selbst Not und Bedrängnis ihre Vorzeichen umgekehrt haben. Ach, der liebe Gott schafft durch unsere Erinnerung hindurch die Schöpfung zum zweitenmale, besser und glücklicher als seine erste, deren Fehler er erst jetzt, aus der Fülle der Erfahrungen, gewissermaßen sub specie humanitatis abzustellen oder doch wenigstens zu korrigieren vermag. Leider kann er die Riesensubstanz seines Erstlingswerkes erst am Jüngsten Tag liquidieren, während seinem zweiten infolge einer radikaleren Abscheidung der Finsternis zwar der Vorzug größerer Lichtstärke zukommt, aber der Mangel an Substanz nicht abzusprechen ist. In einer Welt, die vollkommen wäre, dürfte es keine Zeit geben; die Himmlischen wissen nichts von teueren Zeiten. In der besseren Welt meiner Erinnerung gibt es auch keine Zeit. Auf einem Wiesenpfad dieser Welt geht ein Knabe mit seinem jüngeren Bruder, die Jungen sind barfuß, in kurzen Kniehosen und ärmellosem Hemd, ihre tellerförmigen Riesenstrohhüte sind zwei zitrongelbe Portulakblüten, sie halten die eine Hand sehr weltgewiß in der Hosentasche, die andere an der geschulterten Stange der giftiggrünen Schmetterlingsnetze und prüfen im Schlendern ab und zu mit der nackten Fußspitze die innere Kühle der Maulwurfshügel. Denn die sommerliche Wiese dampft in der Glut der Vormittagssonne und atmet heiße Duftschwaden und Narden von Gewürzen. Der Schritt der Knaben wirbelt Schmetterlingswolken aus den Gräsern auf, schnell versprühen die Wolken und hundert funkelnde Flocken fallen verstreut auf die Honiggärten des Juni. Das helle schrille Zirpen der Grillen, das dunkelgoldne Summen der Hummeln und Bienen, dieses Wellenrauschen der Wiesen, ist das Hohe Lied des hochzeitlichen Tags, aus den Kelchen der Blumen funkelt diamantnes Licht und verströmt zärtlich über die Ränder in grenzenloses Blau, in unendlich glückliches Blau, nur vergleichbar dem Ozean der

Seligkeit im Blau einer Kornblume. Aber die beiden Knaben sind in dieser paradiesischen Welt wie junge Tiere, die spielend ihre Kräfte zu einem Ernst außerhalb ihres Wissens üben und deutlich kundtun, mit welcher Autorenverliebtheit und Schwärmerei der Schöpfer an seinen jüngsten Werken hängt. Sie empfangen aus seinen gütigen Händen Zärtlichkeiten und Liebkosungen, behaglich schnurrend und schnaubend, ihr großer runder Blick umfaßt das göttliche Antlitz mit einer so unermeßlichen Ruhe und Selbstverständlichkeit, daß niemand weiß, ob sie darin auch die Tränen der Rührung, das Zucken der Mundwinkel und den tötlichen Gram der Liebe wahrnehmen. Möglich, daß sie es erkennen, aber dann tun sie es auf eine tierhafte Weise, mit einer umfassenderen Erkenntnis und älteren Erfahrung als erwachsenen Menschen eignet. Kein Leid der fremden Kreatur, kein Entzücken des Schöpfungstages kann sie verwirren oder verwundern, sie die noch nicht wissen, daß sie ein Herz haben, ein privates katastrophales Herz, denn der Schöpfer hält es lächelnd in seinen Händen wie einen jungen zierlichen Raubvogel und kann sich nicht entschließen, es freizugeben. Die beiden Knaben schlendern über die Schmetterlingswiese, die schwelgerische Pracht des Junitags ist für sie so selbstverständlich, daß ein Erwachsener meinen könnte, man müßte ihnen manchmal den Hintern voll hauen, damit sie doch ein wenig davon Kenntnis nähmen, wie gut sie es haben. Sie sind eben Gentlemens, der Luxus ihres Lebens ist ihnen gewissermaßen Luft, Luft zum Atmen und nicht zum Nachdenken. Es macht ihnen nichts aus, daß die Margeriten, Pechnelken und Skabiosen bis über ihre Hüften reichen und ihre Kleider streicheln, daß ringsherum Millionen Sterne des Wiesenbocksbart stehen aus flammendem Gold und Orange, sie sind nicht erschüttert von den bunten Flocken in den Wirbelstürmen des Lichts, der Brettspiele, Perlmutterfalter und Bläulinge, aber sie blicken habgierig nach einem seltenen Trauermantel, der von dem Wipfel einer Erle niedertaumelt und auf der Spitzenrosette einer Möhre eine halbe Minute seine Flügel ausbreitet. Diese halbe Minute freilich verwirrt sein Leben tötlich in einem giftiggrünen Schmetterlingsnetz. Die Hände der Knaben atmen raubtierhaft in der Gier und im Rausch des Besitzes, die Zeit, die sonst jeden handgreiflichen Besitz zynisch liquidiert, ist hier noch ganz inkompetent. Die Zeit ist machtlos, weil die Gentlemens ein Mysterium in der Hosentasche tragen, ich muß wirklich sagen: ein Mysterium. Ein Mann bot es am Jahrmarkt feil, ein phantastischer Mensch, besessen von unwahrscheinlichem

Schenkerwahnsinn, gab es hin für einen gewöhnlichen Groschen und sank dann erschöpft in sich zusammen, denn er war ausverkauft. So kamen die Jungen zu goldenen Uhren und zu einer unerhörten Aventure auf der Sommerwiese. Wenn man die Winde der Uhr dreht, dann bewegen die Zeiger sich gleichmäßig im Kreis herum und das Innere knarrt aufrührerisch. Diese Uhr ist buchstäblich und gleichnisweise das Mysterium der Zeitlosigkeit, wer sie besitzt, ist ein Krösus an Zeit. Sie ist für die Knaben ein Spiel und ein Ernst, dessen Sinn außerhalb ihres Wissens liegt, ihr Knarren ist ohne Beziehung zur eigenen inneren Stunde, aufrührerisch und komisch wie alles, was ohne oder in verkehrter Beziehung zu einem Sinn ist. Mit einer solchen Uhr in der Hosentasche hat man kein richtiges Empfinden für das Prestissimo der Zeit und das Finale des Besitzes. Am Morgen ist der Abend noch unendlich fern, am Abend ist der Morgen schon uralt, ein Tag ist ein grenzenloser Urwald, ein Tag birgt Millionen, was sage ich, Milliarden Stunden, ein Tag umfaßt alle Jahreszeiten der Kindheit, alle Kostbarkeiten der Welt. Der Sommer und seine Fluren sind immer da, immer ziehen Schmetterlingswolken über die Wiesen hin, immer sind die Dinge einfach da, ungeheuer da wie am ersten Schöpfungstag, ohne Gestern und ohne Morgen, jung und uralt, unabsehbar, ungetrübt von der Melancholie des Verzichts. Alles was jenseits des kindlichen handlichen Fassungsvermögens liegt, heißt morgen und bedeutet nichts. Morgen, das ist jenseits dieses Zeitalters, jenseits des Paradieses, es rührt einen zu Tränen, wenn ein Kind morgen sagt. Jedes Gestern und Morgen verwandelt seinen uns fürchterlichen Sinn und verschmilzt grenzenlos im Heute. Alles ist heute, und das Heute ist rund und voll wie die Ewigkeit. Den Erwachsenen streift manchmal blitzartig ein Hauch unerhört fernen Lebens, ihm ist als hätte er diese Stunde schon einmal in einem früheren Sein empfunden. Uraltes entdunkelt sich für einen Augenblick, undurchsichtige Scheidemauern von Millionen Jahren werden einen Herzschlag lang weggeschoben, leicht wie Kulissen, nicht der Blick der Vernunft sondern ein leiser Geruchsinn und ein anderer tiefer verschollener Sinn des Herzens fühlt plötzlich in einen lichten Abgrund, in einen paradiesischen Raum ohne Anfang und ohne Wort. Doch dies innerliche Besinnen währt nur einen Augenblick, im nächsten schon treten wieder die Normaluhren in Tätigkeit, diese Kulissen der Zeit, und scheiden schmerzlich vom Heute das Gestern und Morgen. Die Kinder freilich tragen eine goldene Jahrmarktsuhr gleich einem

Talisman, der die Ewigkeit beschwört und die Kulissen verhindert. Vergangenes und Zukünftiges ist nicht abgeschieden vom Jetzt, es ist in ihm beschlossen als lichter Abgrund, als grenzenloser wortloser Raum. Die azurne Glocke des Himmels wölbt sich über ewiggrüne Jahreszeiten und Wiesen bis zum Rande der Welt, wo am Abend die Sonne steht. Aber er wölbt sich zugleich über die winterliche Landschaft auf der anderen Seite, wo am Abend eine rötere Sonne steht. Die Jahreszeiten stehen im Raum nebeneinander, der Knabe muß bloß seinen Blick von der Schmetterlingswiese abkehren und sich umwenden, um zu sehen, daß die Felder weiß und still sind und daß auf dem zugefrorenen Fluß die Kinder Schlittschuh laufen. Am Ufer sind Erlen, Weiden und Pappeln, ihr Astwerk steht schwarz und scharfbegrenzt gegen das grünblaue Licht. Hier sieht man die bunten Vögel besser als auf der Sommerseite, die Stieglitze und Gimpel auf kahlen Stauden, die Meisen im nackten Gezweig. Die Berge sind aus Silber und geheimnisvoll nah. Drüben auf der Landstraße fährt ein Schlitten, die Glöcklein klingen märchenhaft im kristallenen Tag. Still liegt hier der Winter, aber dort ist der Sommer. In der holländischen Landschaftsmalerei gibt es auch nur Sommer und Winter, nie sah ich darin einen Baum in der Frühjahrsblüte, nie einen Wald im Farbentaumel des Oktobers. Auch für den Knaben sind die nuancenreichen Übergänge undeutlich und ereignislos, sein Herz, das nicht zu horchen versteht und das Ticken und Zirpen der Zeit gleichgültig überhört, lauscht kaum auf Präludium und Finale, es ist immer ganz mitten drin in einer Erfülltheit, immer in der Mitte der Dinge, als wäre es das ihre. Auch zwischen Tag und Nacht ist wie in einem Urwald nur ein geringer Übergang, höchstens eine Petroleumlampe und ein Indianerbuch ist ein wenig da. Die Jahrmarktsuhr ist für knappe Viertelstunden nicht zu gebrauchen. Kronos, der alte Gott, lümmelt faul unter dem paradiesischen Apfelbaum, die Arme unter dem Kopf verschränkt, eine Mohnblume zwischen den Zähnen, und denkt schläfrig: morgen! Oben nämlich, am Baum, sind die grünen Früchte nicht größer noch als Kirschen, nicht einmal richtig sauer sind sie, sie schmecken unverführerisch wie Gras. Aber wenn morgen das süße Gift der Zeit die Äpfel reif und prall gemacht hat, dann erst ist der Teufel los. Ach, die Früchte sind süß, aber sie haben einen bitteren Nachgeschmack. Cras denkt der Alte lateinisch und nupft ein, während die beiden Gentlemens, den Talisman in der Hosentasche und die zitrongelben Portulakblüten auf dem Kopf, vorüberschlendern und

kaum mit einem Blick den Siebenschläfer streifen. Ihre Uhr alarmiert den Alten nicht.

Die Enttäuschungen, die der Reisende in seiner Heimat erfuhr, waren furchtbar. Das funkelnde Paradies erwies sich als eine recht armselige Wirklichkeit, die gewiß auch in ihrer Armut wie jede Wirklichkeit billig bestanden hätte, wenn ihr bescheidener Bestand nicht eben von den Dimensionen eines überschwenglichen Traumbildes weit überboten und getrübt worden wäre. Nichts ist gefährlicher und tötlicher für jede Stunde lebendiger Empfängnis und Gegenwart, als das Rauschgift der Kindheitserinnerungen. Da der Reisende von seiner Vernunft oft und eindringlich gewarnt und darüber belehrt worden war, daß seine Illusionen schwerlich mit den Maßen des hiesigen Planeten gemessen werden könnten, wurde er nicht unerwartet von den Enttäuschungen betroffen, gleichwohl war er tief bestürzt, daß die Ehre, recht zu behalten, allein seiner Vernunft zukam, während seine innerlich doch gläubige Liebe von den Gebrechen ihres Gegenstandes grausam beschämt ward. Und dies nicht etwa, weil die Ausmaße dieser Stadt und Landschaft winzig zusammengeschrumpft schienen wie nach einem umgekehrten Wachstum, nicht weil die Häuser und Straßen, obgleich sie für den Aspekt eines photographischen Beobachters noch immer unverändert geblieben waren, ihre ereignisvollen Larven mit bedeutungslosen Gesichtern vertauscht hatten, auch nicht weil an anderen Stellen gewisse Neuerungen, eine bauliche Veränderung, eine gefällte Baumanlage manche Merkmale seiner Erinnerung weggewischt hatten, nein, denn gerade da, wo veränderte Dinge dem Bilde der Erinnerung sich handgreiflich widersetzten, glomm hinter der neuen Maske ein wenig die Pracht geliebter Augen. Aber all dies war es nicht, was so furchtbar enttäuschte, nein, nein, es war etwas ganz anderes, etwas das unter all diesem und hinter dem Veränderten und mehr noch dem Nichtveränderten verstummt war, vielleicht das Lächeln eines Kindes, das Zwitschern eines Vogels, das Flügelwehn eines Schmetterlings, so wenig war es, ein Nichts beinahe, und doch bereitete sein Verstummtsein gnadenlose Stille. Der Reisende war erschüttert, daß die Heimat dem wiedergekehrten Sohne sich so versagte, daß die geliebten Dinge in seiner Abwesenheit innerlich stumm und klanglos geworden waren, ihn nicht rührten, während er doch erwartet hatte, in eine Symphonie von Trauer und Glück unterzutauchen. Ich fühle nichts, dachte er betrübt, ich fühle nichts. Er fragte sich: ist meine Heimat eine verdorbene Stimmgabel, die auf den Klang meines Lebens nichts

mehr zu antworten weiß, oder ist meine Seele eine schlaffe Saite, an der die Hand meiner Heimat vergeblich rührt? Er ging durch die nahen Wälder und fühlte nichts, er schämte sich, daß er ohne Rührung hier herumgehen konnte, aber das war auch alles. Er saß in der Stube seines Vaterhauses und bildete sich ein, er wäre ein Stück Holz, so wenig war er einer innerlichen Regung fähig; er sah die vertrauten Tapetenmuster, den eisernen Ofen, er rekapitulierte sich die frühere Einrichtung der Stube Wort für Wort, sachlich, präzise, aber er fühlte kein Glück und keinen Schmerz. Er konnte nicht feststellen, daß die Stube ein Palast sei, und auch nicht finden, daß in den Wänden eingemauert Cherubime einen Choral sängen; alles war leer und taub. Noch bitterer schmeckte das Wiedersehen mit einigen seiner Schulkameraden, die wurzelfest in heimatlicher Erde nicht weit von dem Apfel wuchsen, der in Greifnähe ihnen zugefallen war. Sie wurden ihm Symbol und Gleichnis für seine enttäuschte Heimkehr und faustdicke Antwort auf den Lockruf seiner Liebe. Die meisten von ihnen hatten es sich bald innerlich bequem gemacht und waren nun in der Lage, ihre Lebenshaltung mit ein paar bekömmlichen Gemeinplätzen bestreiten zu können. Seine freundliche Erinnerung an die Knabengeschichte, aus deren Blick eine innigere Schicksalsbereitschaft gesprochen und ein bedeutsameres Wachstum sich angekündigt hatten, wurde grausam korrigiert von den Grimassen der Wiedergesehenen. Er suchte — die eigenen Augen noch voll von dem Erinnerungsbild der schönen Knabengesichter — im Antlitz der Wiedergesehenen und fand eine kleinbürgerliche Lebenslage. Er zürnte ihnen, als hätten sie Wortbruch begangen und das wichtigste Versprechen der Freundschaft nicht gehalten, und dachte mit schmerzlichem Spott: siehe, auch dieser ist einer, der in seiner Jugend auszog, ein Königreich zu suchen und im Handumdrehen seine Eselin fand. Man sollte, gestand er sich schließlich, ein solches Wiedersehen vermeiden, denn es ist zwar leicht über das Laster diplomierter Halbbildung zu lachen, aber sehr schwer, über die Trägheit des Herzens nicht zu weinen. Er hatte sich ausgemalt, wie aus einem Gespräch mit den Freunden über belanglose Dinge, etwa über ein bescheidenes Glück in ruhiger Geborgenheit, über eine kleine Sorge im Haushalt engbezirkten Lebens, wie aus solcher gütigen Zwiesprache vielleicht ein Hauch unsichtbarer Blumengärten aufsteigen könnte, wie ein einfaches gutes Wort in ein Schmetterlingsnetz sich verwandeln und große Trauermantel einfangen würde, aber es war alles ganz anders, jedes Wort verbreitete einen leeren Raum

um sich und tötliche Langweile. Wenn aber dennoch zuweilen eine arme Blume aufkeimen wollte, wurde sie von einem schmalzig-jovialen Weißtdunoch? rasch verfälscht und endgültig ausgelöscht. Ach, es war alles so ganz anders, so erschreckend anders. Ein Glück in ruhiger Geborgenheit erwies sich nicht selten als Weisheit eines Sattgefressenen, eine kleine Sorge im Haushalt engbezirkten Lebens nahm finster die Maske antiker Tragödie an, denn die humanistische Schulbildung verpflichtete in jeder Sache zu metaphysischem Niveau. Der Reisende sank in sich zusammen, in der Ohnmacht seines Gefühls registrierte seine Vernunft ausführlich die Fehler des verlorenen Paradieses. Diese Menschen, die so wurzelfest auf heimatlichem Boden dastanden, machten von ihrem Urteilsvermögen sehr handfesten Gebrauch, wie Vorzugsschüler beantworteten sie klipp und klar die Fragen ihres Lebens und sahen aus, als würde ihnen dafür täglich vom lieben Gott eine ausgezeichnete Note zuteil. Sie wußten einfach alles und sagten es auch jedem, der es etwa nicht wußte, auf den Kopf zu. Sie wußten über Größe und Beschaffenheit unseres astronomischen Systems Bescheid, und das superbe Bewußtsein, solches zu wissen, verlieh ihren Reden Gewicht und ihren Gesten kopernikanische Weite. Sie wußten, daß Christus nur! ein Mensch war und daß der Erlkönig eine bloße dichterische Metapher für die Phantasien eines fieberkranken Kindes sei, und priesen Goethe über alles. Sie wußten, daß die Natur keine Sprünge macht, und verurteilten daher die Revolutionen als verbrecherischen Eingriff in die Vorrechte der Natur, sie wußten, daß die Menschen im Grunde doch immer gleich geblieben waren und alle Versuche, sie zu bessern, zwar sehr zu achten, aber nicht eben zu empfehlen wären. Sie wußten ... alles, keine Frage brachte sie in Verlegenheit, sie waren zwar einfache Leute, aber sie hatten doch hinter die Kulissen des Lebens geblickt. Auf der fruchtbaren Heimaterde gedieh das Wissen um das Leben saftig und strotzend, jede Frucht war rund und kompakt wie ein Kürbis, nur auf der Dezimalwage meßbar, auf keinem Fall eine literarische Haarspalterei. Als der Reisende, sonst durch Erfahrung genötigt, auf einer etwas labileren Wage die vieldeutigen Erscheinungen der Dinge zu wägen, sich dazu hinreißen ließ, irgend einem bodenständig gewachsenen Kürbis einen ebenso schweren auswärtigen entgegen zu stemmen, wurde ihm wohlwollend und jovial auf die Schulter geklopft: Ho, ho, mein Lieber, alles sehr schön und gut, aber: und er ergänzte für sich: aber, es ist eben ein auswärtiger Kürbis, ein entwurzelter Kürbis gewissermaßen, ja.

Der Reisende war aus dem Wolkenparadies seiner eingebildeten Heimat auf eine erschreckend furchtbare Gemüsepflanzung herabgefallen, auf eine Heimaterde, die er nicht als die seine anerkennen mochte. Ihm schien, daß er erst durch diese Heimkehr seine alte Heimat wirklich verloren hatte. Sie war ihm fremder geworden als die Fremde, in der er lange genug gewesen war um nun aus banger Verlorenheit nach ihr sich zurückzuwünschen. Denn diese barg keinen Verrat und konnte dem unbefangenen Blick als liebenswert nur anbieten, was wirklich liebenswert war. Er schickte sich an die Stadt zu verlassen gleich einem Krösus, den seine Geliebte zum Bankrotteur gemacht hat, eine alternde Geliebte, die jetzt, da sie vor dem Verarmten die ermüdende Maske der Schönheit zu tragen nicht mehr für nötig erachtet, ihre ganze Reizlosigkeit zynisch zu erkennen gibt. Doch er trat unversehens in eine neue Wandlung ein, als er am Vortag seiner Abreise eine Wanderung den Fluß entlang bis zu einem steilen buschbewachsenen Uferhang machte, wo im März und oft schon im Februar die Kinder die ersten Schneeglöckchen zu finden wußten. Zwischen Hang und Fluß zog sich ein schmaler Wiesenstreifen hin, der gegen das Ufer zu in Steingeröll, Schlämmsand und Weidengestrüpp verlief. Hier und dort am Ufer standen Pappeln und kleine Gruppen von Erlen, ein alter Weidenbaum stellte sich schief über das Wasser, denn die Wellen hatten das Erdreich bis tief in sein Wurzelwerk abgegraben und daneben eine kleine Bucht gebildet, die jedem Angler Entzücken bereitet hätte. Vom langen Schlendergang und von der Mittagssonne ermüdet legte sich der Wanderer neben die Bucht auf den Rasen und genoß wohlig Schatten und Kühle der freundlichen Uferstelle. Dicht über dem Wasserspiegel schwirrten Libellen, dunkelblaue, goldgrüne und silberne, oft waren drei und mehr im Haschenspiel zu einem flackernden Wirbel geworden, der gleich wieder zerstob; dann saßen sie verstreut auf dem Wurzelwerk herum und streckten kühl und still ihre gläsernen Flügel. Sie beobachten mich, dachte der Mann als er ihre großen starren Kugelaugen sah, es ist aber wahrscheinlich, daß ich in ihrem Weltbild perspektivisch verkürzt erscheine, da ich für sie weder gefährlich noch angenehm bin. Ich kannte einmal ähnliche Perspektiven der Welt, als ich mich in sämtlichen goldenen, roten und blauen Glaskugeln auf den Rosenstöcken unseres Gartens betrachtete und mich wunderte, weil die Glaskugeln gleichwohl nicht platzten. Er schloß die Augen und blinzelte durch einen winzigen Spalt der Lider in den Lichtstreifen, der durch die Zweige auf sein Antlitz fiel. Er sah mit großer Kenner-

schaft in ein Transparent aus flammenden Farben des Regenbogens, in die Pracht funkelnder Kristallwogen und glitzernder Lichtschwaden, in welchen seltsame Doppelkringel aus Orange und Violett auf- und niederschwebten. Lange vergnügte er sich an dem müßigen Spiel und kaute an dem Stengel einer Blume, aber er vergaß Stunde und Zeit, Gestern und Morgen, war ganz versunken in einem solchen kleinen Jetzt und in einer so großen inneren Pracht. Plötzlich öffnete er die Augen und schaute voll auf die runde satte Dinglichkeit der Landschaft. Strotzend und prall von eigener Fülle standen die Dinge da, üppig wucherte das Pflanzenwerk und bot sich schwelgerisch dem Dasein dar, heiß schwelte der sommerliche Duft der Wiese, stand die Zeit. Da hörte er vom andern Ufer her ein leichtes Geräusch gestreifter Zweige und sah drüben: Zwei Knaben gehen hintereinander auf dem Wiesenpfad, sie sind barfuß, in kurzen Kniehosen und ärmellosem Hemd, ihre tellerförmigen Riesenstrohhüte sind zwei zitrongelbe Portulakblüten, beide halten die eine Hand sehr weltgewiß in der Hosentasche, die andere an der geschulterten Stange der giftiggrünen Schmetterlingsnetze. Jetzt verschwinden die Gentlemens wieder im Buschwerk, sie haben den Siebenschläfer am anderen Ufer kaum mit einem Blick gestreift. Der Reisende rührte sich nicht. Ein unerhörtes Glück und schmelzende Trauer durchströmte sein Herz. Er lächelte: Seltsam, jetzt bin ich Kronos, jetzt ist es schon morgen, wir haben die Rollen vertauscht. Die beiden Jungen drüben sind kein Spuk, keine Allegorie aus meinem Hirn, sie sind so wirklich wie die Wiese oder dies Wurzelwerk hier, sie haben irgend einen Namen und gehen schon in die Schule, falls sie nicht so klug sind sie zu schwänzen, man könnte sie mit den Händen greifen, aber sie sind am anderen Ufer. Überwältigt von dem Ansturm jäh erwachter Empfindungen, verwirrt von beglückender Rührung stand er auf und schlenderte grübelnd umher. Er trat in dichtes treibendes Pflanzenwerk, das am Fuße des steilen Hangs sich angesiedelt hatte. Lattich, Disteln und Brennesseln wucherten gierig und dicht zusammengepfercht, stürmisch drängten sich Butterblumen, Glokkenblumen und Margeriten von der Wiese heran, mannshoch standen Schafgarbe und Bärwurz, eine üppige brünstige Pflanzenwildnis, durchbrochen vom Funkensprühen der Sonne und tiefblauen Schatten. Er schüttelte abwesenden Blicks von einer Nessel zwei kleine halbrunde Käferlein in seine flache Hand, zwei eisvogelgrüne Tropfen mit verschmelzenden Irisfarben, dann ließ er sie wieder in den Urwald der Kräuter fallen und blickte auf die Blüte einer Möhre: ein

elfenbeinernes zartdurchbrochenes Spitzenmuster aus talergroßen Rosetten und hundert winzigen Sternen. Eine Biene turnte honiggierig von Kelch zu Kelch, Gold- und Blaufliegen saßen unbewegt, ganz vergraben in den Sternen schlief ein Rosenkäfer. Ein Trauermantel taumelte suchend etlichemale vorbei, kam immer wieder zurück und setzte sich schließlich auch auf die dichtbesetzte Blüte. Langsam breitete er die Flügel aus ein Sonnenbad zu nehmen. Im dunkelbraunen Sammet verborgen flimmerte und kochte ein Meer von Licht, die glühenden Fluten zerbrachen jäh an der Felsenküste des gezackten gelben Randes und warfen Perlen hoch, Perlen von der Bläue der Hyazinthen, abenteuerliche Juwelen aus den Abgründen des Falterflügels. Den Reisenden erfaßte eine heftige Erregung, ein begehrliches Prickeln zuckte bis in seine Fingerspitzen, langsam und vorsichtig hob er die Hand den schönen Falter zu greifen, aber der schoß blitzschnell auf und wirbelte davon. Der Mann ließ die Hand wieder sinken und lachte gütig. Dies war jetzt das größte Mißverständnis meiner Heimkehr, sprach er zu sich, ein Falter mußte mich belehren, daß die Gier meiner Hände unfruchtbar ist. Auch wenn ich ihn gefangen hätte, ich würde ihn ja doch nie besitzen können. Bin ich denn einer, der einen Schmetterling besitzen kann? Ja, doch, doch, aber anders und tiefer, auf die einzige Weise, auf welche zu besitzen für mich und meinesgleichen fruchtbar ist: im Verzicht. Früher einmal, gestern, habe ich ihn doch gefangen, und nichts gab es auf der Welt, was mich vor Glück tiefer erschauern gemacht hat, denn die unschuldigen Kinderhände erfuhren in der Wollust des Anfassens das Geheimnis der Dinge. Aber jetzt ist schon morgen, wir haben die Rollen vertauscht und mir bleibt nichts übrig als ihn zu lieben. — In dieser Stunde erkannte der Reisende seine Heimat wieder. Zärtlich und gütig nahm sie den verlorenen Sohn auf und hieß die Knechte ein Fest bereiten. Ein glückliches Lächeln lag auf seinen Lippen. Jetzt wußte er das Geheimnis seiner Heimat, die er so kindisch mißverstanden hatte, aus der Art, wie er seine Hand vor dem Falter hatte sinken lassen, erwuchs ihm Erkenntnis und Offenbarung. Die Demut der verzichtenden Hand entdunkelte die Trübnis der Enttäuschungen und zündete festliche Lichter an. Erkennst du mich endlich? riefen ihm alle Dinge zu und strahlten vor Freude, der Himmel, die Berge, die Wiesen, die Stadt dort drüben. Sie drängten sich stürmisch an ihn und verlangten einen liebkosenden Augenblick oder ein kleines Lächeln um darin zu prunken und aufzublühn. Sein Herz war ein Füllhorn

und verschüttete sich schwelgerisch, überall hing, zart wie der Schmelz eines Rosenblattes, der Abglanz seines innigen Entzückens. Es fiel ihm ein, daß seine Freunde ihn einen Entwurzelten genannt hatten. Freilich, sagte er sich, sie haben aus ihrer Perspektive recht, aber es ist die Perspektive des ältesten Sohnes, der zornig ward. Muß man sich nicht mit allen seinen Wurzeln aus dem heimatlichen Boden ausgraben, um so breit und hoch in die auswärtige Wolke greifen und solche Feste der Heimkehr feiern zu können? Muß man sich nicht aus der ständigen Schicht der Erde loslösen, um so angezündet zu werden wie ein Christbaum? Täuschet euch nicht: vielleicht habe ich in dieser einen Stunde, in der ich sie wiederfand, meine Heimat zärtlicher geliebt und inniger besessen als ihr in allen eures Lebens, in denen ihr sie nie verlort. Ihr dientet ihr soviel Jahre und übertratet nie ihr Gebot, ihr waret allezeit bei ihr und was ihr gehörte, das war auch euer. Ihr mißversteht den Besitz eurer Heimat und eure hiesige Liebe, wenn ihr wähnt, in ihr wären solche Feste der Wiederkunft möglich. Nein, in einem anderen Raume geschieht die Heimkehr des verlorenen Sohnes, in einer anderen Schicht der auswärtigen Seele wird das Mysterium der Wandlung Ereignis. Wie töricht war es, meine Heimat dort zu suchen, wo ich sie verlor, denn ich konnte sie doch nur finden wo ich sie nie besaß. Wie töricht meinen Freunden zu zürnen wegen eines Versehens, das ich beging. Jetzt, da ich sie nicht handgreiflich vor mir sehe und mich nicht versehen kann, blicke ich tiefer in das Antlitz der Gescholtenen, hinter die ereignisvollen Larven der Kindheit und bedeutungslosen Gesichter der Gegenwart, und bedenke, um wieviel gütiger und barmherziger das Leben mit ihnen umgegangen ist, indem es sie leichter nahm und von der schicksalsschweren Logik ihrer Knabenzüge absah. Ich tat prahlerisch als hätte ich besser hinter die Kulissen des Lebens geblickt als mein Bruder, und hätte doch bekennen müssen, daß die besseren Kenner des Lebens nicht jene sind, die hinter seine Kulissen geblickt haben, sondern die das Leben um die ihren gebracht hat. Welch handfesten Gebrauch machte ich vor ihm von meinem Urteilsvermögen, wie ein Vorzugsschüler beantwortete ich klipp und klar die Fragen, die sein Dasein an mich richtete, und nun stehe ich beschämt da, weil ich gar nicht gemeint war. Ach, die Wahrheit ist manchmal wie ein guter Lehrer: sein Tadel beschämt ohne zu erniedrigen. — Er ging verzückt den Wiesenpfad zurück, den er gekommen war, immer streiften seine Hände über Halmspitzen und Blumen hin ohne sie anzurühren,

nur mit einer leisen scheuen Geste der Zärtlichkeit. Ein Hymnus von Miriaden Stimmen schwoll aus den Gräsern, die Welt war eine azurne Harfe, tausend Schmetterlinge rührten gleich Cherubimen mit dem Hauch ihrer Flügel die Saiten des Lichts. Pechnelken, Kuckucksblumen, Hahnenfuß und Margeriten reihten sich den Pfad entlang, bildeten festliches Spalier und schwenkten Girlanden aus Rosa, Zitrongelb, Weiß und Violett. Am lautesten wie Trompeten schmetterte das glühende Orange des Wiesenbocksbart, unzählbare Sonnen auf dem Smaragdgrund der Wiese. Eine lange Prozession zog aufgeregt hinter dem Wanderer her und gab ihm Geleit: Züge von Weißlingen, Schwärme von Bläulingen und Perlmutterfalter, dazwischen flatternde Fähnlein und leuchtende Zeichen: Schwalbenschwanz und Zitronenfalter, Fuchs und Admiral. Und hoch im blauen Gezelt, Schwalben, Schwalben, Schwalben. Wo gibt es eine Heimat ohne Schwalben? Oh, alle gaben dem Wanderer, um sich für ewig ihm zu schenken, ein herrliches Geleit zum Abschied, denn es war ein Abschied.

Sprüche unter dem Sirius

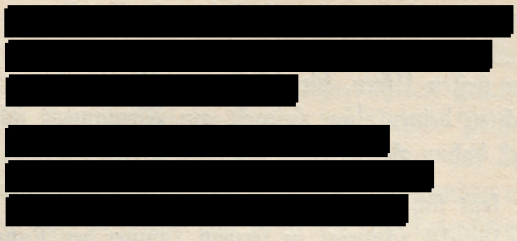
Von Egon Hajek

[redacted]

*

[redacted]

[redacted]



Die Kreis-Quadratur des Reparationsproblems

Von Arthur Wildebrandt

Am 28. Juni jährte sich zum zehnten Male der Tag, an dem nach einem Kriege von größtem Ausmaß dem deutschen Volke in Versailles ein Friedensvertrag aufgezwungen wurde, der bei aller sachlicher Würdigung seines Inhaltes sich biologisch, moralisch, psychologisch, politisch, soziologisch und wirtschaftlich in einer Form auswirkte, die jeder Einsicht, Klugheit und Vernunft widersprach und sowohl für die Güter-Ökonomie wie auch für die Menschen-Ökonomie zur Katastrophe werden mußte. Unheil hatte man erwartet, aber was an Ungerechtigkeit und Willkür von seiten der Sieger diktiert wurde, übertraf die schlimmsten Befürchtungen. Sehr bald hat sich daher die Menschheit trotz des Versprechens, das das von den kriegsbeteiligten Mächten unterfertigte Dokument enthielt, nunmehr der in ihren Grundfesten erschütterten Welt einen „festen, gerechten und dauerhaften Frieden" zu bringen, vom Gegenteil überzeugen müssen. Die Weltgeschichte wird darüber entscheiden, ob dies dreifach ehrenvolle Urteil, das jene Mächte über ihr Werk gefällt haben, zu Recht besteht.

Vorläufig jedoch ging der Krieg seit jenem verhängnisvollen Junitage in noch verschärfterer Form weiter und zwar mit noch größerer Leidenschaft und noch stärkerer Grausamkeit als auf den Schlachtfeldern. Und so wurden denn die Unzulänglichkeiten des Versailler Diktatfriedens immer mehr zu Machinationen, mit denen die französische Politik, und diese insonderheit in den Tagen der Herrschaft Poincarès 1923, Europa und die ganze Welt in Atem hielt. Diese Machtpolitik, die die ökonomischen Gesetze aufs schwerste gefährdete, erreichte ihren Höhepunkt in dem Gewaltstreich der Ruhrbesetzung und ihren katastrophalen Folgen für die deutsche Währung. Da kam von außen her der Wendepunkt. Die amerikanische Finanz und Politik griffen

vermittelnd in die Geschicke des Kontinents ein. Heute wissen wir nur zu gut, daß die französische Politik damals nicht bloß mit dem Gedanken einer Rheinlinie gespielt hat, daß ihr Ziel sich nicht nur mit dem Einmarsch in das Ruhrgebiet erschöpfte, sondern daß auch der Plan einer Elblinie und die Schutzherrschaft über die Hannoverschen Kalifelder stark in Erwägung gezogen wurde. — Deutschland hat seit dieser Zeit bezeugt, daß es den guten Willen hat und ehrlich bestrebt ist, die Bedingungen zu erfüllen, soweit es in seiner Möglichkeit steht.

Als nächste Etappe folgte die Einigung der Alliierten über die noch offene Höhe der Reparationssumme. Es wurden Zahlen genannt, die weit das Maß des Menschenmöglichen überschritten: 800—1000 Milliarden Mark, 100—123 Milliarden Mark und Jahresleistungen von 18 Milliarden Mark. Die Begehrlichkeit kannte keine Grenzen. Auf diesem Leidenswege sind San Remo, Hythe, Spaa, Brüssel, Paris, London, Wiesbaden und Cannes wichtige Etappen. Die Wunden wurden aber dadurch nicht geheilt, vielmehr wurden durch den Widerspruch zwischen der Schrankenlosigkeit der Ziele und der erreichbaren Wirklichkeit immer neue ökonomische Schwierigkeiten hervorgerufen.

Für die Unlösbarkeit der Reparationsfrage durch gewaltsame politische Mittel waren die wirtschaftlichen Begleit- und Folgeerscheinungen der beste Beweis. Sie führten als Zwischenlösung zum Dawesplan, der die Reparationsfrage anläßlich einer Rede des amerikanischen Staatssekretärs Hughes in New-Haven im Dezember 1922 vom Gebiet der Gewaltpolitik in den Bereich wirtschaftlicher Erwägungen brachte. Das Inkrafttreten des neuen Reparationssystems auf Grund des Dawespaktes erfolgte dann bekanntlich durch die Annahme des Londoner Abkommens im August 1924. Damit wurde die Übermacht der politisch gefügigen Reparationskommission wenigstens etwas unterbunden. Es darf jedoch nicht verkannt werden, daß aber auch der wirtschaftliche Reparations-Organismus schwere Gefahren mit sich brachte. Die Urteile der Sachverständigen erfolgten leider nur zu häufig nach rein gefühlsmäßiger Einstellung im subjektiven Ermessen, wobei psychologische Momente nicht ausgeschaltet wurden. Daher war das Urteil auch dementsprechend. Es lautete inhaltlich dahingehend, daß Deutschland unbedeutenden Schaden an seinem Gebiet und seinen wirtschaftlichen Einrichtungen erlitten habe und daß der Eisenbahnverkehr und die industriellen Anlagen sich in äußerst günstigem Zustande befinden. Die Absatzstörungen, die Rohstoffknappheit, der Kapitalmangel, die Entwertung der Effektenbestände, sowie die Arbeits-

schwierigkeiten wurden nicht berücksichtigt. Die Untersuchungsergebnisse zogen also nicht die tatsächliche Leistungsfähigkeit Deutschlands in Betracht, bemessen an dem Überschuß der Zahlungs- und Handelsbilanz, sondern erwogen einzig und allein die vorkriegszeitlichen Kapitalverpflichtungen, bei denen zwar die Zinshaltung durch Exportüberschüsse geregelt war, die aber bei der allgemeinen handelspolitischen Entwicklung keine wesentliche Rückwirkung auf den Außenhandel der geldgebenden Länder ausübte. So war auch diese Maßnahme nur ein Glied in der Kette des diktierten Friedens, wie die ganze Reihe ihrer Vorgänger.

Die Rekapitulation der Sachverständigen stützte sich im wesentlichen darauf, daß in Deutschland noch Fabriken und Häuser standen. Sie berücksichtigten nicht, daß jede volkswirtschaftliche Vorratsbildung, alle Lagerbestände und Betriebskapitalien der Wirtschaft, jede Ersparnis der Bevölkerung und die verlorenen Auslandsanlagen fehlten. Die durch Inflation eingetretene Entschuldung des Reiches war doch letzten Endes nichts anderes, als die Abtragung der öffentlichen Schuld durch die private Wirtschaft, deren Höhe ungefähr 100 Milliarden Mark betrug, wenn man die fundierte Schuld mit hinzurechnet. Nach dieser fürchterlichen Zertrümmerung der Kapitaldecke war es eine glatte Unmöglichkeit, in einem Zeitraum von zwei Jahren nicht nur den ganzen Kapitalverlust wieder einzuholen, sondern darüber hinaus auch noch Milliarden Überschüsse zu erwirtschaften. Man wollte also nach dem alten Rezept Maricalls, des Beraters Heinrich II., „die Angelegenheiten Deutschlands in möglichst großer Verwirrung halten."

Als dann Deutschlands Kapitalhunger durch Gewährung von Auslandsanleihen gestillt wurde, blieb trotzdem die Kapitalnot der schwer belasteten Einzelwirtschaften und die geringe Stärkung der deutschen Produktivkraft bestehen. Die Reparationslast wurde auf der einen Seite etwas unterbunden, auf der anderen dagegen doppelt so viel Geld seit Bestehen des Dawesplanes eingeführt, wie für Reparationen zu leisten war. 9,3 Milliarden Mark kurz- und langfristigen Anleihen waren nichts weiter als Vorschüsse für die Verwirklichung der Tributzahlungen, und was an Werten gegen hohe Zinsen einging, floß ebenso wieder ab, soweit es nicht den Devisen- und Goldvorrat der Reichsbank auffüllen half. Dadurch gelangte Deutschland infolge der Summierung von Unvollkommenheiten zur höchst möglichen Vollkommenheit in der Bilanzverschleierung sowie in der Verfälschung des deutschen Wirtschaftsbildes.

So steht die heutige deutsche Wirtschaftsentwicklung auch zehn Jahre nach dem Versailler Frieden noch immer im Zeichen eines stetigen Ringens gegen Erschwernisse und Unzulänglichkeiten schwerster Art, die immer wieder zu Bedrückungen und Rückschlägen führen, und die die Reparationsländer und ihre Beobachtungsposten leider nur zu oft übersehen. Hinzu kommt noch, daß die deutsche jährliche Kapitalbildung um fast 30% gegenüber der Vorkriegszeit zurückbleibt. Außerdem findet die Geldentwertung viel zu wenig Beachtung. Das zeigt klar, daß Deutschland Auslandskapital haben müsse, das aber nicht wie bisher größtenteils durch den inländischen Konsum, sowie durch die Dawesleistungen aufgezehrt werden darf. Hätte Deutschland nicht die Tributpflicht auf sich lasten, dann könnte die deutsche Wirtschaft wohl innerlich allmählich erstarken, die Auslandsanleihen könnten um Milliarden vermindert und der Zinsfuß bei eingeschränkter Nachfrage herabgesetzt werden. Und wenn das deutsche Volk die Überzeugung gewönne, daß der Ertrag seiner Arbeitsmühe den eigenen Angehörigen wieder zugutekommt, dann könnte die lebende Generation in harter Arbeit nicht nur den größten Teil des eigenen Bedarfs durch Außenhandel und Produktion decken, sondern würde auch den übernommenen Zinsverpflichtungen aus eigener Kraft nachkommen können, statt durch immer neues Schuldenmachen die Zinslast in Form einer geometrischen Progression anschwellen zu lassen.

Den gegenwärtigen Stand der Reparationsfrage haben die jüngsten Auseinandersetzungen über den letzten Jahresbericht auf das lebhafteste gekennzeichnet. Inwieweit der rosige Optimismus des Reparationsagenten berechtigt war, wird erst die Zukunft lehren. Die Kernfrage jedenfalls, um die sich auch die jüngst beendigten Beratungen der Pariser Sachverständigen-Konferenz bewegten, war die, ob die seitherigen Erfahrungen zweifelsfrei für den Nachweis ausreichen, daß Deutschland mit seinen wirtschaftlichen Nöten, tatsächlich den schlimmsten Punkt überwunden hat. Deutschland hat aber bisher noch kein „normales Normaljahr" gehabt, es hat daher auch noch keine „normalen" Reparationsverpflichtungen erfüllen können. Seit dem Inkrafttreten des Dawesplanes im Jahre 1924 ist 1925 das Jahr der Deflation, 1926 das Jahr des englischen Kohlenarbeiterstreiks, 1927 die Zeitspanne einer höchst ungesunden Kreditinflation und 1928 die Zeit der merklich fühlbar werdenden Konjunkturschwankung gewesen. Eine besondere Verkennung aber bedeutet der Hinweis Parker Gilberts, daß die Kapitalbildung in Deutschland stärker gewesen wäre, wenn

auch die öffentliche Hand größere Zurückhaltung in ihrer Ausgabenwirtschaft geübt hätte. Das zeigt vielleicht am besten das geringe Verständnis für die deutsche politische Dynamik, für die geschichtliche Gebundenheit des staatlichen Aufbaues Deutschlands und für die Tatsache, daß historische Begebenheiten für die Wirtschaft eines Landes unter Umständen sehr viel mehr bedeuten als alle Aufklärung, die gegebenenfalls die beste Wirtschaftsstatistik gewährt.

Der deutschen inneren Aufbringungsquellen sind bis aufs äußerste angespannt. Schon der Reichshaushalt für 1928 konnte nur mit Mühe ins Gleichgewicht gebracht werden. Und um die Balancierung für 1929 wird angesichts der ungünstigen Einnahmeentwicklung bei den Abgaben, Steuern und Zöllen noch ein harter Kampf geführt. Die deutsche Steuerschraube, einschließlich Zölle, hat bereits die Höhe von 160% gegenüber 1914 erreicht, sodaß die heutige Steuerlastenbürde nirgends größer ist als in Deutschland. Ausländer, so der frühere französische Handels-Attaché in Berlin, P. Maquenne, haben das deutsche Steuersystem als „Einkommens- und Vermögenssteuerbeschlagnahme, gemildert durch Steuerdefraudation" bezeichnet. Vollkommen entgegengesetzt ist die Lage der ausländischen Einzelwirtschaften. Sie konnten sich der produktive Kapitalsanlage widmen; ihre Volkswirtschaften erhielten entweder einen Zuwachs am Kapital zur Herstellung neuer Güterarten und Gütermengen oder an genußreifen Gütern. Auch hierin liegt ein Kausal-Nexus für die Notlage des deutschen Volkes, um von der Nichtbeachtung der Zusammenhänge zwischen Reparationsfrage und innerwirtschaftlicher Gesetzgebung ganz zu schweigen.

Das Hauptkontingent der deutschen Leistungen entfiel auf Sachlieferungen: Größere Barzahlungen unterblieben wegen devisentechnischer Schwierigkeiten. Dieser Weg wird, da der Bartransfer nach oben begrenzt ist, und eine Gefährdung für die Dynamik des natürlichen Wirtschaftsablaufs vermieden werden soll, für den größten Teil der Pflichtleistungen, insbesonders im Normaljahr offengehalten werden müssen. An diese Art der Durchführung des Dawesplanes ist besonders Frankreich interessiert, das auf 52 v. H. der Gesamtreparationslast Anspruch hat und das infolge seiner geringen Verflechtung mit dem Weltmarkt unter einer verschärften deutschen Konkurrenz relativ wenig zu leiden hat. Erinnert sei nur an die französische Forderung um Erweiterung seiner Häfen, Elektrifizierung von Bahnlinien, Bau von Talsperren, Ermöglichung der Wasserversorgung von Paris aus dem Loiretal, Wohnungsbau und an die Kolonialprojekte.

Zukunftsperspektivisch gesehen ist hierbei aber zu beachten, daß sich Deutschland bei diesem Sachlieferungsgeschäft die eigenen Exportaussichten für später verbaut. Nicht ohne Grund unterstützt Amerika dieses Geschäft; sein hoher Produktionsstand erfordert stetig wachsenden Absatz. Durch Deutschlands Festlegung auf Sachlieferungen kann es mit seinen günstigen Preis- und Zahlungsbedingungen die Deutschen mühelos von dem umstrittenen Teil des Weltmarktes verdrängen. Und wirtschaftspolitisch betrachtet werden durch die Sachlieferungen der deutsche Konsumtionsvorrat sowie der Produktionsmittelbestand stark geschädigt und die Kapitalneubildung unterbunden, während sie durch die Freimachung der Einkommensteile zur Kapitalbildung die ausländischen Volkswirtschaften befruchten und beleben.

Diese Schwierigkeiten, die Summe an wirtschaftlicher Not und den Index der Arbeitslosigkeit schafft keine theoretische Diskussion in landschaftlich begnadeten Kongreßstädten aus dem Bewußtsein des deutschen Volkes, das jahraus und jahrein unter den grotesken Erscheinungen seines wirtschaftlichen Lebens zu leiden hat. Der deutsche Unternehmer kämpft mit Zahlungsschwierigkeiten, der Kaufmann klagt über Absatzschwierigkeiten, der Arbeiter lebt vom kärglichen Brot der Erwerbslosenunterstützung, und der Landwirt ringt mühevoll um die Behauptung seiner ihm lieb gewordenen Scholle; sie alle kann ein noch so gut fundierter Nachweis nicht opferwilliger machen. Das Vertrauen an eine Gerechtigkeit der Gegner ist im deutschen Volke zu stark erschüttert.

Die bisherigen Erfahrungen mit dem Reparationsproblem dürften also genügen, um weitere Wünsche überflüssig zu machen. Es ist mit einem doppelten Fluch beladen, mit einem Fluch für Deutschland als Schuldner und einem nicht geringeren Fluch für die Gläubiger. Bis jetzt hatte Deutschland jährlich nach dem Dawesplan 2½ Milliarden Mark zu zahlen. Nachdem jedoch am 16. September 1928 in Genf die „endgültige Liquidation des Krieges" beschlossen wurde, ist nunmehr durch die Unterzeichnung des Sachverständigengutachtens in Paris, durch den Youngplan, der erste Akt beendet. Aber die technische Kompetenz der Sachverständigen, ihre vorausgesetzte Kenntnis der weltwirtschaftlichen Phänomene und Zusammenhänge haben nicht das Resultat eines billigen, den Interessen aller Beteiligten dienenden Rechtes gezeitigt. Die Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes, sowie die unwandelbaren Gesetze der ökonomischen Realitäten sind nicht berücksichtigt worden. Statt dessen wurde „Politik" gemacht, die

den alliierten Sachverständigen anscheinend schon vorher fixiert worden war. Die anerkannten Führer der internationalen Finanz und Wirtschaft, die unabhängigen Männer der Praxis sind in diesem Kampf unterlegen. Die Vernunft im Lager der Gläubigermächte hat sich also immer noch nicht durchgesetzt. Es liegt daher auch nicht der geringste Grund vor, irgend welche Jubelhymnen anzustimmen, denn Deutschland hat nicht nur 37 Jahre lang, d. h. bis zum 31. März 1966, sondern ebenso lange wie die interalliierten Schuldverpflichtungen laufen, also bis zum 1. März 1988, Reparationen zu leisten. Außerdem sind es jährlich immer noch rund 2 Milliarden Mark, die Deutschland für die Dauer der ersten 37 Jahre zu zahlen hat. Auf die darauf folgenden 18 Jahre entfällt jährlich eine Durchschnittsannuität von etwa 1700 Millionen Mark und auf die letzten drei Jahre durchschnittlich 900 Millionen Mark. Somit laufen also die Verpflichtungen Deutschlands für 58 Jahre und zwar bis zum Jahre 1988. Das ist mehr wie absurd; es sollen also zwei Generationen eines Volkes den anderen Staaten Kriegsentschädigungen zahlen. Der Youngplan kann infolgedessen keinen Abschluß, sondern nur eine Etappe auf dem mühseligen Befreiungsweg Deutschlands bedeuten. Vergegenwärtigt man sich diese Zeitspanne einmal, dann muß offenbar werden, daß noch niemals der historische Materialismus in der politischen Geschichte so sehr Wirklichkeit geworden ist, wie in der heutigen Zeit, und es darf nicht vergessen werden, daß eine weitere Verschuldung Deutschlands an das Ausland gleichbedeutend ist mit einer immer mehr wachsenden Aushöhlung des deutschen Volkskörpers. Damit wird den Gläubigerstaaten auf die Dauer aber nicht gedient sein, es sei denn, daß sie künftig im europäischen Konzert auf die Mitwirkung einer Nation verzichten, der sie in kultureller, ökonomischer und politischer Hinsicht sehr viel verdanken und deren geistige, technische und wirtschaftliche Mitarbeit sie auf die Dauer nicht werden missen können. Es liegt daher an Deutschland, die Initiative zu ergreifen, wenn es in der künftigen Weltordnung nicht eine ähnliche Rolle spielen will wie China und die Türkei in der Vorkriegszeit, und wenn die gelegentlichen Voraussagungen vom „sterbenden Europa" und vom „Untergang des Abendlandes" nicht doch eines Tages graue Wirklichkeit werden sollen. Von diesem Gesichtspunkt aus muß die Beseitigung des im Artikel 231 des Versailler Diktats verankerten und erzwungenen Schuldbekenntnisses erstrebt werden, wonach „Deutschland und seine Verbündeten als Urheber aller Verluste und aller Schäden verantwortlich sind, welche die alliierten

und assoziierten Regierungen und ihre Angehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben." Jeder vernünftig denkende Mensch weiß heute, daß diese Unterschrift ein Geständnis auf der Folter war. So wenig wie die Sonne sich um die Erde dreht, weil man von Galilei die Abschwörung der Wahrheit erpreßt hat, so wenig kann dieses Anerkenntnis für alle Zeiten Geltung haben.

Die Bukarester rumänische Presse

Von Ferdinand Ernst Gruber

Die Bukarester rumänische Presse ist ein Ableger des französischen, genauer gesagt: des Pariser Journalismus, mit all seinen Vor- und Nachteilen. Die innere Verwandtschaft mit den Pariser Presseerzeugnissen kommt schon äußerlich zum Ausdruck: dasselbe Großformat, leicht lesbare Schmalkolonnen mit wechselnden Schrifttypen, die dem Redakteur eine übersichtliche Inhaltsgliederung einer längeren Meldung ermöglichen, Hervorhebung des Wichtigsten durch reichlichen Fettdruck, so daß der eilige Leser den ganzen Artikel nicht einmal durchzulesen braucht, um dessen Inhalt kennen zu lernen und schließlich: gleiche Richtlinien in der äußeren Aufmachung, in der Gestaltung des Druckbildes, die nur auf das Sensationelle Rücksicht nimmt, auch wenn die Gediegenheit des Blattes darunter leiden sollte.

Die Bukarester Presse ist so wie die pariser-französische vornehmlich auf den Straßenverkauf eingestellt, Bulevardpresse in gutem und schlechtem Sinne, immer abhängig von der Gunst und der Kauffreudigkeit des Publikums, die oft von Dingen beeinflußt wird, die mit dem eigentlichen Zeitungsgeschäft scheinbar nichts zu tun haben (wie zum Beispiel die jeweilige Witterung), aber gerade dadurch immer genötigt, möglichst anziehend, geladen mit Sensation und unterhaltsam zu sein. Auf die Erörterung schwer verständlicher sachlicher Fragen kann sich der Bukarester Journalist daher auch nicht viel einlassen, es interessiert die Leser nicht. Wenn er es tut, dann geschieht es in einer Weise, die dem deutschen Leser oftmals als oberflächlich erscheint, wobei stilistische Vorzüge und die fein geübte Kunst einer sorgsam vorbereiteten Pointe auch nicht übersehen werden sollen. Esprit steckt in den Leuten, die die Bukarester Zeitungen machen, zweifellos und sie besitzen auch die Fähigkeit, diese Begabung in das rechte Licht zu stellen. Man

langweilt sich selten bei der Lesung rumänischer Zeitungen. Ob die Nachrichten aber auch stichhältig sind, das ist allerdings eine Frage, die erst in zweiter Linie in Betracht kommt. Und hier liegt der wunde Punkt der rumänischen Presse: die Unzuverlässigkeit, die sich vor allem deswegen so breit macht, weil die Zeitungen, eben im Hinblick auf die Sensation, den Gerüchten zu viel Beachtung schenken, in den meisten Fällen aber so tun, als stammten ihre Nachrichten aus der zuverlässigsten Quelle. Natürlich: auch der Journalismus anderer Länder verfällt oft in dieselben Fehler und muß sich den Vorwurf der Unzuverlässigkeit gefallen lassen, allein diese Übelstände sind nicht so Regel geworden, wie man dies in der Bukarester Presse tagtäglich beobachten kann. Allerdings: für die Leser, die beruflich oder aus sonst welchen Gründen um die Vorgänge genauen Bescheid wissen, kann die Festhaltung der verschiedensten Gerüchte unter Umständen von Bedeutung werden. Denn: abgesehen davon, daß in jeder Lüge immer ein Körnchen Wahrheit steckt, werden Gerüchte in Zeitungen aus bestimmten Gründen verbreitet, man will wenigstens den Versuch machen, die öffentliche Meinung nach einer bestimmten Richtung hin zu beeinflussen. Ahnt man ungefähr, wer hinter diesen Gerüchten steht, warum sie gerade in diesem Augenblick veröffentlicht werden, und vermag man die dunklen Zusammenhänge zu erkennen, indem man auch Kenntnis von den Absichten der Gegenpartei hat, dann ist man mit einem Male mitten in die Arena des politischen Kampfes gestellt und kann sich ein eigenes Urteil bilden. Der jeweilige Querschnitt durch die Begebnisse des Tages wird auf diese Weise buntfarbiger, das Leben wird in seiner überwältigen Vielgestaltigkeit möglichst restlos eingefangen und wahrscheinlich ist gerade hier einer der Gründe zu suchen, warum die rumänische hauptstädtische Presse auf die Masse eine so geheimnisvolle Macht ausübt, der sich auch der Fremde nicht ganz entziehen kann.

Auf eine Tatsache soll besonders hingewiesen werden: Die Innenpolitik nimmt den weitaus größten Raum der Zeitung ein. Manche Blätter scheinen überhaupt nur aus Innenpolitik zusammengekleistert zu sein. Dieses auffallende Überwiegen der Innenpolitik über die zumeist sehr stiefmütterlich bedachten außenpolitischen Begebenheiten, erklärt sich zunächst aus der leidenschaftlichen Anteilnahme, die der Rumäne an innerpolitischen Geschehnissen nimmt, sei es nur der Geschehnisse an sich halber oder der sich daraus ergebenden persönlichen Vorteile. Während die Innenpolitik in der Rubrik „Ultima Ora" (die letzte Stunde) breitspurig auftritt, muß sich die Außenpolitik mit

einem genug eng bemessenen Raum zufrieden geben. Außenpolitische Dinge interessieren den rumänischen Zeitungsleser im allgemeinen nicht und berühren sie einmal unmittelbar sein Vaterland, so sieht er diese Geschehnisse zumeist durch die innerpolitische Parteibrille und urteilt auch in diesem Sinne darüber. Dieses typische Verhalten der Bevölkerung eines vom großen Weltverkehr abgeschlossenen Kleinstaates, die politisch nicht in Ländern und Erdteilen zu denken vermag, hat sich auch nach der Schaffung Großrumäniens kaum geändert. Für die rumänischen Zeitungsunternehmungen bedeutet diese geistige Einstellung der Lesermassen aber beträchtliche Vorteile. Da dem außenpolitischen Teil des Blattes nicht so große Sorgfalt zugewendet werden braucht, ersparen sich die Zeitungsverleger die teuere Auslandsberichterstattung, drucken die Auslandsdepeschen der halbamtlichen Nachrichtenstelle ab und mucken nur hie und da auf, wenn diese Nachrichtenstelle in unverständlichem Schneckentempo arbeitet. Nur die ganz großen Blätter, „Dimineaţa" (damit in Verbindung auch der im selben Verlag erscheinende „Adevărul") und „Universul", haben eigene Auslandsberichterstattungen; aber auch nicht in allen wichtigen Städten Europas, so daß der Auslandsdienst auch dieser großen Zeitungen zu wünschen übrig läßt. Am schlechtesten ist es aber mit der Balkanberichterstattung bestellt; weder in Sofia, noch in Athen und in Konstantinopel werden eigene Berichterstatter unterhalten, nur in Belgrad haben „Dimineaţa" und „Universul" einen Vertreter. Die Nachteile, die hieraus der rumänischen Balkanpolitik erwachsen, ergeben sich von selbst.

Der rumänische Zeitungsabnehmer steht zu seinem Leibblatt gewöhnlich in keinem dauernden Verhältnis, das heißt: das Zeitungsabonnement ist für den rumänischen Leser bei weitem keine solche Selbstverständlichkeit wie glücklicherweise noch für den deutschen Zeitungsbezieher: der ständige Zeitungsabnehmer, der seine Bezugsgebühr allmonatlich oder vierteljährlich im Voraus entrichtet, ist den Verlagen der „Dimineaţa", des „Universul" und des Wirtschaftsblattes „Argus", das von Banken, Wechselstuben und Handelsunternehmungen ständig gehalten wird, bekannt, er ist aber eine seltene Erscheinung bei den angeblich unpolitischen Nachmittagsblättern, die fast ausschließlich von der Straße leben, und beschränkt sich bei den Parteiblättern „Dreptatea", „Viitorul" und der langweiligen „Indreptatea" auf die Parteimitglieder, die zum Bezug des Blattes verpflichtet sind. Der rumänische Zeitungsverlag entbehrt solcher Art die gefestigte Grundlage, die, einem deutschen

Zeitungsunternehmen zum Beispiel, aus den ständigen und regelmäßig einlaufenden Bezugsgebühren erwachsen. Hiezu kommt als weiterer mißlicher Umstand noch die Tatsache, daß von den vielen Bukarester Zeitungen eigentlich nur zwei (Dimineaţa und Universul, in letzter Zeit allerdings auch Curentul) als Anzeigenblätter in deutschem Sinne angesprochen werden können. Dieser Nachteil der Bukarester Blätter ist der Entwicklung der rumänischen Presse keineswegs förderlich, denn ein gut bestellter Anzeigenteil, dessen Ertrag für die Kosten der Zeitungsherstellung und einem etwaigen Reingewinn aufzukommen hat, gibt dem Verlage jene finanzielle Unterlage, die die notwendige Voraussetzung für die wirkliche Unabhängigkeit des betreffenden Blattes ist.

*

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, die versuchen, das rumänische Pressewesen der deutschen Leserschaft in Rumänien in großen Zügen vorzuführen, seien im folgenden die wichtigsten Bukarester rumänischen Blätter nach ihrer Bedeutung und der von ihnen verfochtenen Richtung kurz gewürdigt:

Die bedeutsamsten Bukarester Zeitungen sind zweifellos die in demselben Verlag erscheinenden Blätter „Dimineaţa" und „Adeverul". „Dimineaţa" ist (wie schon der Name sagt) ein Morgenblatt und als ausgesprochenes, reich gehaltenes Nachrichtenblatt, dessen politische Haltung möglichst in den Hintergrund treten soll, in gewisser Hinsicht eine Nachahmung des „Neuen Wiener Journals". Die Aufgabe einer belehrenden Unterhaltung, die dem Durchschnittsbildungsgrad der Lesermassen mehr als vielleicht gut ist, Rechnung trägt, wird erfolgreich erfüllt. Die „Dimineaţa" besitzt auch Bilderschmuck, der aber — wie bei allen Bukarester Zeitungen — herzlich schlecht ist. Ein bewährter Bilderdruckfachmann, den man im Notfalle aus dem Ausland bringen müßte, könnte im Verein mit einem tüchtigen Klischeehersteller das rumänische Zeitungswesen geradezu revolutionieren.

Das Nachmittagblatt „Adeverul" ist eine ausgesprochene politische Zeitung ganz großen Stiles. In außenpolitischen und innerpolitischen Angelegenheiten ist „Adeverul" führend. Auch die Reportage ist auf durchaus westlicher Höhe. Den Minderheiten bringen beide Blätter erfreuliches Verständnis entgegen, was nicht zuletzt das Verdienst eines klugen Redakteurs ist, der aus Kronstadt stammt. Sonst haben sowohl „Dimineaţa" als auch „Adeverul" eine leicht gefärbte sozialdemokratische Haltung. Die große Richtlinie der politischen Leitung wird aber von dem demokratischen Gedanken in westlicher Prägung

bestimmt. Wie überhaupt „Dimineaţa“ und „Adeverul“ durchaus westlich gerichtete Presseerzeugnisse sind, die an der Verwestlichung Rumäniens einen Hauptanteil haben.

Eine bedeutsame politische Zeitung ist auch die nachmittags erscheinende „Lupta“. Sehr intelligent redigiert, lebendig gehalten, fast ausschließlich politisch, wobei das Bestreben feststellbar ist, den französischen Kurs in der rumänischen Außenpolitik machtvoll zu unterstützen. Daher: gute Beziehungen zur Bukarester französischen Gesandtschaft und leider nicht selten hämische Ausfälle gegen Deutschland.

An sogenannten unpolitischen Zeitungen sind noch die Morgenblätter „Cuvântul“ und „Curentul“ zu erwähnen, von denen sich namentlich der letztere durch literarisch bedeutsame Mitarbeiter und durch flott (für deutsches Empfinden oft allzu flott) geschriebene Artikel auszeichnet. Beide Blätter unterstützen die Regierung Maniu.

Die Bedeutung des Morgenblattes „Universul“, das noch vor wenigen Jahren die repräsentativste rumänische Zeitung war, hat in der letzten Zeit mancherlei eingebüßt. Zeitungstechnisch kann der „Universul“ jeden Vergleich mit den großen Weltblättern aushalten, der Nachrichtendienst ist im großen und ganzen zuverlässig, aber die Haltung in der Minderheitenfrage so bekannt haßerfüllt, daß man darüber kein Wort mehr zu verlieren braucht. Der „Universul“ ist ein typisches Rechtsblatt mit allen Nachteilen einer starr und eigensinnig verfolgten Politik.

Mit der Parteipresse ist es in Bukarest im allgemeinen recht übel bestellt. Journalistisch sind sie recht engherzig aufgezogen und geben sich nicht einmal die Mühe, dem Leser außer parteimäßig eingestellter Innenpolitik etwas anderes zu bieten. Die „Dreptatea“ ist das amtliche Organ der nationalen Kleinbauernpartei, seit der Regierung Maniu demnach Amtsblatt geworden. Der sattsam bekannte „Viitorul“ verficht durch dick und dünn die Ansichten der liberalen Partei und die „Indreptatea“, eines der langweiligsten und inhaltsärmsten Blätter, ist das Leibblatt des General Averescu und seiner Volkspartei. Ein erfreulich lebendig redigiertes Parteiblatt ist der „Neamul Românesc“ der Volkspartei des Professor Iorga, die in bestem Rumänisch geschriebene Bukarester Zeitung, welche hochgestellten Ansprüchen zu genügen vermag.

Seit dem Regierungswechsel im November entstanden noch zwei politische Nachmittagsblätter: „Ordinea“, ein geschickt geleitetes liberales Kampfblatt, das vornehmlich der gewesene liberale Handels-

minister Tancred Constantinescu finanziert, ist meistenteils deutschfeindlich. (Man braucht nur an die gehässigen Angriffe gelegentlich des angekündigten Zeppelinfluges über Bukarest zu erinnern.) „Ultima Ora" hingegen steht der Regierung Maniu nahe und gewinnt zusehends an Verbreitung und Bedeutung.

Ein führendes rumänisches Blatt ist die Wirtschaftszeitung „Argus", in allen Wirtschaftskreisen des Landes als zuverlässiges Nachrichtenorgan vornehmer Haltung geschätzt und bekannt. Der „Argus", der auch in einer sehr beachtlichen französisch geschriebenen Wochenausgabe erscheint, bringt Deutschland und den Vorgängen der deutschen Wirtschaft immer gutes Verständnis entgegen.

Nicht vergessen werden darf die „Rampa", ein täglich erscheinendes Morgenblatt, das sich ausschließlich mit Theater- und Kunstfragen beschäftigt. Es sei anerkannt, daß sich die „Rampa" um die Verbreitung der Kenntnisse über deutsches Schrifttum verdient macht.

Außer den angeführten rumänischen Zeitungen gibt es in Bukarest noch zwei französisch geschriebene Nachmittagsblätter, welche halbamtliche Parteiorgane sind: die liberale „Indépendance Roumaine" und die „Nation Roumaine", die vor einigen Monaten von der nationalen Kleinbauernpartei gegründet wurde. Die Aufgabe beider Blätter ist, das Ausland über die Geschehnisse in Rumänien zu unterrichten, daß dies jeweilig von dem Parteistandpunkt geschieht, versteht sich von selbst. Die „Nation Roumaine" ist zur Zeit das halbamtliche Blatt des Außenministeriums und beansprucht in dieser Eigenschaft ganz besondere Beachtung.

Wirtschaftspolitik auf lange Sicht

Von Dr. Wilhelm Lukas

Es gehört schon eine gereifte Wirtschaftsauffassung, ein diszipliniertes Denken dazu, um einen augenblicklichen Vorteil hinter einen späteren durch die ökonomischen Entwicklungsgesetze verbürgten Erfolg zurückzustellen. Der Einzelmensch kommt über den Zustand des aus der Hand in den Mund Lebens verhältnismäßig schnell hinaus. Doch wer übernimmt für die Volkswirtschaft, ja für die Weltwirtschaft dies planmäßige positive Denken und Handeln auf Jahre, auf Generationen hinaus? Dazu gehört eine gewisse Wirtschaftskultur, dazu gehört eine Kenntnis der wirtschaftlichen Erscheinungen, ein auch theoretisch geschultes Urteil. Wenn einmal die Tage politischer und wirtschaftlicher Ungewißheit

vorbei sind, sobald man mit einer gewissen kontinuierlichen Entwicklung rechnen kann, kommt immer mehr und mehr die Einsicht, daß die Mentalität aus der Zeit, wo kein beständiges Wertmaß und Zahlungsmittel die Durchführbarkeit einer Transaktion für den nächsten Tag sicherte, wo das Geld zum Spekulationsobjekt für wenige Stunden wurde, wo staatliche Zwangsmaßnahmen als unenträtselbares Damoklesschwert über dem Haupte jedes einzelnen hing, wo chaotische Rechtszustände die Durchführbarkeit jedes Vertrages der Willkür anheimstellten, nicht mehr zulässig ist. Und obgleich noch in vieler Hinsicht Zustände herrschen, die einem zukunftfrohen Aufbau alles andere nur nicht günstig sind, so ist doch gerade jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo es heißt vieles im wirtschaftlichen Denken umzustellen. Wenn man aber die Stellungnahme zu den Wirtschaftsproblemen, an deren Lösung man sich nun doch von maßgebender Seite allen Ernstes versucht, beobachtet, so muß man immer wieder und wieder feststellen, daß eine kurzsichtige Kritik, abgesehen von allgemeinen Notwendigkeiten, nicht einmal das eigene Interesse zu erkennen vermag, sobald es sich nicht in unmittelbar greifbarer Form darstellt.

Das typische Beispiel hiefür bot die Erörterung über die Erhöhung des Diskontsatzes der Notenbank Rumäniens. Die Mehrbelastung an Zinsen, die diese zur Folge hatte, stand im Vordergrund einer unzufriedenen Kritik. Man sah nicht, daß das letzte Bollwerk der Zwangswirtschaft, ein hartnäckiges Erbe des Krieges zu wackeln anfing. Man bemerkte nicht die zielbewußte Tat zum Schutze der Währung. Man verschloß sich dem Gedanken, daß einzig und allein durch einen elastischen Diskontsatz die sich selbst regulierende Organisation eines modernen Geldmarktes geschaffen werden kann, der die Vorstufe zu einem leistungsfähigen Kapitalmarkt bildet. Und auch von sächsischer Seite konstatierte man nur unwillig den kleinen Nachteil der Mehrbelastung nach den ohnehin belanglosen Reeskomptekrediten, ohne sich über den weit größeren Vorteil der zwangsläufig zu erwartenden Entpolitisierung des Finanzlebens klar zu werden, ohne zu erkennen, daß nur auf diesem Wege gewisse minderheitsfeindliche Tendenzen aus dem Wirtschaftsleben ausgeschaltet werden können.

Das schwierigste und zugleich wichtigste Problem unseres Landes ist durch die divergierende Tendenz in der Preisbildung der landwirtschaftlichen und industriellen Produkte gegeben. Zwar stellen sich allenthalben in der Welt die gewerblichen Produkte bedeutend teurer als diejenigen agrarischen Ursprungs, in Rumänien aber vergrößert sich diese Kluft

ins Ungeheuerliche durch eine zum Teil sinnlose Zollpolitik. Zölle auf Waren, die im Inland überhaupt nicht erzeugt werden, sind ein nationalökonomisches Unding. Wenn unter dem Vorwand von Schutzzöllen Unternehmergewinne von schwindelhafter Höhe zugeschanzt werden und Preise künstlich gehalten werden, an die die Kaufkraft des bäuerlichen Konsumenten nicht heranreicht, so ist das ein Vorgehen, zu dem sich die staatliche Gesetzgebung als wirtschaftspolitischer Machtfaktor nicht hergeben dürfte. Doch schneidet sich damit das Großgewerbe auch in das eigene Fleisch, wenn es an zu hohen Zollsätzen hartnäckig festhält. Es zerstört sich dadurch den Absatzmarkt, der ja die Vorbedingung jeder Produktionsmöglichkeit ist. Der sächsische Kaufmann und Gewerbetreibende war nie ein Anhänger der Verelendungstheorie, hat nie die Anschauungen breiter altrumänischer Kreise geteilt, der den Bauernstand zu keinem Wohlstand gelangen lassen wollte, damit er politisch und wirtschaftlich entmündigt bleibt. Denn nur eine gesunde Kaufkraft in den breitesten Kreisen kann eine tragfähige gesunde Konjunktur ankurbeln.

Und als drittes ein spezifisch sächsisches Problem. Den Unternehmungen, die das Gerippe des sächsischen Wirtschaftskreises darstellen, fehlt, so hört man allseits mit Recht klagen, das nötige Eigenkapital. Ihre Kapitalbasis ist unverhältnismäßig kleiner als vor dem Kriege. Die Gründe hierfür, die außerhalb der sächsischen Wirtschaftspolitik liegen, sind bereits genügend erörtert worden. Dagegen sind sicher nicht alle Möglichkeiten ausgenützt worden, um aus eigener Kraft mit neuen Mitteln auf neuen Wegen dies Fundament im alten Ausmaße wieder herzustellen. Das moderne Aktienwesen mit den reichen Formen seiner praktischen Ausgestaltungsmöglichkeit ist uns fremd geblieben. Noch zu sehr klammert man sich an die im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ausgebildeten, inzwischen aber etwas erstarrten Formen unserer Wirtschaftsorganisation. Man zehrt noch zu sehr am Werke Dr. Karl Wolffs, ohne es durch fruchtbare Gedanken an die fortschreitende wirtschaftliche Entwicklung anzupassen. Die Aktie hat noch viel zu sehr das Gesicht einer Obligation. Nur durch Zusammenkettung der wirtschaftlichen Interessen, nicht wie unlängst geschrieben wurde, durch Erfüllung repräsentativer völkischer Pflichten, läßt sich eine Wirtschaftsorganisation aufbauen. Vor allem aber heißt es auch hier, Wirtschaftspolitik auf lange Sicht treiben und nicht über kleinlichen, oft übertriebenen Vorteilen des Augenblicks die Zukunft vergessen und das Interesse an den Ringmauern unserer Wirtschaft erkalten zu lassen.

Farbe und Licht im Wohnraum

Von Architekt Eduard Sauer

Jeder berufstätige Mensch hat das Bestreben nach einer entsprechenden Entspannung. Entspannen ist fast immer gleichbedeutend mit räumlicher Isolierung. Der betreffende Raum muß aber so beschaffen sein, daß nicht nur eine Entspannung eintreten kann, sondern auch in weiterer Folge der Aufenthalt im Raum zu einer Aufheiterung führt. Zu diesem Zweck muß aber ein Raum in seiner Wirkung selbst klar sein, um Klarheit hervorrufen zu können und so eingerichtet sein, daß er auf den Bewohner nicht belastend, sondern befreiend wirkt. So eingerichtet sind aber leider unsere Wohnräume in den seltensten Fällen. Überladen und unzweckmäßig eingerichtet, leiden sie in den meisten Fällen an falscher Farbenzusammenstellung und unrichtiger Lichtverteilung der natürlichen, wie auch der künstlichen Lichtquellen, schaffen dadurch in uns Zwiespältigkeit und reizen uns oft bis zum Unbehagen. Der Laie ahnt nur, daß irgendwo etwas nicht stimmt, ihm fehlt aber die Erkenntnis der Fehlerquelle. Er hat vielleicht einmal gehört, daß blau kalt wirkt, er bevorzugt aus Liebhaberei oder auch infolge seiner Geschmackseinstellung die blaue Farbe, ob diese aber ihm selbst Wohlbefinden auf die Dauer schafft, ist ihm unbekannt. Jede Farbe für sich, löst im Menschen je nach seinem Temperament ein anderes Empfinden aus und beeinflußt dadurch seine Stimmung und daher sein Wohlbefinden.

Die Farbe spielt in unserem Leben eine viel größere Rolle, als allgemein angenommen wird. Ihre richtige Anwendung setzt aber die Kenntnisse ihrer Wirkung im einzelnen, wie auch in der Zusammenstellung zueinander voraus. Ihre Bevorzugung im einzelnen ist persönlicher Einstellung unterworfen und kann niemals gleich sein, um jedem zu gefallen. In ihrer richtigen Gegenüberstellung aber können die Farben fast bei allen Menschen Gefallen finden, mit wenigen Ausnahmen. Nachdem in unseren Wohnräumen selten der Fall eintreten dürfte, daß Möbel, Wände und Textilien in der gleichen Farbe gehalten sind, so kommt für die Wohnungsausstattung nur der Fall von Farben verschiedener Art und verschiedener Zusammenstellung in Frage. Die richtige Anwendung und Verteilung der Farben setzt aber nicht nur allein reifliche Farbenkenntnisse und praktische Erfahrung voraus, sondern erfordert auch viel Menschenkenntnis. Ohne diese Kenntnisse und Erfahrungen und bei dem Bestreben nach Farben-

freudigkeit, wie es unsere Zeit heute verlangt, wird für den Nichtfachmann die Angelegenheit zum Problem und fast unlösbar. Leider ist es nicht möglich allgemeine Richtlinien hiefür aufzustellen, da kein Mensch im Empfindungsleben genau dem anderen gleicht.

Ähnlich verhält es sich auch bei der Ausnützung unserer Lichtquellen. Das natürliche Licht läßt sich nicht ändern und wir müssen es so nehmen, wie es uns vom Himmel gesandt wird. Auch ist es in den seltensten Fällen möglich die Fensteröffnungen so zu ändern, daß wir den günstigsten Lichteinfall erreichen, aber die Einteilung des Raumes muß dessendwegen nicht auch nach der Verteilung des natürlichen Lichteinfalles konträr sein. Ein Ottoman, der doch in der Hauptsache zum ruhen dient, muß nicht unbedingt beim Fenster stehen, weil dort gerade so ein „passender" Platz ist. Der Tisch dagegen ausgerechnet im Halbdunkel der Zimmermitte. Warum nicht umgekehrt? Mit welcher Begründung steht überhaupt der Tisch immer in der Zimmermitte, als Hindernis zwischen zwei Türen? Überlieferung und Gewohnheit ist doch kein stichhältiger Grund für die Beibehaltung einer Unzweckmäßigkeit. Muß der Tisch im Raum den Bewohner immer zwingen ihn zu umschleichen, wie die Katze den Brei, wenn wir in einen anderen Raum oder zu einem Fenster gelangen wollen? Ist denn ein Zimmer eine Straßenkreuzung, die einen stummen Verkehrspolizisten braucht? Und wenn schon einmal ein Zusammenstoß stattfinden soll, dann ist er in den meisten Fällen gewollter Natur und dann — bildet der Tisch eben erst recht ein Hindernis. Oft ist auch die Symmetrie die Begründung für das Beibehalten des Tisches in der Zimmermitte. Wenn aber schon Symmetrie sein muß — dann bitte gehören auch eben aus diesem Grunde nicht ein Ofen in irgend ein Eck, sondern vier Ofen in allen vier Ecken. „So streng ist das nicht zu nehmen," ist hierauf die Antwort. Ja wenn es nicht so streng mit der Symmetrie gemeint ist — warum kann dann nicht ein leerer Raum in der Zimmermitte sein? Der leere Raum aber macht das Zimmer nicht nur freier in seiner Wirkung, sondern schafft uns auch freien Zugang nach jeder Richtung — und ist dies nicht vernünftiger?

Die künstlichen Lichtquellen, die aber im Gegenteil zur natürlichen, einzig und allein von unserem Wollen abhängen, sind in den seltensten Fällen an richtiger Stelle angebracht und oft genug infolge eines, an falscher Stelle betätigten „Schönheitsdranges" alles andere als Lichtquellen. „Der letzte, modernste Schrei der Beleuchtungsindustrie, auf Wirkung." Dabei verspürt nur die Brieftasche die Wirkung und „strahlt"

in Leere. Dafür hat man aber ein Prachtstück mit Seide- und Glasneuheiten erstanden, daß sämtliche Tanten zerspringen und dies ist scheinbar der ureigenste Zweck eines Beleuchtungskörpers. Ein Luster muß nur lichttechnisch richtig konstruiert sein, dann ist er auch schön und — billig. Auch über letzteres zerspringen meistens die Tanten und wir haben dabei den Vorteil einer guten Beleuchtung.

Wie bei allen so spielt auch die menschliche Eitelkeit bei der Einrichtung einer Wohnung eine, leider, große Rolle. Praktisches und Zweckentsprechendes läßt man gewöhnlich nur dann noch gelten, wenn es auch — aber schon sehr — „repräsentabel" wirkt, denn gewöhnlich richtet man sich seine Wohnung nicht nach seinem Urteil ein, sondern fragt sich immer dabei, was wird der oder jene dazu sagen — wird es auch ihnen gefallen, usw.

Wer sich für sich und für seine Gewohnheiten und seinen Geschmack einrichten will, muß sich sein Selbsturteil dabei erhalten, dann wird auch seine Wohnung klar und schön, aber auch modern und individuell sein, in ihr wird Wohlbehagen herrschen und dies ist letzten Endes — Zweck des Wohnens.

Rundschau

Zur Freilichtaufführung der „Braut von Urwegen" (am 2. Juni im Pfarrhof von Urwegen). Sie wird allen Mitwirkenden, das zahlreiche ländliche Publikum des Unterwaldes mitinbegriffen, unvergeßlich bleiben. Schade, daß die Veranstalter nicht gerade diese Aufführung großzügiger aufgezäumt hatten. Hierzulande kommt es doch so selten zu künstlerischen Ereignissen, daß man jede Gelegenheit beim Schopfe ergreifen sollte, um alles aus ihr an Wirkung und geistigem Gewinn herauszuholen. Freilich war dieser auch so beträchtlich genug und mag darum festgehalten werden: es entschied sich nämlich in Urwegen, daß die Wirkung einer Kunstdichtung dieser Art selbst auf rein ländliche Zuhörer eine außerordentlich tiefe sein kann. Was gegen die Stumpfsinnigkeit der Fürsprecher von mittelmäßigen „Volksstücken" zu beweisen war. Das bedeutet ferner, literarisch gesprochen, vielleicht: Überwindung der bisherigen realistischen Heimatdichtung. Das Stück von Klöß verarbeitet zwar heimatliche Motive (wozu man nur immer ja sagen kann), aber er löst sie (was endlich auch in Siebenbürgen einmal versucht werden mußte) aus ihrer provinziellen Vereinsamung heraus und hebt sie hinauf in die Sphäre allgemein menschlicher Seelenwerte. Diese Bauern, den Eindruck hatte man immer wieder, könnten eigentlich in welcher Tracht immer spielen, ohne von ihrer Eigenart sonderlich zu verlieren. Auch könnten sie in welcher Sprache immer sprechen, sie würden verstanden werden. Das machte eben: sie sind Menschen in erster Linie und dann erst siebenbürgische Bauern. Damit hat Klöß einen Weg gezeigt. Seine Gangbarkeit aber erwies sich im Freilicht des sonnigen Unterwaldes überzeugender und klarer noch als im Rampenlicht des Hermannstädter Theaters.

Otto Folberth

Fürs Auslanddeutschtum? Man mimt in Deutschland seit einigen Jahren viel Begeisterung fürs Auslanddeutschtum. Es ist aber nicht gerade so weit her damit, wie's manchmal aussieht. Abgesehen davon, daß hier wie in jeder neuen Bewegung noch viel Humbug, Streberei und Egoismus ihre Hand mit im Spiele haben, ist etwas Entscheidendes in den Beziehungen zwischen Reichs- und Auslanddeutschen noch nicht erreicht, was einmal offen ausgesprochen werden müßte: das produktive Verhältnis. Das unproduktive Verhältnis der Gegenwart erweist sich nämlich darin, daß in der gesamtdeutschen Geisteswelt die Auslanddeutschen bis heute noch grundsätzlich nur als Konsumenten gelten und geduldet werden. Jede Initiative ihrerseits, diesen unhaltbaren, einseitigen, den Todeskeim in sich tragenden Zustand abzuschaffen, wird von reichsdeutscher Seite mit großer (zugegeben: vielleicht unbewußter) Konsequenz bekämpft. Jede Möglichkeit zu einer aufrichtigen Auseinandersetzung zu gelangen, dem Kriterium eines produktiven Verhältnisses, wird uns von vorneherein verschlossen. Sobald wir diesen Ton anschlagen, werden wir einfach nicht zur Kenntnis genommen. Als Beweis kann ich folgendes anführen. Vor einiger Zeit schrieb ich einen kurzen Aufsatz, dessen Zweck war, die deutsche Öffentlichkeit gerade nach dieser Richtung hin etwas abzutasten. Es lag mir daran, zu erfahren, wie weit man in Deutschland geneigt sei unsere Klagen wenigstens anzuhören. Ich betitelte ihn „Das Beispiel Ungarns" und trug seine Veröffentlichung vier großen reichsdeutschen Blättern nacheinander an. Alle lehnten sie ihn ab. Was hatte ich denn Schreckliches darin behauptet? Er lautete wörtlich:

> Siebenbürgen ist bekanntlich vor zehn Jahren von Ungarn ab- und Rumänien angegliedert worden. Nach den ersten schmerzvollen Jahren apathischen Dahindämmerns begann in den zahlreichen Ungarn des Landes allmählich ein neuer Lebensmut sich zu regen. Auf ihrem früher ausschließlich von Budapest aus bestellten, jetzt vollkommen brach liegenden geistigen Acker begann's zu treiben und zu sprießen. Zuerst gab es Zeitungen, dann Zeitschriften, Broschüren, endlich einen mehr und mehr zunehmenden Regen von Büchern verschiedenster Art. Die Zeitungen waren im Anfang sehr dürftig — heute sind sie die geschicktesten Berichterstatterinnen des Landes. Die Zeitschriften waren im Anfang miese illustrierte Blätter — heute hält die beste von ihnen, die literarische Zeitschrift „Erdélyi Helikon" in jeder Beziehung europäisches Niveau. Die Bücher waren im Anfang bescheidene Bändchen, Bahnhof- und Kioskliteratur — heute gibt es bereits eine stattliche Reihe dauerwertiger spezifisch siebenbürgisch-ungarischer Werke. Die Schriftsteller, vor kurzem noch unbekannte Dulder einer aussichtslosen geistigen Diaspora, sind heute in Arbeitsgemeinschaften zusammengeschlossen, die besten seit 1926 im regelmäßig tagenden Helikonkreis. Sie werden von zwei hingebungsvollen Mäzenen, dem erfahrenen Grafen Bánffy und dem jungen Baron Kemény auf das tatkräftigste gefördert. Ende Oktober des vergangenen Jahres wurde der Helikonkreis von der Stadt Budapest zu einem siebenbürgischen Dichterabend geladen, der sich zu begeisterter Anerkennung der wie ein Phönix aus der Asche gestiegenen siebenbürgisch-ungarischen Literatur gestaltete. Den Helikonleuten wurde bei dieser Gelegenheit ein großzügiger Empfang vom ungarischen Ministerpräsidenten in der königlichen Burg bereitet. Dann lud sie u. a. der rumänische Gesandte zum Tee ins schöne Gellert-Hotel am Ofner Ufer: der beste Beweis dafür, daß es sich hier keineswegs um eine irredentistische Manifestation, sondern um eine imposante künstlerische Ehrung siebenbürgischer Schriftsteller handelte.
>
> Wir Deutsche Siebenbürgens leben nicht seit zehn, sondern seit achthundert Jahren vom Mutterland getrennt. Auch unter uns löste begreiflicherweise jedes neue politische Mißgeschick eine intensivere Vergeistigung als Reaktion aus. Nach dem letzten salto mortale unserer Geschichte waren wir sogar früher noch auf dem Plan als die Ungarn. Nach Kriegsende setzte bei uns geradezu augenblicklich eine lebhafte literarische Produktion ein. Während vergleichsweise „Erdélyi Helikon" an der 5. Nummer angelangt ist, stehen wir mit unserer literarischen Spitzenzeitschrift „Klingsor" schon im 6. Jahr. Trotzdem zählt der Helikon bereits jetzt hundertmal mehr Abonnenten in Reichsungarn als der Klingsor in Reichsdeutschland! Und hat in Deutschland jemand schon einmal daran gedacht, unserer kleinen Gruppe unter die Arme zu greifen? Es träumt gewiß niemand hier von Ministertees und Galaempfängen. Aber — daß noch niemals eine geistige Gemeinde im Reich

sich ernstlich mit uns beschäftigt hat, daß noch niemals ein reichsdeutscher Verleger von Format und Durchschlagskraft es mit uns versuchte, daß die Hochkonjunktur des Auslanddeutschtums im besten Zuge ist, in einer Hochkonjunktur statistischer Ausweise, wirtschaftlicher Broschüren und langweiliger Vereinsfestschriften unterzugehen, das stimmt nachdenklich. Denn es beweist, daß man im Geist und im Herzen noch sehr, sehr weit von uns entfernt ist. Sollte Berlin nicht doch auch manches von Budapest zu lernen haben?

Ich hatte in diesem Aufsatz also festgestellt, daß andere Völker ihre Pflichten den eigenen Stammesgenossen im Ausland gegenüber in einem ganz anderen Maße erfüllen als Deutschland. Und das scheint man im Reiche eben nicht gerne zu hören. Das Recht, dabei gerade unsere siebenbürgische Literatur- und Verlagsmisere als Beispiel zu erwähnen, leitete ich für mich daraus ab, daß sie mir erstens stets als typische Verkennung einer reichsdeutschen Kulturaufgabe erschienen ist und zweitens, weil, indem ich davon sprach, mir persönlich wenigstens nicht vorgeworfen werden konnte, ich spreche pro domo (die Mehrzahl meiner Bücher erschien ja bisjetzt bei reichsdeutschen Verlegern). Der Umstand jedoch, daß gerade in letzter Zeit hervorragende siebenbürgische Neuerscheinungen, wie z. B. Zillichs Gedichtband „Strömung und Erde", der als Gipfelleistung siebenbürgischer Lyrik noch lange unübertroffen bleiben wird und jedem deutschen Großverlag Ehre eingebracht hätte, keinen Verleger im Reiche fand, daß die Dramen von Hermann Klöß, die keineswegs lokalbeschränkt bleiben, sondern überall und ewig gültiges Menschentum in edelster Sprache gestalten, jahrzehntelang warten müssen, bis sich endlich ein Theatermann ihrer annimmt, das alles veranlaßte mich, es einmal mit dem Schimpfen zu versuchen.

Ich hätte dem Reich übrigens auch ein anderes großes Beispiel vorhalten können. Und vielleicht wäre es in der Tat klüger gewesen. Denn „das Beispiel Frankreichs" nachzuahmen, läßt sich der Reichsdeutsche wohl am ehesten noch verleiten. Ich hätte dann davon erzählen können, daß heute Frankreich, trotz der bekannten und gerade deutscherseits so oft geschmähten Zentralisation dieses Landes, so viele Literaturpreise für seine Kolonien besitzt, daß ein französisches Blatt kürzlich einen langen Artikel mit dem Vorschlag brachte, diese vielen Einzelpreise zu mehreren wirklich bedeutenden Kolonial-Literaturpreisen zusammenzulegen. Frankreich ist also nicht zu stolz, sogar seinen Negern ihre Bemühung um seine Literatur zu belohnen. Und Deutschland? Das dezentralisierte Deutschland? Ist es dort schon jemand eingefallen, einmal einen Literaturpreis für auslanddeutsche Dichter auszuschreiben?

Otto Folberth

Im vierten Jahre der neusächsischen Tracht. Als 1926 im Rausche der Frauenvereinsbegeisterung — die nach einem biologischen Gesetz von Zeit zu Zeit auflodert — weiblicher Patriotismus die „neusächsische Tracht" schuf, schrieb ich wörtlich unter anderem dies:

> Gesetzt den Fall: die neue .... „Tracht" siegte .... was ergäbe sich für die Bauerntracht? Die Bäuerin würde versuchen, sich ihrer zu entledigen, um die unechte, neue Tracht zu kaufen. Sie täte es, weil das Kleid .... „feiner" wäre. Und damit wäre auch Vätergut durch „nationale Begeisterung" endgültig verschleudert im Dienste des Scheins ....

Das waren ketzerische Gedanken. Eine vorurteilsfreie Dame versuchte sie vergebens vom Frauenblatt des Sieb.-Deutschen Tageblatts nachdrucken zu lassen.

Inzwischen sind mehr als drei Jahre verstrichen. Die neue „Tracht" hat zwar nicht gesiegt, wird aber von Backfischen verschiedenen Alters bei Festen getragen. In der gleichen Zeit geschah, was ich vorausgesehen habe. Sogar das Sieb.-Deutsche Tageblatt kann nicht umhin energisch festzustellen, daß die Bauerntracht von der

neuen nationalen Mode zerstört werde. Als ich nun kürzlich ein „Landler" Bauernmädchen sah, das ihr hübsches Dorfhäubchen zu einem neusächsischen Kleid trug, dessen mäßige Schönheit sie nach Schnitt und Form wüst verkannt hatte, da hätte ich beinahe gelacht. Denn es fiel mir ein, daß bald alle sächsischen Dienstmädchen diese „Tracht" anlegen werden, weil sie so fein ist, und im selben Maße die Stadtmädel sie ablegen werden, weil sie nicht mehr so fein ist. Aber was nützt das? Bei diesem Kostümwechsel geht die wahre Tracht verloren.

Vor drei Jahren galt man beinahe als Volksverräter, wenn man gegen die neue „Tracht" schrieb. Das sächsische Volk schien nichts Nötigeres zu tun zu haben als eine neue Frauentracht zu entwerfen. Auf die Männer wurde logischerweise vergessen. Denn der weibliche Nationalismus, der damals seinen Schnittbogen hißte, konnte naturgewollt nichts anderes schaffen als ein Kleid für sich selbst.

Das wäre ja bloß heiter gewesen. Aber das Kleid zerstört die Tracht und in dieser liegt allerdings mehr als blaurote Modelust. Mit ihr stirbt etwas von den Grundlagen, auf denen wir fußen.

Drei Jahre sind um. Gegen wen könnten wir heute den Vorwurf der Volksschädigung erheben? Nicht gegen die Frauen! Denn die sind von Natur in Kleidersachen bestechlich. Hätten aber von den tausend denkenden Männern, die den Feldzug vor drei Jahren durchsahen, nur zehn kräftig dagegen Stellung genommen, diese Glosse wäre nie geschrieben worden. Aber das ist ein anderes Kapitel, auf das wir Sachsen nicht stolz zu sein brauchen. Unsere vernünftigsten Männer sind immer so vernünftig, sich nirgends hinein zu machen und statt dessen den Durchschnitt glitschen zu lassen, der dann wieder solchen, die doch ans Licht möchten, Sand auf die Glitsch streut.

Heinrich Zillich

Der 10. Ferienhochschulkurs, den das Deutsche Kulturamt vom 29. August bis 7. September in Hermannstadt veranstaltet, hat als übergeordnetes Thema Nationalitätenkunde. Es finden folgende Vorlesungen statt, denen sich auch freie Aussprachen anschließen:

Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Albrecht Penck-Berlin: Geographie Europas. 6 Stunden.

Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Hermann Oncken-Berlin: Epochen der europäischen Nationalitätenbewegung mit besonderer Berücksichtigung der deutschen. 5 Stunden.

Universitätsprofessor Dr. Otto Hötesch-Berlin: Nationale Probleme in Osteuropa auf geschichtlicher Grundlage. 6 Stunden.

Universitätsprofessor Dr. Martin Spahn-Köln: a) Europäische Politik mit Bezug auf das Nationalitätenproblem. 4 Stunden. b) Aber Zeitungswissenschaft. 2 Stunden.

Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Winckler-Wien: Geschichte, Methoden und Ergebnisse der Nationalitätenstatistik. 6 Stunden.

Universitätsprofessor Dr. Hans Gerber-Marburg: Fragen des Minderheitenrechtes. 6 Stunden.

Neue Bücher und Schriften

Das Burzenland. Vierter Band, Die Dörfer des Burzenlandes. I. Teil. Herausgegeben von Erich Jekelius. Verlag Burzenländer sächs. Museum, 1929. — Der zweite erschienene Band der großen Monographie überrascht wie der erste (siehe Klingsor, 1928, Seite 317—319). Es dünkt uns unmöglich, daß ein solcher Reichtum der Ausstattung — 265 Seiten Text, 366 Abbildungen im Text und auf 163 Tafelbeilagen — in Siebenbürgen herausgebracht werden kann und gar noch als Teil eines Werkes, das auf 8—10 Bände anschwellen soll. Daß der Plan doch Tatsache wurde, ist erfreulich und wirklich nur dem Herausgeber und den Mitarbeitern zu danken, die über ihre wissenschaftliche Arbeit hinaus die bei uns schwerer zu behauptende Fähigkeit gezeigt haben, inmitten eines geistigen Dingen nicht eben günstig gesinnten Volkes eine gute Tat auch wirtschaftlich durchzusetzen.

Der vorliegende Band, dem nächstens schon ein dritter folgt, ist noch reicher mit Bildwerk versehen als der erste. Er enthält fünf große Abschnitte, die über die architektonischen und künstlerischen Dorfverhältnisse des Burzenlandes ausführlich unterrichten und zwar über die Siedlungsformen, die Burgen, die Kirchenburgen, die Kirchen und ihre Kunstschätze und schließlich das sächsische Bauernhaus. Die einzelnen Aufsätze innerhalb dieser Abschnitte behandeln die einzelnen Gemeinden und Objekte gesondert und sind von G. Treiber, W. Horwath, E. Kühlbrandt, Fr. Schuster und E. Morres verfaßt, auf dessen Untersuchung über die stilistischen Perioden im Kirchenbau und Beschreibung der Wandmalereien besonders verwiesen sei. In allen Teilen des Bandes gelangt außerordentlich viel neues Material zur Darstellung, das von den Bildern unterstützt das Buch zu einer immer wieder entzückenden Schau über ein interessantes Gebiet heimischen Lebens macht.

Hoffentlich dringt die Monographie über Kronstadt hinaus als ausgezeichnetes Vorbild für umfassende heimatkundliche Untersuchungen. Unsere anderen sächsischen Gebiete haben nicht ähnliches aufzuweisen. Heinrich Zillich

Ein gedrucktes Verzeichnis der Deutschtumsbücherei des Deutschen Kulturamtes in Hermannstadt ist erschienen und bietet eine Übersicht des reichen, vom Kulturamt gesammelten und systematisch gesichteten Buch- und Broschürenmaterials aus allen Deutschtumsgebieten. Im besonderen sammelt die Bücherei natürlich Schriften, die Rumänien und das Deutschtum in Rumänien betreffen, aber auch die allgemeinen Fragen der Geschichte, Rassenkunde, Nationalitätenkunde usw., sowie die anderen deutschen Minderheitengebiete wie Baltikum usw. sind entsprechend berücksichtigt. Die Benützung der Deutschtumsbücherei geschieht kostenlos, in berücksichtigenswerten Fällen werden Werke auch per Post zugesandt. In diesem Zusammenhang sei auch auf die Pressekartothek des Kulturamtes nachdrücklich hingewiesen, die insoweit eine wertvolle Ergänzung des bibliothekarisch erfaßbaren Materials darstellt, als hier in Form von Kartothekblättern aus der periodischen Literatur (Zeitungen, Zeitschriften, Korrespondenzen usw.) das gesamte Rumänien und das Deutschtum in Rumänien betreffende Material täglich verarbeitet wird. Die Zeitungsausschnitte, bzw. gesammelten und verzeichneten Blätter stehen jedem Interessenten zur Verfügung. In besonderen Fällen kann auch hier Postversand angesprochen werden.

Der Große Brockhaus, Band II. Der zweite Band des „Großen Brockhaus" ist nun erschienen. Alles was sich im Alphabet zwischen Asuncion in Paraguay und dem polnischen Marktflecken Blazowa bewegt, hat hier eine Heimstätte gefunden.

Wie schon beim ersten Band können wir darauf hinweisen, daß es der „Große Brockhaus" vortrefflich versteht, sich mitten in unser heutiges Leben hineinzuversetzen, unvergleichlich den Anforderungen entspricht, die man an ein modernes Nachschlagewerk stellt: nicht nur Auskunft zu geben, sondern auch Winke und Ratschläge für das tägliche Leben, für Beruf und Familie, für Arbeit und Mußestunden. Es ist unmöglich, auch nur annähernd ein Bild von der Vielgestaltigkeit und Unerschöpflichkeit zu geben, der wir beim Durchblättern dieser 800 Seiten begegnen. Das beigegebene Bildmaterial kann man sich nicht reichhaltiger denken. Wir finden Beethovens Handschrift, Scherenschnitte aus seiner Jugendzeit, zeitgenössische Bilder, ein Faksimile des Anfangs vom 3. Satz einer Klaviersonate, die Totenmaske, Bilder von Zeitgenossen, die dem Meister nahestanden, und des Geburts- und Sterbehauses. Die Fülle des Stoffes ist erstaunlich. Der Praktiker, der Gelehrte, der Journalist, die Hausfrau, sie alle werden ihre helle Freude an dem Band haben. Entzückend zum Beispiel ist das Einklebebildchen zum Artikel „Biedermeier": Die Stickerin von Friedrich Kersting, aus dem Schloßmuseum in Weimar. Zart und duftig sind die Farben herausgebracht, wir können keine bessere Anschauung bekommen von dem, was sich für uns mit dem Begriff „Biedermeier" verbindet! Um eine Vorstellung von der drucktechnischen Vollkommenheit des Werkes zu erhalten, betrachte man die Tafel „Bildnismalerei", die uns durch die Geschichte der Malerei von Jan van Eyck bis Liebermann und van Gogh führt. Daß die Verwendung von Autotypien im Text, die hier zum ersten Male in einem großen Lexikon erfolgt, die Anschaulichkeit des Stoffes in ungewöhnlicher Weise erhöht, haben wir bereits beim ersten Band erwähnen können.

Als Sonderheft der auslanddeutschen Dichtung erschien das 2. Maiheft der Zeitschrift „Der Auslanddeutsche" in Stuttgart. Es enthält Beiträge über die verschiedensten auslanddeutschen Gruppen — der Aufsatz über Siebenbürgen ist von Bernhard Capesius — mehrere dichterische Proben und eine Zusammenstellung der auslanddeutschen erzählenden Literatur. Meines Wissens ist dies der erste größere Überblick über dieses Gebiet.

Erich Maria Remarque. Im Westen nichts Neues. Propyläen-Verlag, Berlin. **Ludwig Renn, Krieg.** Frankfurter Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. M. — Der Erfolg dieser Kriegsbücher — beide Schilderungen des Frontsoldaten — beweisen, daß der Krieg als großes, uns immer noch nachbestimmendes Ereignis wieder deutlicher ins Bewußtsein getreten ist. Das heißt aber: er gewinnt ein neues Gesicht für uns, er verdichtet sich aus dem subjektiven Erlebnis jedes Einzelnen zu einer bestimmten Vorstellung von der Epoche; allerdings sind wir weder innerlich so weit, einen klaren, abgeschlossenen Gesamteindruck des Krieges, seine geschichtliche Bedeutung heute schon in uns zu erfahren, noch vermag es uns das bisher erschienene Schrifttum des Krieges gestaltet vor den Sinn zu stellen. Wer in den zwei angekündigten Werken dies sucht — die zwingende Gestaltung einer großen Zeit — wird enttäuscht.

Beide Bücher schildern den Frontsoldaten. Es sind keine Romane, es sind Niederschriften von Selbsterlebnissen, gesehen durch das eigene Temperament. Umfassender, ernster und männlicher ist Renn. Seine Erlebnisse umspannen den ganzen Verlauf des Krieges in den kleinen Dienstverhältnissen des Infanteristen, der kein Schriftsteller ist, dem die Abschrift seiner Leidensjahre schwer fällt. Daher die spröde, herbe Darstellung, die doch jeden, der in Graben und Grauen war, mitten hineinführt in tausend selbsterlebte Episoden und Vorfälle. Remarque, journalistisch sicher, verfolgt durch die Abfassung des gleichen Themas einen bestimmten, vielleicht nicht immer bewußt

gewordenen Zweck. Es ist der unheroische Soldat, den er schildert und der sein Erlebnis rückschauend mit Tendenzen durchsetzt, der gleich zu Anfang sich das Mäntelchen der seelisch zerstörten Kriegsgeneration umhängt, was offensichtlich ein Liebäugeln mit der Tragik ist. Doch davon abgesehen ist auch dieses Buch ein ernstes und gewichtiges Werk, ein Dokument nicht gerade des Frontsoldaten — denn deren gab es sehr verschiedenartige — aber eines besonderen Typus, der sich niemals dazu erhob, Krieg und Erlebnis schicksalhaft zu deuten, der in den wüsten Episoden untersank, dabei doch schlecht und recht seinen Mann stellte, ohne im geistigen und schöpferischen Sinne einer zu sein, noch die ihn umgebenden Mächte: Heer und Disziplin und nun gar das Phänomen Krieg anders als ablehnend zu betrachten, als Störung zu erleben, nicht weil es mit seinen Zielen in Konflikt kam, sondern weil er selbst keine hatte noch sehen konnte. Zahllose pazifistische Plattheiten lassen sich aus dieser Art zu erleben ableiten, wo das Äußerliche allein zur bestimmenden Macht wird, deshalb sinnlos und nur grauenhaft ist. Nicht ein Wort von der tiefen, männlichen Erlebnisbereitschaft, von der geistigen Bedeutung und Innerlichkeit, dem Mut und Reichtum, die aus einem viel maßgebenderen und nicht für den Leser geschriebenen Dokument der Kriegsgeneration dringen: den vor kurzem erschienenen Kriegsbriefen gefallener Studenten (die wir noch ausführlich besprechen). Im letzten Sinne also ist das Buch Remarques unzulänglich, als virtuose Zusammenstellung von Erlebnisrohstoff aus dem Kriege mitunter erschütternd stark. Heinrich Zillich

Georg Müller, Die sächsische Nationsuniversität in Siebenbürgen, Hermannstadt, 1928, broschiert, im Selbstverlage des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. (Auslieferung bei der Krafft & Drotleff AG., Hermannstadt.) — Als das 3. Heft der Beiträge zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Deutschen in Rumänien, die im Auftrage des Vereins für siebenbürgische Landeskunde von Georg Müller herausgegeben werden, ist die vorliegende Monographie erschienen, die zum Verfasser den Herausgeber dieser Beiträge, den Leiter des sächsischen Nationalarchivs Dr. Georg Müller hat. Auf 197 Seiten Text, die durch eine große historische Karte in vier Teilen ergänzt werden, führt uns Georg Müller durch die Jahrhunderte der verfassungs- und verwaltungsrechtlichen Entwicklnng unserer sächsischeu Nationsuniversität. Der Verfasser nennt seine Arbeit selber einen rechtsgeschichtlichen Beitrag zur Geschichte der ältesten organisierten Minderheit der Gegenwart und macht es damit dem Leser leicht, sich ein richtiges Urteil über den hohen, weit über den Rahmen des schlechthin Wissenschaftlichen hinausragenden Wert seiner Schrift zu bilden. Daß das Werk eine erstklassige, streng wissenschaftliche Verarbeitung des reichen Quellenmaterials vorstellt, das sei hier nur erwähnt und den Fachkreisen ein Urteil im einzelnen vorbehalten. Uns bürgt dafür der Name Georg Müller, in dessen Persönlichkeit sich die seltene Einheit von Beruf und Berufung verwirklicht hat, ist er doch nicht nur der Leiter und Verwahrer des Nationalarchivs, sondern auch dessen bester Kenner. Bedeutsam ist für uns alle, Fachleute und Laien, die Tatsache, daß in der vorliegenden Untersuchung aus der Masse der geschichtlichen Einzelheiten der unsere Geschichte erst sinnvoll gestaltende und heute wie vor Jahrhunderten gleich moderne Gedanke des „unus sit populus“ leuchtend hervorhebt. Das geräumige Gebäude der „Universitas Saxonum“ rechtfertigt nach außenhin als Institution vor aller Mitwelt im rasch sich vollziehenden und lebendig bewährten Zusammenschluß aller Sachsen die strenge Logik, mit der sich unsere Geschichte als Minderheit nur so und nicht anders ge-

stalten konnte, indem die Idee der Gemeinbürgschaft, die auch heute unsere Entschlüsse als Volk beherrscht, schon vor Jahrhunderten reine Gestalt gewann. Wir sind die „älteste organisierte Minderheit", das bedeutet, wir haben schon vor allen anderen, die unser Geschick heute teilen, unsere organisatorische Aufgabe als Minderheit intuitiv erschaut und den Weg betreten, der allein einen versprengten Volkssplitter zur dauernden Erhaltung seines völkischen Seins führt: den Zusammenschluß des ganzen Volkes, die „Nationsuniversität". In diesem Sinne ist Müllers Werk, ganz abgesehen vom Reichtum der geschichtlichen Tatsachen, die es uns im einzelnen bietet, wenn auch einerseits gewiß nur „ein Beitrag" zu unserer Geschichte, so doch andererseits viel mehr als dies: ein Dokument der sinnvollen Erfüllung eines Minderheitenschicksals, wie die Weltgeschichte heute kein zweites aufzuweisen hat.

Dr. Fritz Schnell

Deutsche Balladen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Gesammelt und herausgegeben von Heinrich Spiero. Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin.

Die Idee, unsere wertvollsten Balladen zusammenzufassen und sie in dieser Gestalt dem deutschen Volke vorzuführen, kann als eine sehr gelungene bezeichnet werden. Auch damit hat die Deutsche Buchgemeinschaft eine glückliche Hand gezeigt, das sie Heinrich Spiero, den feinsinnigen Literaten und Biographen Hauptmanns, Zahns usw. mit dieser Aufgabe betraute. Spieros Einleitung macht uns in knapper Form mit Wort, Wesen und Entwicklung der Ballade bekannt. Die Tabelle auf Seite 13, wo er die Abhängigkeit der Balladendichter von einander graphisch darstellt, ist überaus interessant, manchmal recht kühn. Die Auswahl berücksichtigt nicht nur die aus anderen Sammlungen bekannten Balladen, sondern geht vielfach in löblicher Weise ihre eigenen Wege. — Bei all dem kann ich der Deutschen Buchgemeinschaft einen Vorwurf nicht ersparen: die „Deutschen Balladen — von den Anfängen bis zur Gegenwart" hätten mindest zwei Bände in Anspruch nehmen müssen. Offenbar hat das auch der Herausgeber gefühlt, wenn er auf Seite 444 ein „Ergänzendes Verzeichnis nicht aufgenommener klassischer Balladen" gibt. In diesem Verzeichnisse finden sich Perlen Goethe'scher und Schiller'scher Dichtkunst! Für die Ballade von Klopstock ist aus dem gleichen Grunde viel zu wenig Raum gelassen worden; ebenso müßten auch mehrere der neuesten Dichter mehr zu Worte kommen. Schließlich wäre es auch möglich, wenn die Deutsche Buchgemeinschaft sich zu einer Ausgabe in zwei Bänden entschließen sollte, einige kurze Erklärungen im Anhange zu geben, die der breiteren Masse die Lektüre der einen oder anderen Ballade erleichtern würde. So dürfte der „Pilgrim vor St. Just" (Seite 166) vielen Lesern unverständlich sein.

Alfred Klug

Mitteilungen der Schriftleitung

Die in diesem Hefte veröffentlichte Bildbeilage stellt ein Altarbild dar, das Eduard Morres für die Kirche in Neudorf bei Schäßburg in diesem Jahre gemalt hat.

Der Aufsatz „Über die siebenbürgische Diskussion" von Heinrich Zillich aus dem Juniheft wurde in ungarischer Übertragung vollinhaltlich in der Juni-Juli-Nummer des Erdéyi Helikon wiedergegeben.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Pietà von Meister Ulrich aus Kronstadt (Brukenthalmuseum in Hermannstadt)

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
6. JAHR August 1929 HEFT 8

Empfindsame Reise nach Wien

Von Bernhard Capesius

Heute reist man wieder leicht aus Siebenbürgen nach Wien. Vor sieben Jahren noch war es eine Expedition fast wie nach dem Nordpol. Wer sich nicht ein Billet in Bukarest für den damals einzigen direkten Zug besorgte, kam in einer Zwischenstation nicht mehr mit. Freilich kostete die Bahnfahrt damals auch lächerlich wenig. Inzwischen hat sich vieles geändert. Man fährt genau so schnell und so teuer wie „im Frieden" im direkten Wagen, den man sich beliebig zur Tag- und Nachtzeit über Arad oder Klausenburg wählt. Es ist das wieder etwas Selbstverständliches geworden, aber man tut doch gut daran, sich zu erinnern, was dazwischen war. Man hat länger gelebt, wenn man von Zeit zu Zeit bedenkt, wie viel man erlebt hat.

* * *

Es schickt sich auch für Dichter wieder, Reisebeschreibungen zu liefern, nichtnur für „Sonderberichterstatter". So wie der Reiseroman einmal die Literaturgattung war, und „Sophiens Reise von Sachsen nach Memel" große Mode machte, die in Goethes „Italienischer Reise" ihren Höhepunkt fand. Das war nun freilich kein Roman und nur die Goetheforscher bemühen sich eifrig, einen solchen dahinter zu entdecken, aber es war ein Welt- und Glaubensbekenntnis des Dichters. Und Gerhart Hauptmann ist ihm in seinem „Griechischen Frühling" nachgefolgt. Nur mußte er damals das Wort Reise im Titel noch vermeiden und es handelte sich dazu um ein bevorzugtes, klassisches Land. Heute aber erzählt Hesse eine „Reise nach Nürnberg", Alfred Döblin seine „Reise durch Polen" und so noch mancher andere Dichter von Rang. Die Welt ist auch innerhalb des alten bekannten Mitteleuropa doch neu geworden, und man hat wieder Entdeckerfreuden darin zu erwarten.

Die „empfindsame" Reise des alten Lawrence Sterne freilich ist nur durch das darin geprägte Wort „sentimental" unsterblich geblieben. Liest sie heute noch jemand? Ich habe es getan als Gymnasiast während des Zwangsbesuches der Gottesdienste, weil ich das Buch in einer handlichen und biegsamen Ausgabe auf dem Aufboden gefunden hatte;

aber außer dem Modergeruch des vergilbten Papiers und dem eigentümlich-süßen Geschmack der verbotenen Frucht ist mir nichts davon in Erinnerung geblieben. Wahrscheinlich verstand ich in dem Alter dieses delikate Büchlein nicht. Und heute möchte ich es nicht noch einmal in die Hände nehmen, selbst nicht in schönem großen Druck auf neuem Papier, denn wer gibt mir auch die Möglichkeit wieder, zwischen verstohlenem Lesen hinüberzuschauen nach den Bänken, wo die Mädchen saßen, die unseretwegen in die Kirche kamen.

* * *

Das Eigentümliche der Wiener Reise beginnt damit, daß man schon in Bukarest in den Wagen steigt, der auf seiner Seite eine Tafel mit dem Bestimmungsort Wien—Basel usw. trägt. Das Fahrscheinheft in der Tasche, fühlt man sich bereits exterritorial. Die rumänischen Blusen, die in Comarnic zum Verkauf an den Zug gebracht werden, fallen einem als exotisch auf, und man erwägt den Gedanken, ob man nicht der Cousine in Wien eine hätte mitnehmen sollen. Solange man in Bukarest täglich an ihnen vorüber ging, hat man nicht daran gedacht. Zum Überfluß trifft man einen Bekannten, den man zuletzt im Jahr 1917 beim Kader in G. gesehen hat. Er ist Rumäne, aber man spricht selbstverständlich deutsch von der guten, alten Zeit. Wieviel tausend Ressentiments mögen doch noch an diesen Schienensträngen hängen?

* * *

Die heimatliche Abendlandschaft, in die wir hinabrollen, ist dunkel und groß. Jetzt ist sie nichts als „Station", die ihr geheimnisvolles Sonderleben führt, das am Schienenstrang nicht teil hat. Weiter geht es durch die Nacht. Die „Kriegsbriefe gefallener Studenten", die mich als Reiselektüre begleiten, werden zur Wirklichkeit um mich, und die vorbeirollende, stampfende Landschaft ist nur Staffage. Da halten wir lange an einer Station und endlich schiebt sich langsam der von den Vereinigungsfeierlichkeiten in Karlsburg heimkehrende Hofzug an uns vorbei.

In einem Wagen, dessen Fenster keine Vorhänge bedecken, sitzen an langem Tisch ordengeschmückte hohe Offiziere und Damen in Abendkleidern beim Nachtmahl. Die Wirklichkeit des in seinem Grabenloch kämpfenden, leidenden, glaubenden Kriegsfreiwilligen, der nun schon längst, wer weiß wo?, in fremder Erde modert — sie stößt mit einem Male grell auf eine andere, auf unsere Wirklichkeit. Der ungeheuere Konstrast zwischen Idee und Realität wird schneidend fühlbar. Das soll aber nicht mißverstanden werden, als ob es politisch gemeint sei.

Denn so fuhr gewiß damals auch der Stab Wilhelms II. im Salonwagen durch die Nacht, und das nicht etwa aus Luxus oder Übermut, sondern gebunden durch das unentrinnbare Schicksal der verschiedenen Bestimmung des Menschen, ebenso wenig sind wir anzuklagen, weil wir uns heute freuen und lachen und empfindsame Reisen nach Wien machen, während jene starben um einer Idee willen, die sich nicht realisiert hat. Denn unser Los ist eben verschieden und keiner kann dafür, daß er es besser hat, und wenn ich vielleicht nie in meinem Leben werde Schlafwagen fahren, so darf mich das nicht empören, denn wieviel Tausende fahren niemals Schnellzug zweite Klasse. Und trotzdem leben wir alle in der Idee von der Gleichberechtigung aller Menschen und vom endlichen Siege des Guten und der Gerechtigkeit, und täten wir das nicht, so müßten wir verzweifeln. Der Hofzug verschwindet im Dunkel, in Karlsburg aber wird unser Zug gestürmt von Leuten, die da mitgefeiert haben, und auf allen Stationen sieht man im grauenden Morgen die Abordnungen mit ihren bunten Trachten und Fahnen frierend und übernächtig stehen, um in Viehwaggons wieder in ihre Heimatdörfer zu dringender Landarbeit befördert zu werden. * * *

Die vollkommen exzentrische Lage unserer Landeshauptstadt kommt einem besonders zum Bewußtsein, wenn man merkt, wie man den rumänischen Zeitungen vorausreist. Hat man mittags in Bukarest den „Adevĕrul" auf dem Bahnsteig gekauft, so wird einem noch am nächsten Morgen dieser in Arad als neueste Ausgabe serviert. Und inzwischen kann, während der 18 Stunden, alles mögliche passiert sein: die Regierung gestürzt oder ein großer Bankkrach erfolgt sein. Aber auch die Nachrichten aus dem Westen laufen einem nach, sofern man sie in Bukarester Blättern sucht, ohne einen einzuholen. Umgekehrt steht es mit den westlichen, den Wiener Zeitungen z. B., man reist ihnen entgegen. In den knapp 28 Stunden Fahrt von Bukarest nach Wien kann ich dreimal die „neueste" Nummer der „Neuen Freien Presse" lesen. Welche Möglichkeit, sich auf das neue Milieu allmählich und gründlich vorzubereiten! Und andererseits — es gibt trotz Telegraph und Radio doch noch den Reiz, durch eigene körperliche Fortbewegung räumliche Distanzen mit Vorteil zu überbrücken. Was uns nicht nur vor dem gotteslästerlichen Gedanken der Allgegenwart des Menschen, sondern auch vor der peinlichen Oede eines solchen überall Gleichen bewahrt. * * *

Für Abwechslung sorgt ja übrigens auch der Geldwechsel an den einzelnen Grenzen. Gegen den hie und da aufgetauchten Plan, auch in der Zeitrechnung das Dezimalsystem einzuführen, haben einsichtige Pädagogen eingewendet, daß dadurch jede Gelegenheit zum Kopfrechnen in Schule und Leben verschwinden und die rein mechanische Manipulation der Verschiebung der Null oder des Dezimalpunktes allein siegreich bleiben würde. Vor dieser amerikanischen Mechanisierung schützt uns Europäer nunmehr das Valutenpotpourri auf unserem Kontinent. Wenn wir Rumänen nach Westen fahren, müssen wir das große Einmaleins mit 30, 25 und 40 im kleinen Finger haben; oft aber auch noch das kleine mit der 5 der Tschechenkrone dazu. Erschwert wird die geistige Operation durch das abwechselnde Multiplizieren und Dividieren, je nachdem ob man feststellen will, was etwas *für* uns oder *bei* uns kostet. Dem Zahlkellner im Speisewagen aber bleibt man in allen Fällen ausgeliefert.

* * *

Wie das Geld wechselt man auch die Sprachen als Münze des geistigen Wertverkehres. Da aber sind wir Minderheitler nun einmal wirklich im Vorteil vor allen westeuropäischen großen Nationalvölkern. Wir sind in drei Sprachen „zuhause" und was das bedeutet, merken wir erst so recht, wenn wir etwa auch durch die Tschechoslovakei müssen. Solange man sich verständigen kann, ist man allen Zufällen gewachsen, ist es nicht mehr der Fall, so fühlt man sich der Gnade der Landesbewohner überantwortet. Und es hat andererseits einen Reiz der Überlegenheit, wenn man jedem Zollbeamten in seiner Sprache begegnen kann, wo der Westeuropäer so hilflos ist, wie es sich mit der Würde eines großen Volkes eigentlich nicht verträgt.

Und einen gesteigerten Reiz auf dieser empfindsamen Reise hat es, daß man zugleich mit der Fahrt in den Raum auch in die Zeit reist. Denn was ist es anders als plötzlich Wirklichkeit gewordene Vergangenheit, wenn man wieder die hohen schwarzen Kappen der Eisenbahner, die Kugelakazien und die Mohnblumen der Stationsgärten sieht und das aus Kinderspielen unvergeßliche „Mehet" hört? Aber der junge Mann, der einem gleich nach Überschreiten der Grenze dienstbeflissen Radiohörer anbietet, stört grausam die Illusion, daß man noch ein Fuchs ist, der zum erstenmal auf die Universität zieht. Tempi passati! Was aber kann mir schon das Radio bieten für die verlorene Jugend?

* * *

Im Speisewagen zwischen Budapest und Wien gerate ich mit einem Japaner an einen Tisch. Er knüpft ein französisches Gespräch an, und ich antworte ihm, so gut ich's kann. Natürlich verstehen wir uns besser wie mit einem richtigen Franzosen. Denn wir sprechen beide langsam und grammatikalisch und helfen oft mit Gesten nach. Da sieht man, daß auch mangelhafte Sprachkenntnis ihre Vorteile hat.

Nun aber ist das Wichtige an diesem Gespräch die Erkenntnis, daß der Sohn des Ostens über unsere europäischen Dinge gut orientiert zu sein scheint und Goethes Wort wahr wird: „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen." Ganz besonders bedenklich erscheint diese Wahrheit durch den Umstand, daß mein Gegenüber Offizier ist und vor allem über die Schlachten des europäischen Krieges informiert ist und sich für deren Schauplätze interessiert. Von der verwickelten Lage, daß ich ein Deutscher aus Rumänien bin, begreift er nicht viel, aber bei der Nennung von Hermannstadt fällt ihm gleich Falkenhayn ein und er erkundigt sich, ob er zu diesem Schlachtfeld kommen könne, wenn er jetzt von Wien nach Warschau und dann nach Konstantinopel fahre. Wie klein wird unser Kontinent vor dem Aspekt dieses weit hergereisten Mannes, der sich seinen Rückweg nach Asien so überlegt, wie wir etwa gewohnt sind, zwischen Kopisch und Fogarasch zu wählen, wenn wir von Hermannstadt nach Kronstadt wollen. Was Wunder, daß er erst recht den Kopf schüttelt über die vielen Valutaänderungen, denen er auf diesem winzigen Stück Erde ausgesetzt ist.

* * *

Wien will heute nicht mehr das sein, was es war. Das gelingt ihm auch so ziemlich ganz. Bei den offiziellen Reden unseres Kongresses betont man von Seiten der Stadtväter immer wieder, daß der ehemals so weiche Wiener „Eisen ins Blut" bekommen habe d. h. daß er nunmehr arbeite und sterbe statt zu tanzen und zu trinken. Beweis dafür sind die großen Wohnkasernen „Erbaut von der Gemeinde Wien" in den verschiedensten Stadtteilen, wo Arbeiter und kleine Beamte billige Wohnungen bekommen. Das ist ganz schön und gut. Aber trotzdem will Wien eine Fremdenstadt sein, wohin man möglichst viel Geld von auswärts bringt. Daher soll allerlei „los sein". Aber nur für die Fremden. Der Wiener selbst gibt nichts mehr dafür aus.

Eine erschreckende Leere aller Restaurants, Cafés, Heurigenschenken, Theater ist die Folge davon. Denn was uns Wien anziehend machte, war ja eben das Leben dieser Phäaken selbst, in das man gern mit untertauchte, war der Korso auf der Kärtnerstraße und auf dem Graben

mit den alten Generälen und jungen Leutnants, mit den alten Gräfinnen und jungen Komtessen, mit den Strizzis und den süßen Mädeln. Und jetzt sollen sich das die Fremden selber vormachen! Punkt sechs ist Geschäftsschluß und da strömt — wenigstens jetzt im Sommer — alles von der Arbeit nachhause, aber nach einer halben Stunde ist die innere Stadt leer und wie tot. Das ist nicht mehr Wien, wie es war. Auch hier muß der empfindsame Reisende sagen: „Wo seid ihr hin, ihr wunderschönen Tage?"

* * *

Aber man wäre undankbar, wollte man über der verschwundenen Gegenwart die währende Vergangenheit Wiens vergessen, die sich einem doch immer wieder in unvergleichlichen Augenblicken offenbart. Eine Firmelung mit allem mittelalterlichen Prunk im ewigen Stefansdom, ein Gang in der Vollmondnacht durch die Parke der Ringstraße mit ihrem betäubenden Fliederduft und den Silhouetten aller Prachtbauten gegen den tiefblauen Himmel, ein Sommernachmittag mit verschleiertem Fernblick von der Gloriette des Schönbrunner Parkes, dieses Waldes mitten in der Stadt.

Und wenn heute die Wiener Stadtbahn ihren elektrischen Betrieb mit derselben Präzision, Häufigkeit und Geschwindigkeit hat wie die Berliner Untergrundbahn, so söhnt einen das auch einigermaßen mit den vom Naschmarkt verschwundenen „Fratschlerinnen" aus.

* * *

Man erlasse mir die „Empfindsamkeit" auf der Rückreise. Wie jede Heimkehr von einer Vergnügungsreise zwischen Trauer und Freude zwiespältig schwankt, so auch diese. Die Nuance verschiebt sich freilich stark nach dem Verzicht zu. Was bei der Grenzkontrolle auch nicht verwunderlich ist. Und doch ruhen auf dem Grunde der „siebenbürgischen Seele" Gefühle von Stolz und Anhänglichkeit an dieses Land, die man beim Anblick der Thorenburger Schlucht oder der Schäßburger Bergkirche dem fremden Coupeegenossen gegenüber auf keinen Fall zu unterdrücken vermag. Eingespannt zwischen Fernweh und Heimweh — findet man schließlich nach Übersteigung der Karpathen in Bukarest eine neutrale Gemütslage. Und das ist am Ende auch etwas wert.

Stunde

Von Klaus Wegmann

Wirst du es auch ertragen
Mich müd' zu sehn?
Wenn nach den langen Tagen
Die unser Stolz getragen
Wir stille stehn.

Wirst du es fassen können,
Wie einsam ich dann bin,
Wenn rings die Sterne brennen
Und wir nur beten können
Zu unseren Herzen hin.

Wirst du mich betten wollen,
Damit ich dann besteh.
Und aus dem unruhvollen,
So laut und wirrwarrtollen
Leben uns erhöh!

Die Gottessohnschaft

Von Konrad Möckel

Ein mächtiges Fragen und Sehnen nach Gott geht durch die Welt. Religiöses Bekennen und Glauben, ja mehr als das, Gottesglauben in hohem, monotheistischem Sinne ist nichts dem Christentum allein eigentümliches. Mit vielen Millionen Menschen haben die Christen solchen Glauben gemeinsam. Die ganze jüdische und mohammedanische Welt, die wertvollsten Teile des Hinduismus und des sonstigen Heidentumes gehören dazu. Darum sehen so sehr viele wahrheitsuchende Menschen gerade in diesem, allen Bekenntnissen gemeinsamen Element den eigentlichen Wert der Religion. Gerade eine gewisse, tiefe Sehnsucht nach Gott, eine wahre, echte Frömmigkeit in den abendländischen Teilen der Welt bemüht sich, die Gegensätze in religiöser Beziehung abzubauen auf Grund der einen ungeheuern Erlebnistatsache Gottes, die über alle Bekenntnisse hinwegführt und eine Einigung der Menschen in gemeinsamer Anbetung erahnen läßt, vor der alle Feindselig-

keiten verstummen. Es ist etwa die Stimmung Lessings, wie sie in der Fabel von den 3 Ringen zum Ausdruck kommt.

Jeder ehrlich ringende Mensch wird sich dieser Sehnsucht nach Einigung im Allerhöchsten anschließen können. Wer hier ängstlich und engherzig die nur allzu menschlichen Schranken der Kirchen und Konfessionen aufrichtet, der ist sicher gegen Gott und gegen die Wahrheit. Gerade die Geistesgeschichte Europas ist erfüllt von traurigen Beispielen dafür, wie oft die Kirchen im Namen Gottes das Kommen des Himmelreiches gehindert haben. Es gibt wohl wenig so schwere Sünde als Kirche, die Selbstzweck sein will und keine Buße und gewissenhafte Kritik für sich selber hat. Gegen diese Art von Glaubensvermessenheit hat Jesus den schwersten Kampf geführt. Und gerade die Kirche Christi hätte wohl alle Ursache, hier feinfühlig und vorsichtig zu sein; die Kirche der Unwürdigen und Verworfenen, der zu dem großen Abendmahl des Herrn von den Landstraßen und Zäunen her Geladenen; die Kirche, der die Verheißung gilt, daß es nicht die Guten und Gerechten sein werden, die das Himmelreich erben, sondern diejenigen, die sich auf gar nichts berufen können als auf ihre Sünde und Schwäche.

Wer das Evangelium recht versteht, der gerade muß sagen, daß es kein schrankenloseres, auch in seiner Breiten- und Weitenausdehnung freieres, rückhaltloseres Bekenntnis gibt als gerade das im tiefsten Sinne evangelische. „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." Allen Menschen; ohne Grenze, ohne Ausnahme, soweit die Erde reicht mit ihrem Unfrieden und ihrer Menschennot.

Man sollte also meinen, daß christlicher Glaube zum Weitesten, Allgemeinsten gehöre, was es überhaupt nur gibt. Was sehen wir statt dessen? Evangelische Verkündigung spricht von einer einzigen Person. Sie erzählt im wesentlichen eine einzige Lebensgeschichte, sie steht und fällt mit einem einzigen leidenden und sterbenden Menschen. Vorbei ist es hier mit den allgemeinen Verheißungen und Lehren der Propheten. Vorbei schon gar mit den allgemeinen und tiefsinnigen Verkündigungen einer Licht- und Finsternislehre. Ganz zu schweigen von des Christentums größtem Rivalen um das Herz der Menschheit, vom Buddhismus, wo das gänzliche Verblassen und Erlöschen der Persönlichkeit im höchsten Allgemeinen, im Nirwana, der Weisheit letzter Schluß ist. Hier dagegen, im Evangelium, alles höchste Persönlichkeit und zwar nicht etwa als philosophischer Grundsatz sondern als eine

einzige Person: Jesus Christus, der Heiland der Menschheit. Alles Hohe, Herrliche, Heilige, das die Menschheit nur jemals gedacht und das als wunderbare Sehnsucht ihre Seele von jeher beschäftigt hat, das steigt herab aus seiner Allgemeinheit, Gedanklichkeit, religiösen und philosophischen Ferne und Weite, um ganz klein, ganz tief, ganz eng zu werden in einem einzigen Menschen. Es wird zur Lebenswirklichkeit, zur entscheidenden Tat. Darum ist dieser einzige, kleine Punkt der Menschheitsgeschichte bedeutungsvoller als alle philosophischen und religiösen Gedankengebilde.

Sehet dies Wunder,
Wie tief sich der Höchste geneiget!
Sehet die Liebe,
Die völlig als Liebe sich zeiget!
Sie wird ein Kind,
Träget und tilget die Sünd;
Alles anbetet und schweiget.

Besser als der tiefgläubige Dichter kann wohl kein Mensch diesen einzigartigen Sachverhalt ausdrücken.

Christlicher Glaube ist mithin klar und scharf gekennzeichnet durch die Person Christi. Aber alle christlichen Bekenntnisschriften sprechen von den „zwei Naturen in Christo". Er ist „wahrer Gott" und „wahrer Mensch" zugleich. So ist er in der Trinität das zweite Objekt der Verehrung und Anbetung. Die Art seiner Auffassung und Darstellung hat allerdings in weiten Grenzen gewechselt. Auf frühmittelalterlichen Kruzifixen kann man den Heiland dargestellt sehen mit einer Königskrone (nicht Dornenkrone) mit lächelnder Siegermiene an das Kreuz geheftet: ganz Sieger, ganz Gott; dagegen können sich die Künstler etwa vom Reformationszeitalter an, nicht genug tun in Blut und Wunden und überhaupt in der Darstellung ergreifenden menschlichen Leidens. Dort die eine, hier die andere Seite der Lehre betont, aber immer dieselbe Person, immer wieder Christus als Mittelpunkt evangelischer Verkündigung. So ist Christus das Kennzeichen und Losungswort jeder Art von Christenglauben.

Hier aber beginnen die Schwierigkeiten. Es wird gerade in gewissen evangelischen Kreisen ein „christozentrisches" Bekenntnis verlangt, in dem hinter dem Bilde des Erlösers am Kreuz alles verblaßt, was sonst noch an religiösen Werten in der Kirche vorhanden ist. Solche Christenverehrung geht gerne mit einer süßlichen Mystik und noch mehr mit einer in Demut und Büßerstimmung gekleideten Unduldsamkeit und geistlichem Hochmute einher. Der ungeheure Lebensmaßstab des Glaubens

wird hier zu einer kleinlichen Wortklauberei und dogmatischen Begriffsspielerei. Das Kreuz Christi und das Blut Christi, diese zweifellos gewaltigsten Symbole der Menschheit, an deren umfassender Kraft allerdings in gewissem Sinne sich alles Erdenleben zu messen und zu verantworten hat, werden hier zu Markstein und Losungswort für geistige und seelische Enge.

Damit wollen natürlich nur die äußersten Erscheinungen gekennzeichnet sein. Immerhin sind sie aber bezeichnend für gewisse Entwicklungsrichtungen. Es ist daher kein Wunder, daß man vielfach auch heute noch in manchen Kreisen jeder dogmatischen Grenzziehung mit ängstlichem Mißtrauen aus dem Wege geht. Ja mehr und mehr schwindet das Verständnis für das Dogma von der zweiten Person der Trinität. Man könnte fast sagen, daß seine lebendige Wirkung und Bedeutung heute auf kleine Kreise religiöser Fachleute, Sektierer und dergleichen beschränkt ist, wenigstens was die protestantische Welt betrifft. Christus als Objekt der Verehrung findet wenig Verständnis. Dieser Wandel in den religiösen Anschauungen kommt bei uns unter anderm darin zum Ausdruck, daß in manchen Kirchen die Altäre statt mit dem Bilde des gekreuzigten Erlösers, mit irgendwelchen andern Darstellungen aus dem Leben Jesu geschmückt werden. Meist ist es dann wohl der sanft dahinwandelnde oder lehrende Heiland. Im Hintergrunde eine siebenbürgische Landschaft und ihm zu Füßen sächsische Menschen, die andächtig seinen Worten lauschen. Hier liegt nicht mehr auf dem Leben als göttlicher Offenbarung, sondern auf der Lehre, die dies Leben zum Inhalt hat, der Nachdruck. Jesus Christus ist in erster Linie Subjekt der Verehrung. Daß er so fromm, so gut und lieb war, daß er ein so glaubenerfüllter, gottbegnadeter Mensch war, das interessiert die Gemeindeglieder, darauf liegt der Nachdruck. Ja es wird wohl vielfach als anstößig empfunden, Christus als „wahrhaftigen Gott“ — wie Luther sagt — zu verehren. Wohl, er mag göttlich gewesen sein, mehr wie andere Menschen, er mag wohl alles Herrliche, Große, Erhabene in sich vereinigen, das je Menschen besessen haben; aber all dieses weist doch eigentlich von ihm fort auf den hin, der solches gegeben. Er ist wohl der erste unter unsern Brüdern, aber darin gerade spricht sich auch das Menschlich-natürliche, in gewissem Sinne Reinmenschliche, Nicht-mehr-als-menschliche aus. Christus ist der erste Lehrer der Menschheit, mehr wie alle Lehrer und Propheten aber nur dem Grade nicht der Art nach von ihnen unterschieden. Er ist eine geschichtliche Persönlichkeit. Wer sich

ihren Gehalt aneignet, die Lehre gehört und innerlich bejaht hat, der mag tiefen innern Nutzen davon haben. Das Erlösungswunder durch jenes heilige Leben und Sterben bleibt von hieraus gesehen jedenfalls ganz unverständlich. Es muß magisch oder sonstwie abergläubisch anmuten.

Es muß also festgestellt werden, daß heute in der gleichen Gebundenheit an christlichen Geist innerhalb derer, die sich zur Kirche mit ganzer Seele bekennen, ungeheure Gegensätze bezüglich der wichtigsten, zentralsten Erscheinung des Christentums, gegenüber der Person Christi selber finden. Strengste Gebundenheit an das Bekenntnis zum „wahrhaftigen Gott" in Christus auf der einen Seite und eine weitgehende historisch-psychologische Auflösung dieser Gebundenheit auf der andern Seite.

Welche Auffassung ist die rechte? Es ist allgemein bekannt, daß wir Sachsen wohl mehr zur zweiten, weniger strengen Auffassung neigen. Zu der Auffassung etwa, die sich in den zuvor erwähnten modernen Altarbildern kennzeichnet. Christus wird hier ganz gewiß als der Mittelpunkt des Christentums anerkannt, aber als derjenige, der es uns bringt, nicht als derjenige, der selber so recht eigentlich das Christentum, das Evangelium, „der Weg, die Wahrheit und das Leben" ist. Er weist doch nur hin auf das, was ganz wichtig, was ein Letztes und Höchstes ist; dahinter wird sein persönliches Wesen wohl nicht bedeutungslos, verliert aber den Anspruch auf direkte religiöse Verehrung.

Von den geschilderten Verhältnissen aus ergibt sich die ungeheuer bedeutungsvolle Frage darnach, ob sich die Gegensätze überbrücken lassen, oder ob es sich hier um Entwicklungen handelt, die seit der Reformationszeit vor sich gegangen sind, etwa in der Art, daß wir eine freiere, geläutertere Jesusauffassung gefunden haben als die dogmatisch und kultisch streng gebundene, wie sie früher allgemein war und vielfach auch heute noch gilt. Das neue Testament gibt allerdings eine ganz klare und eindeutige Antwort darauf, wer Jesus Christus war und was wir Menschen von ihm zu halten haben. Aber die schwere Not unserer Zeit äußert sich ja unter anderm gerade darin, daß die Bibel keine allgemeine und unanfechtbare Autorität besitzt. Sie hat Beweiskraft nur für den, der selber schon im Glauben steht. Dem allerdings wird sie unentbehrlich als Richtschnur und Wegweiser in allen wesentlichen Fragen des Lebens. Umso nachdrücklicher muß aber gerade darum betont werden, daß niemand hoffen kann, diese

Frage zu lösen, der nicht mit völligem, unerbittlichem Ernste an sie herangeht. Dieser Ernst will heißen, daß es sich hier nicht um eine religionsgeschichtlich interessante Erscheinung handelt, die mit akademischer Kühle behandelt werden kann, sondern daß in ihr sich die wesentlichsten Lebensinteressen der Menschen, aller Menschen verdichten. Diese innere Haltung also vorausgesetzt, gilt es jedenfalls zunächst, dies Leben selber zu sich sprechen zu lassen, in der äußersten Bereitschaft alles zu hören und sich vor nichts zu verschließen, was es uns sagen will.

Der erste überwältigende Eindruck auf jeden in obigem Sinne aufrichtigen Menschen ist bekannt, es ist der Eindruck, daß hier ein Mensch in vollkommenster innerer Wahrhaftigkeit und darum in vollster Schlichtheit und Vollendung gesprochen hat. Was jemals — vor oder nach Jesus — an sittlich-religiöser Bekenntnis in der Menschheit gewesen, ist hier gesammelt und in unübertrefflicher Klarheit und Anschaulichkeit der Gedanken ausgesprochen, eine menschliche Persönlichkeit spricht, der keine Höhe und keine Tiefe des Menschenseins unbekannt ist. Dieser Jesus ist einer der sprachgewaltigsten, phantasiebegabtesten Künstler, der warmfühlendste Mensch, der beste Beobachter und Seelenkenner, und vor allem der gemütstiefste Gläubige, dessen Seele einen Hochflug besessen, wie die keines andern Menschen. All dies Menschliche im besten Sinne dürfen wir von ihm aussagen; und wir dürfen hinzufügen, daß am Beispiel solch eines Menschen wohl Tausende und Millionen sich erheben können, das eigene Leben sich an jenem überaus reichen bereichert. Ja es ist durchaus verständlich, daß es einem solchen Menschen gegenüber zur „Verehrung" kommt, zur Bildung eines Kreises von Anhängern, die ganz erfüllt sind von der Bedeutung ihres Meisters.

In all dem aber liegt noch nichts Einzigartiges. Dies alles ist nur dem Grade nach unterschieden von der Verehrung, die etwa Stefan George, Rud. Steiner, Goethe, Hindenburg u. a. entgegengebracht wird. Niemand, der nicht an hysterischem Überschwang der Gefühle leidet, wird solche Menschen anbeten; niemand wird durch sie erhört sein in dem Sinne, wie das Paulus von Jesus Christus, dem Messias, verkündigt. Es ist sicher, daß der Mensch Jesus von unserer Zeit mehr gewürdigt wird, wie von allen vorhergegangenen. So gründlich ist wohl nie wieder ein Menschenleben und eine von Menschenmund verkündete Lehre geprüft, gewogen, gemessen, studiert, betrachtet, zergliedert und wieder zusammengesetzt, künstlerisch, wissenschaftlich und

philosophisch bearbeitet worden wie diese. Der religiöse Ertrag all dieser Geistesarbeit ist fast ganz in nichts anderm zu finden als in einer ungeheuern Sehnsucht. Die einzige Frucht, die nach der Verheißung von diesem Leben aber ausgehen soll, scheint fast völlig auszubleiben, nämlich die Erlösung von den innern Nöten des Erdenlebens. Für jeden, der sehen kann, hat gerade unsere Zeit wieder einmal den klaren Beweis erbracht, daß keine Lehre, aber auch keine „Persönlichkeit", keine Menschenhilfe und Menschenliebe, sei es auch die des Idealmenschen Jesus, uns frei machen kann. (Schluß folgt.)

Gerhard von Mutius: Wort, Wert, Gemeinschaft

Von Alfred Pomarius

„Non multa, sed multum", diese stolze Parole Schopenhauers kann man auch über den dünnen Band schreiben, den Gerhard von Mutius soeben unter dem obigen Titel hat erscheinen lassen.* Er enthält in seinen sprachkritischen und soziologischen Betrachtungen den Kern einer weltumfassenden Metaphysik, die schon in den früheren Büchern des Verfassers angelegt, hier strengere und deshalb reifere Formulierungen erfährt.

Von welcher Art diese Metaphysik nur sein kann, das charakterisiert schon die allgemeine Forderung, die Mutius an alle Metaphysik richtet und die in den Worten zum Ausdruck kommt: „Darum gehört zur Gültigkeit einer Weltanschauung, daß sie von dem Philosophen gelebt und handelnd bewährt werde. Die Forderung der Bewährung ist für sie ebenso unentbehrlich, wie das Experiment für die exakte Wissenschaft" pag. 51. Darum kann auch Mutius' eigene Metaphysik nur eine solche sein, die gelebt werden kann, d. h. eine, die die Rechtfertigung des Glaubens an die Welt, ihrer Bejahung, der Freude an ihr, enthält, weil diese Erlebnisse immer wieder im lebendigen, handelnden Menschen aufsteigen und in ihm genau in demselben Grade Erlebnisevidenz heischen, wie das Leid und der Schmerz an der Welt. In diesen Dualismus zwischen Weltfreude und Weltleid ist der Mensch hineingestellt, und wie hier stößt er auf allen Gebieten des Lebens auf solche antithetische Dualismen, wie Ich und Welt, Subjekt und Objekt, Individuum und Gemeinschaft usw. Der Riß, der hiemit durch die

* Gerhard von Mutius: Wort, Wert, Gemeinschaft. Verlag Ernst Reinhardt, München 1929. Preis geheftet M. 3·80, gebunden M. 5·50.

Erlebnis- und Gedankenwelt hindurchgeht, als einen im tiefsten Grunde heilbaren aufzuzeigen und den Punkt festzustellen, an dem die so aufklaffende Wunde sich gewissermaßen selbsttätig immer wieder schließt, ist der Hauptanspruch der von Mutius erstrebten „Metaphysik des Wertes."

Seinen klassischen Ausdruck findet das weltanschauliche Programm dieser Metaphysik in den Worten: „Die Methaphysik des Wertes behauptet, daß das eigentliche Urphänomen die Begegnung sei, daß die Welt weder konzentrisch im Sinne des Egoismus, noch exzentrisch im Sinne des landläufigen Naturbegriffs, sondern intensiv in der Weise angelegt sei, daß der unsere gesamte Erfahrung durchziehende und beherrschende Dualismus von Ich und Welt, Ich und Du, Subjekt und Objekt, Person und Sache, Sein und Haben usw. nicht nur ein zu überwindender, sondern allezeit in der Begegnung, dem Berührungskoeffizienten, der Berührungsfunktion jener beiden Elemente auch schon überwunden sei. Das absolute Ziel dieser Metaphysik ist die Aufhebung der Welt durch Erfüllung der in ihr gestellten Aufgabe, die vollendete Harmonie" pag. 29.

Wie hieraus hervorgeht, ist also diese Metaphysik in erster Linie Dynamismus, und das ist das spezifisch Abendländische an ihr. Der Mensch ist ein Wanderer zwischen den Dingen, rastlos von Landschaft zu Landschaft schreitend, immer Neues und Fremdes vor sich, und immer wieder die Fremdheit in der Begegnung in Vertrautheit und Nähe wandelnd. Gerade in der äußersten Nähe des Objektes, an dem Punkt, wo der Zagende sich von der Fremdheit verschlungen fühlt, liegt für den Wagenden, als Preis die Wahrheit, liegt die eigentliche Bestimmung des Menschen: Das Soll der Tat. Denn im Augenblick der Berührung von Subjekt und Objekt, springt zwischen beiden eine neue höhere Einheit heraus, deren Wesen weder im einen, noch im anderen des sich Berührenden liegt, sondern in der Beziehung zwischen beiden, die nunmehr als funktional aufeinander bezogene Glieder einer höheren Ganzheit erscheinen.

Schon früher (im Buche „Gedanke und Erlebnis") hatte Mutius das Phänomen der „Begegnung" zum Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht und die in ihm sich vollziehende Harmonisierung der Gegensätze des Daseins aufgedeckt. Schon damals suchte er hier auch das Wesen des Wertes, insoferne eben unter „Wert" sinngemäß nur ein Sachverhalt verstanden werden kann, in dem eine Erfüllung des Weltzwecks vorliegt. Wenn nun auch die vorliegende Schrift den

Wert entstehen, sich erfüllen läßt, in der „Begegnung", der Tat, dem Berührungsphänomen zwischen Subjekt und Objekt, so knüpft sie damit eng an das bisherige Philosophieren des Verfassers an. Aber sie geht dann andererseits doch wieder darüber hinaus. Und das durch die Einsicht, daß alle dualistische Spaltung in der Welt des Wirklichen auf eine ursprüngliche Einheit hinweist, die allein das dynamische Phänomen der Begegnung allererst möglich macht, daß überhaupt alles, freundliche und feindliche, Inbeziehungtreten der Individualitäten der Wirklichkeit ein ursprüngliches Zusammenhängen schon voraussetzt, eine ursprüngliche Gemeinschaft zwischen den Dingen erfordert. Diese Urgemeinschaft, deren Wesen wohl in nichts anderem zu suchen ist, als in dem Verwobensein in einem gemeinsamen Weltgrund, bildet in allem Weltgeschehen den allgegenwärtigen Hintergrund, und letzten Endes, auf einer anderen Ebene, auch das letzte Ziel alles Weltgeschehens. Was also in der „Begegnung" eigentlich vor sich geht, ist unter dem Aspekte dieser Ansicht, nicht nur ein Neuschaffen, sondern auch ein Wiederherstellen, ein Zurückfinden zu jener Urgemeinschaft, vielleicht besser gesagt eine Neubewährung, Neugestaltung jener Urgemeinschaft aller Dinge, ein Bekenntnis des Mikrokosmos zum Makrokosmos.

Dies ist der tiefere metaphysische Sinn, in dem Mutius in der vorliegenden Schrift nun „Wert" mit „Gemeinschaft", Wertbildung mit Gemeinschaftsbildung gleichsetzt. Es ist bemerkenswert, daß durch die Ergänzung, die sein Philosophieren, durch den soeben erläuterten Begriff der Gemeinschaft erfährt, nun neben dem dynamischen Element auch das statische in seiner Weltanschauung zu seinem Rechte kommt. Denn jene Urgemeinschaft der Dinge stellt sich, genau besehan, als ein Ruhendes, als ein System ewiger Beziehungen zwischen den Dingen dar, etwa so wie Bruno Bauch das Wesen der „Idee" in seinem gleichnamigen Werke schildert. Damit ergibt sich nun allerdings eine systematische Frage, auf die Mutius in seiner Schrift nicht ausdrücklich eingegangen ist. Woher stammen die gegensätzlichen Dualismen der Erfahrung, sind sie nur das Korrelat der „Gemeinschaft" aller Dinge, oder sind sie eine Aufhebung dieser Gemeinschaft, der in der „Begegnung" die „Versöhnung" folgt? Was hebt aber im letzten Falle diese Gemeinschaft auf, ist überhaupt vermögend, sie aufzuheben? Wenn nun auch Mutius hierauf nicht direkt antwortet, so glaube ich, läßt sich doch indirekt aus dem Geist der Schrift, hierauf eine Antwort herauslesen. Es wäre die, daß es der Aspekt des Mikrokosmos,

die Einseitigkeit des Individuums ist, der jene Gemeinschaft als auseinander gebrochen erscheint. (Deshalb das „Soll" an das Individuum, im Werterlebnis jene Gemeinschaft auch für sich immer wiederherzustellen.)

Gerade in dieser Richtung scheint mir auch das philosophische Haupterträgnis der sprachkritischen Einzelforschungen zu liegen, die den ersten Teil der Schrift bilden. Denn wenn man die Aussagen über das Wesen der Sprache, die hier niedergelegt sind, zusammenfaßt, dann ergibt sich, daß die Sprache ein merkwürdiges Doppelantlitz trägt. Sie ist einmal Organ des Mikrokosmos Mensch und Gefäß seiner Einseitigkeit und dadurch gewissermaßen (im Worte) Mitschöpferin der Dualismen, von denen der Mensch sich bedrängt sieht. Denn das Wort ist ja recht eigentlich das Objektschaffende, das was die Welt in dingliche Duheiten aufspaltet und vor mich hinstellt, als deren Korrelat erst ich als „Ich" erscheine. Aber wie die Sprache andererseits Urgrundlage aller anthropologischen und soziologischen Gemeinschaft der Menschen ist, so auch Trägerin des Impulses zur metaphysischen Gemeinschaft; auch die Sprache ist „dasjenige, was sich immer wieder selber überwinden will." Denn gerade indem die Sprache das Heraustreten des Individuums aus sich bedeutet, führt sie zur „Begegnung" von Mikro- und Makrokosmos und an dieser Begegnung entzündet sich das Feuer der makrokosmischen Gemeinschaft. So wird die Sprache in ihrer eigenen Betätigung über sich selbst hinausgetrieben, das Wort aus seiner dinghaften Beschränkung herausgedrängt und zum Universum geweitet.

In eindringlicher Weise zeigt dies Mulius an den beiden Worten „Sein" und „Haben". Wenn er findet, daß das Sein gewissermaßen das Wesen des Ich und das Haben das der Welt sei, indem die Welt das ist, was das Ich hat, so führt er damit eine gedankentiefe philosophische Kategorienbildung durch; indem er dann aber nachweist, daß bei tieferer Besinnung immer das Sein auf das Haben und das Haben auf das Sein zudrängt, daß sie zusammengehören und sich wechselseitig bestimmen, so hat er damit an diesem wichtigen Kategorienpaar gleichzeitig die Wirksamkeit jenes metaphysischen Grundgedankens von der makrokosmischen Gemeinschaft erläutert und nachgewiesen.

In weitere Einzelheiten soll hier dem Verfasser nicht gefolgt werden, aber jedenfalls ist seine Schrift nicht nur wichtig für die Entwickelung seines eigenen Gedankensystems, sondern auch voll von Anregungen für jeden philosophisch Nachdenkenden und weltanschaulich Ringenden.

Brief an einen rumänischen Freund

Von Ernst Jekelius

Mein Lieber!

Quos deus perdere vult, primum dementat.

Die Liebe zu Ihrem Heimatsdorf in den Bergen und das Mitleid mit seinen Bewohnern, diesen sanftmütigen und frohherzigen Arbeitern im Garten des Herrn drücken mir die Feder in die Hand. Noch unvergessen ist mir der Tag, an dem sie alle aus ihren Hütten und von ihren Feldern in der Hauptstadt zusammengeeilt waren und der unendlich rührende Zug der vielen tausend Lammfellmützen, Recht und Ordnung heischend, durch die Straßen der erstaunten Metropole zog, vor sich her, wie Heiligenbilder, die umkränzten Bilder der Führer Ihrer Partei tragend. Damals beglückwünschte ich das Volk zu diesen Führern, die so mutig gegen die Zuchtlosigkeit einer verrotteten Oligarchie kämpften, und auch zu Ihnen, der freudig und hoffnungsvoll in der ersten Reihe der Jungen stand. Und heute: senkt sich mit Trauer mein Blick vor Ihnen und ich frage mich: ist es die Macht, die, ungewohnt, so gefährlich wirkt, ist es, daß Sie eher in den begehrlichen Sinnen, als in der Tiefe der Seele Ihres Volkes zu lesen vermögen, ist die Politik ein Taschenkunststück des Teufels, das selbst die besten Herzen täuscht?

Denn glauben Sie wahrhaftig, daß es für ein empfindsames Volk gesund ist, mit ansehen zu müssen, wie die Gewalt über Menschenrechte hinwegschreitet, über unsere Rechte, die wir auch Menschen sind, über unsere Rechte der Sprache und der Erziehung, der Verwaltung und des Besitzes? Ich glaube nicht, daß ein Volk daran wächst, daß man ihm das zuwirft, was man Anderen zu Unrecht genommen hat, ja ich glaube, daß man einem Volk schadet, wenn man es den Eid, den es in heiligster Stunde freiwillig abgelegt hat, brechen läßt und ihm statt Milde Haß predigt.

Zwei Stützen für diese Haltung hat man sich zurechtgelegt. Sie sind beide morsch. Die eine ist lehrerhaft und klingt so: „Jetzt bin ich lieblos zu Dir. Aber, wenn Du mich trotzdem einmal sehr gerne haben wirst, wird es Dir dann vielleicht etwas besser gehen.“ Oh, wie viel leichter ist es doch für den Mächtigen, für den Glücklichen gut zu sein, als für den Entrechteten, den Hilfsbedürftigen. Die andere ist rachesüchtig, eng, fanatisch, obwohl sie sich Ausgleich nennt, und ruft: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Ist sie eines christlichen Volkes

würdig? Mein Volk ist nicht schuldlos gewesen: es hat ferne Zeiten gegeben, in denen es manchmal ein harter Herr war. Aber hat es die ewige Gerechtigkeit nicht so eingerichtet, daß wir das schwer genug büßen müssen dadurch, daß nun wir, die wir aufrecht zu gehen gewohnt waren all die Jahrhunderte hindurch, unsere steifen Rücken vor Ihrer Herrschaft beugen müssen. Aber treiben Sie die Demütigung nicht zu weit.

Warum reden Sie so selten von dem Guten, das mein Volk doch in so reichem Maße für das Ihre getan hat. Warum wird nie davon gesprochen, daß, als Bücher zuerst Bildung in dies Land brachten, wir die ersten Buchdrucker rumänischer Schriften waren, die sie Ihnen gaben, daß wir, gewiß aus heiligen Ursachen, Ihnen selbst den evangelischen Glauben bringen wollten, als er zu uns kam, daß Brukenthal ein Sachse war, der Ihrem Gheorge Lazar es ermöglichte, das zu werden, was er wurde, daß die erste leidenschaftliche Verteidigungsrede für Ihre Aufständischen unter Horea, die in Europa gelesen wurde, der sächsische Dichter Josef Marlin schrieb, daß wir Ihr Volk, vielleicht manchmal in allzuharter Schule, aber doch es lehrten das Feld zu pflügen, Häuser zu bauen, für das Recht einzutreten und dem Geiste zu dienen, anders, wie es Ihre Brüder jenseits der Berge lernten. Glauben Sie nun ja nicht, wenn ich Sie frage, ob Sie alldies zerstören wollen, indem Sie einen Stein in den Brunnen werfen, aus dem Sie tranken, daß dies ein heimliches Rechtfertigungsschreiben für mein Volk sein will. Es geht hier um Ihr Volk. Denn glauben Sie ja nicht, daß diese höhere Gerechtigkeit, die uns trotz all dieser Bemühungen so hart strafte, weil wir immer noch nicht genug taten und manchmal hart waren, an Ihrem Volk vorübergehen wird. Diese höhere Gerechtigkeit, die es gibt und die wir Gott heißen, vergißt Nichts und straft Alles. Sie wird auch an Ihrer Härte uns gegenüber nicht vorüber gehen. Auch über Sie und Ihr Volk wird sie zu Gericht sitzen.

Glauben Sie mir, daß es sich mir bei dieser Auseinandersetzung nicht um mein Volk handelt. Eine Leidenszeit ist für mein Volk gut, rufen doch gerade schwere Zeiten in den Völkern die besten Geister wach, geben ihnen Läuterung und neue Kraft. Mein Volk war schon etwas laß, etwas starr und eigensüchtig, etwas träge und besitzverhaftet geworden. Nun spüre ich in Bedrückung und Leid neue Lebenskräfte in es einfließen. Hat nicht die lange Leidenszeit unsere Bauern so geadelt? Für mein Volk bitte ich daher nicht, aber für das Ihre.

Gute Zeiten sind für ein Volk viel schwerer in edler Form zu ertragen, wie böse. Wie oft hat sich das doch schon im Leben der Völker erwiesen. Weshalb lassen Sie die Schädigungen Ihres Volkes zu, dem Sie doch — das ist meine feste Überzeugung — dienen wollen. Denn indem Sie Anderen schaden wollen, schaden Sie Ihrem eigenen Volk, auf das all Ihre Härte doppelt hart zurückfällt, nicht nur im Leben seiner Seele, auch im äußeren Leben.

Zunächst sind da die Enteignungen zu Gunsten der Ihrigen, die auf den ersten Blick ein reiner Gewinn Ihres Volkes zu sein scheinen. Und doch sind sie es nur für den ersten, oberflächlichen Blick. Glauben Sie nicht auch, daß ein mit viel Mühe und Fleiß erworbenes Feld etwas ganz anders ist, als ein für einen Pappenstiel Geschenktes, das dem rechtmäßigen Besitzer genommen wurde. Glauben Sie nicht auch, daß der eigentliche Wert des Besitzes in der Arbeit liegt, mit der er erworben wurde und in dem sauern Schweiß, der ihn gedüngt hat? Und glauben Sie nicht, daß ein geschenktes Feld leicht zu Übermut, zu Gier nach mehr, zur Rechtlosigkeit führt. Daß man dem leichten Erwerb schnell verfällt und so von den Tugenden verliert, die einem von seinen schwer arbeitenden und schwer erwerbenden Ahnen überkommen sind? Und daß man, wenn man aus dieser Welt scheiden muß, um dorthin zu gehen, wohin man keine Güter mitnehmen kann, man anders scheidet nach einem Leben voll Arbeit und Rechtlichkeit und anders nach einem Leben voll Besitzgier und Haß. Doch Sie wollen handgreiflichere Bilder. Sie sollen sie haben. Die Deutschen haben Weltruf als gute Ärzte. Wir haben in Siebenbürgen Spitäler gehabt, in die die Patienten von Weit und Breit strömten. Sächsische Ärzte leiteten sie und wirkten unermüdlich mit Aufopferung ihrer persönlichen Wohlfahrt an der Linderung der Schmerzen der Leidenden, an der Heilung der Kranken. Viele rumänische Bauern verließen diese segensvollen Krankenpflegen dankbar und geheilt. Wie steht es heute? Man sagte, man solle das rumänische Brot Rumänen geben. Obwohl das Brot weder rumänisch, noch ungarisch oder sächsisch ist. Das Brot ist Gottes und Gott gibt es dem, der sich im Schweiße seines Angesichts mit Saat und Ernte darum müht. Heute frieren und hungern die Kranken in den Spitälern und haben große Kosten dabei. Sie fürchten sich vor dem Spital wie vor der Pest. Wer sind diese bedauernswerten Armen über die die Angehörigen das Kreuz machen, wenn sie sie einliefern. Das ist Ihr Volk, das sind die rumänischen Bauern, die ich bemitleide, denn meine Sachsen strömen

seither in die Anstalten unserer Kirche. Die Deutschen sind auch gute Beamten. Jahrhunderte im Dienste der Gemeinschaft und des Rechts haben sie dazu gemacht. Wieder weiß ich viele sächsische Beamten, zu denen das Volk hilfesuchend kam und von denen es immer wieder getröstet, gestützt und beraten ging. Glauben Sie wirklich, daß sich diese armen Leute lieber von einem Nationsgenossen, dem die unbekannte Macht zu Kopf gestiegen ist, anbrüllen und zur Türe hinauswerfen, pressen und quälen, als von einem sächsischen Beamten rechtlich und freundlich beraten lassen. Und wieder ist es Ihr Volk, wieder sind es die Rumänen, für die die oft so wunderlichen Wege des Sanktus Bürokratius gar schwierig zu gehen sind, die Betroffensten, denn die sächsischen Bauern kennen die Türen der Ämter. Und der Bauer, der ein feines Gefühl für solche Dinge hat: er weiß das an uns zu schätzen und er ehrt uns. Hüten Sie sich davor, ihm diese Ehrfurcht vor uns zu zerstören, denn noch verbindet er Herrentum mit Rechtsgefühl. Wissen Sie, was ein alter, rumänischer Bauer meine Freunde fragte, als er sie im Gebirge traf. „Sunteți domni, sau sunteți de dincolo", fragte er, und als er sie sich deutsch verständigen hörte, sagte er „sunt domni."

Nun stehen Sie erschüttert da, aber das ist die erschütternde Folge davon, daß Sie uns eine Flut von Halbgebildeten brachten, weil Sie unsere Gebildeten nicht mehr haben wollten. Verbrecherisch sind daher die Hetzartikel Ihrer Zeitungen, die alte Schuld aufrühren und Haß säen, verbrecherisch gegen Ihr eigenes Volk, dem Sie den letzten Halt, die Verehrung des Rechtgesinnten nehmen, um ihm nationale Phrasen zu geben, mit denen er in diesem Leben nicht einmal seine Blöße decken kann.

Es ist nicht leicht, von heute auf morgen in alle Funktionen eines großen Staates hineinzuwachsen. Weshalb gibt man nicht zu, daß man noch etwas lernen könnte und nimmt sich die natürlichen Rechtsvertreter als Lehrmeister? Weshalb läßt man dem Haß der Inferioren die Zügel schießen? Kann überhaupt der Staat bei seinem Ausbau als Rechtsstaat so wertvolle Kräfte, deren Rechtlichkeit und Ordnung zur Natur geworden sind, brach liegen lassen. Ist es nicht vielmehr seine Pflicht, sie in seinen Dienst zu nehmen? Weshalb Unruhe und Bedrückung in den Staat mit Gewalt hineintragen, wenn eine menschliche Haltung einem eine Sturmtruppe von höchst wertvollen Kräften, an denen man doch so sehr Mangel leidet, in die Arme treibt? Nicht mit Waffen haben Sie Ihre Feinde besiegt; an ihrer Unduldsamkeit

sind sie zu Grunde gegangen. Und Sie, die erwählten und gutgesinnten Führer, sollten keine Lehre aus solchem Geschehen für Ihr friedliches Volk gezogen haben?

Schleier der Täuschungen, die uns verderben wollen, sind auf uns herabgefallen, in dämonischen Leidenschaften hält uns die Politik gefangen, eine Krankheit ist über uns gekommen, die uns in Fiebern schüttelt.

Von der Verleihung von Gnaden spricht man da, wo man Menschenrechte anerkennen muß, die einem heilig sein müßten, weil die Vorfahren, weil man selbst um sie gekämpft hat und sie einem nun, eine Gnade Gottes, in den Schoß fielen.

Haben wir nicht Alle zusammen zu schaffen genug, um Recht und Ordnung der Wirtschaft, diese Schutzheiligen der kleinen Leute, die doch allein das Volk wahrhaft groß machen, in unserem Lande heimisch zu machen. Kann aber das Recht gedeihen, wo die Politik so viel böses Blut macht und die Wirtschaft, wo ewig Unruhe ist.

Noch liegt Frieden über unsern Dörfern, wo unsere Bauern gemeinschaftlich unser tägliches Brot schaffen. Ich bitte Sie, hüten Sie sich davor, diesen bösen Kampf auch in unsere Völker zu tragen. Man wird Ihnen keinen Dank wissen, wenn Sie die Unruhe in diese stillen Täler tragen, wo man den Frieden haben will, um an die Arbeit gehen zu können.

Ich habe Sie gewarnt, ich weiß, daß ich Sie nicht zu bestimmen vermag. Die Lose liegen in Ihrer Hand. Sie sind der Säemann. Wer Liebe sät, wird Dank ernten, wer Sturm sät, wird Haß ernten. Ich bitte nicht für mein Volk, denn Leiden haben an ihm das vollbracht, was gut an ihm ist. Ich bitte für Ihr Volk, das ich liebe und das ich vor Verstrickung in Haß und Schuld bewahren möchte. Denn ich weiß, daß der Morgen Gott gehört, der Morgen, an dem jede unfreundliche Tat auf den Täter zurückfällt, die Tat, die, wenn sie recht verstanden wird, dem Beleidigten fruchtbar werden kann.

Ich bitte auch für Sie, den ich vor Betrübnis gerne bewahren möchte. Denn es ist die Sünde, die „nur sich selbst in ihrem „hier" und „jetzt" will, die sich als böse Selbstbejahung ungastfreundlich vor allem, was nicht sie selbst ist, verschließt, die aber, indem sie nach Selbst-Vergötterung strebt, nicht einmal sich selbst gleich bleibt, zerfällt, sich zersetzt und zersplittert im inneren Kampf". Die Sünde, vor der Gott uns Alle bewahren möge.

Seien Sie meiner herzlichen Zuneigung aus der Ferne versichert.

Zur Geschichte der Herkunftsfrage der Siebenbürger Sachsen

Von Misch Orend

Als erster, der die Herkunftsfrage der Siebenbürger Sachsen zu lösen versuchte, ist Martin, Abt der Scholten zu Wien, anzusehen. Er selbst ist Zipser Sachse und hat um 1450 gelebt. Er läßt die Siebenbürger, aber auch die Zipser Sachsen, nach dem Mongolensturm durch den ungarischen König rufen, der eine sächsische Prinzessin zur Frau hatte. Beide Siedlergruppen wurden zum Schutze der Grenzen angesiedelt, die eine gegen die Polen, die andere gegen die Türken.

Die Frage nach der Herkunft unter den Siebenbürger Sachsen selbst taucht erst auf, als das alte Königreich Ungarn durch die Türkenkriege ins Wanken geriet, 1522—1536.

Christian Pomarius, 1546, läßt die Siebenbürger und Zipser Sachsen unter Bela IV. ins Land kommen, obwohl ihm der goldene Freibrief und andere Dokumente sicher bekannt waren.

Um diese Zeit beschäftigt man sich aber auch im Reich mit der Herkunftsfrage der Siebenbürger Sachsen. Kein geringerer als Philipp Melanchthon sieht in den Siebenbürger Sachsen einen Rest der Goten. Die Gleichung lautete Goten = Geten = Daken.

Johannes Honterus jedoch schreibt 1532 auf seiner Karte:

Vom Rein und Sachsen ich gemein
Bin aufgewachsen in großem Schein, . . .

Er sieht also sowohl den Südwesten Deutschlands (Rhein) als auch den Nordosten (Sachsen) als seine Urheimat an; vielleicht im stillen Gegensatz zu Melanchthon? Noch deutlicher könnte man aber diesen Gegensatz bei Georg Peicherstorffer (1550) herauslesen, wenn er schreibt: „Mögen die Siebenbürger Rheinländer oder Sachsen sein, jedenfalls sind sie aus Deutschland gekommen. Ihre Sprache aber steht der Kölnischen Volkssprache näher, als irgend einer andern."

Wie sehr damals das Empfinden, daß der neudeutsche Osten (Sachsen) vom Rhein her (Flandern miteinbegriffen) besiedelt wurde, vorherrschte, bezeugt der Ausspruch des Hanß Thurmschwamb 1563, „der Herrn Fugger gewesener Faktor": „Der Reinstrom ist Saxen gewesen" (die neusächsischen Siedlungsgebiete sind vom Rhein aus bevölkert worden).

Auch Kaspar Helth hat sich 1575 über die Herkunft der Siebenbürger Sachsen geäußert. Er meint, daß zu den von Karl dem Großen in der Zips, in Siebenbürgen, in der Maramuresch und in Nagy-

banya angesiedelten Sachsen Bela IV. noch andere Sachsen angesiedelt habe.

Ungefähr hundert Jahre später, 1650, verzeichnet der Jesuit Athanasius Kircher die Rattenfängersage, wonach der Rattenfänger von Hameln die Kinder unter der Erde nach Siebenbürgen gelockt habe, deren Nachkommen die Siebenbürger Sachsen seien. Vier Jahre später greift der ehemalige Hameler Rektor S. Erich die Sache auf.

Aber schon 1666 verteidigt Johannes Tröster seine Nation in der Schrift „Das Alt- und Neu-Teutsche Dacia", wenn er von der „uralten gotischen und Deutschen Sprache" der Siebenbürger Sachsen schreibt. Er ist der erste, der auch Sprachproben anführt.

Ein Jahr später veröffentlicht Laurentius Toppeltinus eine Schrift gegen das „ehrenrürige Erichsche Fabelwerk". Dakisch und „Detsch" [Deutsch] ist ihm dasselbe: „a vocabulo Daci sive Dici ad Detsen, Decen, sive Detschen facilis lapsus, ita enim Saxones Transsylvani se vocant".

Man sieht, lange bevor die Rumänen die Daken zu ihren Großvätern machten, taten dasselbe schon die Siebenbürger Sachsen. Auch diese hatten damals ihre politischen Gründe dazu, wie jetzt die Rumänen.

Für die Siebenbürger Sachsen konnte es nur von Vorteil sein, dem Fürsten und den zwei andern Landständen klar zu machen, daß die eigene Nation die bodenständige sei, aus den uralten gotisch-dakischen Völkern herausgewachsen; obwohl man nebenher den Andreanischen Freibrief wohl verwahrte.

Als aber gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Österreicher Siebenbürgen besetzten, erinnerte man sich lebhafter der Schriften in der Lade und Franck von Franckenstein weist darauf hin, daß die Siebenbürger Sachsen von Geisa II. ins Land gerufen seien.

Der Philosoph und Staatsmann Leipniz greift die Sache auf und findet Parallelen in der Besiedlung Livlands und Preußens, mit dem Unterschied jedoch, daß die Besiedlung dort durch Eroberung geschah, während sie hier durch Berufung durchgeführt wurde, wobei er auf das Ehrenvollere des Berufen-seins hinweist.

Mit Martin Felmer (gest. 1767) beginnen die neuzeitlichen, vergleichenden Arbeiten. Seine Ortsnamenvergleichung führt ihn nach Ungarn und Deutschland und zwar findet er in der Zips und im obersächsischen Kreis das hervorragendste Vergleichsmaterial. Diese Arbeit ist leider nie gedruckt worden und dadurch die längste Zeit unbekannt geblieben.

Im Jahre 1856 schreibt der Gelehrte J. K. Schuller über die Herkunftsfrage und zeigt dabei auf das Rheingebiet hin; aber bereits 1845 weist Friedrich Marienburg die siebenbürgisch-sächsische Mundart dem Mittelfränkischen zu. Fünfzig Jahre später bestätigt Gustav Kisch mit größerer Wissenschaftlichkeit als Marienburg die mittelfränkische Art der siebenbürgisch-sächsischen Mundarten.

Man glaubte (bis ins letzte Jahrzehnt), daß die Mundart kaum veränderlich ein hohes Alter habe; wenn das stimmte, und man war überzeugt davon, brauchte man bloß irgendwo auf der Erde eine ähnliche oder gar gleiche Mundart zu finden, und die Herkunftsfrage wäre gelöst. Und dieses Gebiet fand man in Luxemburg. Dazu fand man noch eine sehr große Zahl gleich- und ähnlich lautende Ortsnamen.

Wenn auch A. Scheiner auf sprachliche Erscheinungen hinwies, die nicht mittelfränkisch seien, konnte die große Ähnlichkeit zwischen Luxemburg und Siebenbürgen doch nicht gestört werden.

Mittlerweile aber reifte im Rheingebiet die Erkenntnis, daß die rheinischen Sprachlandschaften kein hohes Alter haben; damit führt aber die Vergleichung heutiger Sprachstände ins Ungewisse, denn die heutige Gleichheit oder Ähnlichkeit zweier Sprachen deuten nicht mehr darauf hin, daß auch vor Jahrhunderten die Gleichheit oder Ähnlichkeit vorhanden war.

Dazu kommen sprachgeschichtliche Forschungen von Andreas Scheiner, der nachweist, daß die siebenbürgischen Mundarten starke Veränderungen in Siebenbürgen mitgemacht haben, bis sie das wurden, als was sie uns heute erscheinen.

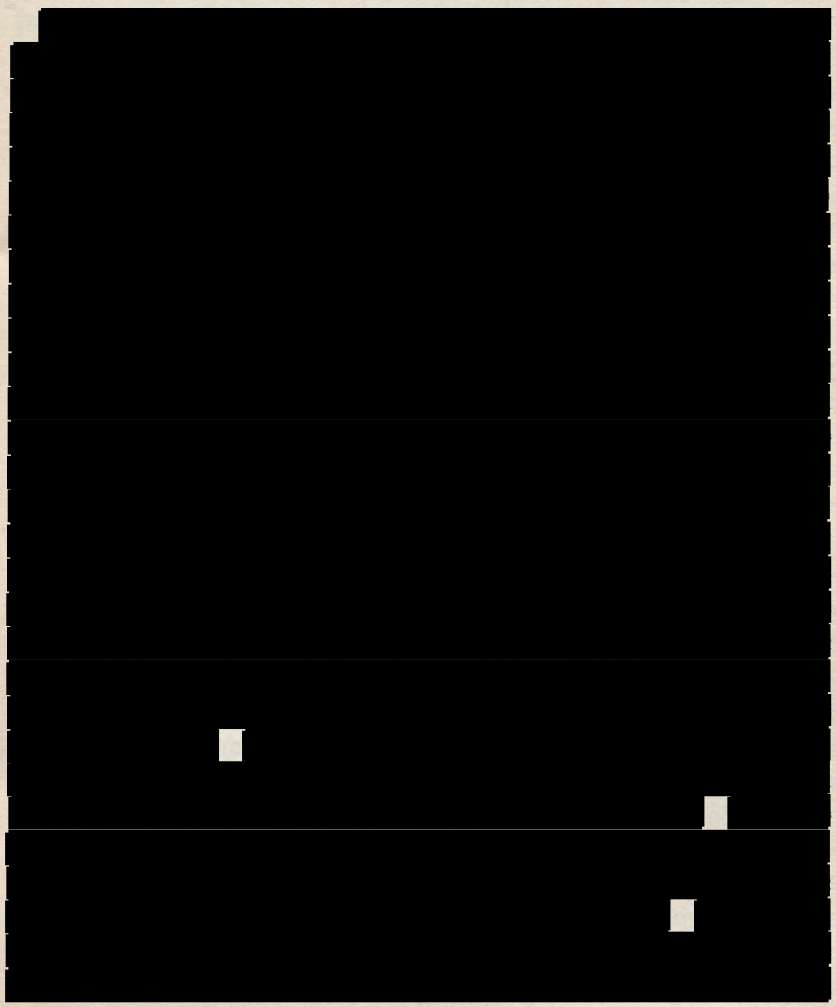
Heute steht die Sache so, daß man nicht mehr ohne weiteres von sprachlicher Gleichheit auf volkliche Gleichheit schließen kann, daß man einzelnen Sprachrichtungen nachgeht, die weit über Luxemburg hinausführen, zum Teil weiter nach Westen und Norden, zum Teil nach dem deutschen Osten und Süden, daß auch die Ortsnamenvergleichung über Luxemburg weithin hinausgeführt hat.

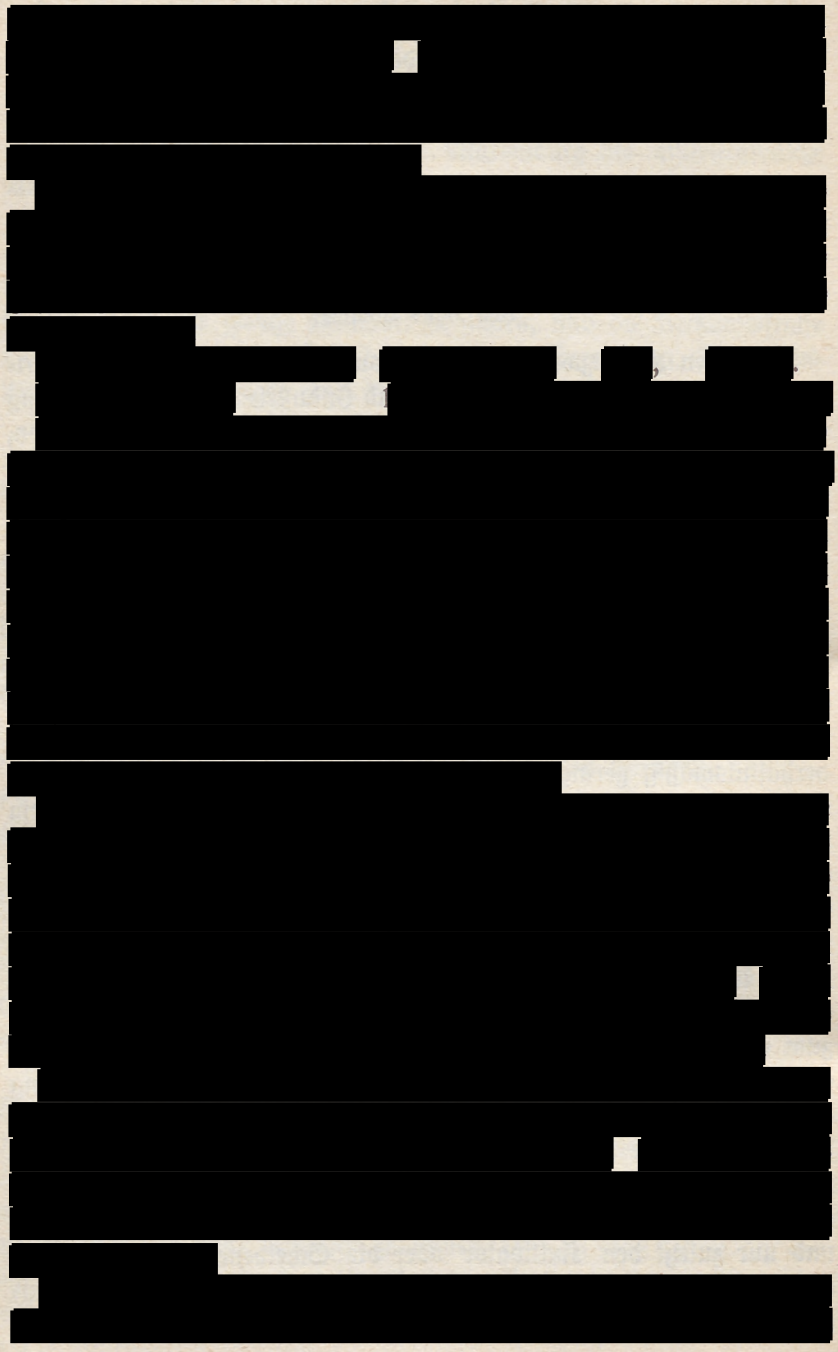
Wenn man sich bis vor einigen Jahren an das mittelfränkische Gebiet, vor allem an Luxemburg klammerte, so hing das nicht unwesentlich mit der geistigen Verfassung dieser Zeit zusammen, die eine ungeheure Verengung erlebte. Die Nation wurde in Pension gesetzt, man richtete sich das Altersheim ein, da fühlte man wenig Drang in weiten Räumen seine Herkunft zu finden, sondern man heftete sich an das kleine Luxemburg, das ein ähnliches Pensionsdasein fristete, wie die eigene Nation.

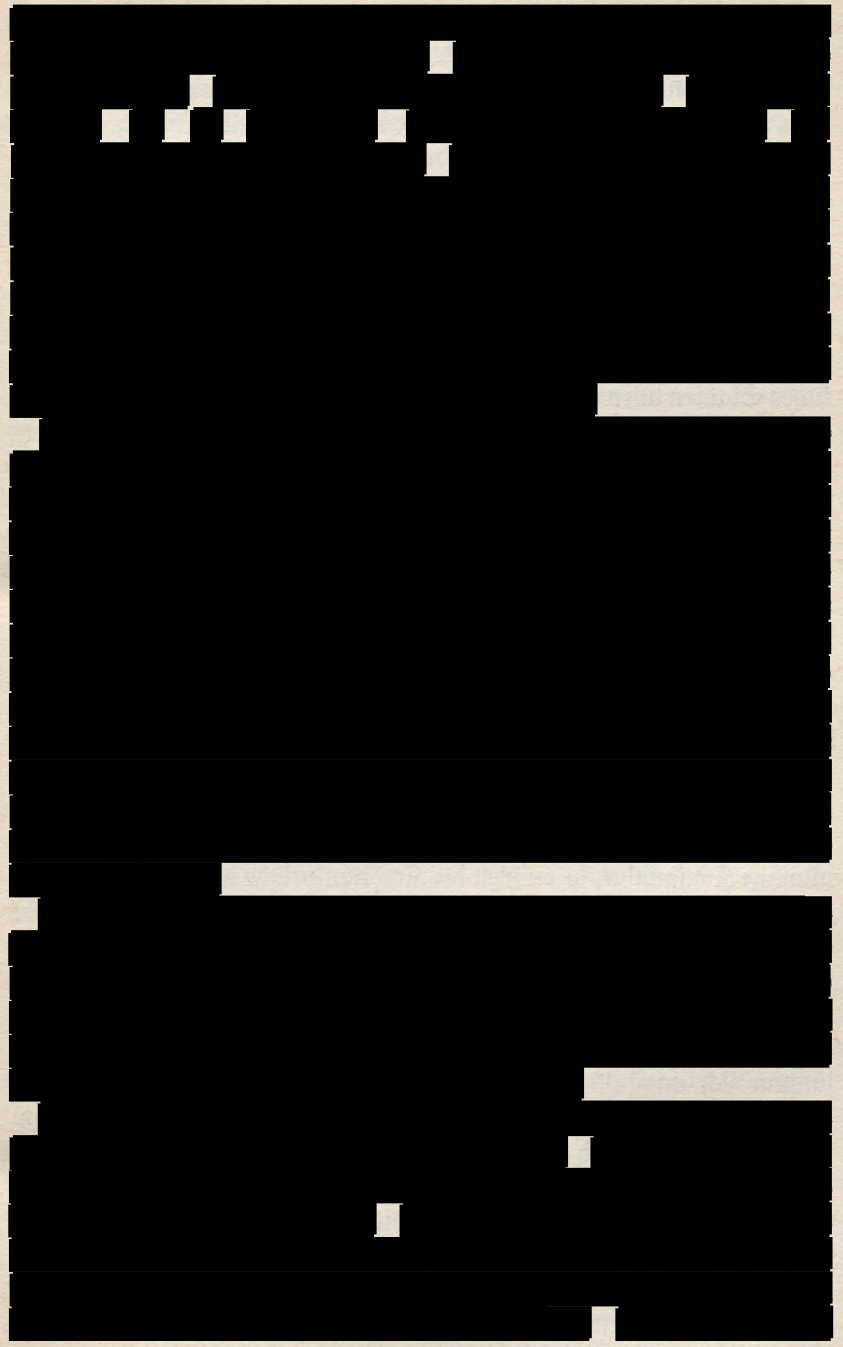
Mittlerweile aber ist das Lebensgefühl ein anderes geworden und man verträgt keine Enge mehr, sondern schwärmt aus über die gesamte „deutsche Erde", die man wieder gefunden hat und denkt dabei an Honterus: Vom Rhein und Sachsen.

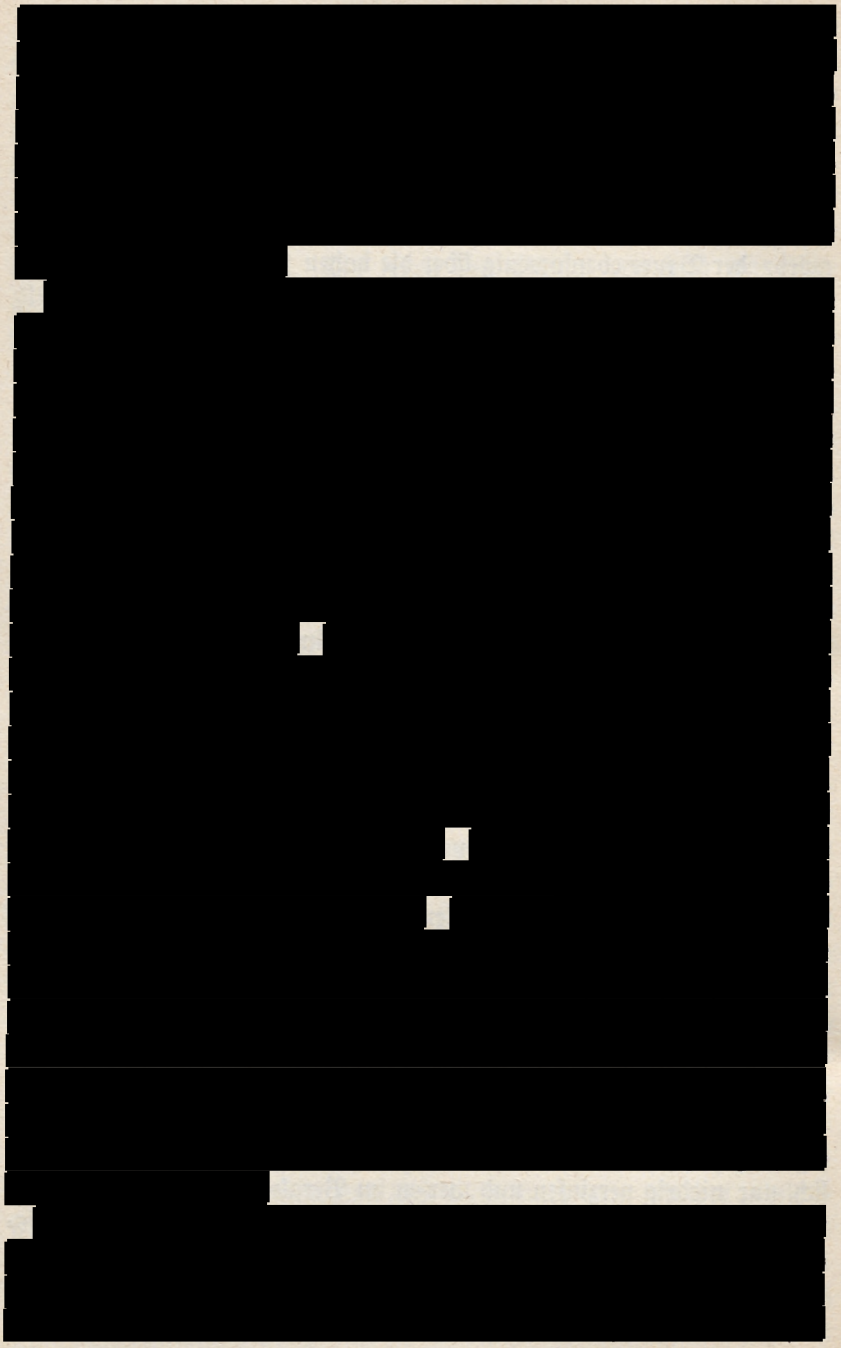
Über die Kreditbedürfnisse unserer Landwirtschaft

Von Hans Kaufmes











Sächsische Einsamkeit

Von Heinrich Zillich

Wie weglos und traurig gibt sich das Leben, wenn man erkannt hat, daß in diesem von der Natur gesegneten Land das menschliche Ausmaß häufig allzu gering ist und sich nach den Tagesbedürfnissen und -erträgen auch das innere Gewissen der Menschen bescheidet. Wer je ein offenes Wort wagte, hat mehr als einmal selbst von Gutgesinnten hören müssen: was er denn in aller Welt not hätte, sich mit dem und jenen zu überwerfen, weshalb er sich durch Äußerungen und offene Urteile schade, wo er doch schon dadurch recht wohl fortkommen könnte, daß er verschwiege, was ist, und hübsch unterstriche, was scheint.

Das Wort: „er wird sich schaden" — ist die Fallgrube jeder guten Tat, jeder Mannhaftigkeit, der sicherste Ausdruck der Erkenntnis, daß nicht die Wahrheit, sondern der Ertrag die Meßschnur bedeute.

Es gibt hier einige Männer, denen man wo immer beigesprungen wäre, wenn ihnen Unverstand und menschliche Unzulänglichkeit ein Bein

gestellt hätten. Und doch schwiegen sie fast stets, wenn man selbst in klaren Fragen nicht bloß von der zünftigen, auf kein geistiges Haben gegründeten Selbstsicherheit angefeindet wurde. Sie schweigen auch, wo es um mehr ging: um die Bewährung der geistigen Haltung, der verpflichtet zu sein, sie selbst oft betont hatten, und wo der Gegner stark genug war, um beachtet werden zu müssen. Da gerade schwiegen sie so laut, daß man hörte, wie sie sich wanden zwischen dem inneren Soll und dem bequemeren Muß, das sich leicht aus der Nützlichkeit ergibt.

Bei vielen Kämpfen tritt das Sachliche in den Hintergrund und der moralische Unterschied der Parteien wird so deutlich, daß ein gerechtes Urteil sich allein nach der reineren Gesinnung richten darf. Und dies gerade bei uns im Lande, wo die Enge der Verhältnisse, die Beschränktheit des Blickes jeden geistig Beweglichen aufrufen und Partei ergreifen lassen müßte, wenn das Enge und Tagesläufige das Beschwingte, Glühende abkehlt!

Wir wissen alle sehr gut, wer unter uns durch Geradheit und Gaben zu dieser kleinen Truppe gehört, aber die innere Kameradschaft fehlt, weil uns Sachsen ein Erbübel anhängt, das wir stolz nennen, wenn wir uns selbst für circumspecti ausgeben. Wie wenige sind davon ausgenommen!

Die meisten aber „machen sich nicht hinein", sie sehen nicht hin, was da vor sich geht. Die in jährlich gehäuften Wiederholungen erfahrene Einsamkeit, wo die ritterliche Rücken- und Seitendeckung ausblieb gegen den gemeinsamen Feind, den die kleine Truppe genau kennt, wird immer mehr zum Besitz, zum Schicksal und kämpft die Freude an der Genossenschaft nieder.

Immer möchte man fragen: Du und du, der die Zusammenhänge, die Ziele und Triebfedern doch siehst, wo stehst du? Ist dir die öde Hülle dieses bescheidenen Lebens, das zwischen so engen Talwänden hinschleicht, wertvoll genug um deinen größeren Traum zu verschweigen? Du, der das Zeug mitbekam von einer — wie es scheint — dir viel zu gnädigen Natur, wie kannst du verstummen, um deiner Ruhe willen? Wie kannst du hin und her wackeln vor meinen Augen und zu erklären suchen, wovon du dich selbst innerlich nicht freisprichst?

Unendliche Einsamkeit, unendliches Allein! Da fahren wir auf, wenn uns spät nachts der Wein aus der Öde in ein Gespräch reißt, schäumen über vor Tatlust und Mut. Am Tage erscheinen wir uns wieder grau.

Mancher, den die Flamme zu Gesichten treibt, die rein aus den Schlacken steigt, worunter schon tausend versäumte Taten liegen und

das uns kennzeichnende schlechte Gewissen nähren, mancher, der in solchen Sekunden sein eignes Leben wie ein Fläumchen verzittern sieht und statt dessen plötzlich erschaut, was er selbst von Natur für ein Wunder ist, zerbricht es am nächsten Tage wieder; in seinen Händen bleibt ein Aschenhäufchen. Er bläst es furchtsam, wenn der Wind ihm in die Augen fährt und nur eines nottäte, treu zu sein, dem ins Gesicht, der ihm traut.

Ich kenne sehr viele, die verständig genug sind, um zu sehen, daß nicht die Methode bei uns zu ändern ist sondern der Geist, daß es sich nicht darum handelt, einige bessere Sachwalter anstelle der heutigen zu setzen, sondern den herrschenden unmoralischen, versteckten und kleinhirnigen, den verlogenen und feigen Geist zu morden. Wenn ein Beispiel der Korruption, der wir uns ausliefern, sichtbar wird, toben sie auf und fühlen die Not, daß in diesem Volke fast immer der Durchschnitt — der moralische und geistige — den Ton angibt, aber dann fallen sie zurück. Ihr Ruhebedürfnis ist zu groß, um dort einzugreifen, wo nur sie eingreifen können.

An uns ging die Zeit vorüber, so sehr wir ihr äußerlich entsprechen mögen. Während in Deutschland ein junges Geschlecht seit zehn Jahren und gerade in diesen Monaten verstärkt die alte bürgerlichversumpfte Front mühsam aufrollt, ein Geschlecht, das in Italien schon längst in allerdings ungeistiger Art wegfegte, was faul war, ist bei uns kulturelles und moralisches Gewissen so selten, daß die Mehrzahl unserer jungen Männer den verlacht, der sich mit geistigen Fragen auch nur beschäftigt. Also auch das billigste Verständnis fehlt uns zumeist.

Heimatlosigkeit der Idee!

Das ist das siebenbürgische Los. Wir könnten weiter fragen, wo denn die adlige Gesinnung sei, deren wir uns in unseren nationalen Liedern oft berühmen — „keiner Herr und keiner Knecht"? Nehmen wir es ruhig für Poesie, was wir da singen!

Wir sprechen oft darüber, daß uns die Gesellschaft mangelt. Warum das? Weil die innere Freiheit fehlt. Weil es kein innerlich wahrhaft empfundenes „Gut" und „Böse" gibt, wenn das Nutzhafte mithineinspielt.

Ohne daß wir es in unserer geistigen Kurzsichtigkeit, die befriedigt ist, wenn die äußerliche Moral stimmt, merken: wir verlieren das sittliche Maß, das nichts anders ist als ein Maß für Werte und der Mut zu werten. Daran werden wir eher sterben als am Zweikinder-

system. Mögen wir noch so große politische Erfolge erringen, hier klopft der Tod ans Mark.

Alle Vorwürfe gegen führende Männer wiegen neben diesem gering: daß keiner es verstanden hat, sich Jünger zu schaffen, daß keiner bemüht ist, die wenigen Geister zu sammeln, er findet sie unbequem und sie ihn auch. Das einseitig Politische ließ die lebendige Unterlage verkümmern, von der sich auch die Politik nährt, soll sie schöpferisch sein.

Weil es keine lebendige Verbundenheit der Idee wegen gibt, weil das was uns als Idee vielleicht erscheint: nur ein Handeln für unsere äußere Wohlfahrt ist, darum gibt es auch keinen sachlichen Streit auf hoher Ebene. Welcher Ton in unserer Presse bei Auseinandersetzungen! Jede Ansicht ist schon von vornherein abgestempelt: dies gilt als zulässig, dies ist unerlaubt. Nicht die Schärfe der Polemiken tadle ich, — ich begehre sie eher, — sondern die auf den platten Leser berechnete Art der Argumentation. Wer diesen, auf den es nie ankommt, zum Beifall bewegt, ist der Sieger. Ich erinnere mich, in welche freudige Fassungslosigkeit ich einen alten Herrn versetzte, dessen Ansichten ich bekämpft hatte, als ich nach einem Jahre, von den Tatsachen überzeugt, aus blauem Himmel öffentlich schrieb, daß er Recht gehabt habe.

Geist, Wahrheit und Verstand sind nicht bloß machtlos, sondern fast immer angefeindet, verhaßt und gefürchtet.

Wer dies nicht glaubt, frage einen Fremden, der uns kennt.

Wir erlauben und verzeihen Verstand dort, wo er sich deutlich und willfährig in das Gespann unserer äußerlichen Interessen begibt. Ist er darin zu Nutzen gekommen, so ehren wir sein Gut.

Wo aber Verstand und Begabung versuchen, sich wirklich geistig zu rechtfertigen und zu bewähren: an der Wahrheit — die immer durch Irrtümer führt — da wehren wir um des Kleinen willen oft das Größere ab, dessen Gegenteil wir sind. Wir verzichten zu leicht darauf, daß wir, wie jedes Volk, ein Göttliches in der billigen Schale tragen.

Umso rätselhafter aber, daß doch immer wieder neue Männer, vereinsamt, erstehen, von der Ungunst der Volksgenossen so oft zum Verstummen oder zum Weichen gezwungen. Rätselhafter noch, daß ihr und nur ihr kurzes Wirken genügt, dem ganzen Volk soviel Leben einzuflößen, um es zu erhalten. Denn woher käme es, was uns leben läßt als Kulturvolk, wenn nicht aus Wahrheit und Geist, so rasch sie auch ausgerottet werden, weil beide Feinde der Ruhe sind.

Rundschau

Politische Chronik. Die Einstellung der Minderheiten zur Regierung der Nationalzaranisten wird niemals einer gefühlsmäßigen Belastung entbehren. Daran sind wir nicht schuld. Die Partei selbst hat zehn Jahre lang nichts getan als für die Zukunft versprochen, was gut, vernünftig und nützlich ist. Als sie dies zehn Jahre lang ununterbrochen wiederholte, meinte das Land, es habe sich ein Wunder im politischen Leben begeben, diese Partei wolle wirklich zu ihrem Programm stehen und hob sie in den Sattel. Wir aber sagten uns in ostkundigem Mißtrauen: hierzulande ist es durchaus nicht sicher, daß jemand, der ein Jahrzehnt lang das Beste wollte, im elften Jahre, wo er es tun kann, auch tut. Aber immerhin war es eine lange Frist, die Versprechenden machten einen vertrauenswürdigen Eindruck, weil sie Siebenbürger unter sich haben, die seit noch längerer Zeit so sprechen und vor 1918 an ihrem Volkstum auch litten, was vor 1918 in der Minderheitenfrage leiden hieß, — wir hofften also wenigstens. Wir hofften sogar in politischen Handlungen gegen unsere bessere Menschen- und Landeskenntnis. Als ich in einem Aufsatz, den ich zu Beginn der neuen Aera einem sächsischen Blatte anbot, vor solcher Volksratszuversicht warnte, hoffte das Blatt noch so unentwegt, daß es mich nicht drucken durfte. Inzwischen hat es Haare auf den Zähnen bekommen. Die Stunde ist da, auch offiziell entrüstet zu sein.

Gewiß, die sogar für Skeptiker unerwartete Haltung des Einzigen, dem man glauben durfte, Manius, ist eine böse Enttäuschung. Es ist arg, daß sich mit seiner ethischen Bedeutung für Rumänien die kleinliche Minderheitenpolitik paaren kann, die in einer Linie über das mangelnde Entgegenkommen beim Abschluß des Wahlpakts mit uns, bei der Frage der Schulunterstützung, über die liberalengläubige Pädagogik in der Bakkalaureatsangelegenheit (die im Juni wieder zu einer Blamage des rumänischen Erziehungswesens wurde) bis zu der offen minderheitenschädigenden Fassung des Verwaltungsgesetzes führt. Daß all dies nebeneinander bestehen kann, ist entweder eine Absage an sein früheres Streben oder ein Zeichen der Schwäche vor den Parteichauvinisten.

Man will uns schwächen und dabei doch mit weißer demokratischer Weste dastehen. Man will uns knebeln und unsere Unterstützung genießen. Nichts beweist dies besser als die häufigen Freundschaftsversicherungen und dann die unfreundschaftliche Begründung der Maßnahmen gegen uns als Wiedergutmachung der Schäden, die die Urherren des Landes von uns erlitten haben sollen. Gegen diese historisch falsche Philosophie der Enteignung ist viel einzuwenden, es genügt aber zu fragen, weshalb denn die Rumänen dort, wo sie nicht mit uns oder den Ungarn zusammensitzen, kulturell bedeutend niedriger stehen als in unserem Einflußkreis. Es scheint, daß wir bessere Herren und Verwalter auch für sie waren als sie für sich selbst. Die angeschlossenen Gebiete Rumäniens sind fast durchwegs die kulturelle Leistung der Minderheiten. Die Demokratie der Neuzeit, die nach der einfachen Zahlenmehrheit urteilt, hat der rumänischen Bevölkerungsmehrheit die Herrschaft verschafft — dies ist eine Tatsache, die wir anerkennen. Wir fordern aber die selbstverständliche Ehrlichkeit von den nach diesem Maß Begünstigten, die Rechte desselben Grundsatzes auch uns zu gewähren. Unsere Arbeits- und Kulturfrüchte fallen der Mehrheit ohnehin leichter zu als uns, die wir sie erringen mußten.

Diese Regierung, die für Rumänien eine wichtige, aus der Staatserziehung unseres Geistes herrührende Bedeutung hat, die wir deshalb zu unterstützen geneigt sind, hat uns im Verwaltungsgesetz nicht besser als die Liberalen zu behandeln versucht. Allerdings hat sie auch sonst schon spaßige Umfälle aus ihrem Programm erlitten, so z. B. die aufgeregte Beschlagnahme von Zeitungen beim „Putsch" des Obersten Stoica, was im Ausland wieder einmal Rumänien geschadet hat.

Gewiß, wir erreichen durch zähe Arbeit der Abgeordneten Erfolge, aber nur, indem der uns zugedachte Hieb etwas gemildert wird. Es ist der Erfolg, den ein Verurteilter erringt, wenn ihm das Berufungsgericht von zehn Jahren ein Jahr streicht. Wir handeln vom Preis, den wir zahlen, ein Teilchen ab und zahlen dann, was wir der Billigkeit nach nicht zahlen müssen. Dies ist seit zehn Jahren das Rezept für unsere Politik. Schlucken wir die Medizin noch zehn Jahre, so werden wir wahrscheinlich nichts mehr zu verlieren haben. Idealisten glauben, die Entwicklung der Menschheit gehe in Spiralen aufwärts. Unsere geht in Spiralen abwärts. Indem wir verlieren, gewinnen wir einen Teil des Verlustes zurück. Das Ergebnis ist doch ein Verlust. Mag sich das Land äußerlich konsolidieren — was ohne Zweifel im Vergleich zu den Zuständen nach dem Kriegsende der Fall ist — unsere Lage verschlechtert sich im umgekehrten Verhältnis — was ohne Zweifel im Vergleich zu unserer Lage im Jahre 1919 der Fall ist.

Was bleibt also zu tun?

Wir wissen, daß wir bei zähem Festhalten einen Teil des uns zugedachten Übels vereiteln können, wesentlicher ist zu wissen, daß diese Regierung ebenso wie die übrigen nichts für uns tun wird, was sie nicht tun muß, daß ihr Idealismus vor uns sich ins Gegenteil verkehrt und die uneingestandene Aufgabe auch für sie die Entkräftung der Minderheiten ist. Diese Absicht ergibt sich aus der Urfassung jedes Gesetzes, das uns treffen kann. Die Regierung läßt davon etwas abhandeln und beweist damit ihren gerechten Sinn und wir haben einen Erfolg errungen. Gegen diese Taktik gibt es nur eins: den Minderheitenblock. Die Schwierigkeiten, die bei seiner Schaffung zu überwinden sind, können beseitigt werden. Wir Sachsen, die sogar nach dem Parlamentsauszug der Ungarn bei der Beratung des Verwaltungsgesetzes noch mit einigem Erfolg Langmut bewiesen haben, müssen ohne Übereilung, aber auch ohne Seitenblick diesen Block schaffen. Wir sind die einzige Minderheit, die bis zur Selbstaufgabe loyal war ohne nennenswerten Erfolg, wenn man — was allein sinnvoll ist — unsere Lage 1919 und 1929 vergleicht. Zehn Jahre Lehre genügen.

Aber der Block hat nur dann einen Sinn, wenn er unterstützt wird von einer großen Aktion zur Aufklärung des Auslands über unsere Lage. Kein inländischer Vorwurf darf uns davon abhalten. Wir kennen das Geschwätz, daß wir für unsere Klagen in Bukarest ein geneigtes Ohr finden. Wir finden meist nur Lust zur Aneignung dessen, was wir schaffen und geschaffen haben. Unsere kulturelle Bedeutung glaubt man einfach übernehmen zu können, wenn man sie uns nimmt.

Wir müssen Europa aufklären über das, was hier vorgeht. Dies tun wir nicht durch Zaudern, durch Hinhören auf Versprechungen, die uns hinziehen — gegenwärtig ist es das angekündigte Minderheitengesetz. Unser Weg wird vor das Forum der internationalen Öffentlichkeit führen müssen, das die Regierung nicht übersehen kann. Wie dies durchzuführen ist, mögen die Politiker entscheiden.

*

Ein Vorfall nach Abschluß der Parlamentsdebatte über das Verwaltungsgesetz beleuchtet mehrere für uns wenig erfreuliche Seiten der Lage. Der Innerminister Vaida-Voevod erklärte im „Adeverul", daß die von Dr. Hans Otto Roth verlesene Erklärung gegen die Verwaltungsreform durch seine „unbeugsame Haltung und den eisigen Ton" — welche ästhetische Feinfühligkeit! — außerordentliche Schwierigkeiten zwischen Regierung und Deutschen hervorgerufen habe, die erst durch den Abgeordneten Brandsch beseitigt worden seien.

Die Beseitigung der Schwierigkeiten besteht darin, daß die Regierung ihren uns schädlichen Standpunkt — zwar gemildert durch eine Paragraphenänderung, eine Erklärung und Vertröstung — voll aufrechterhalten und zum Gesetz gemacht hat. An die Einhaltung der Regierungserklärung, daß die übergangene Sprachenfrage später gelöst, die historischen Gemeindeeinheiten bei der geplanten Zusammenlegung der Gemeinden geschont werden, glaubt Brandsch, obgleich das Gesetz noch andere uns schwächende Punkte aufweist, die nicht einmal er durch eine Regierungserklärung mildern konnte, so fest, daß er dies Gesetz in der „Lupta" als gelungenes Werk der Dezentralisation hinstellt. Während es selbst als demokratische Leistung ein Kompromiß ist. Wir glauben dieser programmtüchtigen Partei, bei der uns ein eisiger Ton Schwierigkeiten schafft, weil wir ihre größte Erklärung, die Karlsburger Beschlüsse, von ihr durchgeführt sehen wollen, nichts mehr, was sie nicht gesetzlich festgelegt. Vaida benützte die Äußerung Brandschs geschickt, um auf die Gegensätze in der deutschen Parlamentspartei zu zeigen. Er vergißt aber, daß die Politik seiner Partei den Optimismus Brandschs in unserem Volk endgültig ausrottet. Es wird nicht lange dauern, bis Gegensätze zwischen Abgeordneten vor dieser Volksstimmung verstummen werden.

Von unserm Standpunkt aus ist es zu bedauern, daß die Erklärung der deutschen Partei nicht von Brandsch verlesen wurde. Die Freundschaft Vaidas wäre da auf eine Probe gestellt worden, die uns bei unbeugsamer Haltung Brandschs wahrscheinlich andere Früchte gebracht hätte. Heinrich Zillich

Die ausländischen deutschen Blätter, die man hierzulande stark liest, gehören fast alle der demokratischen Mitte an. Es sind in erster Linie Wiener Zeitungen, was verständlich ist, weil sie dem Osten geographisch am nächsten liegen. Sie sind schneller bei uns als andere Organe des Westens. Aber dies ist auch ihr einziger Vorteil. Die Wiener Presse in ihrer Geschwätzigkeit, sinnlosen und ungestalteten Stoffanhäufung, die sich im „Neuen Wiener Journal" am duftendsten ablädt, in ihrer politisch kaum faßbaren Haltung, aber sehr deutlichen Interessenverbundenheit mit jüdisch-kapitalistischen Kreisen, kann mit der großen reichsdeutschen Presse nicht verglichen werden. Wenn auch da die geistige Haltung gerade der Zeitungen, die im Ausland gelesen werden, oft wenig überzeugend ist, eine demokratische Allerweltseinstellung den deutschen Kultureinfluß auf das Ausland äußerlich vielleicht unterstützt, innerlich aber zugleich aushöhlt, so ist das Niveau dieser Organe doch bedeutend höher. Vor allem sind sie sachlicher, knapper und in der Aufmachung praktischer. Es wäre gewiß günstiger, hätten sie größeren Einfluß als Wien, womit allerdings auch noch kein Idealzustand erreicht wäre.

Seit einiger Zeit macht die „Prager Presse", das bekannte in deutscher Sprache geschriebene tschechische Regierungsblatt große Anstrengungen, in Rumänien und auch in den deutschbewohnten Städten gelesen zu werden. Die Zeitung wird an vielen Orten ausgerufen, ist besser redigiert als die Wiener Organe und könnte bei un-

serem Publikum, das durch die unsachliche, bloß der Neugier dienende Wiener Zeitung Jahrzehnte lang von jeder politisch-klaren Haltung, jeder geistigen Entschiedenheit fern gehalten wurde, leicht Leser finden, denen es nicht auffällt, was für ein Wind in den Spalten weht. Man erinnere sich an die Pläne Beneschs zur Gründung einer tschechischen Telegraphenagentur für Mitteleuropa. Die Ausbreitungsbestrebungen der „Prager Presse" sind ein Mittel in diesem Kampf um die Meinungsbildung. Die „Prager Presse" bedient sich der deutschen Sprache, weil diese allein die überstaatliche Verkehrssprache der Mitte und des Ostens ist und mag deshalb manchem Schnellgläubigen als biederes deutsches Blatt erscheinen, der durch die Wiener Schule gegangen ist und wahllos und urteilslos schluckt, was geschrieben steht. Es würde sich empfehlen, wenn unsere heimischen Blätter von Zeit zu Zeit je ein großes ausländisch-deutsches Blatt ausführlich nach Inhalt und Ziel besprächen.

Heinrich Zillich

Hugo von Hoffmannsthal ist am 15. Juli einem Schlaganfall erlegen, als er zum Leichenbegängnis seines Sohnes gehen wollte, der sich entleibt hatte. Die große Bedeutung des Dichters werden wir ausführlich würdigen.

„Klingsor" als Schriftmacher der sozialen Reaktion. Man wird sich erinnern, daß ich im Juniheft eine im „Korunk" erschienene Untersuchung Viktor Aradis über die „siebenbürgische Seele" als das Thema überhaupt nicht berührend hinstellte. Seine Entgegnung im Juli-August-Heft derselben Zeitschrift bestätigt, daß er für die landwirtschaftlich-seelische Bedingtheit des Siebenbürgertums kein Organ hat. Natürlich will er es nicht wahrhaben. Er hatte behauptet, daß die für den Lauf der Geschichte maßgebliche Richtungslinie der Wille der breiten Massen sei. (Daß es einen solchen nur zeitweilig und für kurz gibt, merkt er anscheinend nicht). Er setzte wörtlich so fort: „Dies ist die Kraftlinie, gegen deren freie Entfaltung die politischen Hexenmeister Gewalt anwenden und deren Wesen (lény) die reaktionären Publizisten berufsmäßig fälschen". In meiner nicht wörtlichen Wiedergabe dieser Stelle hatte ich die Wörter „deren Wesen" ausgelassen, so daß es lautete: Diese Kraftlinie.... wird von den reaktionären Publizisten berufsmäßig gefälscht. Ich glaube, daß damit keine Änderung des Sinns eintritt. Weil ich aber daran die Frage knüpfte, wo die Erklärung der Volksseele bleibe, die Aradi geben wollte, meint er nun, ich hätte absichtlich das Wort „lény" ausgelassen und eben in diesem Worte stecke seine Erklärung für Volksseele. Diese Argumentation, nachträglich aus den Haaren gezogen und einem sprachlichen Zufall zu spät angetraut, nehme ich trotz der journalistischen Unzulänglichkeit, die sie beweist, zur Kenntnis.

Für ihn also ist Volksseele gleichbedeutend mit dem Wesen des breiten Volkswillens, der sich auf politische Handlungen erstreckt. Nun, dazu ist wieder zu bemerken, daß er keine Ahnung von dem Thema hat und mit einer Logik, die in Versammlungen üblich ist, zu dessen völliger Banalisierung gelangt, weil es ihm so in sein materialistisches Armensüppchen paßt. Ihm erscheint die „siebenbürgische Seele" als eine soziale Notstandsgemeinschaft gegen die breiten Massen; er sagt „die siebenbürgische Seele ist die spezifische siebenbürgische Lebensform des Antikommunistenblocks". Zu diesem parteikommunistischen Warnungsruf verführt ihn meine Feststellung, daß die siebenbürgische Eigenart zum Bewußtsein gelangte als Gegenregung gegen die kulturelle Gefahr des Ostens. Als rotgläubiger Materialist, der bloß soziale Gedankengänge hat und solche wo immer hineinfälscht, ist für ihn dieser Osten nur Sowjetrußland. Er kommt, obgleich ich es ausgesprochen habe, gar nicht dar-

auf, daß der herrschende, doch wohl unproletarische Geist des Regats als kulturelle Gefahr für das eigene Wesen in Siebenbürgen empfunden wird. Um dies aber handelt es sich in der Bewußtwerdung der „siebenbürgischen Seele". Daß sich damit auch politische Ziele kreuzen, sagte ich schon früher, aber sie sind keine sozialpolitischen in seinem Sinn, sondern höchstens kulturpolitische und ethische, was ja für einen gläubigen Materialisten alles ein und dasselbe sein muß. Wenn er aber geistige Fragen auch so weit mißversteht, könnte er sich doch etwas besser informieren über Geist und Ziel dieser Zeitschrift, könnte auch meinen ersten Aufsatz nochmals lesen, ehe er meine Gedankengänge gewissermaßen als bourgeoise Reaktion hinstellt, dann als Horthyphilosophie, als Spiegel siebenbürgischen Edelmannstums usw. Die spießbürgerliche Einseitigkeit, die im Denken der Kommunisten ebenso alle Wahrheit verzerrt wie im kapitalistischen, ja noch mehr, weil es sich selbst moralisch auf die Schulter klopft, hat in Aradi einen wenngleich bescheidenen, aber immerhin von Tatsachen unbeirrbaren Volksredner gefunden. Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Panait Istrati. Die Disteln des Baragan. Roman. — **Nerrantsoula.** Roman. Beide im Gebrüder Enoch-Verlag, Hamburg. — **Die Haiduken.** Roman. Rütten & Loening Verlag, Frankfurt a. M.

Istrati hat schon in früheren Werken für die sozialen Grundlagen seiner Geschichten scharfe Prägungen gegeben. In den „Disteln des Baragan" tritt er deutlich als Wortführer der unterdrückten Klassen auf. Dies persönliche Hervortreten — so gefährlich es sonst für eine Dichtung ist — schadet hier nicht, denn alles menschliche Recht liegt auf Seiten der Armen, für die er sich bekennt, auf Seiten der Bauern im rumänischen Landaufstand 1907, wennauch ihre Hilflosigkeit und die Brutalität eines unmoralischen Systems Auswirkungen desselben, zur klaren Lebensgestaltung schöpferisch nicht erwachten Menschenschlages sind und damit die Gründe des moralischen und leiblichen Elends etwas tiefer liegen. Doch dies nur nebenbei. Als Randbemerkung auch noch folgendes: für die rumänischen Wörter hat der Enoch Verlag die Schreibweise des französischen Urtextes beibehalten, was unbedingt falsch ist, weil kein Deutscher rumänische Wörter französisch lesen wird. In rumänischer Rechtschreibung wird er sie dagegen annähernd richtig aussprechen, da die rumänische Aussprache des Alphabetes der deutschen ähnlicher ist als der französischen; der andere Verleger Istratis — Rütten & Loening — begeht diesen Fehler nicht.

Das Buch ist nach „Kyra" und „Onkel Angiel" ein kleiner Rückschritt. Die Handlung ist willkürlich, ein Verflechten von vielen gut gesehenen Episoden.

Sein zweiter Roman „Nerrantsoula" — eine Liebesgeschichte aus Braila — ist eine Enttäuschung. Personen und Ereignisse muten wie Episoden aus „Kyra" an und sind in einer sentimentalen Art gezeichnet, die man nach kurzem nicht mehr erträgt. Aus der Handlung hätte sich leicht etwas Besseres machen lassen.

Der dritte vorliegende, von seinem Verleger weitaus sorgfältiger vorbereitete Roman ist die Fortsetzung und der Abschluß der Geschichten des Adrian Zograffi, folgt also auf „Onkel Angiel" und ist m. E. eines der besten Werke Istratis, mit manchen Mängeln seiner Muse, aber in großen Partien sehr lebendig, frisch und überall mit der sympathischen Subjektivität des Märchenerzählers geschrieben. Man

braucht die Idealisierung der Haiduken nicht zu unterschreiben, man wird hinter ihrer politischen Wirksamkeit bei der Wahl Cuzas zum Herrscher der Vereinigten Fürstentümer ein Fragezeichen machen, wahr bleibt trotzdem die geschilderte Atmosphäre. Man wünscht sehr, daß Istrati einmal das Schwergewicht auf die Entwicklung der Charaktere legte, in das Geistige der Anekdoten, die er erzählt. Seine Schwäche liegt darin, daß uns seine Menschen nur Anekdote, Teil der äußeren Geschehnisse bleiben und nicht in ihrer einmaligen Bedingtheit stark gezeichnet sind. Die Fabel ist ihm wichtiger als der Mensch — so seltsam es bei einem „sozialen" Schriftsteller klingen mag. Er geht nicht in die Tiefe, er ist im Grunde kein schöpferischer, kein kultureller, sondern ein sentimentaler Typus mit außergewöhnlicher Erzählergabe — ein Sohn des Balkans, wo man ungleich mehr redet nnd bemitleidet als hilft und schafft. Heinrich Zillich

Manfred Sturmann. Der Gaukler und das Liebespaar. Horenverlag, Berlin. Sturmann hat einige Gedichte im „Klingsor" veröffentlicht; die vorliegenden zwei Novellen erweitern die erfreuliche Bekanntschaft mit dem feinen und ernsten Talent. Es sind wahrhafte Novellen im Goethe'schen Sinne; unglaublich verdichtet und vertieft auf den seelischen Beweggrund hin und deshalb von starker Eindringlichkeit. Beide gestalten ein Liebesschicksal mit einer sprachlichen Kultur, die man recht selten findet.

Paul von Sokolowski. Die Versandung Europas — eine andere große russische Gefahr. Deutsche Rundschau G. m. b. H. Berlin. — Wir haben wahre Exzesse der Bewunderung alles Russischen verübt. Die russische von der europäischen Kunst so verschiedene Literatur mit ihrer formlosen Gefühlsabschrift überfiel uns geradezu, gaukelte uns in der Hemmungslosigkeit ihrer Gestalten ein menschlicheres Geschlecht vor, dem wir aus der kulturellen Zucht Europas sehnsüchtig zusahen wie Erwachsene den Kindern. Uns fiel es nicht ein, daß wir ähnliche Sentimentalitäten auch inmitten unseres Kulturkreises betrieben haben, als man z. B. das Landleben und den Bauern vergötterte und idealisierte, ohne Blick für das Tatsächliche.

Das heilsame Erwachen aus dem Russenenthusiasmus kündigte sich in einem vor wenig Jahren erschienenen Buche von Sir Galahad an, das sich boshaft „Idiotenführer durch die russische Literatur" nannte und deren Schwächen aufzeichnete. Die Verfasserin, die sich hinter dem Decknamen verbarg, ist eine Baltin.

Und nun wendet sich wieder ein Balte mit einem Werke über Rußland an Europa. Ich glaube, wir haben genug Bücher von Reisenden über dieses Land gelesen — darunter viele wahrhaft berauschte Schilderungen — deren Landeskenntnisse einen Balten ebenso heiter stimmen mögen, wie uns die Phantasien Graf Kayserlings über die Ungarn und Rumänen. Es wird an der Zeit sein, das Wort den wirklichen Kennern Rußlands zu geben.

Paul von Sokolowski geht von dem Gesichtspunkt aus, daß die Geschichte der Menschheit ein ununterbrochener Kampf mit den Kräften der Natur ist. Man nennt ihn Zivilisation, deren Aufstieg eng verbunden ist mit der Art und Weise, wie der Boden — die uns wichtigste Naturkraft — bestellt wird, ob man ihn um seiner selbst willen pflegt oder nur um ihn als Handelsobjekt vorteilhaft zu nutzen, eventuell zu verkaufen, womit sich der Mensch von der Quelle seines Bestandes löst. Die Mobilisierung des Bodens ist die größte Gefahr für die Kultur, weil sie die Kontinuierlichkeit des Landbaus und die natürlichen Grundlagen einer gewachsenen Kultur zerstört. Noch verhängnisvoller ist die Sozialisierung des Bodens, die völlige Loslösung des Menschen vom Schicksal der Erde. Wo dieser Zustand eintritt, versandet

der Boden, er wird nicht mehr entsprechend gepflegt. Er ist keine bindende geistige Macht mehr. Das Volk entläuft wenn es kann, in die Städte, oder wird zum Landproletariat. — Rußland nun hat niemals ein wahres und inniges Verhältnis zum Boden gehabt. Der Bauer scheute die Arbeit und den Besitz. Seine Anlagen und die Leibeigenschaft sind daran Schuld. Er bestellt den Boden nur soweit um zu essen zu haben und haßt jede darüber hinaus aufbauende Tätigkeit. Nichts beweise dies besser, als die Hungersnöte, die dieses zur größten Ergiebigkeit geeignete Land stets hatte. Aus solcher tiefen Kulturgegnerschaft ist die ganze russische Geschichte mit ihren grauenhaften Einzelheiten zu erklären. Was es an schöpferischen Taten darin gibt, wurde von Fremden, meist Deutschen, geleistet. Sokolowski schildert, wie sich diese ursprüngliche Haltung in der interessantesten Weise durch alle Stände und Kreise variiert, wie sie zur Ideenbildung durch die hungrige halbkultivierte arbeitsscheue Intelligenz führt — wobei er mit der westeuropäischen Vorstellung von der russischen Religiosität gründlich aufräumt — und schließlich im Bolschewismus enden mußte. Das Volk, das alles von sich stieß, was ihm durch Fremde geschaffen wurde, ist die verkörperte Verneinung aufbauender Arbeit, klebt aus Not und Scheu vor den auf die Tat wartenden Dingen seines Lebensumkreises, aus Unfähigkeit, sich das eigene Leben zu gestalten, an Phantomen, für die es sich selbst ruhig aufopfern läßt, weil ihm der Begriff für die Realität und die Beziehung von Mittel und Zweck abgeht. Welche Gefahr uns heute, wo auch wir unter der Landflucht leiden, durch die aktiver gewordene russische Barbarei droht, kann sich jeder selbst ausmalen.

Gyallay Domokos, Ösi rögön. (Auf der Scholle der Ahnen.) Minerva R.-T., Klausenburg 1927.

Es sind schlichte Erzählungen aus der älteren oder jüngeren Vergangenheit Siebenbürgens, mit ausgesprochenem Bestreben, eine kräftige, zugleich archaische und volkstümliche Saprche zu schreiben. Freilich ist damit die Schranke auch sinnbildlich bezeichnet, die dem Verfasser — freiwillig oder nicht — durchaus gesetzt scheint: vollkommener Provinzialismus. Bernhard Capesius

Der Jahresbericht der Ortsgruppe Bukarest des Bundes Deutscher Akademiker Rumäniens ist erschienen und gibt einen kurzen Überblick über die Tätigkeit des Bundes, der eine Zusammenfassung der deutschen Studenten mit Heranziehung auch der Altakademiker bezweckt und damit eine nützliche nationale Arbeit leistet. Natürlich wird der Wert einer solchen Vereinigung — deren Bedeutung ich doch vorwiegend in den Universitätsstädten sehe — von seinem inneren Leben abhängen und das scheint in Bukarest gut geleitet zu sein. Heinrich Zillich

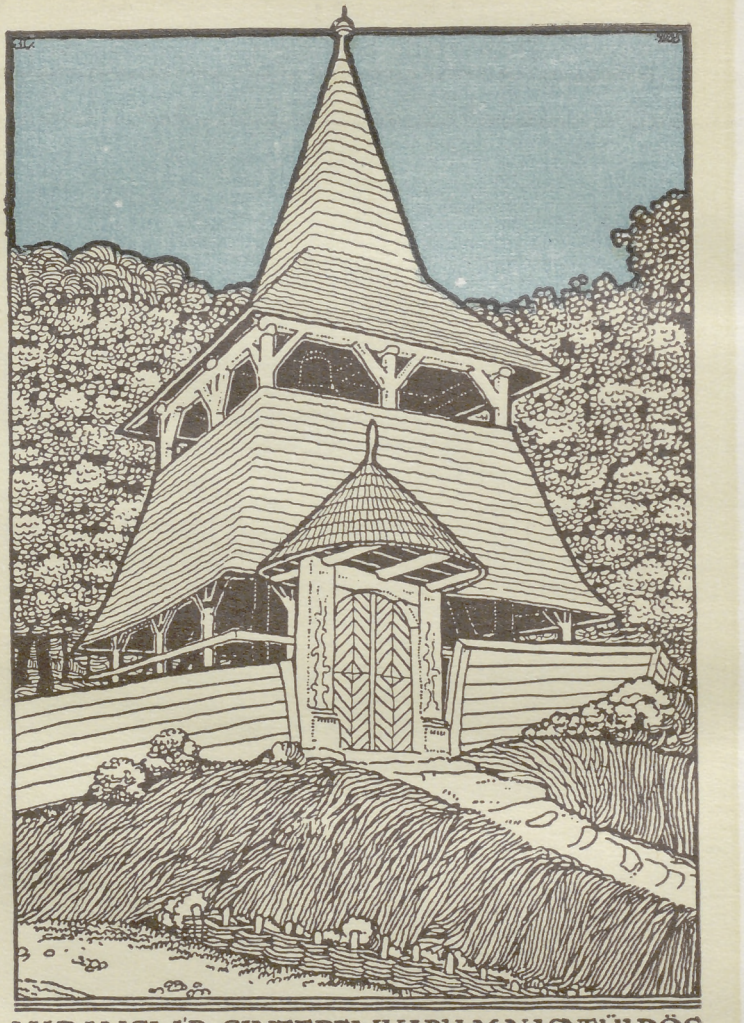
Egon Friedell. Kulturgeschichte der Neuzeit. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1929. Dieses Werk, das auf 3 Bände berechnet ist, davon zwei schon vorliegen, füllt eine Lücke aus, die man sehr deutlich spürte. Es fehlte bisher eine geschlossene Darstellung der Neuzeit auf verhältnismäßig begrenztem Raume, die sich durch wissenschaftliche Details unbeschwert nicht nur an Gelehrte wendet. Friedell hat das außerordentliche Verdienst, in die innere Dynamik der Zeit von der Schwarzen Pest bis zum Wiener Kongreß (Ende des 2. Bandes) in einer klugen, deutenden, auf das Maßgebende und doch auch Anekdotische sich einspielenden Art so einzuführen, sie so wiederzugeben, daß uns diese Jahrhunderte wahrhaft neu und bedeutsam ansprechen. Seine Kulturgeschichte gehört zum wichtigsten der letzten Zeit: ein lebendiges sprühendes Werk, das zum Verständnis der Geschichte mehr beiträgt als jahrelanger Unterricht. Nach dem Erscheinen des 3. Bandes wird Gelegenheit sein, das Werk ausführlich zu würdigen. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Die Pietà von „Meister Ulrich aus Kronstadt 1506" im Brukenthalmuseum zu Hermannstadt, Abtlg. für Kirchliche Altertümer, deren Wiedergabe wir hier veröffentlichen, ist sehr umstritten. Nach den Untersuchungen von E. Morres im eben erschienenen 1. Teil des 4. Bandes des Sammelwerkes „Das Burzenland", Kronstadt Seite 211 ff. ist eine frühere Entstehungszeit als sicher anzunehmen: das erste Viertel des 15. Jahrhunderts, so daß Meister Ulrich, der noch nach 1520 lebte, das Werk nicht selbst gemeißelt haben kann. Er war nur der Eigentümer und verkaufte es dem Hermannstädter Kapitel 1506. Die gleiche frühe Entstehungszeit nimmt auch der Kustos des Brukenthalmuseums Dr. R. Spek an. E. Morres vermutet, daß der Meister der Pietà identisch ist mit dem Schöpfer eines Teiles der Chorfiguren an der Schwarzen Kirche in Kronstadt, die ebenso wie die Pietà charakterisch für diesen Übergangsstil von der Hüttenplastik zur freien zünftischen sind. Er war demnach — da sein Stil der österreichischen Gotik um 1390 angehört — entweder ein nach Kronstadt übersiedelter Österreicher oder ein Siebenbürger Meister, der in Österreich geweilt hat. Es sei überdies nicht ausgeschlossen, daß es der Meister Hans Schwabnitzer war, der nach Kieslinger ein Siebenbürger gewesen sein könnte und eine Maria geschaffen hat, die mit der Pietà starke Ähnlichkeiten aufweist. Als dritte Möglichkeit — von Dr. Spek angenommen — bleibt noch, daß die Pietà in Österreich angefertigt und als bestelltes Versandstück nach Siebenbürgen kam, (wahrscheinlich um in der Schwarzen Kirche aufgestellt zu werden). W. Pinder endlich, der die Ausführungen von Kieslinger noch nicht kennt, wertet die Pietà (Deutsche Plastik vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance Bd. I, S. 174) im Zusammenhang mit einer großen Anzahl, dem gleichen südostdeutschen Kreis gehöriger Vesperbilder sehr hoch ein, als eines der schönsten Stücke seiner Art, möchte sie aber noch vor 1400 datiert haben.

Druckfehlerberichtigung. Im Juliheft Seite 275 in der zweiten Zeile vor Schluß der Glosse O. Folberths soll es statt „Das zentralisierte Deutschland" heißen „Das dezentralisierte Deutschland."

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



HARANGLÁB·CINTEREMKAPU·M·NAGYFÜLPÖS

Aus: Erdélyi református templomok és tornyok, herausgegeben von Erdélyi ref. egyházkerület iratterjesztése, Klausenburg 1929, die Bilder sind gezeichnet und in Linoleum geschnitten von Debreczeni László, gedruckt in der Markusdruckerei in Schässburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
6. JAHR September 1929 HEFT 9

Die drei Durchbrüche

Eine Vision der siebenbürgischen Landschaft

Von Otto Folberth

Den Dichtern des Erdélyi Helikon gewidmet

Als am dritten Tage der Schöpfung Gott die Feste des Himmels errichtet und die Wasser der Welt so weit zurückgedrängt hatte, daß die Erde sichtbar zu werden begann, stieg auch ein Land aus den Fluten des Meeres empor, von dem im Anfang nichts als drei Bergspitzen, genauer: drei lang gezogene zackige Kämme wahrzunehmen waren. Von ihren grauen Rücken troff dick der feuchte Schlamm der Nacht, deren Ende für sie unerwartet angebrochen war. Aber schon wärmte und weckte geduldiges Licht ihre verborgenen Lebensgeister wach und spielte in ihren Flanken, bis sie funkelten. Da barsten sie an einigen Stellen auf und bröckelten ab. Endlich lagen sie wieder ruhig da wie Riesenkrokodile in sonnigem Tümpelwasser. Und sahen aus, als habe jemand ihre höckerigen Rückenwirbelsäulen so zueinander geschoben, daß sie ein fast regelmäßiges Dreieck bildeten.

Der mächtige See, den diese Inseln umschlossen, stand zwischen ihnen freilich noch lange in Verbindung mit den weiten Flächen der Meere ringsum. Je mehr das Wasser aber auch dort zurückging, desto näher rückten einander die drei Gebirgsrücken. Als es schließlich aus dem Dreieck ganz ausgelaufen war und auch der Boden des Sees nun trocken in der Sonne lag, trennten nur drei tiefe Täler noch die Gebirge, durch welche drei Flüsse fortan den Überlauf des Regens aus dem Lande schafften.

Bald, bald waren auch die tieferen Meere ringsum abgeströmt. Und da zeigte es sich deutlich, daß Siebenbürgen als ein hügeliges Hochland stehen geblieben war, das in eine dreizackige Gebirgskrone gefaßt wie eine Burg über die weiten Ebenen Ungarns, Rumäniens und Rußlands blickte und nur durch die Bogenkette der Waldkarpathen mit den Erhebungen des westlichen Europa zusammenhing.

Die drei Gebirgsstöcke, die seither den verzauberten Garten dieses Landes einschließen, sind die Südkarpathen, die Ostkarpathen und das siebenbürgische Erzgebirge. Die drei Flüsse, die zwischen ihnen durch die Wasser des Landes nach außen führen, sind der Alt, der Mieresch und der Samosch. Die drei Täler, die sie dabei tiefer und tiefer in die Gesteine des Gebirgsringes wuschen, sind der Durchbruch des Alt durch den Rotenturmpaß, der Durchbruch des Mieresch durch das Erzgebirge und der Durchbruch des Samosch durch die Kerbe zwischen dem Meßescher und Laposcher Gebirge. Nach dem Süden, dem Westen und dem Norden öffnete sich die Gewalt der Wasser je einen Hauptausgang aus dem umgürteten Lande.

Im Laufe der Zeit wurden daraus ebensoviele Zugänge für die Züge der Menschen. Durch sie erfolgte, aus drei verschiedenen Richtungen also, die Besiedlung des Landes. Und Gott war so weise, daß er in dieses von Anbeginn an dreigeteilte Land mit nach und nach drei Völker wandern ließ, gleichsam zur letzten Vollendung seines künstlerischen Gedankens. Denn er hatte mit dem Ländchen zweifellos seit jeher schon seine besonderen Pläne.

Weshalb hätte er sonst so viel Sorgfalt auf seinen klaren äußeren Bau verwendet? Und erstrecht auf seine Vielgestaltigkeit im Innern? Im Geringen und Geringsten? Auf die Verteilung seiner Schätze bis hin zu den entlegensten Schlupfwinkeln dieses Landes auf und unter der Erde?

Doch die Menschen mißverstanden, wie gewöhnlich, seine reine und gütige Absicht. Die drei Völker besiedelten nicht etwa je einen der drei Gebirgsstöcke und machten ihn zum sicheren Hort ihres Glaubens ihres Wesens, ihrer Sprache. Sie nahmen nicht die Ländereien im Umkreise je eines der drei großen Flüsse für sich in Besitz, um aus ihrer hinreichenden Fruchtbarkeit in weiser Beschränkung Nutzen zu ziehen. Ja, es fiel ihnen selbst schwer, die drei Ebenen des sonst hügeligen Beckens — das Burzenland, das Brotfeld, die csiker Ebene — brüderlich untereinander zu verteilen. Sondern jedes von den dreien versuchte nach Kräften, das ganze reiche Land für sich zu gewinnen. So kam es, daß sie ihre Siedlerkolonnen tief ineinander schoben, wobei es freilich Splitterungen an allen Ecken nnd Enden absetzte. So kam es, daß bald das Echo eines neuen Sprachen- und Dialektbabels aus den Tälern und Tälchen Siebenbürgens widerhallte. So kam es, daß die natürliche kosmische Ordnung im Lande lange Zeit entscheidend gestört schien und daß der durch die Ein-

wanderer reichlich verworrene Zustand viel weniger einem Kunstwerk der Schöpfung als dem Zufallsbild eines Kaleidoskopes glich. Bei der geringsten Drehung, der leisesten Erschütterung von außen änderte sich seine Gestalt.

Also wäre es wirklich ein Märchen, ein Märchen nur und nichts weiter, wenn jemand ungefähr so erzählen würde: es stieg einmal ein Land aus den Fluten des Meeres empor, das war auf drei Seiten von drei Bergen umgeben. Es entsprangen auf ihnen drei Flüsse, die kreuz und quer im Lande Wiesen und Gärten bespülten, die Hügel entlang liefen und endlich durch drei fruchtbare Ebenen strömten, bevor sie das Land durch die tiefen Täler zwischen den Bergen verließen. Drei Völker besiedelten dies seltsame Fleckchen Erde, von denen jedes einen Berg und eine Ebene, einen Fluß und ein tiefes Tal in Besitz nahm. Und jedes hielt seinen Berg und seinen Fluß und sein Tal heilig usw. usw. Nein und nein. Die Wirklichkeit hat dies Märchen gründlich Lügen gestraft. Die Menschen verstanden diesen Traum der Schöpfung nicht. Die drei Völker verstreuten sich im Laufe der Geschichte gedankenlos in die siebenbürgischen Winde und leben nun (wer aber bürgt dafür, daß Gott seine Hand nicht erstrecht dabei im Spiele hat?) allenthalben: unter einander. Die Deutschen hauptsächlich im Süden und Norden, die Ungarn im Osten und Westen, die Rumänen in Nord, Süd, Ost, West. Selbst die kleinsten unserer Dörfer sind so in ihrer Mehrzahl zu zweisprachigen Siedlungen geworden. Und in allen unsern Märkten und Städten klingen neben- und durcheinander die Laute der drei Landeszungen.

Nein, das Märchen trifft auf Siebenbürgen gewiß nicht ganz zu. Und doch, laßt mich ein kleines Weilchen noch seinen dünnen seidigen Faden halten! Laßt mich auf ein einziges Bild noch in seinem runden Gleichniskreis den Finger legen! Dann mag es entfliegen, wohin es will. Und das ist folgendes: Sind unsere Berge, unsere Ebenen und Flüsse in der Tat kaum mit dem Namen eines einzigen der drei Völker ausschließlich zu verknüpfen, so trägt doch jeder der drei Durchbrüche aus unserer engen Welt im Bewußtsein der siebenbürgischen Völker so viel symbolische Bedeutung in sich, daß sie sehr wohl mit der Gesamthaltung und -hoffnung je eines von ihnen übereinstimmen.

Ich meine das so.

Alle siebenbürgischen Völker sind Kolonistenvölker. Ihre Mutterstämme leben außerhalb des Landes. Alle sind sie zu bestimmten Zeiten

und aus Gründen, die Gott allein alle kennen mag, in dies Land eingewandert. Alle fanden sie es schön und fruchtbar, ihrer Liebe und ihres Fleißes wert. Niemals wieder werden sie es verlassen. Trotzdem blieben ihre Blicke, wie die aller echten Kolonisten, heimwärts gerichtet.

(Das soll man wissen: Niemand ist einer innigeren, einer beseelteren Liebe zu seinem Volke fähig als der Kolonist, denn sie ist aller materiellen Schwere bar fast nur auf die geistigen Zusammenhänge angewiesen. Niemand erlebt seines fernen Volkes Glanz und Not stärker als der Kolonist, denn er sieht sie beide im Vergrößerungsglase seiner Phantasie. Niemand spürt die verborgene Wunde seines Volkes brennen wie er, den täglich die Neugierde der Fremden mustert.)

Die Blicke der Sachsen wanderten aus Siebenbürgen seit jeher schon nach Westen, zur Donau und zum Rhein. Dem Geist ihrer Ufer fühlen sie sich noch heute verwandt. Ja, der weite Weg dorthin wurde ihnen mehr und mehr zum heiligen Weg ihres Lebens. Glücklich unter ihnen, wem diese Wallfahrt beschieden ist. Sie erst verklärt in der Regel das harte Los der Fremde zu sinnvollem Schicksal. Wie oft haben deutsche Handwerksburschen und Studenten den Weg hin und her im Laufe der Jahrhunderte zurückgelegt? Und wie viel öfter noch ist ihn die Sehnsucht gewandert (die Sehnsucht der zu Armen, zu Schwachen, zu Müden, zu Alten) auf und ab, jeden Stein auf ihm liebkosend! Diese Geisterstraße der Sachsen führt aus Siebenbürgen hinaus durch den klaren, entschiedenen, fast gerade nach Westen weisenden Durchbruch des Mieresch durch das siebenbürgische Erzgebirge.

Auch die Ungarn und die Rumänen haben ihre heiligen Straßen. Die der Ungarn läuft nördlich des Erzgebirges von Klausenburg über den Königsteig und Großwardein ins Land zwischen Donau und Theiß. Im natürlichen Relief Siebenbürgens entspricht ihr der Durchbruch des Samosch in die ungarische Tiefebene. Sicherlich sind die ersten ungarischen Reiterscharen hier in das Land eingedrungen. Und als sie am Ausgange des Passes die ausgedehnten Weideplätze der siebenbürgischen Steppe, der Mezöség, erblickten, mögen sie gleich empfunden haben, wie innerlich verwandt ihnen dieser Streifen Landes sei und mögen es tief in ihr Herz geschlossen haben. Seither sind über diese Berge und Täler in einem ununterbrochenen Zuge die ungarischen Hoffnungen, der ungarische Wahn, die ungarische Verzweiflung hin und her gezogen. Und auch hier hat sich jeder Stein in die Erinnerung des Volkes gegraben, dessen innerer Blick natürlicherweise in diese Richtung gekehrt blieb.

Der rumänischen Sehnsucht gleichgerichtet ist der Durchbruch des Alt durch den Rotenturmpaß. Eisenbahntechnisch wird er seit einigen Jahrzehnten durch die Predeallinie bei Kronstadt ergänzt. Beide führen stracks hinüber in die mütterliche Zara. Hier sind nicht nur die Wege, sondern auch die unwirtlichsten Gebirgspfade noch voll der Erinnerungen eines langen Leids und brennender Wünsche rumänischer Herzen. Freilich auch bitterer Erfahrungen schon mit dem Geiste des gelobten Landes. Kein Siebenbürger hatte Grund, überschwenglichere Hoffnungen zu knüpfen an die politische Vereinigung mit seinem Mutterland als der Rumäne, keiner ist schwerer enttäuscht worden. Denn seine Masse, seine geistige Bewährung und seine Opfer, die er im Laufe schwerer Jahrhunderte gebracht, hätten ihn wohl dazu berechtigt, das Antlitz des im Wesentlichen durch ihn groß gewordenen neuen Vaterlandes entscheidend mitzuformen. Was ist statt dessen geschehen? Eine beispiellose Überflutung balkanischer Intrigen und balkanischer Korruption, die im Grunde dem traditionellen dörflichen Geist aller Provinzen (auch der Fürstentümer) entgegengesetzt ist, hat sich über seine wehrlose Heimat ergossen, schreit: Nationalisierung! Staatsinteresse! Volkswohl! und meint: Privatprofit. So wird nicht zuletzt gerade dem guten und einfältigen rumänischen Bauern der Ast ehrlicher Arbeit abgesägt, auf dem er saß. Was wird noch folgen? Ein unsicheres Rätseln und Raten, ein verzweifeltes Hin- und Hergezerrtwerden siebenbürgischer Menschen, die letzten Endes die Tragik ihrer Hoffnung erkennen und mit uns andern zusammen die Hände einer neuen Morgenröte entgegenringen werden.

Solange die drei Durchbrüche die typische Haltung der siebenbürgischen Völker versinnbildlichen, wird sie über unserm Land nicht aufgehen. Niemals. Zu viel warmes Herzblut, zu viel seelische Opfer, zu viel Hingebung an ein Außenstehendes fließen durch sie mit den siebenbürgischen Wassern hinaus. Zu wenig Wille, es einmal ernst und entscheidend mit dieser Heimat hier zu versuchen, bleibt zurück. Sachsen, Ungarn und Rumänen — Rumänen, Ungarn und Sachsen, wir sind insgesamt noch zu leicht bereit, zum Schaden unserer fremdsprachigen Mitbürger diese unsere gemeinsame Erde zu verhandeln, zu verraten. Wir sind zu leicht bereit, mit einem Auge stets über ihre Grenzen zu schielen, ob uns irgenwoher Rettung winke. Irgendwoher von Außen! Dabei hat Gott das Heil mit vollen Händen in unser Land getragen. Ja, wir sind noch nicht besessen, noch nicht trunken genug von dem Geist dieser Erde, um unbekümmert und unanfechtbar ihr Bild in

unserm Herzen zu tragen. Noch enthüllte es sich unserm Blick nicht klar genug aus dem Dunkel der Schöpfung. Keine Vision wuchs aus ihm empor. Keine große Gestaltung, kein eigenes Gesetz.

Keiner der drei Durchbrüche, das leuchtet heute endlich ein, ist berechtigt und berufen, von sich aus allein Sinn und Idee Siebenbürgens zu verkünden. Heftigster Widerspruch der beiden Gegenspieler im Dreieck-Drama dieses Landes, leidenschaftlichstes Auseinanderstreben ist immer die Folge davon gewesen. Nahmen etwa in der Epoche der deutschen Hegemonie unter Österreichs Szepter Ungarn und Rumänen verschanzte Lauer- und Abwehrstellungen ein gegen den Wiener Geist, so suchten in der darauf folgenden Zeit der ungarischen Herrschaft nun Rumänen und Sachsen gemeinsam Schutz und Deckung gegen Budapest und heute, zur Zeit des rumänischen Regimes, sind Sachsen und Ungarn zu Leidensgefährten in vielfältiger nationaler Bedrängung geworden. Damit steht eine jahrhundertelange geschichtliche Entwicklung vor ihrem Abschluß. Die nationale Vorherrschaft hat die Runde um die siebenbürgischen Völker gemacht. Gänzlich kompromittiert verfällt sie am Ende ihrer für Siebenbürgen stets ruhmlosen Laufbahn in unsern Tagen einer erbärmlichen Hysterie. Aus ihren Zuckungen wird sich, nach dem unsagbaren Leid der Vergangenheit, doch endlich die Erkenntnis der siebenbürgischen Idee lösen. Denn deren Fabel kann keineswegs auf die drei Strophen beschränkt bleiben, die die erwähnten Geschichtsepochen nacheinander gestalteten. Gott müßte bereuen, dieses Land jemals geschaffen zu haben. Sondern aufs unabweislichste spüren wir die Notwendigkeit, daß sich auf den Voraussetzungen jener ersten drei eine vierte Strophe neu bilde. Ein letzter erlösender Spruch! Diese neue Strophe wird nicht anders können, als der drei schon vorangegangenen Auftakt zum klingenden Akkorde zusammen zu fassen, endlich die widerspenstigen Klänge zu einen. Die siebenbürgische Synthese, der siebenbürgische Dreiklang also wird ihr Sinn und damit überhaupt der Sinn unserer Geschichte sein.

In der Sprache unserer Landschaft — um bei der Ausdrucksweise dieser Zeilen zu bleiben — findet diese vierte Strophe ihre symbolische Fassung in einem vierten Durchbruch. Dieser aber zersägt keines der Randgebirge. Er befindet sich im Innern Siebenbürgens und ist bis jetzt kaum beachtet worden. Keine lauten Kriegsereignisse knüpfen sich an seinen Namen. Seine stillen, obgleich einladenden Gebärden haben noch niemals heroische Leidenschaften geweckt. Dagegen ist er voll einer lieblichen und trostreichen Mystik, voll zauberhafter Hintergründe. Wenn

schon ein Durchbruch, so ist er dazu berufen, das siebenbürgische Leben und die siebenbürgische Idee ins Metaphysische, ins jenseitig-allseitig Gültige zu erheben. Das ist der Durchbruch des Alt durch den Geisterwald. Er weist nicht aus dem Land hinaus, sondern ins Land hinein. Er verleitet niemanden dazu, naturgesetzte Grenzen zu überschreiten, sondern lehrt jeden, seine Blicke in sich selbst zu kehren. Er stellt einen rein innersiebenbürgischen Vorgang dar. Nachdem der Fluß das harzige Szeklerland der Länge nach durchmessen und die Felder der schönsten sächsischen Dörfer, der burzenländer Gemeinden, bespült hat, bricht er durch den breiten Höhenzug des Geisterwaldes gurgelnd durch, um die Fähren der rumänischen Bauern im offenen Tal bei Fogarasch, wieder ruhig geworden, auf seinem Rücken zu wiegen. Durchzubrechen, um die Völker des Landes miteinander zu verbinden, das mag, so Gott will, beispielgebend werden für das Siebenbürgertum der Zukunft. Das mag seine Blicke von den Grenzen weg innerer Verständigung und Befriedung zuführen. Das schafft die einzige Möglichkeit, das tragische Auseinanderstreben der dreigeteilten Kräfte zu bannen und die mißverstandene und gestörte kosmische Ordnung des Landes einigermaßen wieder herzustellen. Vielleicht gelingt es auf diesem Wege der Demut dann, Gott mit uns wieder zu versöhnen.

So lasse der Durchbruch durch den Geisterwald uns den Durchbruch der Geister erhoffen, die zu solcher Buße rufen!

Auf dem Gipfel

Von Áprily Lajos

Nicht ein Herbst trieb soviel Laub elend mir vorbei
wie das schrille Wort erscholl: „Alles brach entzwei . . .“

Über Tag da fronte ich, nachts lag ich in Sorgen,
aber in die Berge stieg ich am Sonntagmorgen.

Unten tief: im Kessel drin schwarzer Dunst sich wand.
Oben hier: der alte Berg unbeweglich stand.

Auf dem Zeitenspäherhaupt seines Gipfelsteins
zog ein reines Leuchten hin, Flug des Sonnenscheins!

Unten tief: im Aufruhr noch summte dumpf das Tal.
Oben hier: bot mir der Hirt Käse weiß zum Mahl.

Friedlich gab er Wort und Gruß, voller Ruh und Würde.
Friedlich lag im Warten da seine kleine Hürde.

Ferne, wo der Schnee schon herrscht über alle Bahnen,
schwang der Himmel drüberhin seine ew'gen Fahnen.

Flatternd löste da mein Blick Flügel über Flügel.
In das Herz riß ich hinein Horizont und Hügel,

und der Gipfel Überzahl, mehr als tausend Zinnen.
Siebenbürgen, ach dies Wort klang in mir tiefinnen.

Deutsch von Heinrich Zillich

Das Kreuz der Flamen

Von Molter Károly

Zur Zeit der winterlichen Stubenhaft beginnt das Kind zu fragen, mögest du nur zu antworten verstehen.

„Vater, wenn du klein wärest wie ich, was würdest du werden wollen, wenn du groß bist?"

Was ich auch jetzt gerne wäre, Dichter oder Künstler, mein Sohn.

„Würdest du anders werden, als du bist?"

Anders würde ich sein, Andere anders machen wollen. Denk' an den kleinen Jesus . . er wandelt Alle um . .

„Was aber würdest du noch brauchen, um Dichter zu sein."

Ich? Nun, etwas mehr Phantasie.

„Was ist das . . . Phantasie?"

Ähnliches wie ein Traumbild. Was träumtest du zum Beispiel heute Nacht?

„Daß wir eine Polsterschlacht schlugen; du und ich. Als sei ich wach gewesen. . ."

Siehst du, das ist Phantasie. Bloß daß du, wenn sie dich ergreift, wach bist. . und dich doch im Traume wähnst.

„Das ist mir unklar und verschwommen."

Gewiß, du Naseweiser. An der verschwimmenden Grenze zwischen Traum und Wachsein wird der Mensch zum Künstler. Denk' an die Geschichten, die Legenden. . .

„Was sind das. . . Legenden?"

Lesestücke über die Heiligen.

„Und Heilige, Vater?"

Menschen. Leidende Menschen, verbissen und heiter Leidende, die von sich nicht wissen, daß sie heilig sind.

„Kennst du solche? — Erzähle von ihnen."

Nun gut. Ich wanderte einst durch eine Stadt. Brügge heißt sie; und wird auch die Tote Stadt genannt, so still sind die Menschen und Straßen in ihr. Unzählige Kanäle mit trägem Wasser durchschneiden sie, deren Bewohner größtenteils rothaarig sind. Reiche Flamländer, die etwas auf sich halten, wohnen dort, seit Jahrtausenden, holzbeschuhte, schroffe Protestanten, — weißt du, solche, wie wir, die das Knie nicht beugen und sich nicht bekreuzigen.

Eines schönen Tages, in alter Zeit, traten diese Flamen mit ihren Kirchen und den Mäusen, die in diesen steckten, mit ihren Pfaffen, ja, alle traten vom katholischen Glauben zum protestantischen über. Vor ihrem Dome stand ein uraltes, verwittertes Holzkreuz, an dem die Gläubigen, wenn sie sich nun auch nicht mehr bekreuzigten, in überlieferter Ehrerbietung vorüberbringen. Und gerade weil sie es nun anders machten und das Knie nicht mehr beugten, erfaßte ihre Nachbarn, die schwarzhaarigen, katholischen Belgier ein maßloser Zorn. Wohlan, sie zogen bewaffnet in Brügge ein, ermahnten die Flamen unter Drohungen und Vorwürfen und sagten, daß sie sie lehren würden, das Kreuz von neuem zu schlagen. Dann machten sie aus Brügge die Stadt Bruges, befahlen jedem ihren Glauben an, duldeten in den Behörden allein französische Worte und verkündigten dem uralten Volke, daß die Flamländer von nun an und so lange, bis nicht jederman Franzose ist, nur geduldete Menschen seien.

„Ist das denn möglich, Vater?"

Es wäre möglich gewesen, wenn die Flamen gewollt hätten. Aber sie wollten nicht. Sonst freilich waren sie ein friedliches Volk, gingen heim, in ihre mittelalterlichen Häuser und arbeiteten. Spannen und webten, segelten auf den Kanälen und Meeren einher, und beruhigten sich in dem Glauben, daß Gott ein guter Mann sei, der alles so und nicht anders beschieden habe. Sie kamen allen Befehlen nach, zahlten die Steuern, leisteten Kiegsdienst und wenn sie auch wegen der schweren Bedrückung murrten, dachten sie doch nicht an Widerstand, sondern fügten sich. Sie lernten schlecht und recht die neue Sprache, ja, des guten Friedens willen besuchten sie auch mitunter die behördlich wieder eingeführten Messen und schwenkten liebenswürdig den Hut vor dem alten Meisterwerke, dem geschnitzten Christusbilde.

Mit einem Male aber begannen sie zu bocken. Der neue Stadtrichter Brabançon genannt, ein ungeschlachter, tapferer Krieger mit glänzend schwarzem Haar und stattlichem Vollbart, befahl, daß von morgen an jedermann tiefschwarzes Haar zu tragen habe, — widrigenfalls so und so....

Nun aber, auf dieses hin wurden die friedlichen Bürger halsstarrig. Ohne daß sie sich besprochen hätten, beschlossen sie, auch nicht ein einziges, und sei es selbst das kürzeste ihrer roten Haare schwarz zu färben und prangten anderntags am Markte in ebensolchen Scharlachfarben wie zuvor.

Der Stadtrichter wütete. Die reichsten ließ er ergreifen, legte ihnen Geldstrafen auf und ließ ihre Haare gewaltsam schwärzen. Ohne Erfolg. Am dritten Tage schritt er vor die Kirche, das Haar seiner Bürger zu prüfen. Vor dem Kreuze stand ein kleiner Knabe und preßte seine Hände um einen Schneeball. Seine blauen Augen strahlten unter den in die Stirne fallenden, grellroten Strähnen dem erbosten, schwarzen Kriegersmann entgegen. Brabançon schrie ihm zu:

Warum hast du so rote Haare, du Fratz?

Weil auch mein Vater....

Und wie getraut sich das deines Vaters noch rot zu sein?

Weil das meines Großvaters auch so war.

Vielleicht auch das deines Urgroßvaters? he, Laffe!

Nein, der war kahl,.... aber er trug eine rote Perücke.

Pfui, rote Perücke? Warum zum Teufel?

Nur deshalb, Herr, damit er mit den Belgiern nicht verwechselt werde!

Potztausend, du kannst dir vorstellen, wie der Stadtrichter hierauf stampfte. Er befahl alle Belgier aus den Mauern hinaus, ließ sie zur Küste führen, nach Seebrügge, in die Hafenstadt, wo alle die wilden Krieger die Kähne bestiegen. Dann ließ er die Schleusen, Deiche und Dämme öffnen und das Meer in die Flämische Ebene strömen. Es stauten sich die Fluten in den Kanälen, das stetig steigende Wasser trat aus seinem Bette, schon leckte es an dem Fuße des Kreuzes, bald bedeckte es die Dächer, dann auch den Turm und stand endlich, als es hundert Meter erreicht hatte, still: um soviel ist dort der Meeresspiegel höher als das Land. Die Oberfläche dieser Wassermasse gefror jedoch während der großen Kälte mächtig. Die Flamen blieben an ihren Orten, sahen nur und sahen die überschwemmte, sintflutende Welt, wunderten sich auch über alle Maßen als in der Höhe, über

ihren Häuptern, an Stelle des blauen Himmelsdomes sich ein glitzernder Eisdom wölbte.

„Aber, Vater, ertranken die Flamen denn nicht?"

Nein, die nicht, mein Sohn, gewiß nicht! Die trinken kein Wasser! Sie verloren auch kein Wort, diese alten, schlauen Seemänner, sie gingen ihrer Arbeit nach, jeder betrieb sein Handwerk wie sonst. Freilich, nur an den Wochentagen. Denn sonntags plätscherten sie fröhlich zur Eisdecke hinan, die Erwachsenen hauchten von unten an den Eisspiegel nicht anders als die großköpfigen Fische, die Augen der Jungen aber glommen hell in dem Halbdunkel. Die Kinder schließlich glitschten verkehrt, mit dem Kopf nach unten, und schossen blitzgeschwind über die azurne Fläche. Du, wenn du gesehen hättest, welch ein buntes, winterliches Treiben in der Tiefe anhub! Tang bedeckte die reinen Pflastersteine der Straßen. Vielfüßler und Korallen, farbige Muscheln und allerlei Absonderlichkeiten, Algen und Pflanzentiere, schmarotzende Nichtsnutze schreckten die Menschen, die in ihrem neuen Leben immer neue Gefahren kennenlernten. Hier und dort mußten sie einen freßgierigen Hai totschlagen, dann aber auch jene verabscheuungswürdigen Flamländer fliehen, die es gelernt hatten, im Tiefwasser Piratenfahrten zu betreiben und mit den Raubfischen in der Schlechtigkeit zu wetteifern. Oft ekelten sie sich auch vor dem Tintenfisch, der mit seines Leibes schwarzer Ausscheidung ihnen die Aussicht trübte. Die beleibten Wale eiferten dagegen die Jagdlust in hohem Maße an, wurde doch aus ihrem Trane das Schmieröl verfertigt, mit dem die Flamen von Zeit zu Zeit die Eisschicht zu erweichen versuchten. Sie tauften diese auflockernde Arbeit und alles, was mit ihr zusammenhing, mit dem Namen „Kultur".

„Ja, aber die Belgier ... was machten die während dieser Zeit?"

Die standen hoch oben, auf dem Eise und warteten, daß die Hartnäckigkeit der Flamen gebrochen werde. Dieser gleichgültig leidenden Brüder des stillen Wassers, denen nun schon niemand mehr auftrug, sich das Haar zu färben und die keine so große Sache daraus machten, daß sie einstweilen aus dem Wasser nicht herauskonnten. Die Belgier schauten also durch die Eisfläche und ärgerten sich, daß aus dem nördlichen, braungrauen Meere ein rotes Meer geworden war. Denn so sehr leuchteten aus der Tiefe die roten Locken der Flamen.

Umsonst — sagte Anfang März der erste Ratgeber des Stadtrichters, — umsonst, von diesen wäscht selbst das Meereswasser die Urfarbe ihres Haares nicht herunter!

Was geht es mich an? fluchte Brabançon. — Ganz Flandern mag zugrunde gehen, wenn sein Volk so halsstarrig ist.

Immerhin dürfen wir, o gnädiger Herr Stadtrichter, etwas, was wir unten im verdammten Lande zurückgelassen haben, von Herzen bedauern: Dort blieb unter den Ketzern das alte kostbare Holzkreuz, das Wunderwerk eines italienischen Meisters. Damit es im Wasser nicht verfaule, müßten wir es auf irgendeine Art heraufangeln.

Auf den Befehl des Stadtrichters trat der geschickteste belgische Fischer hervor, schlug ein Loch in die Eisdecke und fischte im Handumdrehen das kostbare flanderische Kreuz vor dem Kirchenportale fort.

Tausende von Belgiern knieten auf dem Eise und erwarteten das geschnitzte Bild des Heilands, und als dieser nun durch das Loch auf die Oberfläche gelangte, brüllte der Stadtrichter auf.

Denn der flämische Christus, der vor Jahrhunderten vielleicht nach Donatellos Plan mit schwarzem Haar geschaffen worden war, kam nun ans Tageslicht mit hellroten Strähnen. Das belgische Volk und die Kriegerschaft entsetzte sich beim Anblick des Wunders, und der Frühlingstag stahl sich in diesem Augenblick in strahlender Wärme an dem Himmel hervor. Die Eisschichte begann mit Getöse aufzuspringen, und der Stadtrichter erwartete beschämt das rieselnde Auftauen. Und als an dem Orte des abgeströmten Wassers, im lebendig wimmelnden Flandern, Brabançon mit reuiger Demut nach Brügge zurückkehrte, ließ er sofort verkünden, daß jeder sein Haar tragen möge, wie es ihm beliebe.

Mein Sohn sagte treuherzig:

„Das ist doch natürlich. Aber in Wirklichkeit ... wie war Christus ... rot, schwarz oder blond?“

Ach, zerbrich' dir nicht hierüber den Kopf! Suche das Haar des Heilands nicht, wie Brabançon ... Die Farbe des Christushaares ist immer jenem der Leidenden gleich.

Deutsch von E. Wittstock

Die Edelsten leiden den meisten Schmerz.
Auch der Schmerz wählt den besten Boden:

Friedrich Hebbel

Kraft und Güte verbünden sich

Von Kacsó Sándor

Hinterm Hoftor drückte der Bursch das Mädchen zärtlich in seinen Arm. Sie schwiegen, sie waren glücklich. Auf der Gasse draußen trabten benagelte Stiefel vorüber, deren Träger abgerissene Klangfetzen des neuesten Schlagers lässig in den Wind pfiff.

Schuta Laji hinterm Hoftor summte ihn mit und preßte das Mädchen heftiger an sich.

„Auch Beni sucht seinen Schatz."

„Und findet ihn sicherlich."

„Ja ja, vorm Morgengrauen läßt der Schelm nicht von ihr ab."

Sie kicherten und verstummten dann wieder. Das Mädchen war heute schweigsamer als sonst, schmiegte sich aber fester an. Und wurde manchmal von Schwäche überfallen, als wolle sie rücklings dem Mond ins Gesicht sehen.

Im Hausflur ging die Türe auf und das gelbe Licht einer Petroleumlampe fiel in den Hof. Drinnen neigte sich ein langer Schatten und spitzte das Ohr.

„Sag was Harmloses", flüsterte der Bursch, „deine Mutter horcht."

„Wie schön der Mond scheint", seufzte das Mädchen laut.

„Ja, morgen fahren wir Kohlen holen."

Der Schatten verschwand. Nach einigen Minuten schloß sich auch die Haustür wieder.

Das Mädchen ließ abermals den Kopf nach hinten hängen und sein Atem wurde schärfer, wie der Duft der Tuberose nach dem Abendtau.

„Fahrt ihr wirklich Kohlen holen, oder sagtest du bloß so?"

„Ja ja, im Ernst."

„Brennen? Oder bloß aufladen?"

„Brennen."

„Dann bleibt ihr lange aus. . . ."

Versteckte Bangigkeit überschattete ihre Stimme, was den Burschen fröhlich stimmte.

„Fürchte dich nicht, Lieb. Trennung steigert die Kraft. Wenn ich heimkehre, küss' ich dich, daß du im Nu die Trennung vergißt."

„Nicht deshalb. . . ."

„Weshalb denn?“ lachte Schuta Laji und sein Arm umfaßte die Hüfte des Mädchens. „Es welken die Mädchen, die nicht geküßt werden.“

„Drück mich nicht!“ und sie löste die schweren Arme von ihrer Hüfte. „Schlimm steht's.“

„Ich faß dich doch wie ein weich gekochtes Ei“, scherzte der Andere, aber sein Sehnen wuchs und begann auf Mund und Wange Blüten zu treiben.

„Ich setz mich auf die Mondhörner und erblick dich erst recht, auch wenn ich nicht hier bin.“

„Schlimm steht's“, wiederholte das Mädchen und erblaßte gleich nachher, als habe nicht der Mond, sondern sein Schatten ihr Antlitz gefärbt.

Schuta Laji starrte sie an — und was er erahnte, raubte ihm die Worte.

„Wie? Was? Ist's möglich?“ stammelte er nach Minuten.

„Herein mit dir, Raki“, öffnete sich von neuem die Haustür, und müde mit wankenden Schritten verschwand das Mädchen in ihrem Rahmen.

Der Kohlenbrenner Schuta Laji trat von einem Bein auf's andere. Kaum konnte er losschreiten. Seinen Hut schob er hin und her auf dem Kopf und rieb die Stirn.

„Wie und wann sollte es geschehen sein?“

Auch etwas wie Freude und Stolz bebte übrigens in seinem Herzen. Wenn die Sonne aufgeht, bebt so im Blütenkelch verborgen der Tautropfen.

Die Bangigkeit aber war viel, viel größer.

„Was tust du nun also, Laji?“

Zu Hause, im Hof seines Herrn, bereitete er den Wagen vor: in der frühesten Dämmerung muß aufgebrochen werden! Nach der Reihe hob er die Räder heraus und schmierte mit einer Schindelspitze die Wagenschmiere dick auf die eisernen Achsen. Zwischenhin summte er Melodien wie einer, dessen Verstand spazieren geht.

„Wenn ihre Mutter es erfährt, jagt sie sie aus dem Haus.....“

„Ich steche sie nieder, daß sie stirbt“, lachte er gleich darauf, aber jener Gedanke nistete sich doch in seinem Kopf ein und die Angst verbarg sich dicht daneben wie bei alten Frauen die ewige Todesfurcht.

In der Scheune machte er sich ein Bett aus frischem Stroh. Die Augen überantwortete er dem Schlaf. Doch bevor er einschlief, wuchs

sein Kummer und legte sich neben ihn, längs seines ganzen jungen Leibes, so daß jedes Gliedchen daran seinen Teil hatte.

Er rang mit sich, wie Jakob mit Gott, in der Bibel.

„Wenn es sein muß, stell ich die Welt auf den Kopf."

„Damit wirst du nicht weit springen", beschwichtigte er seine Erregung, „denk dir schon was Gescheiteres aus."

Er quälte sich so lange, bis er erschöpft einschlief. Aber der Kummer wachte neben ihm und senkte sein vergrämtes Gesicht auf sein Herz.

Am Morgen schnellte er auf und, wie in nächtlichen Gewittern der Blitz, so zuckte es hinter seiner Stirne:

„Ich heirate sie!"

Der gefundene Entschluß tat ihm so wohl, daß er Kraft und Freude nicht mehr bändigen konnte. Allein zog er den schweren Wagen heraus, und bis sein Herr sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatte, stand er schon fertig da.

„Steigt auf, daß wir fahren!"

„Fleißig bist du geworden, Junge!"

„Das will ich meinen. Hab auch was Großes vor."

„Was denn?"

„Heiraten will ich."

Bartok Pischta war alt und spottete gern. Der viele Kohlenstaub, den er in seinem Leben geschluckt hatte, schien sich auch auf sein Herz gelegt zu haben.

„Heiraten also? Und wen denn heiraten?"

„Raki. Küsch Raki."

„Ein häßlicheres Weib als deren Mutter gab's nie."

„So. Und ihr habt schon brave kleine Kinder und schöne alte Frauen gesehen?"

„Und von was denn und wo wollt ihr leben? Zum Heiraten gehört ein Haus. Heiraten ist nichts für Dienstknechte."

Schuta Laji verlor fast die Sprache über dieser Wahrheit und seine Hoffnung brach zusammen als habe sie ein Wirbelwind aus heiterem Himmel umgeworfen.

Auf der weißen Straße gesellte sich zu ihm die schwarze Sorge, folgte ihm an der Seite des Wagens und züngelte an ihm empor.

Väterchen Pischta streckte sich auf dem Boden des Wagens aus und holte geräuschvoll den zu früh unterbrochenen Schlaf nach.

Schuta Laji schlug manchmal auf die Pferde ein, doch siehe, trotzdem trabte neben ihm die schwarze Sorge.

„Wohin soll ich sie bloß schaffen, um sie vor der Schande zu bewahren?"

Bergauf stieg er ab und bot der ungebetenen Begleiterin die Stirne.

„Nun denn! Kämpfen wir mit einander!"

Der Kampf währte lange Zeit. Schließlich war die Sorge doch stärker. Denn als sie an Ort und Stelle angelangt waren, ließ der Bursche den Kopf hängen und versuchte die Bitterkeit hinabzuwürgen.

„Weinen könnt ich, wenn ich nicht auch das schon verlernt hätte."

Mit der Hacke rissen sie ein Loch in den Hang. Darüber errichteten sie rasch ein Schutzdach.

„Zwei Wochen wird's halten. Nachher zu Hause kannst du dich ja ins Warme legen, Laji", spottete der Alte und lachte.

Der Junge schwieg, hängte die Axt in den Arm und ging ins Gehölz. Er hatte das Gefühl, die Kraft von hundert Männern stecke in seinen Armen, und schwang die Axt, die Tage zusammenzuschlagen.

Haselnuß und junge Buche türmten sich höher um ihn zu Hauf und die einschläfernde Musik der Arbeit verflüchtigte seine flatternden Gedanken vollends zu Träumereien.

Der Schweiß, der von seiner Stirne rann, wich zwar seinen Augen aus, ihnen aber entsprangen neue Bächlein, die aus der verborgenen Quelle der Bitterkeit, aus einem Bezirk der Seele flossen, der schon nahe an das heiligste Beten rührt. In seinem Mundwinkel trafen sich die beiden kleinen Ströme.

Schuta Laji beugte sich vor...

Und dann ließ er gleich darauf die Axt fallen...

Eine schlanke Buche stieg vor ihm ins Blau und aus ihrem Stamm, siehe da, reckte sich eine dünne üppig grüne Wasserschoße empor und freute sich der Sonne und dessen, daß sie ihrer Ernährerin die Kraft raubte.

Das Bächlein der unteren Quelle war mittlerweile im betenden Antlitz angeschwollen und hatte sich mit dem zweiten Perlenstrom vereinigt. Nun war es schwer geworden und tropfte ab: das schönste Symbol des größten Lebens.

Schuta Laji beugte sich nieder und streichelte mit seiner rissigen braunen Hand ungeschlacht und doch sanft die Wasserschoße.

„Fürchte dich nicht! Ich tu dir nichts zu Leid!"

Doch seine unwillkürliche Bewegung und seine absichtslosen Worte trafen plötzlich mit seinem umherirrenden Verstand zusammen. Er warf die Axt weg.

„Ich geh nach Haus!"

Am Ende des Dorfes liegt ein Stück Erde, ist zwanzig Klaftern groß und gehört der Gemeinde. Es dient als Gänseweide, da könnte eine Lehmhütte gut darauf stehen. Jährlich zwei Tage Mähen auf der Dorfwiese, so viel macht der Preis dafür aus und doch hat sich kein Anwärter noch gefunden. Denn welchen Gewinn könnte ein vermögender Mensch daraus ziehen?

„Bauen werde ich!" entschloß sich Schuta Laji und Freude fuhr in seine Muskeln. „Was ich dazu brauche, verdiene ich durch Tagelohn oder leihe es von meinen Bekannten aus. Wenn der erste Reif fällt, steht mein Haus fertig da."

*

Die langen Sommertage zog er noch mehr in die Länge, beraubte sich der Nächte und wenn er erschöpft war, baute er im Traum fort an seinem Märchenschloß.

Der Spott der Leute machte ihn schon gar toll, und so entstanden Nacht für Nacht neue Balken, Riegel- und Kanthölzer in der umzäunten Gänseweide.

Tagsüber ging er tagelöhnern, nachts schaffte er herbei, was sich herbeischaffen ließ.

„Drei lange Eichenstämme, zwei Haufen Dachstroh", rechnete er, „Stützbalken, Querbalken, Giebelhölzer. Auch für Sparren wird's reichen!"

Dann rechnete er auch so:

„Einen Monat, zwei ... vier, fünf sieben. ...! Zu Weihnachten könnte es sein. Aber bis zum ersten Reif bin ich fertig."

Bis August kam der größte Teil des Materials zusammen. Schon ging er, hierher und dorthin, zum Drusch, neben die Maschine, zur Quelle des üppigen Lebens der Andern. Sie zu beneiden hatte er nie Zeit noch Lust. Am Abend schüttelte er Staub und Spreu, die sich ihm auf Hut und Hemd gesetzt hatten, nicht ab, sondern trug sie behutsam nach Hause und sammelte ein kleines Häufchen davon.

„Den Lehm kann ich damit mischen!"

Beim Grummetmähen hüpften und tanzten die Muskeln seiner Arme.

„Im nächsten Monat fange ich an!"

Kränkende, anzügliche Spötteleien umschwirrten ihn, doch warf er seinen Nacken zurück und von seiner Stirne prallten die Angriffe ab. Ende September schnitt er schon Ruten und führte gelben Lehm zu für die Wände.

Werkzeuge: Hobel, Stemmeisen, großen und kleinen Bohrer borgte er sich von diesem und jenem aus.

„Herr! Gott! Wenn du mir ein einzig Mal gut sein willst: jetzt hilf!"

Die Axt lief fröhlich die Eichen entlang und schälte aus der rauhen gesprungenen Rinde schmale glatte Balken.

„Mit den Spänen kann ich bis zum Frühjahr heizen, brauch mich darum nicht zu sorgen", nährte er in sich die Hoffnung.

Die fertigen Stützbalken rollte er neben einander.

„Eins, zwei, drei..." und dann gaffte er sie versunken an. Der vierte, der lange, fehlte. Möglich, daß er garnicht vorhanden gewesen. Möglich, daß er ihm gestohlen worden war. Genug, er fehlte.

Seine Hand mit der Axt zitterte: neue Verzögerung!

Er lief das Dorf hinauf, hinab. Einmal, zweimal, vielmal. Wochenlang flehte er, bettelte er.

„Zehn Arbeistage für den elenden Balken", versprach er.

„Umsonst, ich habe keinen. Und wenn ich einen hätte, brauchte ich ihn selbst."

„Der Richter ist mir verwandt", fiel ihm ein, „er wird mir helfen."

„Ich habe selber keinen. Wo denn soll ich für dich einen hernehmen?" erhielt er zur Antwort.

„Aber versteht doch, ich kann mit dem Hausbau überhaupt nicht beginnen und mittlerweile überrascht mich die Kälte!"

„Die Gemeinde hat Eichen genug", zuckte der Richter die Achseln.

„Die gehören aber nicht mir und nicht Euch!"

„Ich werde nichts davon verraten und sei vorsichtig, daß sonst niemand davon erfährt."

Schuta Laji errötete und ließ den Kopf sinken.

„Noch versuche ich mein Glück im Nachbardorf."

Auf dem Weg erreichte ihn die Nachricht:

Küsch Raki ist von ihrer Mutter verstoßen worden. Es war durchgesickert, wie es mit ihr stehe. Die Nacht schlief sie schon beim Kantor, in der Scheune. Eine gute Seele die Frau Kantor, daß sie der Armen ein Obdach gewährte!

Schuta Laji kehrte um.

Seine Stirne glättete klare Entschlossenheit. Seine Hand griff sicher zu. Seine Beine schritten kräftig aus, als gelte es, das unbarmherzige Leben in die Schranken zu fordern.

Die Axt, seine treue Gefährtin, hängte er in den Arm und rollte ein langes Seil um seine Schultern.

Am Rand des Gemeindewaldes blieb er stehen, kehrte sich um und blickte in die Sonne. Der duftende Herbstabend sandte ihm seine Seufzer entgegen, was schön und geheimnisvoll war, denn aus dem gilbenden Laubwerk strömte eine Musik aus, die das Ohr mancher Menschen nie, einiger nur selten vernimmt. Der Abend brach herein. Der Mond versprach früh aufzugehen. Bald begann er, seine Wange an den Flanken der Berge zu scheuern.

„Das Mondlicht warte ich ab!" entschied er bei sich und schloß die Augen.

Als er sie wieder aufschlug, wählte er nicht lange.

„Vier Klaftern mißt er und ist dick genug", guckte er prüfend aus dem Gestrüpp hinauf und ließ die Axt sausend durch die Hände gleiten.

Der Baum stöhnte, als er fiel, und Schluchzen schüttelte ihn, als die scharfe Schneide ihn seiner Äste beraubte.

Schuta Laji schlang um den Kloß des Stammes das eine Ende des Seils, das andere verknotete er vor seiner Brust. Seine Muskeln zersprangen fast, seine Knochen knackten, als er die schwere, rauschende Last hinter sich herzog.

Den steilen Berghang hinunter glitt das zackige Schnittende des Stammes ihm manchmal zwischen die Füße und verwundete seine Fersen. Lose Steine gerieten ins Rollen und trugen die Nachricht vor ihm her:

„Schuta Laji stiehlt Holz für sein Haus!"

Auf dem ebenen Weg endlich trocknete seine Kehle aus, das gespannte Seil schnitt blutende Striemen in seine Brust, seine Knie zitterten vor Anstrengung. Aber er zog und zerrte den Stamm dumpf und gedankenlos hinter sich her.

Am Ufer des Baches fiel er aufs Antlitz und Blut tröpfelte in die eilenden Wellen.

Dennoch langte er zu Hause an!

Dort lehnte er den Kopf an den Stamm. Sein Atem fauchte in der keuchenden Brust. Seine erschöpfte Kraft fiel zu Boden wie ein kraftloser Zugvogel ins Meer, und die Erde zog seinen ausgestreckten Körper liebevoll an ihr Herz.

Kleine, immer wieder kehrende und stärker werdende Zuckungen schreckten ihn auf.

Der Mond war längst verschwunden, aber die Sterne glänzten wie kluge, kalte Augen.

Oktober. . . . .!

„Eile tut not!" Und er sprang auf.

In seinen starren Fingern schien die Axt selbst schmerzlich zu wimmern.

Im Verlauf einer Woche fügte er die Querbalken ein, stellte sie auf und arbeitete nun mit Handsäge, Bohrer und Stemmeisen weiter.

Jeder neue Balken linderte den Schmerz einer schlimmen Nachricht.

„Der Kantor hat Raki entlassen!"

„Sie streicht bei den Nachbarn herum und hat nirgend, wohin sie ihr Haupt lege. . . ."

„Der Notär hat sie in Dienst genommen, aber für so lange bloß, als sie arbeiten kann."

Schuta Laji biß die Zähne zusammen, wankte wohl auch zuweilen, doch brachte er ohne Hilfe die Dachsparren an.

„Und wenn ich mich zerreißen müßte, fertig muß es werden!"

Vom ersten Reif blieb ein klein wenig freilich auch an seiner Schläfe haften. Aber das Netz der Dachsparren umspann schon den ganzen Dachstuhl, der auf der einen Seite, wo er bereits mit Stroh gedeckt war, nun wie weiß verbrämt aussah.

Der erste nasse Schnee half, die Lehmmischung gut anzufeuchten. Die Wände des Hauses flocht er nachts aus Rutenwerk und am Tag schleuderte er mit gefrorenen Fingerspitzen die breiige Erde an die Ruten.

Der Notär spazierte einmal vorüber und während er sich eine Zigarette drehte, wandte er sich zu ihm:

„Hierher bringst du sie also?"

„Hierher."

„No, beeile dich, ich kann sie nicht mehr gebrauchen."

„Noch eine Woche nur, Herr Notär."

Während die Lehmwände trockneten, heizte er und schaffte ein Bett ins Haus. Im Bett war Stroh, darüber hatte er ein grobes Linnen gelegt und seinen alten Mantel.

„Hier wird mein Schatz liegen und nicht frieren, denn ich werde über sie auch meinen Rock noch breiten."

„Und Polster? Gebärende Frauen brauchen auch Polster!"

„Ich geh zu meiner Gevatterin, sie wird mir sicherlich aushelfen."

Unterwegs kam ihm noch einiges in den Sinn: auch Brot wäre im Haus eigentlich nötig. Er ging zur Mühle und ging zu seinem alten Herrn, von dem er auf Grund früher geleisteter und versprochener neuer Dienste Unterstützung hoffte. Den Polster erhielt er und schämte sich nicht, mit ihm durch das ganze lange Dorf zu laufen.

„Noch ein, zwei Tage und wir haben ein Nest wie die kleinen Vögelchen."

Er preßte den Polster dankbar an seine Brust. Reinere, erhabenere Freude ist niemals empfunden worden, seitdem es Leben auf dieser Erde gibt.

Vor dem Haus stutzte er plötzlich. Und kaum konnte er seiner Frage Worte verleihen. Von drinnen drangen Stimmen an sein Ohr, bald kamen ihm Frauen entgegen und aus dem Antlitz jeder leuchtete das Lächeln, das ewig Frauen zu Frauen macht.

„Was ist denn? Was ist geschehen?"

„Tritt ein und du erfährst's."

Schuta Laji fiel mit der Tür ins Haus. Seinen ausgebreiteten Armen entglitt der Polster. Seinem verschwommenen Blick erstrahlte in hellstem Glanz der alte, zerschlissene Mantel und darüber der blasse, doch lächelnde Frauenkopf.

Seine Knie bohrten sich in den feuchten, kaum festgestampften Boden und seine offenen Arme blieben in der Luft hängen. Verwirrend bestürmten Freude und Dank sein Herz.

„Tun müßte man etwas, vielleicht beten!"

Aus seinen Augen traten die Tränen, über seine Lippen diese Worte gleichzeitig wie liebe Geschwister, denn sie waren gleicher Weise, ohne Überlegung, aus dem herrlichen Rhythmus des Herzens geboren.

Deutsch von Otto Folberth

Auf siebenbürgischer Landstraße

Von Bartalis János

Heute!
Morgen!
Gestern!
Ich greife in die Angeln der Berge
und die Welt muß zur Kenntnis nehmen den Traum des Szekler-
Ich schmiede den Rücken der Erde. [burschen!
Und lasse die Seelen laut klagen.
Ja, die Bäume bringe ich zum Weinen.
Aus fahlen Weidenruten bastle ich eine Geige.
Mit Herbstzeitlosen schmücke ich meinen Hut.
Aus den fliegenden Fäden des Altweibersommers
flechte ich den silbernen Bogen.
Eine goldene Weise spiele ich auf meinem Maiskolbeninstrument.

Der Teller der Sonnenblume ist meine klingende Kupfertschinelle.
Weltschönes Lieb, fürchte dich nicht!
Ich erobere die Welt.
An deinem Arm mein Kind.
Lange blicke ich dies neue Wunder an.
Meine Seele füllt sich mit Seligkeit.
Schmerzlich überschattet mich Vatertrauer aus blutiger Zeit.
Trotz blüht aus meinen zwei sinkenden Armen.
Und ich gehe los
wankend
als trauriger Niemandssohn — die Welt zu erobern
auf siebenbürgischer Landstraße.

Deutsch von Otto Folberth

Das Opfer

Von Székely Jenö

Die Kirche, das Schulhaus, der Pfarrer, der Rektor, der Notär, ja der Arzt und sie selbst: Gertrude Fröhlich. Und dann die anderen: einfache gute Bauern. Und Kinder, viele Kinder, auf Buchstaben begierige Kinder.

Wie merkwürdig, wenn man sich so zurückerinnert, man möchte es kaum glauben, daß einem als Kind jeder Buchstabe ein neues Häuschen war und daß man sich später aus diesen Häuschen eine ganze Welt bauen kann.

Gertrud war Lehrerin geworden, weil sie die Kinder liebte.

Der Schuldiener sah starr auf die Uhr. Noch eine Minute. Er zog an der Glocke. Es war Frühling. Auf das kleine sächsische Dorf, auf die aus der Schule drängende Kinderschar und auf Gertrud schien die Sonne.

Die Buben und die wilden Mädchen liefen der Sonne entgegen.

Gertrud blieb im Tor der Schule stehen und sah durch das Strahlenmeer in die Weite:

Deutschland.

Zwei kleine Mädchen warteten geduldig hinter ihrem Rücken. Gertrud umarmte sie.

Dann schritt sie langsam aus, während die kleinen Schülerinnen an

ihren Seiten einhertrippelten. Die eine dachte an einen Streich zu Hause und begann zu lachen. Die andere, eine bedächtige, zog sie zurechtweisend am Kleidchen. „Tante Gertrud denkt."

Gertrud ging träumend zwischen ihnen. Sie drei, drei demütige Schüler des Lebens.

Doch vergebens, ihr schien die Sonne heißer. Sie war zwischen ihnen herausgewachsen.

Die beiden kleinen Mädchen erscheinen ihr als ihre Kinder. Die stille Dorfgasse wächst ihr in die Weite und Breite. Die kleinen Häuschen steigen jäh zum Himmel auf. An Stelle der schlendernden Pferde und holpernden Wagen füllen schöne Automobile die Straße. Die Sonne scheint. Und ihr Herz ist süß erhitzt, voll Glück. Und in dieser Berliner Straße sieht sie Rudi in Uniform. Doch der Krieg ist schon längst zu Ende.

Auf einmal schreit sie laut auf und zieht die beiden kleinen Mädchen erschrocken an den Rand der Straße. Was geschah? Was riß sie auf? Ein Auto rast, Staubwolken hinter sich, an ihnen vorbei.

Gertrud reibt sich die Augen. Hängt sich in die beiden kleinen Menschlein ein. Im Geheimen bittet sie sie um ihren Schutz. Mögen sie auf sie acht geben!

Als sie in ihrem Hof eintrafen, streichelte sie die beiden erschrockenen Kleinen schon herzlich. Gertrud Fröhlich, mehr Beherrschung vor deinen Schülern! Welch eine Unklugheit auf der staubigen Dorfstraße, inmitten dörflicher Häuser von einer Weltstadt und der Liebe eines Mannes zu träumen.

Jetzt spielt sie Fangen mit den Kindern. Sie laufen. Welche Errettung. Sie entläuft ihren Händen. Ihr Leben hängt davon ab. Die Gesichter röten sich. Die Frühjahrssonne hat sie getroffen, die jagt sie. Hopp. Plötzlich, als wenn eine Wolke den Tag verdunkelt hätte, ist die Lehrerin vor den Kinderaugen verschwunden. Eine große kastanienfarbene Wolke sank herab. Eine leuchtende Wolke. Gertruds Haare haben sich geöffnet. Sie lösten sich und fielen an dem glühenden Mädchenleib herab. Die Sonne beleuchtet und liebkost sie. Nun erst wird Gertrud ganz zu der, die sie im Geheimsten zu sein spürt. Ihr gewöhnliches Gesicht mit den graublauen Augen ist wunderbar verschönt durch diese leuchtende Haarflut.

Die beiden kleinen Mädchen wagten sich in begeistertem Staunen immer näher heran. Schon standen sie vor ihr. Das eine berührte furchtsam Gertruds Haar.

„Wä et fenkelt."

Sie betrachteten es, sie streichelten es. Was für eine Freude ist es doch bei einer solchen Lehrerin zu lernen, die das schönste Haar auf der ganzen Welt hat.

Eine große Stille war um sie. Das große Schweigen der staunenden Kinder und des bestaunten Kindes.

Laute Begrüßungen unterbrachen das geheime und heimliche dörfliche Fest. Die Honorationen waren da. Alle waren gekommen, die nur kommen konnten. Dicke und Magere, Kleine und Lange, Stille, Brummende und Kreischende. Der Pfarrer, der Notär, der Arzt, der Rektor. Frauen und Mädchen. Sogar aus dem Nachbardorf waren einige gekommen. Zu Gertruds Geburtstag. Die Lehrerin aber staunte nur den geflüchteten Kindern nach, ihr glänzendes Haar hüllte sie warm ein. Sie bedauerte es, daß man sie gestört hatte.

„Oh, meine Liebe, ich hab doch Ihr wunderschönes Haar noch gar nicht gesehen. Wahrhaftig, der Bubikopf ist doch eine Schande. Ja, freilich, wir haben uns so eine Lehrerin gewählt. Oh, meine Liebe, um Gotteswillen stecken Sie es nicht auf. Bleiben Sie so." Gertrud glaubte in der großen Sturzflut der Worte wirklich die Schönste zu sein. Sie mußte nur einmal seufzen und die Welt gehörte ihr und alle fielen vor ihr nieder. Sogar der dicke Notär.

Seltsam, daß sie auch diesen Gedanken nicht lächerlich fand. Sie führte sie in das Zimmer. Merkwürdig, daß sie ganz auf ihren Geburtstag vergessen hatte. Auch jetzt noch kann sie es kaum glauben. Sie denkt an Rudi. An die ersten Schritte ihrer Liebe im wahnwitzigen Sturm des Weltkrieges.

Mit ihren Haaren brachte sie die Sonne in das Zimmer. Ihr Herz war bis zur Neige voll Sonnenschein. Und auf dem Tisch stand kein Geburtstagskuchen. Die Leute warteten nur und redeten. Das aufgelöste Haar Gertruds langweilte sie schon, ja sie hielten es für unanständig. Besonders die Frauen. Als ob sie sich vor den Männern nackt entkleidet hätte. Unwirsch setzten sie sich, aber der Geburtstagskuchen wollte nicht hervorkommen. Dann stockte auch die Unterhaltung. Auf des dicken Notärs klagendes, ja beinahe vorwurfsvolles Husten hörten sie alle, wie auf eine Eröffnung.

Die spitze Tochter des Notärs bat um ein Glas Wasser. Gertrud hörte es nicht. Sie bereitete sich auf irgend etwas vor. Immer wilder brannte in ihr die Sonne.

Nur noch eine Minute, vielleicht nicht einmal so lange, nur solange

bis die Augenwimper einmal zuckt und es mußte aus ihr hervorbrechen. Das Haar schmiegte sich um sie, es küßte sie. Wie wenn sie jemand umarmt hätte.

„Also ja, ich gehe schon heute weg, oder morgen, vielleicht schon heute, jetzt gleich breche ich auf. Nicht einmal mein Haar stecke ich auf. Möge es hinter mir herflattern, wie eine Fahne."

Die Gesellschaft erstarrte wahrhaftig. Was sagte dies Mädchen? Daß sie weggeht? Was heißt: weggehen! Jetzt vor den Prüfungen? Wohin?

„Nach Berlin. Ich heirate. — Deutschland."

Der Pfarrer, der Notär und der junge Arzt sprangen auf. Sie fühlten sich eins mit dieser sich in die Ferne sehnenden Lehrerin. Und auf einmal vergaßen sie auf die Geburtstagstorte.

Sie dachten an Deutschland, an die zermahlende Einsamkeit des Dorfes. Sie wären alle gerne gegangen. So, wie sie sich da zusammengefunden hatten. Zu Fuß wären sie in die Welt gegangen, um nach Deutschland zu kommen.

Deutschland.

Ein großer, gemeinsamer Seufzer. Und schon sahen sie Gertrud, wie sie ging, ging — das Haar flattert ihr nach. Sie bleibt stehen: Unter den Linden. Auch ihre eigenen Augen senden sie ihr nach, daß sich auch das zurückgelassene Dorf daran freue.

Als sich die Gesellschaft trennte, hatte Gertrud nichts mehr von alle dem, was sie seit Jahren mit so viel Liebe zusammengetragen hatte. Alles hatte sie für weniges Geld verkauft, nur um früher zu gehen, fliegen zu können. Nur die geöffneten Arme blieben ihr, nur sie sich selbst.

Die Prüfung wartete sie trotzdem ab. Traumverloren ging sie unter den Menschen umher. Selbst die Kinder liebte sie anders. Vielleicht noch mehr durch ihr verliebtes Herz hindurch. Ja, jetzt sah sie schon jedes Kind als eigenes an.

Nicht eine Träne hatte sie beim Abschied. Sie hörte, daß man zu ihr sprach und sah in die Ferne. Ja, ja. Sie saß schon auf dem Wagen, als plötzlich ihr von Atemnot und vielen, arbeitsschweren Jahren zur Erde gebeugter Vater vor ihr stand.

„Gertrud, du hast von mir gar nicht Abschied genommen. Und wir werden uns wohl in diesem Leben nicht wiedersehen."

Gertrud beugte sich aus dem Wagen und küßte das dem Tode entgegenbleichende Antlitz ihres Vaters. Da hatte sie einen Augenblick, in

dem sie vielleicht auch noch weinen hätte können. Fast wäre sie aus dem Wagen gestiegen und hätte alle umarmt.

Aber jubelnd stieg wieder das Neue in ihr auf. Man rief ihr zu. Man winkte ihr von weitem. Mit glänzenden Augen sah sie vorwärts. Sie sah nicht mehr zurück aus dem Wagen, ja sie winkte nicht einmal.

*

Rudi aber verlor nach drei Monaten seine Stellung. Rudi war Buchhalter in einer chemischen Fabrik gewesen. Sie selbst hatte Berlin kaum gesehen. Sie wohnten draußen in Friedenau, als junges Ehepaar, in einem möblierten Zimmer in großem Elend.

Sie kannte keinen Menschen; sie gingen nirgend hin. Ging sie auf die Gasse etwas einzukaufen, beeilte sie sich mit verängstigter Hast heimzukommen. Sie fürchtete sich vor den Menschen. Anfangs verstand sie auch ihre Sprache nicht. Man sah sie an, als ob sie nicht her gehörte. Sie schämte sich.

Rudi hatte keine Stellung. Er trank. Gertrud durchsah allzurasch alles. Ja, Rudi trank. Von irgend einer erblichen Krankheit belastet. Und hatte er getrunken, war er Tage hindurch kein Mensch mehr.

Da war keine Rettung. Wäre er nur ein Trunkenbold gewesen. Wie aber konnte sie einen kranken Menschen verlassen. Die ganze Welt war krank. Auch sie selbst.

Und fände er einmal Arbeit, so entließ man ihn sicher wieder. Vergebens, daß er ein geschickter Buchhalter ist, vergebens ist alles.

Gertrud Fröhlich, dies ist dein Schicksal.

Und in dieser schwindelhaft großen Stadt, in der das Leben strömte und brauste, sich anbot, wo Lied, Musik und Tanz in reicher Fülle waren, sprach niemand mit der kleinen Frau Gertrud.

Sie war allein.

Einmal ertappte sie sich dabei, daß sie sächsische Lieder sang. Vor allen immer wieder eines, das ihr das Herz schwer machte:

„Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft . .“

Es schmerzte sie, daß sie von ihren Leuten daheim keinen rechten Abschied genommen hatte.

Rudi bekam wieder eine Stelle in einer Kanzlei.

Da wußte er schon, daß Gertrud Mutter wurde und legte einen großen Eid ab, nie mehr zu trinken. Auf das Kind schwor er, das sie trug.

Gertrud legte ihm die Hand schreiend auf den Mund. Nur auf das Kind sollte er nicht schwören. Das sei sündhaft.

Außer für das sonntägliche Kino reichte es zu keinem „Vergnügen". Auch für Kleider kaum. Aber sie unternahmen schon einen Ausflug in das sommerliche Potsdam und verstanden sich sehr gut. Dann wurde Gertrud auch klüger. Sie wehrte sich nicht mehr. Sie selbst brachte den Wein in das Haus. Der Arzt gab auch Schlafmittel. Sie wußte schon allerlei. Es ist wahr, daß Rudi im Amt ziemlich häufig fehlte, aber er war ein guter und geschätzter Arbeiter. Man gewöhnte sich an ihn und verzieh ihm.

In das möblierte Zimmer, in so viel Elend hinein wurde das Kind geboren: Erhard.

Als das Kind geboren wurde, konnte sich die aufflackernde Erregung des Mannes nicht beruhigen. Er brauchte irgend etwas. Und weinen konnte er nicht. Nur trinken.

Gertrud war noch im Krankenhaus. Als sie nach Hause durfte, wurde ihr Mann aus dem Dienst entlassen. Zuerst entsetzte sie sich. Was würde aus ihnen werden. Aber sie war Mutter und sog wunderbare Kräfte aus der Mutterschaft. Sie ging, ja sie selbst, zu Rudis Chef. Mit dem Kinde auf dem Arm. Sie sagte nur ihren Namen; sonst kein Wort.

Ihr Mann durfte andern Tags wieder in das Büro gehen. Nach den großen Räuschen Rudis, die ihn Tage hindurch in stumpfer Untätigkeit hielten, pflegten immer sehr schöne Zeiten zu folgen. Rudi war geradezu bezaubernd. Mit der Zärtlichkeit des Liebenden verband er ein geniales, teilnahmsvolles Verstehen. Das Leben, das sie so hart geschlagen hatte, wurde friedlich und brachte sie einander nahe.

Das Kind aber wuchs heran und wurde stark. Erhard liebte das Haar seiner Mutter und spielte damit. Gertrud hatte viel Haar, ein Meer für den Kleinen. Sie bedeckte ihn damit. Er verschwand darunter, wie ein tagealtes Küchlein unter der Henne.

Ihr Mann, ja der hatte den festlichen Schein ihrer Haare vergessen. Er hatte sich daran gewöhnt. Und doch war es ihr Schönstes. All ihr menschlicher Liebreiz barg sich in ihrer Krone. War sie traurig, so war das Haar mit ihr traurig. In glücklichen Stunden strahlte es wie damals, als sie in der Lichtflut der Maisonne gestanden hatte. Als sie noch kinderlos war, hatte sie sich oft in ihre Stube gesperrt und nackt vor den Spiegel gestellt. Dann, als hätte es im geheimnisvollen Theater des Menschenherzens leise geläutet, ließ sie jählings den Vor-

hang der Haare fallen. Bezaubert sah sie an, wie es sich niederteilte und sie bedeckte.

Wenn sie sich einmal das Haar abschneiden würde, zeigten wohl alle mit Fingern auf sie, auch wer sie nie gesehen hatte. Sie wäre gezeichnet. Sie lächelte. Nie würde das geschehen, Gott sei Dank, nie, nie.

Sieh da, Erhard wollte Pferdchen spielen und nahm die lebendigen Zügel ihrer Haare in die beiden kleinen Händchen . . .

Als Rudi zum ersten Male eine Bemerkung über die Haare machte, weinte sie Tage hindurch. Aber als dann ihr Mann nicht wieder davon sprach, beruhigte sie sich. Wozu die Angst! Wie hätte er das auch fordern können. Doch später witzelte und spottete er immer öfter über das Haar. Besonders wenn er nicht ganz nüchtern war. Einmal sagte er ihr, daß sie sich auch im Zirkus zeigen könne: als Urmensch. Gertrud schmerzte es. Aber sie weinte nur noch in sich hinein. Um so lieber hatte sie ihr Haar. Wie wenn es für sie ein eigener Mensch geworden wäre. Über ihr ganzes trauriges Leben beriet sie sich mit ihm.

Ja, wenn sie jemand gehabt hätte. Einen einzigen Menschen aus dem verlassenen Dorf. Wie viele gab es doch dort. Wie viele liebe, gute Menschen. Was für ein großes Leben hatte sie in dem kleinen sächsischen Dörfchen geführt. Die Kirche, die Schule, der Pfarrer, der Notär, der Arzt, Frauen und Mädchen. Viel Lachen und reine Tränen bei schwerem Schicksal!

Hier aber hatte sie niemand. Selbst Gott schien weit von hier. Selbst ihn hatte sie damals dort zurückgelassen, den Leuten der Heimat. Sie glaubte, mit allem schon abgeschlossen zu haben.

Mochte die riesige, unbarmherzige Stadt toben, wie klein ist doch die Welt, wenn wir allein sind. Nur sie und ihr Haar. Nur sie beide auf der ganzen Welt.

Bald kränkte und beleidigte sie Rudi, auch wenn er nicht getrunken hatte. Einmal, vor langer Zeit, liebte er sie des Haares wegen. Dann hatte er es leider satt bekommen. Er hielt es für einen Feind. Sie verschwor sich gegen ihn mit dieser unbändigen Haarmasse. Bundesgenossen waren die gegen ihn. Gertrud wehrte sich verzweifelt. Schrecklich, daß sie sich wehren mußte, daß sie gegen ihn kämpfen mußte. „Nein, Rudi, nein. Laß es sein. Du tötest mich mit diesen Worten. Stelle dir vor, daß man mir den Arm abschneidet. Für mich ist es das gleiche. Stelle dir vor, daß man mir die Zunge aus dem Mund

schneidet. Was soll ich denn hier machen, unter diesen fremden Menschen in dieser fremden und stummen Stadt? Wenn auch dies noch..."

Weinend umarmte und küßte sie ihn. Sie sang, sie tanzte vor ihm. Nur um ihn die Gedanken vergessen zu lassen, die sie mißstimmten. Nichts war doch schön an ihr als dieses Haar! Und wie wenn es nur zufällig geschehen wäre, fiel es aufgelöst herab an der springenden Gertrud. Noch nie waren sie beide zusammen so schön gewesen. Sie zitterten nnd freuten sich. Das Haar war wie ein Kuß. Wie eine einzige liebevolle Umarmung, eine glückliche und hingebungsvolle Verlockung. Sie beide zusammen, wie ein untrennbares Tänzerpaar im rauschenden Erfolg. Nun mochte er sie ausstoßen, nicht nur er, der einzelne Mann. Nein die ganze Welt. Mögen sie sehen, wie innig sie beide zusammengehörten.

Plötzlich wurde es still. Rudi war auf dem Sofa eingeschlafen. Friedlich, mit einem Lächeln auf den Lippen. Dies geliebte und gewohnt gewordene Haarwunder war ihm zu viel geworden. Anfangs bestaunte er es, ja er reckte die Arme aus als, ob er es streicheln wollte. Dann sank er müde zurück und schlief.

Fröstelnd steckte Gertrud ihr Haar auf, als faßte sie ihr verfluchtes Leben zusammen. Sie starrte zum Fenster hinaus und träumte. Kinder sah sie und einfache, gute Bauern. Ihr tränenübergossenes Antlitz lehnte an der kalten Fensterscheibe.

Und dann schrak sie plötzlich auf: Morgen war Rudis Geburtstag. Es war Monatsende und ihr ganzer Besitz bestand aus 3 Mark. Irgendwie aber sollte er doch seine Freude haben.

Man wollte sie ja nicht verstehen. Wollte nicht verstehen, daß es sich nicht nur um ihr Haar handelte. Sie war ein Mensch, dessen Seele häßlich ausgeraubt worden war. Alles hatte man ihr genommen.

Ihren reinen Glauben, die grenzenlose Freude ihrer kleine Kämpfe. Man hatte sie verstoßen, gerissen aus der Herzensgemeinschaft vertrauter Menschen. Zu heimatlosen Bettlern waren sie geworden mit Mann und Kind. Wenn man sie nur verstehen würde, sich ihrer erbarmen würde. Nein sie wollte nicht ganz absterben.

Solange sie noch ihr Haar hatte, gehörte sie noch den Menschen an, konnte sie noch zu ihnen aufsteigen. Wie sollte sie das ihrem Manne sagen?

Sie schwankte durch die Straßen, mit immer trostloseren Augen blickte sie auf die sich anbietenden Waren in den Auslagen. Alles zu teuer, alles, alles. Oh wie traurig, daß eine Geburtstagsfreude einen

solchen Preis hat. Und mit welchen Worten wollte sie sie ihm bringen, wie viel reine Freude wollte sie aus sich noch herausholen. Es ist alles zu teuer. Und doch ist es nicht wahr, daß daran sich alles entscheidet. Ist aber ein Mensch zerstört, so ist es doch alles. Diesem Mann, der sein Gleichgewicht schon verloren hatte, war nur mit elendem Geld das Auge zu öffnen. Oh, wie viel Käufer gab es da und wie viel nutzloses Zeug kauften sie. Wenn sie vortreten würde, vor alle treten würde und sagte: „Geliebte Schwestern . . " Wahnsinn!

Nur eine Mark brauchte sie, um einen Kragenschoner — Als sie endlich in das Friseurgeschäft hineinstolperte, war sie schon ganz gefühllos. Die Parfüms, Pomaden und Haarwasser betäubten sie völlig.

Sie erinnrte sich, daß sie sich einmal im Spital in Schäßburg einer schweren Operation unterzogen hatte. Als sie auf den Operationstisch gelegt wurde, lag sie still wie ein verschrecktes Kind. Sie atmete nur tief, immer tiefer den Rauschäther, um bald zu entschlafen und alles zu vergessen. Nun glaubte sie sich wieder dort liegen. Ja, es war wohl ein Fehler in ihrem Wesen, eine quälende und verwirrende Regellosigkeit. Nun wurde sie davon befreit. Nun brach man ihre hoffärtige Gegenwehr. Dann setzte man sie auf die Straße und gab sie gesund und heil der Menschheit zurück. Bitte. Hier der Mensch, der in der Maschinenzeit eine störrische Eigenart wahren wollte.

Sie hörte das Klirren der Scheere. Viele standen um sie. Sie sprachen wohl auch. Sie aber hörte nichts. Vielleicht war doch ihr Hirn nicht in Ordnung. Gewiß, deshalb konnte sie so manches nicht verstehen. Was machte man bloß mit ihrem Kopf?

Dann wußte sie lange von nichts mehr. Sie merkte nur, daß sie sich schwächlich erhob. Als sie in den Spiegel sah, wunderte sie sich nicht. Sie kannte dieses gequälte Gesicht gut, ach so gut. So war jede Frau, fast jede Frau hier. Nur eben, daß sie sich selbst nicht wieder erkannte. Man hatte sie vertauscht. Einen fremden Menschen hatte man an ihre Stelle gesetzt. Vielleicht zu Hause, in den Augen ihres Kindes und ihres Mannes kam die alte Gertrud wieder zum Leben. Ja, zu Hause. Nach Hause mußte sie gehen, nach Hause.

Diese Dummheit! Opfer bringen wir nicht für uns. Wir können immer nur uns aufopfern. Die große Geburtstagsfreude gehört immer andern. Und für die Zukunft, für den nächsten Geburtstag, was blieb noch! Auch menschliches Opfer hat ein Ende. Wie seltsam, ließe sie sich den Arm abschneiden, niemand hätte seine Freude daran. Oh,

aber jetzt, wie wird sie der gute Mann umarmen und küssen. Wie gut, wenn von Zeit zu Zeit die Frau für den Mann neugeboren wird.

So kam sie nach Hause.

Zuerst entsetzte sie sich, daß das Kind vor ihr flüchtete. Es verkroch sich in eine Ecke, aus der sie es nur schwer hervorlocken konnte.

Als es sich endlich mit erschrockenem Gehorsam heranwagte, sah es seine Mutter an, als hätte es sie nie gesehen. Das Kind zitterte vor Angst, als es Gertrud, eine fremde Frau, an sich drücken wollte.

Es wird sich daran gewöhnen, wird sich daran gewöhnen. Wie ist doch das Leben des Kindes groß. Mit allem befreundet es sich.

Nur das Kind sollte ihr nicht davon laufen, mein Gott!

Als sie das Klingeln hörte, schlug ihr Herz. Jetzt kam die große Geburtstagsfreude. Dies war doch das Schönste auf Erden. Alles für ihn, oh in ihm völlig aufgehen.

Sie wußte nicht, wie sie sich aufrechterhielt, als Rudi nun berauscht zur Türe hereintaumelte und über ihr aufgeopfertes Leben hinwegsah.

Sie wollte es nicht sehen: Ja endlich war ihr Mann heimgekehrt.

Sie glaubte, sie könne es zwingen, daß er sie streichelte, wie ein treues Tier. Sie trat ihm in den Weg, damit er sie wenigstens sähe. „Sieh mich an, dies habe ich dir gekauft, und dir gebracht."

Der Mann ging mit unsicheren Schritten in sein Zimmer und versperrte die Türe.

Gertrud blieb draußen in dem Vorzimmer. Wieder war sie ausgesperrt. Sie stand nur da auf einer Stelle, unbeweglich. Sie stand da und erwartete nichts mehr. Ganz verwirrt spürte sie, daß sie irgend ein furchtbares Verbrechen begangen hatte, gegen das Kind, gegen sich und die ganze Welt. Vielleicht auch gegen ihren Mann. Es gab keine Entschuldigung. Sie hatte es gewollt. Sie hatte sich verkauft. Und war überdies blutschänderisch sündig. Alles blickt auf sie. Sie klagen sie an. Wütende Fäuste bedrohen ihr Haupt. Sie verurteilen sie. Plötzlich neigte sie demütig den Kopf. Sie wußte ja, daß ihre Schuld groß war. Aber sah man denn nicht, daß sie zu jenen gehört, die Jahr für Jahr, von Augenblick zu Augenblick ihr Alles aufopfern?

Lautlos fiel sie vor der versperrten Türe nieder.

Deutsch von Ernst Jekelius

Die Gottessohnschaft

Von Konrad Möckel (Schluß)

Der Gedanke, der sich hier erschließt, ist furchtbar. Wir können aber um unserer Seele Leben willen ihn gar nicht ernst genug nehmen, nicht tief genug fassen. Es ist der Gedanke, daß letzten Endes alles Ringen und alles Streben hier auf Erden gänzlich eitel und vergeblich ist. Soweit wir Menschen aufeinander angewiesen sind, können unsere Beziehungen zur Welt und zu einander sich durch nichts anderes ordnen als durch Eitelkeit, Verstellung, Furcht und Haß, durch das Ringen um Lebensunterhalt, Macht und Geltung. Man sehe doch daraufhin Handel und Wandel auch in den besten Kreisen an. Man betrachte nüchtern und ernst das Leben in Gemeinden und Gemeinschaft, ohne sich durch die vielen wohlanständigen Worte täuschen zu lassen, und man wird erschauern vor der ungeheuern Lieblosigkeit, mit der doch im Grunde die Menschen nicht miteinander leben, sondern widereinander stehen. Ja man betrachte das durchschnittliche Ehe- und Familienleben. Mit welch geradezu entsetzlicher innerer Hilflosigkeit stehen sich doch da — namentlich die sogenannten modernen — Menschen gegenüber. Daran können auch vereinzelte edle Regungen, einzelne aufrichtige und wohlmeinende Menschen nichts ändern. Ja gerade der aufrichtige Mensch wird sich wohl sagen müssen: vermöge meiner allerpersönlichsten Eigenschaften könnte ich, wenn ich mich unbedingt durchsetzen wollte, meine Familie, meine Gemeinde, überhaupt die Gemeinschaft in der ich lebe, doch bloß tyranisieren und vergewaltigen. Wer die Richtigkeit dieses Gedankens nachprüfen will, der denke sich doch nur einmal die besten menschlichen Bestrebungen seiner Zeit zur unbedingten Herrschaft gelangt. Das Unheil würde wohl nicht immer so groß sein, wie im Falle des russischen Bolschewismus, der ja bekanntlich bloß eine konsequent durchgeführte, im Grunde sehr ideale Weltanschauung ist, aber eine Verarmung der Menschheit bedeutet auch die beste menschliche Weltverbesserung, wenn sie zur Herrschaft gelangt. Das Ergebnis ist unter allen Umständen der Turmbau zu Babel, die Atomisierung und Individualisierung, die Sprachverwirrung der Menschen.

Gegen diese Not weiß der Mensch seit Jahrtausenden immer wieder nur ein Mittel: Die Beschwörung und Herbeirufung göttlicher, über-

menschlicher Mächte. Es müßte eine vollständige Darstellung der gesamten Religionsgeschichte werden, wollte man diesen Satz eingehend erläutern. Alles Zaubern, Beschwören, magisches Beeinflussen, aber auch alles Opfern, Singen, Beten hat im Grunde nur den Sinn: mehr als menschliche Mächte dazu zu veranlassen, die durch den Menschen gestörte oder doch durch den Menschen nicht herstellbare irdische Harmonie zu erreichen. — Auf dieses Gebiet näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur das in langen, leiderprobten Jahrtausenden gefundene Ergebnis sei hier ausgesprochen. Alle die vielen kultischen und religiösen Hilfen sind stets nur Betäubungsmittel gewesen, ein „frommer Wahn", der eine wahre Befriedigung und Befreiung der Seele nicht bringen konnte. In jeder Religion steckt ein Stück Betrug oder Selbstbetrug. Nicht als ob die Hoffnung oder gar Gewißheit, daß es göttliche, übermenschliche Mächte gibt, endgültig zu Schanden geworden sei. Im Gegenteil, man kann sagen, daß diese Gewißheit stets tiefer und wunderbarer sich durchgerungen hat, um in dem einen allwaltenden Gott ihre lichtvolle Klarheit zu finden. Aber unendlich hoch und unerreichbar ist dieser Gott. Je klarer er wird, je mehr er sich loslöst von dem niedern Nebelwerk des Aberglaubens und der Zauberei, wo der Mensch noch in Schlauheit und Geschicklichkeit mit den überirdischen und unterirdischen Mächten fast wie mit seinesgleichen verkehrt, desto hehrer und unnahbarer wird dieser Gott, desto mehr nähert sich sein Verhältnis der Wahrheit, wo es dann heißt: ich bin nichts, du bist alles.

Eine Beeinflussung Gottes, ein Verkehr mit ihm, scheint von hieraus kaum mehr möglich. Die Lage des Menschen wird verzweifelungsvoll. Wie gerne würden ungezählte Menschen beten, um sich das Herz zu erleichtern, aber es erscheint von ihrem Standpunkte aus lächerlich und zwecklos. Die irdischen Beziehungen bedeuten Leid und Kampf aller gegen alle, bedeuten die Hölle, wie sie eben überall dort zum Ausdruck kommt, wo Menschen in des Wortes engster Bedeutung aufeinander angewiesen sind; himmlische Beziehungen aber sind entweder Trug und Wahn oder so weit und so unnahbar, daß keine Hilfe von ihnen kommt. In dieser Not kann keiner helfen. Auch der Zimmermannssohn von Nazareth kann es nicht. Weise Lehrer und fromme Beter, also tiefe und edle Subjekte des Glaubens hat die Menschheit viele. Sie können uns anspornen, ermuligen, führen. Aber über die Schranken, an denen die Menschheit mit ihrem Streben bis Christus gescheitert, hilft keine edle Fähigkeit hinweg. — — —

Die Hilfe, die einzigartige, einmalige und zugleich ewige kommt von einer radikalen Abwendung sowohl von dem vermessenen Vertrauen auf die eigene Kraft als auch von all den trügerischen „religiösen" Hoffnungen. Vorbedingung zur Erlösung ist das μετανοεῖτε des Evangeliums. In diesem Bußruf ist gar nichts Moralisches gelegen. Das sich Sündig-fühlen und Bereuen würde hier noch gar nichts nützen. Dies Wort muß vielmehr ganz wörtlich genommen werden: „Wendet euern Sinn"; „gebt euerm ganzen bisherigen Denken und Fühlen, eurem seelischen Blick eine neue Richtung". Es ist, wenn man so will, eine erkenntnis-theoretische Angelegenheit, die aber die bedeutendsten praktischen Folgen nach sich zieht. Zum erstenmal ist dieser entscheidende, erkenntnis-wandelnde Schritt geschehen in jener wunderbaren Szene, in der Petrus das Wort findet: „Du bist Christus des lebendigen Gottes Sohn!" Also nicht oder besser nicht nur ein frommer, guter und genialer Mensch. Das natürlich auch und noch viel mehr als das. Aber dies alles ist noch nicht von letzter, entscheidender Bedeutung. In all diesen hervorragenden menschlichen Eigenschaften ist noch kein Heil. Sie sind doch bloß zum Außern gehörig, Werkzeuge, Bestandteile der Maschine. Hier aber war nach dem Wesen gefragt, nach der treibenden Kraft. Dieser Petrus hatte sie mit einem Male entdeckt. Die Augen waren ihm geöffnet worden, daß er die eigentliche Lebensbezeichnung, die einzig entscheidende, blitzartig zu sehen vermochte.

Damals war es bloß ein grelles Schlaglicht auf die wesentlichen Zusammenhänge des Lebens. Erst in jenem ersten Pfingsten, dessen die Menschheit gedenkt, sollte daß μετανοεῖτε sich völlig in die Tat verwandeln. Nun wird jener neue Zusammenhang klar: Die Wahrheit war die, daß im sterblichen, leidenden, zu Tode gemarterten Menschen Gott selber gesprochen hatte. Keine orientalische Phantastik, keine kluge Berechnung, sondern diese so ergreifend menschliche Begebenheit war des Rätsels Lösung. Wahrhafte Lösung aber nur dort, wo eben dieses Unerhörte voll erkannt wird als die eigentliche Wirklichkeit an diesem Geschehen, daß Gott selber über die Erde gegangen in dieser Gestalt. Nicht um ein Gleichnis, ein „als ob", ein Symbol handelt es sich hier, sondern um nüchternste Wirklichkeit. Jene Sittlichkeit, jene Opferbereitschaft und Liebe gehören für jeden Menschen zum Besten, zu den höchsten Möglichkeiten des Lebens überhaupt. Ja man kann sie für göttlich, für das weitaus Größte halten — solange es sich hier bloß um die beste unter vielen Möglichkeiten handelt, haben

sie keine erlösende Kraft. Es muß das Andersartige, im tiefsten Sinne Weltfremde daran erst erkannt sein. Es muß erkannt werden, daß hier eine der unsrigen entgegengesetzte Willensrichtung in die Welt eingreift. Ein Wille, zu dem man sich nicht hinauferziehen, hinaufdenken und -arbeiten kann. Und vor allem muß als wichtigstes ganz klar und scharf erfaßt werden, daß dieser opferbereite Liebeswille eine Botschaft des Lebens selber ist, daß er in geheimnisvolle Tiefen hineinreicht, unerforschlich, unendlich, aber in Tiefen, denen gerade nachgegangen werden muß, wenn man das Wesen des Lebens sucht. In der schlichten Sprache der Kirche heißt dies, daß Jesus eben „der Weg, die Wahrheit und das Leben" ist, daß er der „Sohn" ist des Vaters, des Vaters alles Lebens: daß er der Sohn Gottes ist.

Um es nochmals zu sagen, denn dies kann nicht oft genug betont werden: hierauf, auf diesen Zusammenhang kommt eben hier alles an. Darum spielt er in der Botschaft des Paulus die einzige, ausschlaggebende Rolle. Nicht daß dieser Jesus der beste Mensch, sondern daß er der Sohn Gottes war, das ist für uns das Wichtige. Und es wird darum so wichtig, weil „des lebendigen Gottes Sohn" nicht als Fabelwesen und Lichtgestalt über die Erde gegangen ist wie Attis, Mitras, Adonis oder Osiris sondern als — von der Welt aus betrachtet — einer der elendesten Menschen. Daher wird der tiefste Punkt dieses Lebens, sein — menschlich gesprochen — gänzliches Scheitern und Untergehen, zum Höhepunkt, denn es ist der höchste Liebeserweis, der überhaupt nur möglich war. Das Kreuz Christi ist das Siegeszeichen des Christen und der Wendepunkt der Menschheitsgeschichte. In ihm wird am deutlichsten die Liebe, die alles trägt, alles duldet, in ihrer tiefen leidenden Menschlichkeit und darin zugleich in ihrer hochfliegenden Göttlichkeit, unberührbar von Sünde und Erdenstaub.

So wird denn dies Leben und dies Sterben dort, wo es voll erkannt ist, zur vollkommenen Offenbarung des höchsten Weltwillens, zum einzigen Punkte in der Welt, wo das göttliche Prinzip des Lebens völlig klar und völlig nah vom Menschen geschaut werden kann. Oder schlichter, ohne viel Umschweife gesagt, dieser Jesus ist wahrhaftiger Mensch und wahrhaftiger Gott in einer Person. Solches entdeckt zu haben, so wie wir Menschen Naturgesetze und sonstige Zusammenhänge inne werden und darnach unser Verhalten einrichten, das heißen wir mit Luther: den Glauben. Dieser Glauben ist das Ende einerseits jeder Hoffnung auf Menschenhilfe dort, wo es sich um wesentliche Entscheidungen handelt, und es ist anderseits aber auch der entschiedene

Verzicht auf sehr vieles, man könnte fast sagen auf alles, was man „Religion" nennt, soferne man eben unter Religion, die unter gewissen kultischen Bedingungen erfolgende göttliche Hilfe versteht. Das ist die Schwäche und zugleich auch die Kraft evangelischen Glaubens. Es gibt keine Formen kirchlichen Brauches und religiöser Gepflogenheit und seien sie auch noch so hochheilig, die erlösende Kraft besäßen. Es gibt keine Möglichkeit das Elend des Menschseiens zu verlassen. Wie dürftig, wie unheilig ist doch alles an unserm religiösen Leben, verglichen etwa mit dem Katholizismus oder der orthodoxen Kirche. In andern evangelischen Kirchen, die weniger „katholisch" sind wie unsere sächsische, ist der Unterschied bekanntlich noch weit größer. Dafür muß sich im evangelischen Leben alles, was sonst in buntem magischem Beiwerk an religiösen Kräften verstreut ist, auf dies eine sammeln, in dem alles Überirdische erlischt, um aber gleich desto wunderbarer aufzuleuchten:

Sehet wie tief sich der Höchste geneiget....

Wo man diese Zusammenhänge nicht bloß versteht, sondern durchlebt, da ist evangelischer Glaube. Die Not unserer Zeit liegt aber gerade darin, daß dem modernen Geschlecht die Fähigkeit verloren gegangen ist, das wahrhaft Göttliche und darum Ewige im Zeitlichen zu erblicken und sich anbetend vor ihm zu beugen. Sie ist durch nichts, am wenigsten durch wissenschaftliche Erkenntnis zu ersetzen. Mit ihr steht und fällt das Glaubensleben. Ihr Fehlen hat es bewirkt, daß unsere seelische Welt in den letzten Jahrzehnten so verarmt ist, daß das Göttliche zur bloß moralischen Wertung herabgesunken ist. Bloße Sittlichkeit ist aber nur ein dienendes Glied im Geistesleben, wenn auch ein überaus wichtiges. Wenn der schöpferische Mutterboden fehlt, so muß die Sittlichkeit verdorren und sinnlos werden. Den Vorgang solcher Entsittlichung erleben wir bekanntlich jetzt. An ihm wird am deutlichsten der Verfall des Lebens, wenn die unsichtbaren Bindungen an die ewige Macht geschwunden sind.

Damit sind wir an den praktischen Folgen der erkenntnis-theoretischen Frage angelangt, die im μετανοεῖτε des Evangeliums gestellt ist. Man kann sie dahin formulieren: es wird das Schicksal nicht nur unseres Volkes, sondern der Menschheit davon abhängen, ob wir mit Petrus aus tiefster Seele bekennen dürfen:

Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.

Rundschau

Die 4. Tagung des Erdélyi Helikon im Schloß Marosvécs, 1.—4. August. Über die Arbeit und Organisation dieses Schriftstellerbundes ist im „Klingsor" oft geschrieben worden, ausführlich im Augustheft des Vorjahrs. Diesmal nun, zur 4. Zusammenkunft war auch ich geladen und wurde so Zeuge der lebendigen und tätigen Verbundenheit des größten Teiles des ungarisch-siebenbürgischen Schrifttums. Auch heuer waren die weit über zwanzig Teilnehmer Gäste des Barons Kemény János, aus dessen Antrieb und Fördererschaft das ganze Werk entstanden ist. Ich entledige mich einer Dankesschuld, wenn ich die großzügige Gastfreundschaft und zugleich vereinigende Kraft dieses Mannes anmerke als die stärkste Stütze, die heute kultureller Arbeit in Siebenbürgen zur Verfügung steht.

Die Besprechungen der Teilnehmer, die durch die schöne Landschaft, Spaziergänge und Unterhaltungen in stetem Verkehr waren, fanden im Parke statt und gaben ein Bild über alle Bestrebungen des Bundes. Am interessantesten ist die Organisation seines Verlages, der monatlich ein Buch herausgibt, dessen Absatz durch eine im vorhinein zahlende Subskribentenschar gedeckt ist. Für ungünstig halte ich bloß, daß diese Verbindung mit dem Publikum, dessen Einfluß auf die Auswahl der Veröffentlichungen stärkt und leicht zu einer Romanzüchtung verführen kann, die dem Werte der Bücher nicht förderlich ist. Den Kemény-János-Literaturpreis von 30 000 Lei erhielt heuer Tompa László und Baron Bánffy Ferenc eine Ehrenplakette zum Dank für seine Förderung siebenbürgischer Künste. Die Plakette soll fallweise wirklichen, planvollen Mäzenen gegeben werden — eine Einrichtung, die bei uns Sachsen unnütz wäre, da es keinen unter unseren Reichen gibt, der sie beanspruchen könnte. Für die Anthologie siebenbürgischer Dichtungen, die „Helikon" und „Klingsor" gemeinsam vorbereiten, wurden die äußeren Umstände der Herausgabe und Sammlung festgelegt. Es erscheint demnach zuerst eine Ausgabe ungarischer und sächsischer Dichtungen in deutscher Sprache im Reich. Ich überbrachte dann eine Einladung an den „Helikon", nach Kronstadt zu einem Vortragsabend zu kommen, den für ihn am 28. September unsere Schriftsteller veranstalten.

Viele Fragen, die von allgemeinem Interesse sind, wurden noch berührt, so das Problem volkstümlichen Lesestoffes, der Büchereien, des Vortrags- und Bildungswesens, des Verhältnisses der Autoren zur Presse, die Abwehr der von ihr überall in Siebenbürgen eifrig betriebenen Aneignung geistigen Eigentums,* dann die Zeitungshonorarfrage und die Vernachlässigung des siebenbürgischen Feuilletons durch die Presse — alles Dinge, die uns Sachsen ebenso angehen wie die Ungarn.

Leider übersiedelt der bisherige Leiter der Zeitschrift „Erdélyi Helikon", der bekannte Lyriker Áprily Lajos, in kurzem nach Budapest. Seinen Arbeiten ist es vornehmlich zu danken, daß die Beziehungen zwischen sächsischem und ungarischem Schrifttum in Siebenbürgen so innig geworden sind. Ich habe mit ihm nun schon fast zwei Jahre unzählige Briefe gewechselt, mit ihm geplant und gefühlt, so daß ich seinen, wennauch bloß räumlichen Austritt aus dem heimischen geistigen Zusammenhang bedauere. Wenn einmal das, was in diesen Verbindungen als lebendiger Kern wirkt, zur bestimmenden Entfaltung gelangt, wird Áprilys Verdienst noch sichtbarer werden.

Die Tagung schloß mit literarischen Vorträgen und einem Fest. Heinrich Zillich

* So drucken auch deutsche Blätter in Rumänien Aufsätze aus dem „Klingsor" nach, ohne die Erlaubnis dafür zu erbitten und — selbstverständlich! — ohne Honorar zu zahlen.

Die Tagung des Akademikerbundes in Mediasch. Am 5. und 6. August fand in diesem Jahre die übliche Tagung des Bundes deutscher Akademiker in Rumänien in dem lieben Kokelstädtchen Mediasch statt, das den Gästen dieser Tagung einen sehr freundlichen Empfang bereitete. Aus allen deutschen Siedlungsgebieten des Landes waren Vertreter erschienen. Aus Berlin war ein Vertreter der deutschen Studentenschaft gekommen. Sehr zahlreich waren die Abiturienten dieses Jahrganges vertreten, auf die die Tagung besonders zugeschnitten war, weil in ihr Arbeitsprogramm ein auf alle wichtigen Fächer sich erstreckender Lehrgang akademischer Studien- und Berufsberatung aufgenommen worden war, der für jedes Fach von einem Fachmann bestritten wurde. Es dürfte jeder dieser werdenden Akademiker aus der Tagung einen Gewinn gezogen haben.

Der geschäftliche Teil der Verbandstagung brachte neue Satzungen für den Bund, ferner die Neuwahl der Leitung, die in dem Studienjahr 1929/30 in die Hände des Herrn Direktors Nischbach aus Temesvár übergeht. Im nächsten Jahre wird die Tagung voraussichtlich in Temesvár abgehalten.

Am Sonntag-Morgen gingen die Tagungsteilnehmer in geschlossenem Zuge zum Denkmal Stephan Ludwig Roths und legten wortlos einen Eichenkranz dort nieder. Der Gottesdienst war in hohem Maße auf die Anwesenheit der akademischen Jugend eingestellt.

Gesellschaftliche Veranstaltungen waren: der Begrüßungsabend mit anschließendem Tanz, ein Tanzkränzchen am Sonntag-Abend und ein gemütlicher Abend am Montag. Für die glänzende Veranstaltung der gesamten Tagung gebührt den Mediascher Akademikern der Dank aller Teilnehmer. E. Sindel

Sonderbesteuerung der deutschen Sprache. In einem Anhang zum Theatergesetz wurde vor mehreren Wochen die Sonderbesteuerung von Veranstaltungen in nichtrumänischer Sprache beseitigt, womit die ungerechte Belastung der Minderheitentheater aufgehört haben soll. Den Pferdefuß der Regelung spüren allerdings wir Deutschen, weil Theater, deren Mitglieder Ausländer sind, auch weiterhin anstatt mit 13% mit 26% besteuert werden. Die Ungarn haben Truppen, die sich aus Inländern zusammensetzen, wir aber sind auf ausländische Kräfte angewiesen. Damit wächst sich die an sich gutgemeinte Neuregelung zu einer Sonderbelastung des deutschen Theaters aus. Der Staat scheint hier denselben Grundsatz zu befolgen, der zur Mehrbesteuerung konzertierender Künstler geführt hat: der Ausländer soll höhere Abgaben zahlen, was in Kunstdingen sicher nicht recht ist, aber den einzelnen konzertierenden Künstler tatsächlich auch selbst belastet. Wir aber haben eine einzige deutsche Theaterkonzession; muß ihr Träger durch die Verhältnisse gezwungen, Ausländer engagieren, so ist eben er, also das deutsche Theater in Rumänien geschädigt und der Rechtsgrundsatz wirkt sich gegen sich selbst aus.

Die ungarische Presse hat einen sehr scharfen Kampf für die Neuregelung geführt und schweigt nun zufriedengestellt. Bei uns wurde die Herabsetzung der Steuer wohl vermerkt, nicht aber ihre Bedeutung für uns erkannt. Man hörte auch nichts von Bemühungen unserer Abgeordneten. Im Herbst müßte mit aller Kraft versucht werden, unsere einzige Konzession von der Sondersteuer zu befreien.

Heinrich Zillich

Erfolge Ernst Honigbergers. In den folgenden trockenen statistischen Angaben spiegelt sich das Emporkommen des Kronstädter Malers Ernst Honigberger, über

den wir in unseren Tagesblättern so selten etwas hören und den heute die Berliner Zeitungen ständig in die Nähe der größten lebenden deutschen Maler rücken:

Im Reichstagspalast hängen zehn Bilder von ihm zum Schmuck der Wände; die Stadt Berlin kaufte drei Bilder von ihm für die Berliner Städtische Galerie, die demnächst eröffnet werden soll; der preußische Staat kaufte die 2. Fassung der „Ruhe auf der Flucht" für die Nationalgalerie; die Deutsche Kunstgemeinschaft (Berlin) hat bisher mehr als zwanzig Werke von ihm angekauft. Von bekannten Berliner Privatsammlungen besitzen von ihm: die Sammlung Sachs vier Bilder, die Sammlung Japha zwei Bilder, die Sammlung Schümek vier Bilder. Neben vielen Berliner Liebhabern fanden sich dann Käufer namentlich in Hamburg, Breslau, Zürich und Basel. Als Porträtist hat er eine ganze Reihe führender Männer auf Bestellung gemalt, so die Staatssekretäre Baake und Schulz (auch dessen Frau und Sohn) und im Auftrage des sozialdemokratischen Parteivorstandes einen Führer der Partei: Molkenbuhr.

Ausgestellt hat Maler Honigberger in den letzten Jahren in Berlin: in der „Akademie der Künste" (dreimal hingen seine Bilder im „Ehrensaal" neben Bildern Liebermanns und Kokoschkas), in der „Sezession", in der „Großen Berliner Kunstausstellung" und in der „Juryfreien Kunstschar"; er veranstaltete ferner vier Kollektivausstellungen in den Berliner Galerien Lutz, Heller, Kaspar und Neumann-Nierendorf. Außerhalb Berlins hat er in den letzten Jahren fast in allen großen Ausstellungen anderer deutscher Städte einen Ehrenplatz gehabt; er war vertreten in der ersten deutschen Ausstellung nach dem Kriege in Petersburg und Moskau, in Buenos-Airos, Santiago, Valparaiso und anderen Städten Süd- und Nordamerikas. Gegenwärtig sind Bilder von ihm auf dem Wege nach Niederländisch-Indien (Batavia). Ich habe Einsicht genommen in eine Sammlung von mehr als hundert Kritiken, darunter solche bekanntester Kunstrichter, die ihm eine glänzende Zukunft voraussagen. M.

Neue Bücher und Schriften

Erdélyi református templomok és tornyok. Unter diesem Titel gibt die siebenbürgische Reformierte Kirche eine vorbildlich gut angefertigte Mappe mit 50 Zeichnungen und Schnitten ihrer Kirchen und Türme heraus. Die Bilder sind alle von Debreczeni László; sorgsame, die architektonische Gestalt in verschiedener Manier lebhaft hervorhebende Arbeiten, die in Farbendruck von Klischees aus der Werkstatt des Kereztes József in Klausenburg und z. T. vom Linoleumstock durch die Markusdruckerei in Schäßburg ausgezeichnet abgezogen wurden. Auch die Zierschrift der Mappe hat Debreczeni entworfen. Eine Einleitung führt in die Baugeschichte der reformierten Kirchen ein. Bei dieser großen Ausgabe vereinigte sich in erfreulicher Weise eine Mitarbeiterschar von bester Qualität. Der Druck und die Anordnung der von kleinen Bildmarken geschmückten Einleitung ist allein schon eine typographische Leistung, die man hierlands selten genug zu sehen bekommt. Wer sich mit siebenbürgischer Landeskunde beschäftigt, wird an diesem Werk nicht mehr vorbeigehen können; es gehört darüber hinaus in viele Hände. Man wird erstaunt feststellen, wie wenig man die baulichen Schätze Siebenbürgens kennt, von denen ein sicherlich kaum bisher bemerkter Teil hier zum erstenmal wiedergegeben wird. Heinrich Zillich

Sondernummer Rumänien des Völkermagazins. Berlin. Mai 1929. Die Monatsschrift Völkermagazin hat eine Sondernummer herausgebracht, die ein umfassendes Bild Rumäniens zu bieten sucht. Natürlich kann das Bild trotz zahlreicher Aufsätze nicht vollständig sein — von den Minderheiten wurden z. B. nur die Sachsen mit einem Aufsatz bedacht — es ist auch durchaus subjektiv. Wenn der rumänische Gesandte in Berlin über sein Volk spricht, so wird man von ihm eine objektive Leistung nicht verlangen dürfen — das wäre gewissermaßen eine Pflichtverletzung — und wenn an sehr bitteren Zuständen vorbeigesehen wird, so liegt das eben im Interesse dieser Sondernummer, die eine Werbeschrift für Rumänien sein soll; nur wünscht man auch innerhalb solcher allzudeutlich sichtbaren Zwecke Zuverlässigkeit. Die Einwohnerzahl Bukarest darf auf Seite 65 nicht mit über einer Million, auf Seite 68 mit 700000 angegeben werden; das läßt Rückschlüsse auf das zu, was man verschweigt. Aber so naiv wird schließlich niemand sein, von diesem Sonderheft mehr zu verlangen als es geben darf. Es ist schön ausgestattet und mit vielen Abbildungen geschmückt. Heinrich Zillich

Ernst Voß. Vier Jahrzehnte in Amerika. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1929. — Ein deutscher Gelehrter, der seit langem Professor einer amerikanischen Universität ist, legt eine Auswahl seiner Vorträge vor, die fast alle um das Verhältnis des Deutschamerikaners zu seiner Ur- und seiner neuen Heimat kreisen und damit das ewige Thema der Minderheiten berühren. Die Vorträge geben aber auch für den diesen Dingen Fernerstehenden recht guten Einblick in amerikanische Verhältnisse, wie sie sich in einem Deutschen spiegeln. Heinrich Zillich

Paul Alverdes. Die Pfeiferstube. Rütten & Loening. Frankfurt a. M. 1929. — Ein schmales Bändchen, eine Kriegsnovelle aus einem Lazarett, wo vier „Pfeifer", Soldaten mit Halsschüssen, die durch eine in die Kehle eingeführte Silberröhre atmen müssen, zusammentreffen und eine tiefe menschliche Freundschaft erleben, die in ihrer Schlichtheit mehr über den Krieg aussagt als manche Bände. Es ist große Kunst der Sprache und Gestaltung, die hier an einem scheinbar kleinen Stoff sich so stark bewährt, daß dieses Urteil ausgesprochen werden darf. Die Lauterkeit der Gesinnung, aus der die Novelle geschrieben ist, ist selten wie die das ganze Werk erfüllende und tragende künstlerische Zucht.

Mitteilungen der Schriftleitung

Aus Anlaß des Vortragsabends ungarisch-siebenbürgischer Dichter in Kronstadt, der von sächsischen Schriftstellern, zum Danke für den Klausenburger Dichterabend im Herbst des Vorjahres, nun am 28. September veranstaltet wird, bringen wir in diesem Hefte eine Reihe von Arbeiten aus dem jungen ungarischen Schrifttum in Siebenbürgen.

Die Bildbeilage entstammt dem Werke „Erdélyi református templomok és tornyok", das in der Bücherschau besprochen ist.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



Hans Eder, Bäuerin

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
6. JAHR Oktober 1929 HEFT 10

Chinesische Gedichte

Aus dem Urtext übertragen von Franyó Zoltan

Das älteste Volkslied

Aus der Zeit des Kaisers Yao (2357—2277 v. Ch.)

Die Sonne steigt: ich greife zu.
Die Sonne sinkt: ich geh zur Ruh.

Ich grab' den Born und trink daraus;
Mich nährt die Frucht des Ackerbaus.

Des Kaisers Macht, was hätte nun
sie noch für mich zu tun?

Abreise am Morgen von Pe-ti

Li Tai-pe (705—762 n. Chr.)

Ich ließ Pe-ti im Farbendunst
und schiffte sorgenfrei.
Wenn bis Kjang-ling der Tagesweg
auch tausend Meilen sei.
Von beiden Ufern kreischte schrill
endlos die Affenbrut, —
An zehnmal tausend Bergen glitt
mein leichter Kahn vorbei.

Der verdorrte Maulbeerbaum

Pe Khü-Y (IX. Jahrhundert.)

Ein alter Baum, verdorrt, am Straßenrand,
Seitdem er starb, schon mancher Morgen schwand.
Die Rinde saftgrün, wie wenn er noch lebte,
Ist schwarz sein Herz im täuschenden Gewand,
So sieht er einem Schmerzvergrämten ähnlich,
Denn nicht von außen sengte ihn der Brand.

Nachtdienst im Kaiserpalast

Wang An-Schi (1026—1086 n. Chr.)

Der Weihrauch glimmt im Goldgefäß,
still steht die Wasseruhr.
Die scharfen, leichten Winde wehn
stets kühler durch die Flur.
Des Frühlings Pracht hat mich verwirrt,
ich kann nicht schlafen gehn . . .
Der Mond rückt höher auf den Zaun
der Blumen Schattenspur.

Schlaflos

Hoang-Li-Tschou (XVII. Jahrhundert.)

Als Schüler hieß der Hähne Krähn
mich erst zu Bette gehn;
Im Alter lernt' ich das Gekräh
im Bette wach verstehn.
Ich schau zurück: wie schwanden rasch
mir dreißig Jahre hin —
Kaum merk' ich's: ein paar Schreie und
mein Leben wird verwehn.

Im Wiener Stadtpark

Wang-I-Dse (Gegenwart.)

I.

Berühmte Männer stehn in Erz
an stillen Uferecken,
Das Herbstlaub schläft auf welkem Gras
verstreut in vielen Flecken;
Und seltsam dringt Maschinenlärm
von außen durch die Hecken:
Die Straßenbahn durchpflügt den Schlamm,
es dröhnt wie Donnerschrecken.

II.

Ein tiefer, kalter Gräberhain
ist dieser Park von innen;
Mein Sinn ist wirr: was soll ich mit
der Feder jetzt beginnen?
Mit fahlen Astern mahnt der Herbst
nach trübem Los zu sinnen,
Da ich die Blätter rot wie Blut,
als Tränen seh verrinnen.

Der Traum

Von Oskar Kraemer

Das Lärmen des Weckers auf dem abgescheuerten Stuhl neben seinem Bett konnte die ungeheure Freude, der Josef Armel in seinem Traume hingegeben war, nicht wandeln. Sein Gesicht blieb, während er die Hose und ein Kleidungsstück nach dem andern von der Stuhllehne nahm, bis unter das noch ungekämmte dürftige Haar von innen heraus erleuchtet. Die Wangen brannten, als er eilig mit dem Rasierpinsel über ihre Höcker und Furchen fuhr.

Die Frage stellte er sich nicht, was ihn an seinem Traume so erfreue. Er war ihm Wirklichkeit, die er noch immer lebte.

Es änderte sich nichts daran, als er durch die noch menschenleeren Straßen der Vorstadt auf dem Gleis der Straßenbahn, ohne Hast und auch nicht zögernd, seiner Arbeitsstelle zustrebte. Es blieb dabei, auch als er über die Brücke schritt. Auf dem trägen Wasser des Flusses spiegelte sich frühe Röte. Aus dem Kellerfenster eines Hauses vor dem Aufgang in die Oberstadt drangen Klagetöne wohl eines Dutzends von Lämmern, die ein Schlächter angesammelt hatte. Ein Bäckerlehrling trug in hohem Korbe duftendes und in dem heraufziehenden Morgen weingelb schimmerndes Gebäck an ihm vorbei. Vor der Bank auf dem Hauptplatze kehrte der Hausbesorger Unrat, in den er zeitweilig spuckte, über die Randsteine des Gehsteiges. In dem Kaffeehause an der letzten Straßenecke brannten noch die Lampen und ein rumänisches Dienstmädchen mit gelbem Kopftuch fuhr eilig mit dem Wischlappen über Tische und Sessel. Armel nahm es wahr, ohne es zu überdenken, ohne zu widersprechen oder sich zu unterwerfen.

In der Kanzlei war der Buchhalter noch nicht anwesend. Die Bücher waren in der eisernen Kasse versperrt. Die Arbeit konnte noch nicht angegangen werden.

Über seinen Tisch gebeugt, in der Haltung, die er beim Schreiben einzunehmen pflegte, konnte Armel weiter das Bild sehen, das ihm in unerhörter Lebendigkeit vor die Seele gestellt worden war, und von dem warmen Glück erfüllt bleiben, das ihm sein Traum gegeben hatte.

Er ging wieder auf der schmalen, unabsehbar langen Straße, rechts und links umsäumt von Bretterzäunen. In unwahrscheinlicher Ferne regte sich etwas, von dem Fußgänger erwartet und gefürchtet, und näherte sich in scharfer Eile. Ein Wagen mit zwei Pferden bespannt, die größer und größer wurden. In straffer Haltung überragte sie ein Mann. Ein Gesicht, ein oft gesehenes, ein gehaßtes und, was der Mann auf der Straße noch nicht wußte, auch ein geliebtes Menschengesicht.

Aber die Augen über dem zusammengepreßten Mund wollten den Mann auf der Straße nicht sehen. Und dieser wußte mit einem Male, daß es sich jetzt entscheiden müsse. Entsetzliches werde geschehen. In der Straßenmitte, die Augen starr auf den Mann im Wagen gerichtet, bleibt er stehen.

Der Mann im Wagen bewegt sich nicht.

Plötzlich aber steht er aufgerichtet da, hebt die Peitsche hoch.

Seine Bewegung löst die Starrheit des Mannes unten. Er springt zur Seite und reckt die Arme. Die niedersausende Peitsche brennt in seinen ausgestreckten Händen, die sich fest um sie schließen und sie dem Manne auf dem Wagen entreißen. Der Wagen rast vorüber. Mit einem Ruck bleibt er stehen.

Langsam steigt der Mann, der ihn zum Stehen brachte, vom Bock herunter und langsam und mit unhörbarem, aber doch hartem Gang kommt er näher. Seine Mienen wollen Verachtung ausdrücken. Aber es ist doch Haß. Die Augen scheinen geschlossen, aber der Mann am Straßenrand fühlt ihre Blicke in den seinen brennen. Ruhe erfüllt ihn, die doch nichts anderes ist, als gebändigte Raserei.

Und nun stehen sich die beiden Männer gegenüber. Jetzt wird geschehen, was einen von ihnen oder beide vernichtet.

Aber es geschieht eine gute Weile nichts. Und dann das völlig Unerwartete.

Die Augen des Mannes vom Wagen öffnen sich weit. Seine Züge glätten sich. Glanz ist über sie gebreitet. „Nein", sagt er, „so wollen

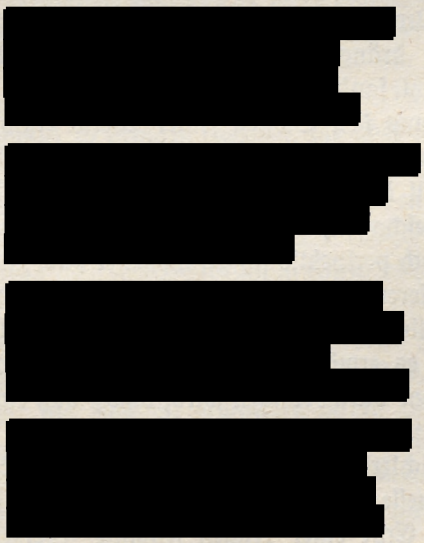
wir es nicht weitertreiben. Komm, laß uns in Ruhe darüber reden." Er legt den Arm um den Mann, der die Peitsche des anderen noch immer in den Händen hält, nun aber in überwältigend in ihn einströmender Freude erschauert. Alles Gewesene ist ausgelöscht und es bleibt nur Befreiung, Versöhnung, etwas erschütternd Großes und Warmes.

Diesem gibt sich Josef Armel, über seinen Schreibtisch gebückt, noch immer hin. Dieses hält er fest. Was ihn aus seinem Leben, das ihm zum Traum geworden ist, zu diesem Traum geführt haben könnte, der ihm Wirklichkeit ist: es wird von ihm noch nicht erwogen. Noch regt sich auch keine Furcht in ihm, daß sich diese Wirklichkeit verlieren könnte in seinem Leben, das ja gemündet ist in seinen Traum.

Er schreckt nicht auf, als der Buchhalter den Raum betritt und die Bücher vor ihm ausbreitet, in die er seine Zahlen schreiben soll. Er bemerkt den Blick nicht, der ihn fragen will, warum er sich nicht, wie sonst, von seinem Sessel erhebe. Er hebt nur den Kopf und blickt in das Gesicht vor ihm: das Gesicht des Buchhalters. Aber es ist ihm, wie alles um ihn, eins mit dem Gesicht seines Traumes.

Blauer Rand

Von Egon Hajek



Hugo von Hofmannsthal †

Von Otto Alscher

Behaupten wollen, daß unsere Generation erschüttert vor dem tragisch raschen Ableben dieses Dichters stehe, wäre nicht nur eine Übertreibung, sondern auch eine vollständige Verkennung dieses Toten. Hugo von Hofmannsthal gestand es selbst: „Ich habe niemals sehr zu meiner Generation gehört!" — er war auch nie mit seiner Zeit verwurzelt und man kann deshalb nicht sagen, daß unsere Gegenwart über ihn hinausgewachsen wäre. Freilich, er wurde vordem als Dichter mehr begriffen, als in dieser Gegenwart der knappen Zielstrebigkeit, die für solche Renaissancemenschen, wie Hugo von Hofmannsthal im besten Sinne einer war, keine Einfühlung aufzubringen vermag. Er selbst fühlte seine Gegenwartslosigkeit, aus jedem seiner Werke spricht sie; nur das Geschichtliche einer Zeit zog ihn an, nicht das farbige Erlebnis, das seine, an dem Horizont alles Geistigen hängenden Augen viel zu sehr blendete.

Es war mehr als Jugendmüdigkeit, daß eines seiner ersten dichterischen Werke „Der Tor und der Tod", die Absenz vom Leben prägte. Er hat die Idee des Todes geliebt, weil er in ihr den kristallisierten Niederschlag des Lebens sah, er in allen das Ziel und nicht den Weg suchte. Vielleicht auch ergab sich diese Besonderheit aus der Blutmischung seiner Vorfahren, er verankerte sich im Epigonenhaften, denn er war das Produkt mehrfacher Mischehen, so daß in ihm alles nur nach Klärung drängte und er den stürmischen Ausdruck einer Persönlichkeit nicht fand.

Nicht nur aus den Stoffen seiner Werke ergibt es sich, daß er ein Dichter im antiken Sinne war. Er vermied ein Herabsteigen zur Unmittelbarkeit der Wiedergabe, weil er sich in seinen Erkenntnissen eine Warte geschaffen, von der aus sich ihm jedes Ereignis verkleinerte, aber auch perspektivisch geschlossener gab. Um zum ganz Großen, im Sinne unserer größten Dichter zu werden, fehlte ihm der Schutzmantel reflektierenden Selbstbewußtseins, die Wucht der Selbstentäußerung, die es ermöglicht, daß man alle Dinge an sich herankommen läßt, von ihnen durchdrungen wird, ohne, daß eine seelische Zersetzung eintritt.

Für sein dichterisches Werden war es fördernd, aber hindernd für seine individuelle Stärke, daß er nie die Not des Alltags kennen lernte, er als Erbe einer reichen Familie jederzeit über sein Denken

und Schauen bestimmen konnte, ohne es am geistigen Getriebe der Zeit kämpfend erproben zu müssen. Es ist ein großer Unterschied, ob man als Dichter den nicht immer reinen Strom der Zeit durchschwimmen muß, um auf ein sicheres Ufer zu gelangen, oder ob man auf bequemer Brücke darüber hinwegschreitet. Deshalb verwurzelte er sich vom Beginne an in der kulturellen Tradition, baute weiter auf den Fundamenten längst gefestigter Geistigkeit und wich der gährenden Zeitgerechtheit aus. Freilich er ist groß, sehr groß sogar als Vermittler der Antike, des Ursprünglichen des seelischen Hochfluges der Menschheit; es gelang ihn auch diesen literarisch zu bereichern, ja ihn selbständig zu meistern, bis dann durch den Weltkrieg jene Weltenwende kam, wie sie die Menschheit schon einmal beim Untergang der Antike erlebte und die die Bindung mit jener Vergangenheit der geistigen Sublimierung gänzlich entzweiriß.

Schwerer als jeden anderen mußte Hugo von Hofmannsthal das kochende Werden unserer Gegenwart mit ihrer vollständigen Abkehr von der reflektierenden Geistigkeit treffen. Er sah nur einen Zusammenbruch darin, nicht aber den Übergang eines Geschehens, dessen Endbildung wir heute noch nicht feststellen können. In seinem schmerzvoll aufbäumenden Gedicht „Der Turm" ringt er mit dem Neuen, wohl ohne es als Beruhigung in sich aufnehmen zu können. Daß wir heute überhaupt in einer literarisch unfruchtbaren Periode leben, sah er nicht ein, denn diese Zeit ist weiter nichts als die Ernüchterung gegenüber unserer bisherigen Selbstüberschätzung in jeder Hinsicht, einer Ernüchterung, die verdammt und verleugnet, stürmisch von der Vergangenheit hinwegstrebt, aber noch mit keinem ethischen Ziel vor sich. Literarisch geschieht heute weiter nichts, als daß Einzelne eine Melodie in dieses Brausen der Gegenwart zu bringen trachten, die aber nicht bestimmend für den Ton der Zukunft sein kann. Hugo von Hofmannsthal, der Werter und Ausgleicher des Vorhandenen, besaß den Glauben nicht, daß die Zeit wieder kommen kann, die, alles Bisherige betrachtend, den zusammenfassenden geistigen Ausdruck in einem dichterischen Machtwort finden kann.

Die Werke dieses Dichters jetzt schon abschließend zu werten, wäre verfrüht. Denn was er geschaffen, ist ein Bleibendes, aus dem noch viel Befruchtung für die Zukunft erwachsen kann. In diesen Werken kristallisiert sich unbedingt eine Bestimmung, der Wille zur Unvergänglichkeit geistigen Erlebens, wie es die Jahrtausende der Menschheit umfaßt hat. Und die Menschheit besteht eben nur durch den Ex-

trakt, den sie aus ihrer Vergangenheit zu ziehen vermag, so revolutionär sie sich auch zeitweise in ihrer Kultur gebärdet, im Gewesenen bleibt sie doch immer verwurzelt. Wenn der hart hämmernde Takt der Gegenwart abgeebbt ist, so wird auch Hugo von Hofmannsthal uns wieder lebendig geworden sein.

Székler

Von László v. Sényi

Gelegentliche Forscher siebenbürgischen Volkswesens, die in diesem vielsprachigen Landesteil in ungarischen Sprachgebieten eingehendere Erkenntnisse suchen, werden dabei in der Regel auf einen besonderen Typus aufmerksam, der unwillkürlich ihr Interesse, bei wachsender Vertraulichkeit wohl selbst ihre Sympathie erwecken wird.

Es sind Székler, mag bündig der Frager belehrt werden.

Sie sind die ungarischen Provençalen, äußerten sich öfters hierzulande zufällig verkehrende Franzosen, indem sie in den Wesensäußerungen dieser urwüchsigen Turanier, Wiederscheine gallischen Witzes und südfranzösischer Poesie zu entdecken meinten.

Was bedeutet die etwas fremdklingende Benennung und woher kommen ihre Träger?

Entstehungsgeschichten einzelner Völker führen höchst selten auf eine einzige Urquelle zurück. Die Széklerforschung hat diesbezüglich besonders vielfältiges Material zu sichten. Als früheste Schule-machende Beweisführung muß die Hunnen-Hypothese zu gelten haben. Nach ihr sollen die ersten Ahnen der Székler unmittelbare Abkömmlinge des Volkes der „Geißel Gottes" gewesen sein, dem Zusammenbruche von König Etzels Weltreich entronnene und sich gegen Osten zurückziehende hunnische Kämpen. So stellt es vor allem Anonymus fest, der geheimnisvolle Hofchronist König Bélas III., in seinen „Gesta Hungarorum". Ferner die zwar nachträglich als neuzeitliche Fälschung entglaubigte Székler Chronik von Csik, dann Meister Kézai, der Italiener Bonfinius, so wie auch andere mehr oder minder namhafte mittelalterliche Historiker. Auf den hunnischen Ursprung des Széklervolkes beruft sich das grundlegende ungarische Gesetzbuch, das „Tripartitum" des Werbőczy, und den gleichen Annahmen stimmen auch neuere Geschichtsforscher bei, wie Szabó Károly und Baron Orbán, nachdem der Hunnen-Ursprung der Székler in Sage, Volks-

glaube und Dichtung schon längst tiefe Wurzeln geschlagen hat. Es mochte dem nationalen Selbstgefühl geschmeichelt haben, als Fortsetzung einer glanzvollen Mythe zu erscheinen, als stolze Heldenüberlieferung fortzudauern... Man glaubte es gerne, daß der verwaiste Leibeserbe Attilas, der sagenumstrahlte Königssohn Csaba nach der verhängnisschweren Entscheidungsschlacht bei Sicambria mit dreitausend überlebenden Getreuen nebst deren Sippen den „Zaubergarten" des bergumsäumten Siebenbürgens bezogen und daselbst ein Volk begründet habe, welches nachher den aus verschiedenen doch belanglosen ethymologischen Spitzfindigkeiten abgeleiteten Namen: Székler (bei Kézai: Zaculi, im heutigen Sprachgebrauch: Székelyek) annahm. Als dann etliche Jahrhunderte später der heimatsuchende Ungarnfürst Árpád mit seinem sieghaften Kriegsvolke am Schauplatz erschien, schlossen sich die bereits bodenständigen Székler den stammverwandten und sprachähnlichen Eroberern sogleich an, und verhalfen ihnen zum restlosen Besitz des wünschenswerten Landesteiles; waren ja den ältesten Überlieferungen zufolge Hunnen und Magyaren gemeinsame Nachkommen eines legendären Brüderpaares. Für solches Entgegenkommen wurden den Széklern ihre eigene Verwaltung, sowie der ungehemmte Fortbestand ihrer althergewohnten Sitten und Gebräuche zugesichert. Tatsächlich ist von den ältesten Zeiten an die széklerische Verfassung ein stets streng abgerundetes Kapitel des ungarischen Rechtswesens.

Wissenschaftliche Feststellungen erleiden auch ihre unausweichlichen Modewandlungen. Der sichtlich wohlbegründeten Hunnen-Theorie traten neuerdings abweichende Beweisstellen entgegen. In Aufdeckung solcher zeigte sich der Forschergeist des neunzehnten Jahrhunderts besonders eifrig. Dagegen sank mittlerweile die heldische Voraussetzung beträchtlich im Wert. Man gefiel sich immer weniger in einer Abstammung von den ärgsten der Barbaren und suchte emsig nach erwünschteren Beziehungen. Alte arabische Aufzeichnungen wiesen unter der Benennung Eskil oder Esegil auf einen Stamm der Wolga-Bulgaren und wollten außerdem von einer zweifachen Ungarn-Einwanderung wissen. Die erste soll zu Ende des siebenten Jahrhunderts ausgeführt worden sein, als zu dieser Zeit vereinte hunnisch-bulgarische oder hunnisch-ugurische Massen durch ihren Anführer Kuvrat dem großen König der Bulgaren, Onoguren und Kutuguren um 634 nach Christus von dem Zwange der Avaren befreit wurden. Ein Sohn dieses Kuvrat, Asparuch benannt, gründete das Bulgarenreich an der unteren Donau. Byzantinische Geschichtsschreiber bekräftigen

nun, daß gleichzeitig mit dieser Reichsgründung eine andere bulgarische Schar in das Gebiet Siebenbürgens einzog. In diesen vermeint Ladislaus von Réthy die richtigen Széklervorfahren zu erkennen.

Der Jesuit Franz Fasching (1725) teilt diese Rolle dagegen den von König Béla IV. kolonisierten Jasigern zu. Ein anderer Gewährsmann, Johann Stilting (1747) kam mit einer Petschenegenansicht, wonach dieses uransässige Volk die Székler hervorgebracht hätte, nachdem es sich im neunten Jahrhundert der ungarischen Oberherrschaft ergab. Pray und Fejér, sowie andere halten die Székler für Kabaren, beziehungsweise Avaren, und Stefan Horváth verfolgt ihre Spuren bis zu den Juden des Alten Testaments, wo er sich selbst die Patriarchen und Propheten ganz gut — in ungarischen Röhrenstiefeln vorzustellen vermag.

All diesem historischen Nebengeleise läuft in die Quere Paul Hunfalvys und seiner Schüler nüchternere Auffassung über den vielumstrittenen Ursprung. Ihrer Ansicht nach wurden einige Jahrhunderte später, als die Ungarn schon Herren ihres neuen Heimatlandes waren, dem eigenen Stammlande entnommene Siedler durch die damaligen Könige nach Siebenbürgen entsendet und diese lieferten die wirklichen Széklerahnen, bestellten auch gleichzeitig die erste Grenzbesatzung gegen bedrohliche Nachbareinfälle der Kumanier, Petschenegen oder Tataren. Für solche Kolonisationen haben wir tatsächlich stichhaltige Beweise. Dafür mag auch die durch bloß gemeinigliche Dialektunterschiede getrübte Sprachgleichheit und mehrere analogen Ortsbezeichnungen gelten.

Schließlich ist noch eine Gepiden-Theorie zu erwähnen, die Bischof Karácsonyi verfocht und die außer anderen Beweisgründen vielleicht auch durch die vorwiegende Blondheit der heutigen Székler beglaubigt zu sein scheint... Einen umfassenden Überblick aller diesbezüglichen Fragen gibt neuestens Professor Ludwig v. Szádeczky in seinem einschlägigen Werke.

Wer von den nun vorgezählten hat am Ende Recht zu bekommen? Ausschließlich und unbedingt wohl keiner, in ihrer Gesamtheit möglicherweise alle. Jede der angedeuteten Annahmen weiß ihre Lehrsätze tüchtig zu beweisen, ohne damit andere zu widerlegen. Hunnen waren wohl wahrscheinlich die ersten Vorgänger des Széklertums, doch bis zu dessen voller Entfaltung dürften sich die andern — übrigens auch schon unter sich stammverwandten und sozusagen nur zeitlich verschieden benannten — Völkern daran beteiligt haben, bis die Be-

krönung dieses Schöpferwerkes durch die eigenländische Kolonisation erfolgte. Aus Vermengung und Wechselwirkung sämtlicher Elemente kam das Ganze hervor: das interessante Völkchen mit seinem eigenartig geformten ethnischen Gesichte, dessen Gegenwartszüge wir nun ebenfalls ein wenig in Augenschein nehmen wollen.

Der heutige Székler repräsentiert in seinem Äußern einen erlesenen Menschenschlag nicht ausnahmslos. Man findet jedenfalls auch ansprechende Erscheinungen beiderlei Geschlechts unter ihnen, aber hinter der manchmal geradezu monumentalen Schönheit des ungarischen Tieflänlers bleibt der Székler im allgemeinen weit zurück. Diese ziemlich verzwergten Bergbewohner versinnbildlichen nur mäßig den kühnen Anspruch ihres — selbst vielumstrittenen zu frühzeitigem Ruhme emporgestiegenen — Gegenwartschroniften Áron Tamási, daß nur zweien wahre Würde inne sei: Gott und dem Bauern!... Wobei noch dazu das Wort „Bauer" beileibe nicht einmal auf den niedrigstklassierten letzten Dorfszékler angewendet werden darf, außer als beleidigendes Schimpfwort. Sind ja die Székler — ein Volk von lauter Aristokraten — urfrei in ihrer Gesamtheit, ja sogar beinahe jeder einzelne bestverbrieft auch persönlich geadelt. (Wie etwa der heimatsverbrüderte Sachse ausschließlich „Bürger" ist und bei ihm der Bauer zwar nicht derart verpönt, doch bloß Beschäftigung bedeutet.) In ihren mißlichen Verhältnissen sind die Székler eben versumpfte Arbeitsfröner, die weibliche Hälfte gleich verhutzelt und anmutlos. Ihre gewöhnliche Tracht ist, soweit eine solche noch zu finden wäre, kaum mehr als mimikristische Zweckmäßigkeit, mit kargem dekorativen Einschlag. Nein, visuell zeigt der Székler im Alltage fürwahr nichts besonders, doch — überrascht er in manchem. Nur den Mund braucht er aufzutun....

Mit seiner Sprache fängt der Székler erst an, sich selbst zu geben, womit das eigentlich Interessante seines Wesens beginnt.... Jenes eigentümliche Sprühen, Flimmern, ja Blitzen eines Geistes, der zuweilen selbst dem feinsten französischen Esprit nichts nachgibt.

Seine Rede hat eine sonderbar singende Betonung, fast wie die Aussprache der alten Griechen. Es ist Melodie dabei. Auch sonst ruhen noch größtenteils ungehobene musikalische Schätze in den Tiefen dieser Volksseele. Ein Bartók oder Kodály fanden schon klassische Motive im einfachen székler Landlied. Bezeichnend ist eine eigenartige Egozentrik ihrer Ausdrucksweise. Der Székler macht beim Sprechen immer mit sich selber den Anfang. „I am I!" — sagt der Engländer, und so betont der Székler sein eigenes Ich. Will man ihn etwas fragen,

wird er nie das einfache Ja oder Nein erwidern, sondern immer mit einem im ungarischen Sprachgebrauche auffallenden „Ich — ja“ oder „Ich — nein“ die Antwort geben. Wenn in einer höchstgelungenen Skizze Áron Tamásis der verhörende Gendarm den angehaltenen Dorfburschen in der Reihe seiner Fragen auch darum angeht, ob er ein Jude sei, erwidert der Junge: „Ich bins noch nicht, sind Sie einer?“ (Man beachte welch' verschlagener Humor aus dem Wörtchen „noch“ lauert.) Blitzschnelle Geistesgegenwart, verblüffende Pfiffigkeit mit frischestem Mutterwitz leuchten aus gut wiedergegebenen Széklerausſprüchen. Selbst Bedenkliches vermag der Székler Humor mit einer zielbewußten Harmlosigkeit auszudrücken, welche selbst bei gewagteren Andeutungen niemals anstößig ist.

Unzählig sind seine ergötzlichen Redewendungen. Selbst überraschende neue Wortbildungen läßt er aus schalkhafter Laune aufflackern, die zuweilen unerhört ulkig sind, andersmal tiefinnersten Sinn enthüllen. Wie es mit der „Technik“ solcher Sprachbereicherungen bestellt ist, dafür sei bloß die spaßige Benennung der Ziege angeführt, wie sie die Háromßéker gebrauchen: „Tréfamarha“ (Hornvieh zum Scherz). Die Katze ist ihnen die „Nachts-Träge“ und der Hund der „Nachts-Tapfere“. Man könnte Seiten füllen von solchen Beispielen. Erwähnt sei hier nur noch die seltene Gabe ellenlange Erzählungen lebhaft und plastisch vorzutragen, daß dabei ein einziges Zeitwort vorkommt. Dem wiederholt zitierten Áron Tamási kommt das Verdienst zu, das volle Urwüchsige dieser Mentalität in die Literatur eingeführt zu haben. Vorgänger seiner Aufgabe versuchten wohl auch Székler episch zu verwenden, wie Jókai, und seine Epigonen, bis auf die neuesten Siebenbürger: Szabó Dezsö, Nyirö József, Gyallay Domokos, Szini Laji u. a., von denen zum Beispiel Marie von Berde besonders rührende Kinderfiguren (Die kleine Jule) dem Széklerlum entnahm — das gänzlich umfassende Széklerepos begann doch dieser junge Schriftsteller, der eigentlich als erster ausschließlich „széklerisch“ schreibt und seinen Lesern wirklich einen Wundergarten erschloß. Und was wohl um vieles mehr zu bedeuten hat, als bravuröse Anwendung eines Argot seiner eigenmächtigen Orthographie. Es ist die Seele — dürften wir nicht Genie sagen? — des Volkes, dem er sich trotz Schulung und Vordrang geistig nicht zu entreißen vermochte und seinen Abglanz unverändert übermittelt. Schon fängt er an, Schule zu machen. Schade. Er sollte allein bleiben, als Eigenwert. Nachahmungen verflachen nur.

Wesensäußerungen seiner Rassenbrüder weiß niemand treuer zu

stilisieren. Ist er ja vollblütiger Székler, in seinen Literatur-Cutaway unmittelbar aus den prallen Weißtuchhosen geschlüpft und gibt in seinem als Székler-Apotheose anmutenden „Szűszmáriás Királyfi" (Muttergottes-Königssohn) köstliche Beispiele des heimatlichen Mutterwitzes. So die urkomische Abfertigung der naserümpfenden Städter, die den von zwei verlaufenen Buben in den Straßen an der Leine herumgeschleppten kleinen Fuchs als „stinkig" beanstanden. „Das spüren Sie nur so," belehrt sie der eine Frechdachs, „weil Sie ihn immer von hinten betrachten...." Dasselbe Füchslein trinkt in der Kirche, während sich die Jungen vergaffen, das Weihwasser aus dem Kessel. Dem aus der Stadt heimgekehrten „Königssohn" läßt Tamási während einer Dorftrinkerei von Wein erhitzte Fragen über Spießergewohnheiten stellen. „Ist es wahr, du, daß die Stadtherren unter ihren Beinkleidern keine Unterhosen anhaben?" „Ich war ihnen nie beim Ausziehen behilflich...."

An anderer Stelle hat dieser Junge es der gewissen kleinen Brunnenfigur von Brüssel nachzutun.... Es wäre wahrlich subtilste Kleinkunstmanier, die einen trivialen Vorgang so nett darzustellen versteht, wenn es nicht einfach gewöhnliche székler Ausdrucksmöglichkeit wäre. An welcher jedoch der geriebenste Salonlöwe das einzige zu lernen hätte: sich „à mots couverts" der höchsten Konversationskunst verständlich machen zu können.

Der Székler besitzt latente Kunstfertigkeiten, die ans Licht gebracht, verdientes Staunen erregen. Auch sonst ist er zu Entschlüssen bereit, zähe, geschickt und arbeitsfroh. Auspacken damit, was er an künstlerischem Vorrat besitzt, wird er doch nur stufenweise. Dann wird man erst seiner Handfertigkeit, Veranlagung und Vielseitigkeit, selbst eines regen Erfindersinnes gewahr. Webestuhl, Stickrahmen, Hobelbank, Schmiede und Töpferei bringen mehr als bloß Anschauenswertes zustande. In der höhern Kunst stellt sein Grundwesen stets eine besondere Note dar. Der Székler hat einen gesunden Formensinn. Er baut sein einfaches Haus mit Einsicht. Aus der wuchtig bebalkten Art seiner Bauweise dürfte sich mit der Zeit ein annehmbarerer „Ungarnstil" herausarbeiten, als ihn die kaum überstandenen „Tulipankünstler" verbrochen haben, auf deren erwünschtere Gegensätze Karl Kós seit Jahr und Tag in Wort und Bild hinweist. Und in der höheren Wissenschaft?... Nun, bei der Rekrutierung von Mitgliedern der Budapester Akademie der Wissenschaften stand im Kontingent bekanntlicherweise stets das

székler Komitat Háromßék zweitnächst an der Spitze, und — der Erfinder des „Telehor“ ist der Székler: Mihály Dénes...

Der Székler ist höchst gastfreundlich. „Dieses Haus gehört Gott“, so begrüßt er den Einlaß Suchenden, vor dem sich zuweilen wunderbar geschnitzte Holztore öffnen. Die Legenden an den Häusern besagen immer den Namen der Hausfrau: sie ist das belebende Element der Gastfreundschaft. Gerne und gut wird da gesungen — zum ruhigen Niederlassen, ist ja Musikalität der Hauptunterstrich ihres ganzen Wesens und sie tanzen vorzüglich, das heißt: die Männer, mit ihren originellen, wilde Grazie verkörpernden Bewegungen. Der weibliche Tanz dagegen ist um vieles passiver.... Der Székler ist ein tüchtiger Reiter. Hat Liebe fürs Roß, das in seiner Eigenzucht („mokány“ heißt das struppige Pferdchen) zwerghaft ist, wie sein Herr, und wird hochgerühmt als Soldat. Dazu hat er Tradition, war doch seine ursprüngliche politische Gliederung schon eine militärische und an Kriegsangelegenheiten war in der stets sturmbewegten siebenbürgischen Geschichte wahrhaftig kein Mangel.

.... Ein einziges Landesmuseum birgt eine repräsentative Mustersammlung des székler Ethnikums. Sie ist in Sepßißentgyörgy. Diese széklerische Schatzkammer verdankt ihr Entstehen einem fruchtbaren Frauengemüt. Die hochangesehene Matrone des ältesten Landadels, Frau von Cserey wurde infolge einer langen Reihe schwerer Katastrophen, welche mit der Wucht einer antiken Schicksalstragödie eine ganze Generation um sie her niedermähten — die moderne Niobe einer verödeten Unglücksstätte. Die seelischen Zerrüttungen ließen die ungewöhnlich gebildete und künstlerisch feinfühlende Dame sich wissenschaftlichen Interessen zuwenden. Die Altertümelei lag ihr nahe. Im Elternhause inmitten von Traditionen aufgewachsen kam sie durch ihre Verheiratung in ein reiches Milieu von Kunsterzeugnissen aller Art. So häufte auf das schon Dagefundene ein erwachter Sammelgeist die verständig vereinten Denkwürdigkeiten des Széklertums. 1879 übergab die edle Spenderin die anfänglich auf ihrem Landsitze zu Imecsfalva beherbergte und mittlerweile beträchtlich angewachsene Sammlung als immerwährendes Gemeingut der gesamten Széklernation. Diese beging eben die Halbjahrhundertfeier der Gründung dieser székler Empore, die als stolzes Monument in einem würdigen Gehäuse von Karl Kós's Baugenie geborgen, seinen Besuchern sicher ausgiebigere Illustration all dessen bieten mag, was unsere lückenhaften Ausführungen wohl nicht hinreichend vermochten. Der freundliche Leser aber, falls er seinen

gesuchten Székler in dieser anspruchslosen Plauderei nicht vollauf auffinden konnte, möge ihm in dessen musealem Heime an richtiger Stelle nähertreten. Das Erlebnis dürfte ihn für viele Mühe — selbst für diesen Aufsatz — reichlich entschädigen.

Wind und Fahne

Von Roland Bürki

Eine rote Fahne wurde in einem Festzug mitgetragen, welche Schnippchen schlug im Wind und haltlos klatschte.

„Schäm dich!" brauste sie der Wind an, „alles auszuklatschen, was ich dir erzähle!"

„So lang du mit mir spielst", entgegnete die Fahne, „muß ich klatschen. Erzähl mir nichts mehr, und ich höre auf zu klatschen".

Über Hermann Stehr

Von Heinrich Zillich

> Hier ist das abgegriffene Wort zu gebrauchen: „Ich habe, da ich Stehr las, etwas erlebt." Und noch ein Wort: Groß, groß, groß. Und noch eins: Ehrfurcht.
>
> Hugo von Hofmannsthal

Ich wußte wie die meisten, die Zeitschriften lesen, daß Hermann Stehr ein bedeutender Schriftsteller ist, den man „unbedingt lesen muß", ja der „in die unsterbliche Reihe gehört". Aber dieses Unbedingt schien mir immerhin kein Heute zu sein und deshalb bedurfte es des äußeren Zufalls, daß Stehrs letztes Buch „Nathanael Maechler" [1] als Besprechungsstück plötzlich auf meinem Schreibtisch lag, um ihn mehr aus Pflichtgefühl denn aus innerem Bedürfnis in die Hand zu nehmen. Auch da ging es erst über mehr als hundert Seiten, wo wir zwar Sprache, Wort und Gestaltung sogleich stark und groß erschienen, ehe

[1] Das gesamte Werk Hermann Stehrs erscheint jetzt im Horen-Verlag, Berlin. Die wichtigsten Werke sind: „Leonore Griebel", Roman — „Der begrabene Gott", Roman — „Geschichten aus dem Mandelhaus", — „Der Heiligenhof", Roman — „Peter Brindeisener", Roman — „Nathanael Maechler", Roman.

sich — heute schon nicht mehr nachdenkbar — Stehrs Welt öffnete in ihrer unübersehbaren Fülle und Tiefe, mit so erschütternder Gewalt, daß ich eigentlich seit her kaum etwas anderes mit gleicher Ergriffenheit lesen kann. Es ist dies ein Ereignis wie es die Bekanntschaft mit Knut Hamsun ist, wo man nach der Lesung des „Pan" oder des „Hunger" weiß, daß er einem bis ans Letzte zur Seite bleiben wird. Denn der große Mensch wird uns Begleiter, nicht wir ihm — was hätten wir ihm auch zu geben! Es handelt sich da und dort nicht um das bloße Bekanntwerden mit einem außergewöhnlichen Künstler. Nein, es ist nicht nur ein Künstlerisches, was uns überwältigt, es ist eine neue Seite des Vorhandenen, die wir entdecken. Da ist wirklich ein Unübersehenes des Lebens, Niegesehenes ersichtet und gedichtet.

Daß Stehr trotz dieser Fülle, trotzdem er der größte lebende deutsche Epiker ist und trotz der begeisterten Anerkennung maßgebender Geister noch immer nicht in die Masse des Volkes eindrang, sich ihm das schwingende Echo im Leben der Deutschen versagt, ist eine grausame Wiederholung des genialen Schicksals, das unter Deutschen fast nie eine ruhige Heimstatt findet. Hamsun drückte sein Staunen darüber so aus: Ich weiß nicht, was Ihr an uns Skandinaviern so liebt, da Ihr doch Euren Hermann Stehr habt." Und während mittlere Schriftsteller wie Jack London und manche anderen Engländer und Amerikaner, Begabungen wie Sigrid Undset, ein gut abgehörtes Kriegsbuch ohne geistige Tiefe und Haltung wie das Remarques das ganze deutsche Volk aufregen, verklingen die Worte Leopold Zieglers ungehört: Stehr sei ein europäisches Ereignis „mit seinen beiden stärksten Büchern „Der Heiligenhof" und „Peter Brindeisener" zum erstenmal Menschlichkeit und Künstlerschaft Dostojewskis nicht unbeträchtlich überwipfelnd. . . ."

Diesen großen Dichter, an dem solcherart sein Volk versagt, auch nur halbwegs im Rahmen eines Aufsatzes erfassen zu wollen, wäre ein verwegener und überheblicher Versuch. Nur um einen Hinweis kann es sich mir handeln, wobei ich mich belohnt weiß, wenn ich jemand zu Stehr hinführe, womit denn freilich auch das Wunder beginnt.

Gewiß ist es aber, daß von hundert, die etwa den „Heiligenhof" lesen, nicht zehn in die Tiefe des Werkes vordringen. Die Altersgenossen Stehrs, die ihm fälschlich den Titel Naturalist eingebracht haben, sind die Ursache des bloß am äußerlichen Fluß der Handlung hintastenden Lesevermögens der heutigen Leser, die nur das handgreifliche Geschehen aufnehmen können. Die naturalistische Dichtung

selbst ist daran weniger schuld als die naturalistische Unterhaltungsliteratur, die den neuen Gestaltungswillen, den auf die Lebenstatsachen gerichteten Blick der Dichter durch eine abschriftliche Feststellung des Gegenständlichen nachahmte, so daß der Gegenstand und das Äußerliche nicht mehr bloß ein Klangfell des Innerlichen blieben wie in jeder Kunst, sondern selbst zum Inhalt aufwucherten, womit sie eigentlich für einen lebensoffenen Menschen jeden Reiz verlieren müßten. Aber der moderne Mensch ist durchaus nicht so lebenseinsichtig, wie man bei seiner Beweglichkeit glaube sollte, er ist blind, so gesund er auch leiblich sein mag, er sieht und sogar mit Stolz bloß die Oberfläche und was hiebei Sport und geschäftlicher Alltag für eine vertrottelnde Wirkung ausüben, kann jeder leicht feststellen.

Stehr aber ist nicht oberflächig, sein Thema — und jeder große Dichter hat ein Thema — ist die Wiedergabe und Erspürung der Kräfte, die unter und mit unserem Dasein wirken. Er dringt durch die Haut der Geschehnisse immer in den jeder Psychologie verschlossenen unendlichen Raum der bleibenden Gewalten ein, deren eine Melodie der Mensch ist. Wer bei ihm nur jene meisterlich gefügte und zum Leben erweckte Oberfläche, die Sichtbarkeit der Geschehnisse bemerkt, hat vielleicht einen großen Genuß, er tappt aber an ihm vorbei.

Stehr ist ein Mystiker, ein neuer Jakob Böhme Schlesiens, aber dies in einer ganz eigenen Artung, die seine Einzigkeit schafft, ihn zu einer einsam ragenden Gestalt inmitten einer gottauben Welt macht. Man braucht nur die Einleitungssätze zum „Heiligenhof" zu lesen, um zu fühlen, wie durch dieses von wenigen so erdhaft und kräftig beherrschte Deutsch gleichzeitig eine eigenwüchsige Lebensschau dringt, die in der Natur ein Echo, einen Gleichklang des menschlichen Lebens nicht bloß sieht, sondern urhaft und innerlich-erfüllend ständig fühlt, erschaut und weiß. Hier ist das Alltägliche aus seiner sinnlosen Wiederholbarkeit befreit, weil Stehrs Blick und Wissen tiefer reicht, es ist eingefügt in den blutvollen Zusammenhang der Schöpfung. So wird alles, was da um uns ist, durch ihn bedeutsam, hat Wirkungskraft und Sinn. Nicht mein Wollen allein bestimmt mich und nicht nur die in Worten leicht faßbaren Leidenschaften und Triebe, sondern nachhaltiger meine geheimen Beziehungen zu dem inneren Sinngehalt der Natur und des Tieres und dessen, der uns alle mitsamt bewegt.

Der Mensch, den Stehr solcherart tief in seinem Humus begreift, hat die Aufgabe, sich selbst zu erkennen, nicht im platten Sinne nach Fähigkeiten und Fehlern, sondern er soll sich gleichsam selbst begegnen,

sich erkennen als einmaligen Weg zu Gott. So ist Stehr denn auch alles andere als ein sozialer Dichter wie viele seiner Generation, er sieht immer nur den Menschen. Ihm kommt es nicht auf die äußeren Bedingungen des menschlichen Lebens an: dieses selbst will er im tiefsten Sein und Kern erspüren, als einen Teil des ewig waltenden Geistes sieht er den Menschen. Er sagt im „Peter Brindeisener":

> Wir Menschen, die Tausende und Millionen, arbeiten in den Werkstätten Gottes. Die einen schmieden in einer hohen, lichten Halle, die anderen in finsteren Höhlen, je nachdem sie sind, die einen in der Not des Guten, die anderen in der Not des Bösen. Am Ende aber, im Tode, wenn das Dasein abgelaufen ist, sinken alle die Belichteten wie die Finsteren in die eigene Tiefe hinauf, in diesen unaussprechlichen Abgrund unseres Wesens, den die Menschen draußen Gott, in sich Seele nennen. Das ist das Geheimnis.

Wenn aber der Sinn Gott, im Irdischen: Seele heißt, so ist es eben unsere einzige, in ihrer Schwere ungeheuer vielfältige Aufgabe, uns „mit schleierlosen Augen" zu sehen, uns durch die Sinnenwelt, den lichtbrechenden Spiegel des Göttlichen nicht abirren zu lassen von der „unaussprechlichen" Fülle des eigenen in sich beruhenden Wesens. Zu diesem Zustand überirdischer Gesättigtheit und Seligkeit kann jeder gelangen, wenn er sich zu dem zurückkämpft, was in ihm das Ewige ist. Das Ewige ist jenseits von Gut und Böse; in seiner erlösenden Gewalt und Unendlichkeit gleicht es der Liebe am meisten.

Im „Heiligenhof" ist das blinde Lenlein, ehe es leiblich sehend wird, näher dem göttlichen und eigenen Wesen als später, wo die Menge der körperlichen Sichtbarkeiten seinen inneren Blick trübt. Die Kämpfe des Heiligenhofbauers gehen um das gleiche Ziel: gewissermaßen ohne Augen zu sehen. Und auch im letzten Roman Nathanael Maechler ergeht es diesem frischen mutigen Maechler nicht anders; er ist ein Mann der 1848er Revolution, der ein arbeitsames rechtes Leben aufbaut, auf sich selbst vertrauend, die Gnade des Himmels durch das Recht der Erde gleichsam heranzwingen will und der dann doch von den finsteren Mächten seines Lebens, einer nachwirkenden Jugendverfehlung, die dunkel und unfaßbar sein spätes Dasein zerrüttet, aus dem Glauben an die eigene Tätigkeit und Gerechtigkeit geworfen wird, Seine Erlösung findet er erst, als „ihm durch die Schicksale seines Lebens die Einsicht aufgedrängt worden, daß alles äußere Glück Wind und Gefahr sei, wenn es nicht aus der Verbundenheit mit dem unaussprechbar göttlichen Sinn seines tiefsten Inneren steige und in ihn zurückmünde."

Der Roman Nathanael Maechler ist groß angelegt und der erste

erschienene Band einer Triologie, die bis zum Weltkrieg führen soll. Nach Anlage und innerem Ausmaß haben wir da vielleicht den größten deutschen Bildungsroman zu erwarten.

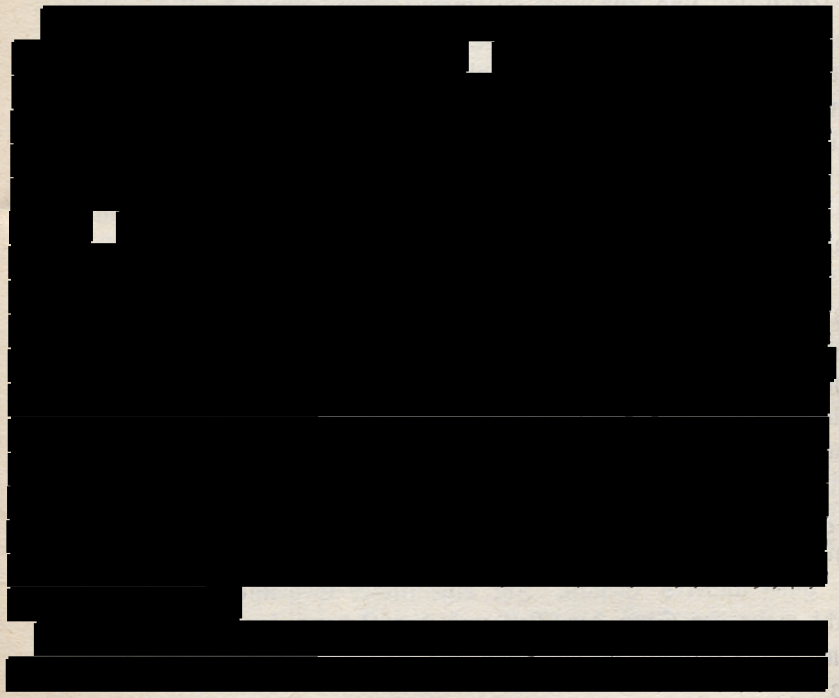
Die Aufgabe Stehrs ist es zu zeigen, daß jeder Mensch eine Türe in seinem Inneren hat, die er durchschreiten muß, um erlöst zu werden. Mehr sagt auch keine Religion im letzten Grunde.

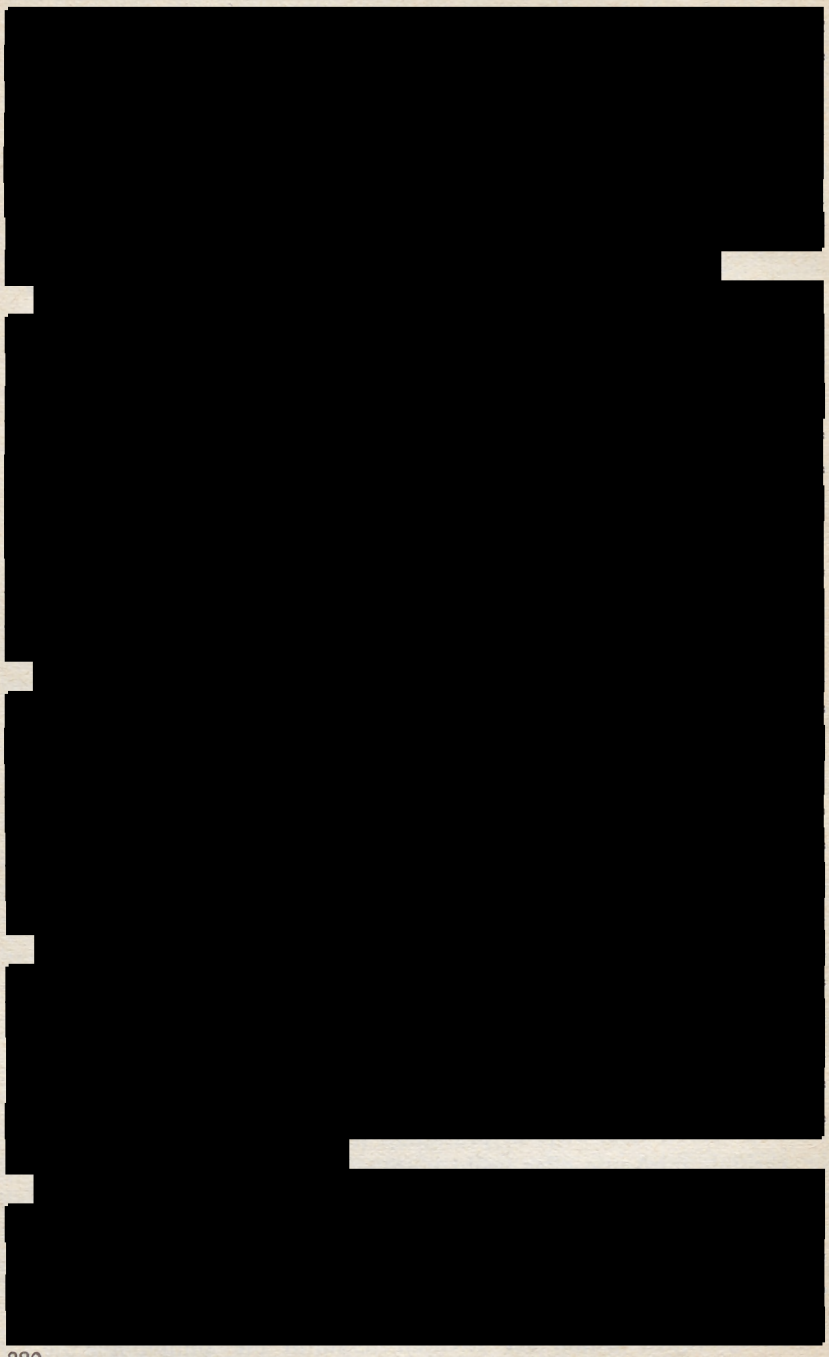
Es gab schon Dichter, die dem gleichen letzten Sinn zu dienen suchten, aber mit solcher Kraft sehr wenige und keiner in dieser besonderen, die ganze Natur beseelenden, sie neben Gott und Mensch als drittes handelndes Wesen auffassenden Art. Die Allgegenwart des Überirdischen im Irdischen hat keiner tiefer und erschütternder, tröstlicher und erlösender erkannt und zur Äußerung gebracht.

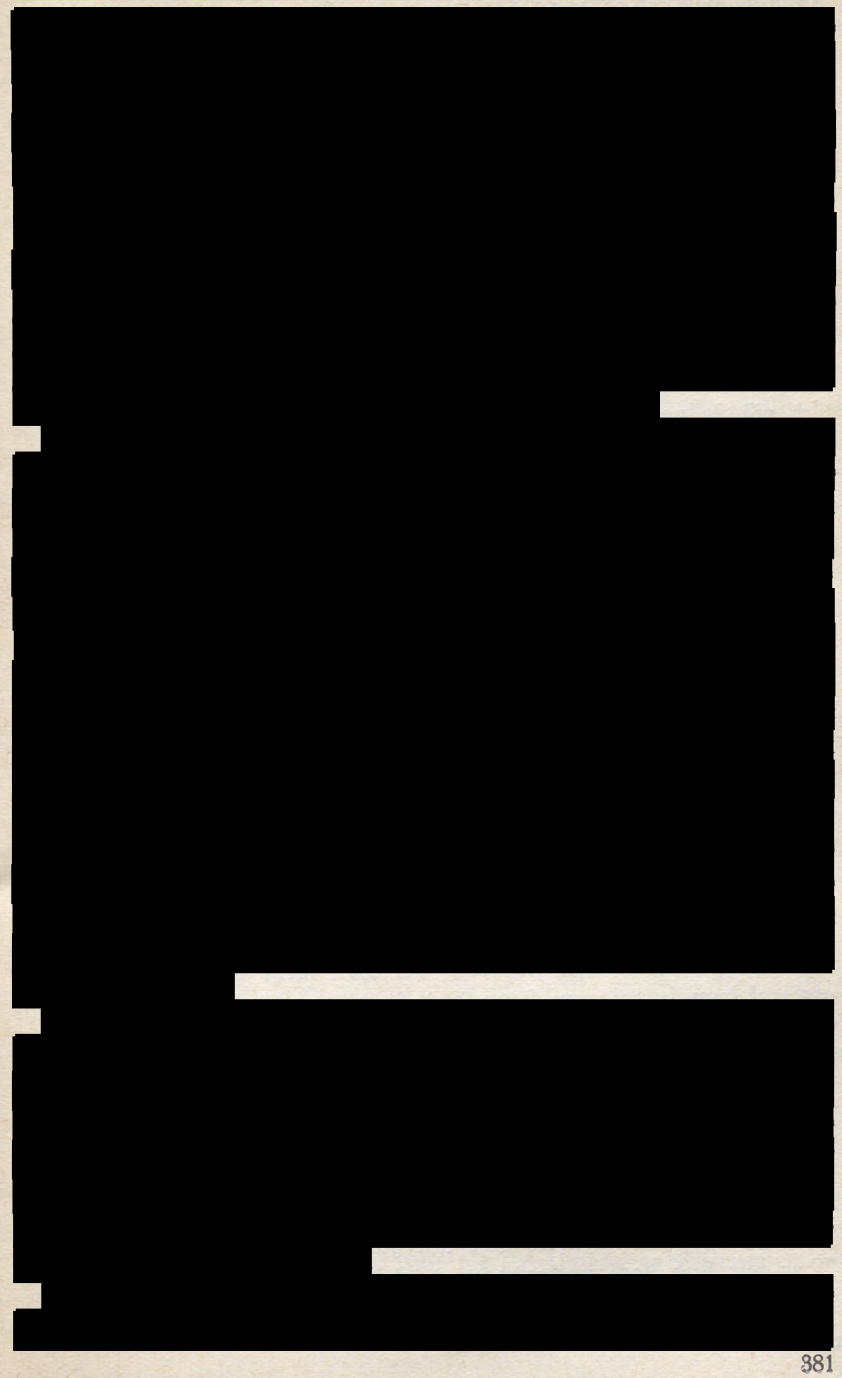
Die philosophische Krisis der Gegenwart

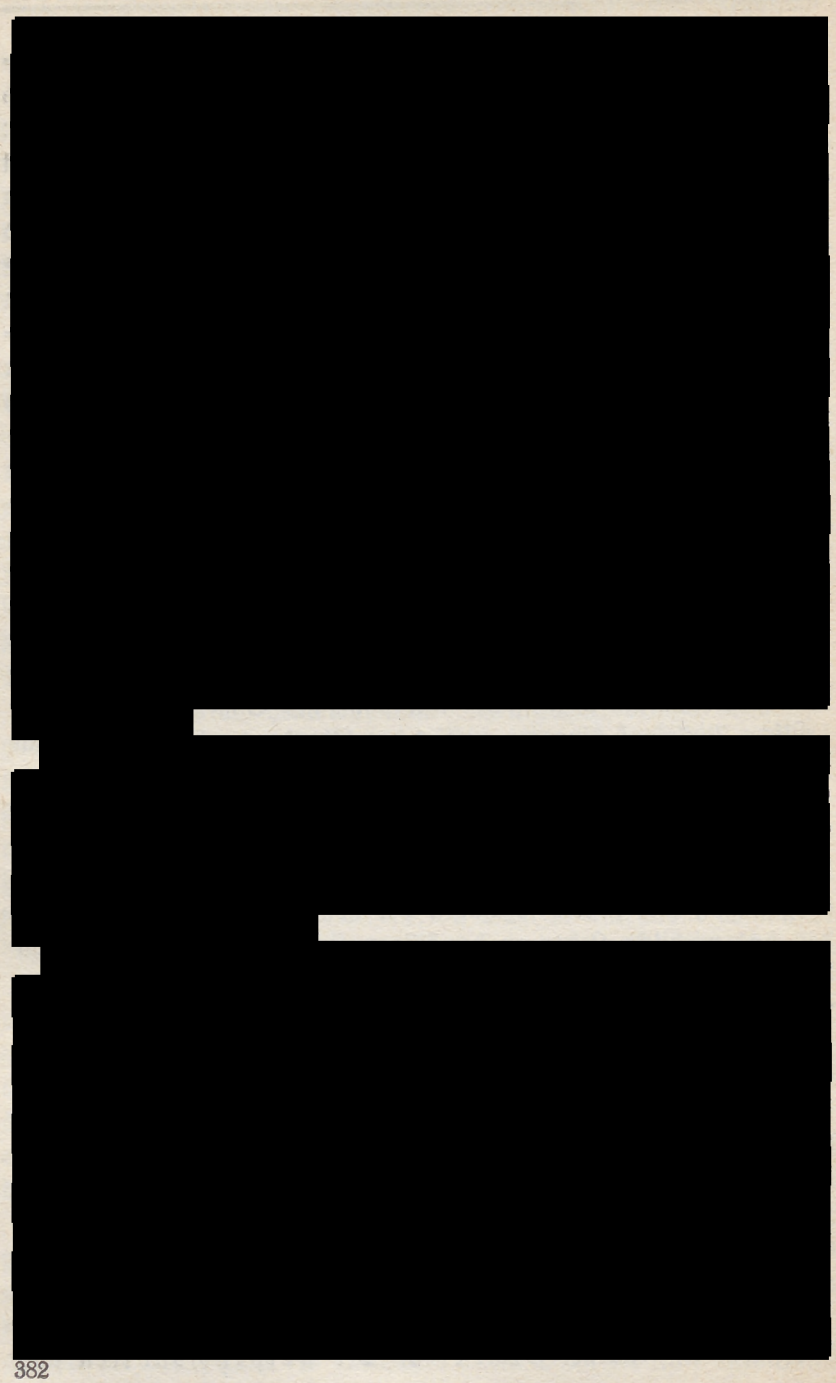
Vortrag, gehalten in der Wiener „Urania" am 22. Juni 1929

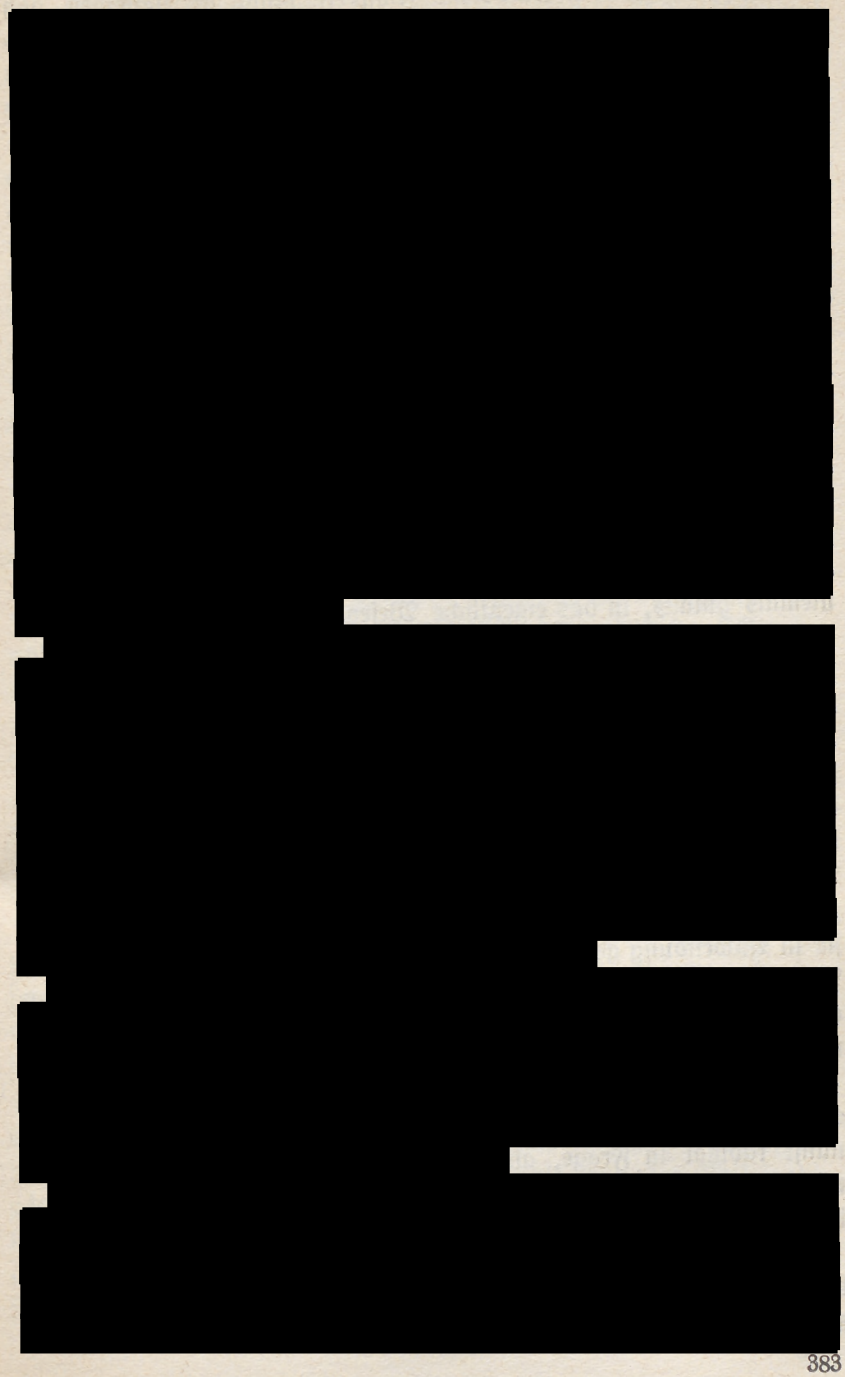
Von Erwin Reisner

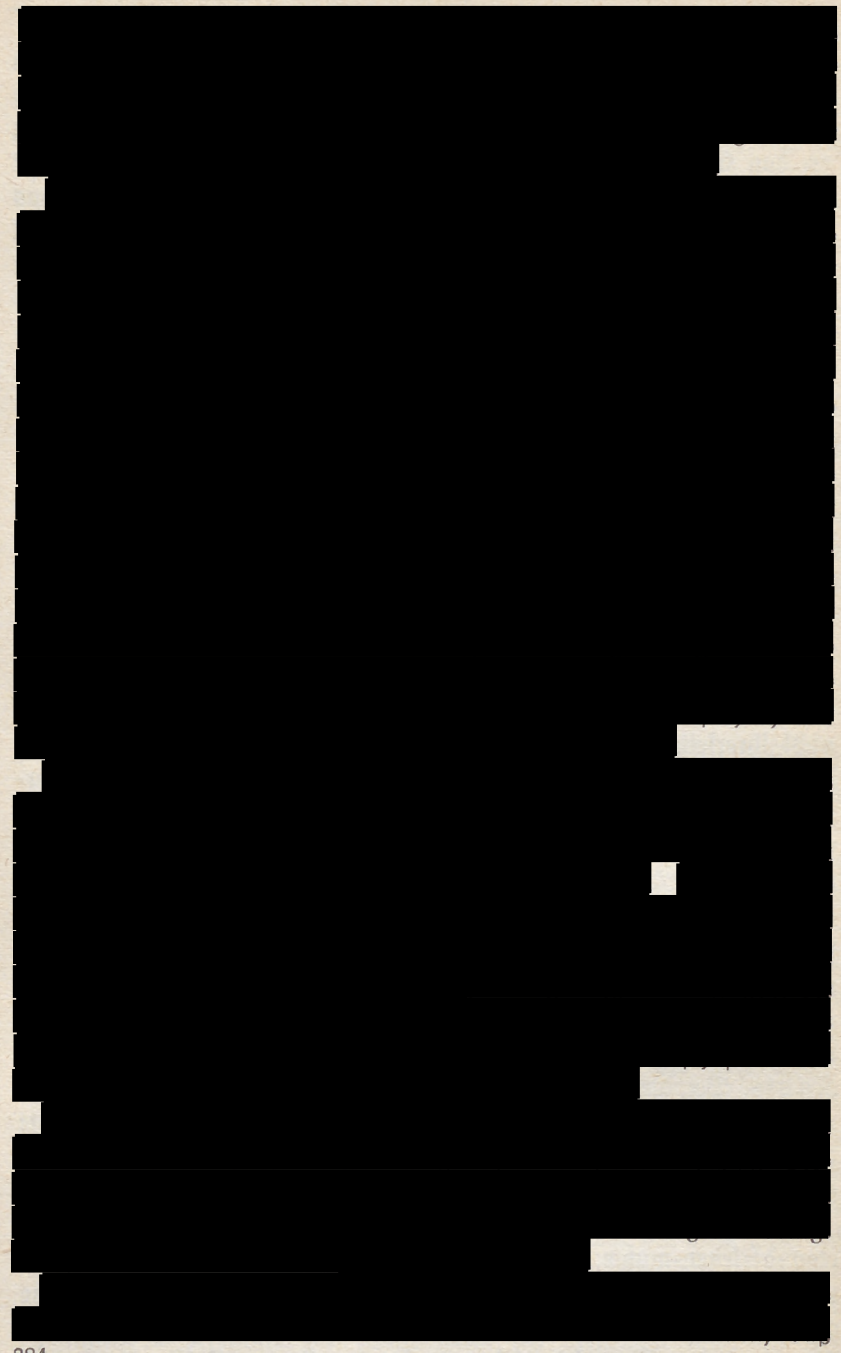


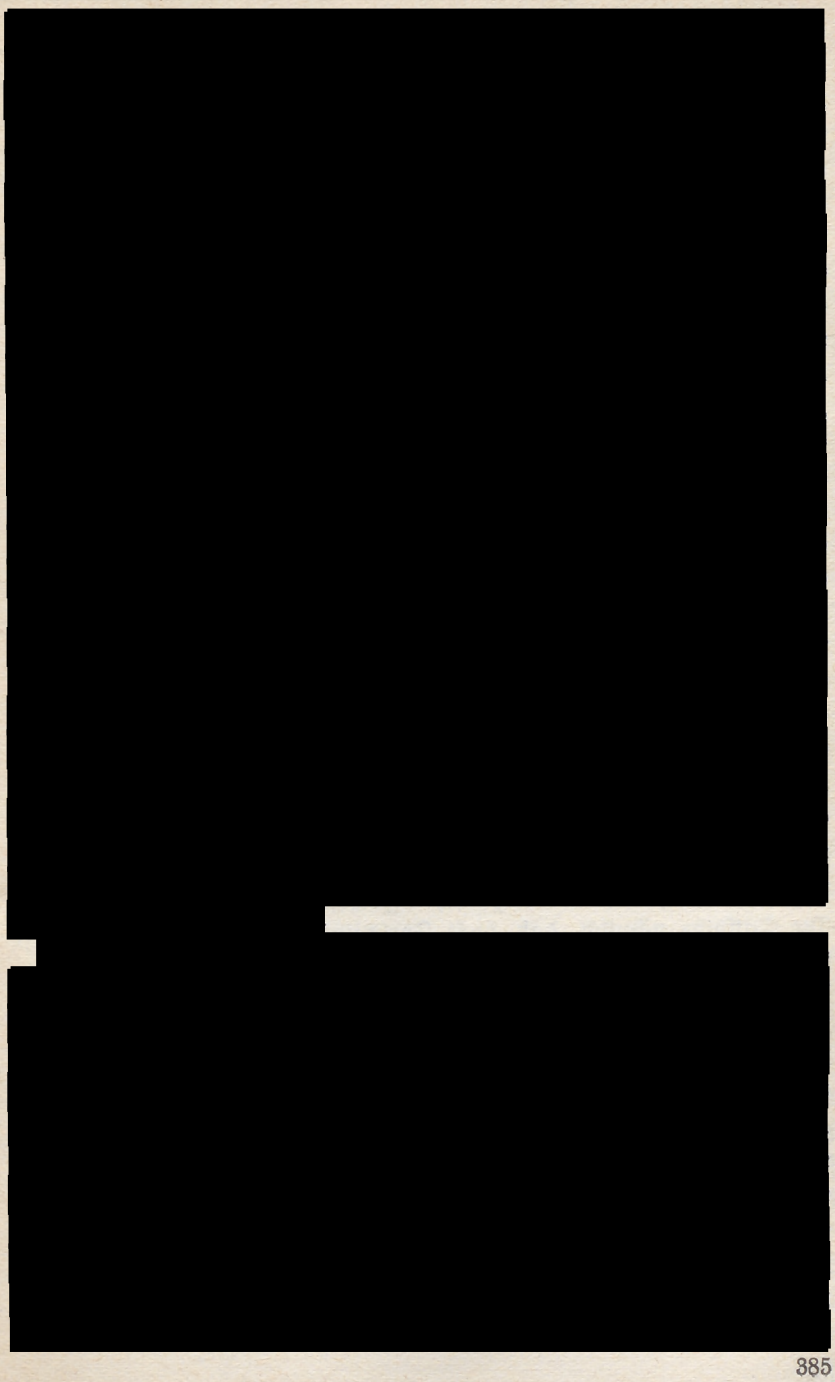


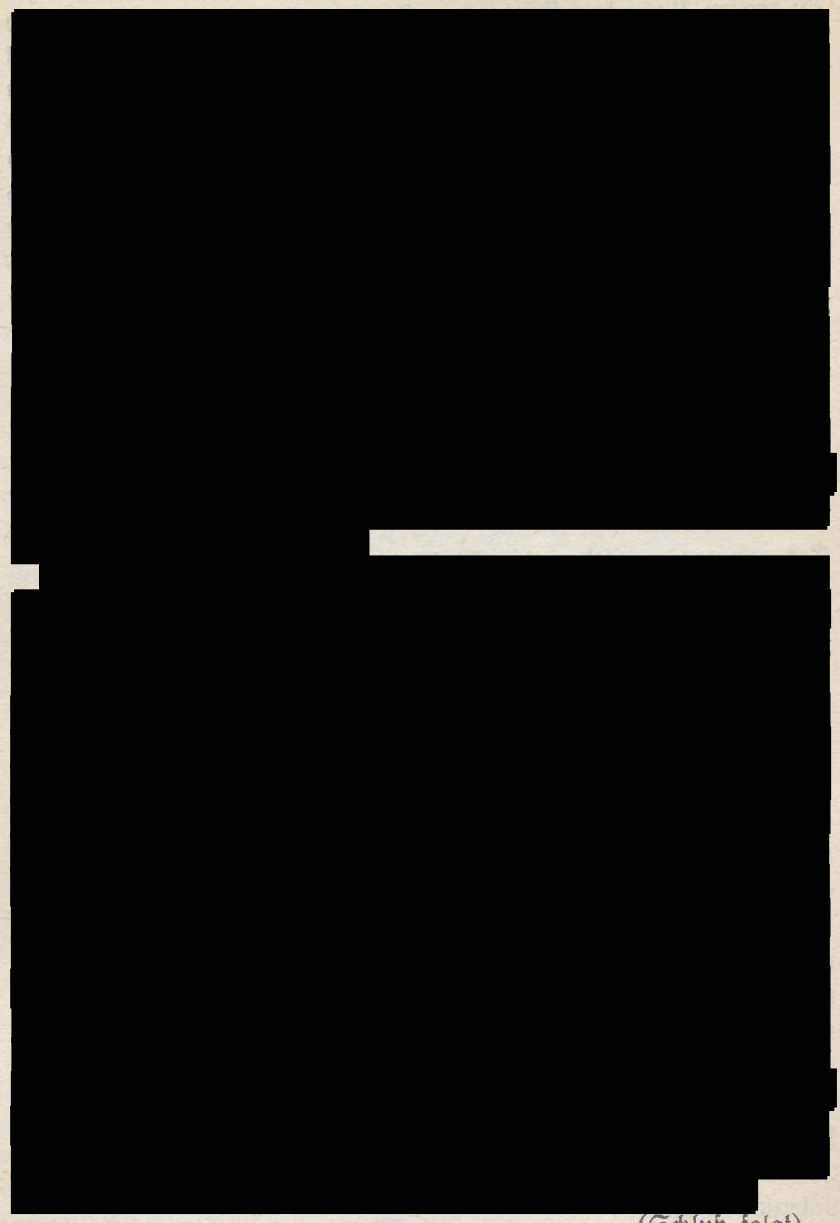












(Schluß folgt)

Karl Filtsch

Von Marie Klein

Karl Filtsch wurde in Mühlbach in Siebenbürgen im Jahre 1830 als Sohn des dortigen Stadtpfarrers Josef Filtsch und dessen Gattin Karoline geb. Felmer geboren.

Das kinderreiche, gastfreie Pfarrhaus ging in seinem Lebensstil über das Typische der sächsischen Pfarrhäuser jener Zeit hinaus. Man trieb neuere Sprachen, las die literarischen Neuheiten, schwärmte für Kunst, insbesondere für Musik. Alle Glieder der Familie waren darin sehr begabt. Der kleine Karl übertraf sie alle. Im Alter von drei Jahren zeigte er eine so geniale Veranlagung dafür, daß sein Vater ihm Klavierunterricht gab. Mit vier Jahren trug der Kleine schwierige Musikstücke tadellos vor und fing an seine kindlichen Einfälle in eigenen Tönen auszudrücken. Das machte weithin Aufsehen. Mit sechs Jahren konnte das kleine Genie vom Vater nichts mehr lernen. Man drang in ihn das Kind ausbilden zu lassen. Die in der Nähe von Mühlbach begüterte Gräfin Bánffy, die mit ihrem Gatten sehr viel im Pfarrhause verkehrte, bat, man möge ihr den Kleinen nach Wien mitgeben, wo sie den Winter zuzubringen pflegte. Sie wolle für seine Ausbildung sorgen. Der großmütige Vorschlag wurde angenommen. Nicht aus Eitelkeit und nicht ohne Bedenken. Die im Zeitalter der Romantik ins Ungeheuere gesteigerte Hochachtung vor dem Genie war auch Josef Filtsch eigen. Es schien ihm und seiner Gattin eine unbedingte Pflicht, den göttlichen Funken in der Seele seines Kindes nicht erlöschen zu lassen.

Mit dem kleinen Karl zog auch sein damals schon erwachsener, bei der siebenbürgischen Hofkanzlei angestellter Bruder Josef in das gräfliche Haus in Wien ein. Damit begann für den jungen Mann ein Leben voll Opferwilligkeit und gewissenhaftester Pflichterfüllung. Er überwachte in seiner ganzen freien Zeit die Erziehung des harmlos kindlich im ungewohnten Glanz sich freuenden kleinen Bruders, wußte manche Gefahren von ihm abzuwenden und schuf ihm ein Stück Heimat in der Fremde. Das zarte Kind erhielt Unterricht von dem Klaviermeister Mittag, später von Wiek, dem Vater von Klara Schuman, und wurde in sehr viele Konzerte und Opern mitgenommen. Auch in alle aristokratischen Salons der Kaiserstadt wurde der Kleine eingeführt, hörte die berühmtesten Künstler und spielte selbst überall vor. Seine musikalischen

Leistungen wurden von hervorragenden Wiener Schriftstellern gewürdigt. Sein wachsendes, ganz wunderbares Können wurde ebenso angestaunt wie seine entzückende Kindlichkeit, die von der Frühreife nicht erdrückt worden war. Ein Ereignis für den Kleinen und die Gräfin war es, als er am Wiener Hof spielte und von der Erzherzogin Sophie einen goldenen Becher bekam. Treuherzig und kindlich berichtet er diese Tatsache seiner Mutter, schenkt ihr den Becher und will, wenn er wieder bei den Seinen ist, mit ihnen, daraus auf die Gesundheit der Kaiserin trinken. Noch mehr scheint ihn ein großes Bilderbuch gefreut zu haben, welches er mit andern Spielsachen „alleſt von der Kaiserin" erhalten hatte. In der Oper „Der Liebestrank" gefiel ihm die Musik sehr, aber daß „ein lebendiges Pferd mitspielte", war vielleicht doch das Imposanteste. Mit dem gleichalterigen, spätern Kaiser Franz Josef spielte der Siebenjährige oft. Winter um Winter ging sein Leben in Wien von Erfolg zu Erfolg weiter; den Sommer genoß das Kind im Elternhaus mit neuer Freude.

Im Februar 1841 wirkte der noch nicht Elfjährige in einem großen Konzert zum Besten der Armen im Wiener Musikvereinssaal mit. Die Wiener Blätter brachten begeisterte Besprechungen über den ausübenden kleinen Künstler, der als Virtuose ein glänzendes Zeugnis verdiene und als musikalischer Schöpfer in Zukunft Hervorragendes leisten werde. Er selbst berichtet den Eltern von diesem Erfolg, erwähnt aber auch, daß er im Winter eine Grippe gehabt habe. Dieses erste Anzeichen eines Besorgnis erregenden Lungenleidens ging bald vorüber. Bei Beginn des Sommers spielten beide Brüder in Pest, wo die von Josef Filtsch komponierten ungarischen Tänze enthusiastischen Beifall hervorriefen. Ebenso begeistert war das Publikum in Klausenburg, wo besonders ein Nocturno von Karl Filtsch gefiel.

Der Siegeszug ging in der Heimat weiter. In Kronstadt wurde Karl nicht weniger freundlich aufgenommen, als er für die Wolkendorfer Abgebrannten spielte. In Hermannstadt gaben die Brüder zwei Konzerte zu wohltätigen Zwecken. Die Kritik rühmte besonders die Kraft und Präzision und das tiefe Verständnis, mit dem Karl eine große Phantasie über Beethoven'sche Motive von Thalberg vorgetragen hatte. Es folgten Konzerte in Broos und Mühlbach, wo der Beifall ganz besonders herzliche Töne anschlug und die Dichter Gelich und Dan. Roth das geniale Kind in Versen feierten. Auch an „Gaben der Verehrung" in den mannigfaltigsten Formen fehlte es in Siebenbürgen nicht. Außer Siegelringen, Tintenfässern und Ehrenbürgerrechten in den Städten gab

es von der herbeigeeilten Landbevölkerung Trauben und Blumen und rührende Beifallsäußerungen einfacherer Art, die dem kleinen Künstler Tränen entlockten.

Im Herbst kehrte er nach Wien zurück. Die Wiener Theaterzeitung begrüßte ihn warm und berichtete, daß er nun in Begleitung seines Bruders nach Paris gehe, um dort seine Studien fortzusetzen.

Am 20. November 1841 reiste Gräfin Bánffy mit Josef und Karl Filtsch nach Paris, dem Sitz der Romantiker in der Musik. Chopin, Liszt, Meyerbeer und viele andere der gefeiertesten Musikgrößen herrschten damals dort. Die Stadt war das ersehnte Ziel aller, die ihr musikalisches Können vervollkommnen wollten.

Bei Chopin Stunden zu erhalten, war eine Auszeichnung, die wenigen zuteil wurde. Karl Filtsch aber wurde bald ein Lieblingsschüler. Jede Woche hatte er drei Stunden bei Chopin und machte die überraschendsten Fortschritte. Wenn Chopin verhindert war, gab zuweilen Liszt dem Kleinen einige Stunden. Er — der selbst als Wunderkind von Beethoven auf die Stirne geküßt worden war — geriet in solches Entzücken über diesen Schüler, daß er sagte: „Wenn dieses Kind auf Reisen geht, kann ich meine Bude zusperren." In einer Wiener Zeitung wird berichtet, Chopin habe, als Karl Filtsch ihm das Finale von Chopins E-Dur-Konzert vorgetragen habe, unter Freudentränen ausgerufen: „Mein Gott, welch ein Kind! Kein Mensch hat mich jemals so verstanden, wie dieses Kind, das außerordentlichste, was ich getroffen habe. Es ist nicht Nachahmung, nein, es ist das gleiche Gefühl, es ist der Kunsttrieb, der ihn spielen macht, ohne zu überlegen, so ganz absichtslos, als ob es nicht anders sein könne. Beinahe alle meine Kompositionen spielt er mir, ohne mich gehört zu haben, ohne, daß ich ihm das Mindeste zeige — nicht genau so wie ich, denn er drückt ihnen sein eigenes Siegel auf — aber gewiß nicht weniger gut als ich."

In der Berliner Musikzeitung sagt Lenz, Chopin sei tief ergriffen von dem Spiel Karls, mit diesem, seinem ältern Bruder und Lenz in Schlesingers Musikalienhandlung gegangen, habe dort dem kleinen Filtsch die Partitur von Beethovens Fidelio geschenkt und ihm als Widmung hineingeschrieben: „Ich bin in Deiner Schuld, Du hast mir heute eine große Freude bereitet. Empfange mein lieber, junger Freund dies große Meisterwerk. Lies darin so lange Du lebst und denke auch manchmal an mich."

Von Paris aus machten beide Brüder im Jahre 1842 eine Konzertreise nach Brüssel, die glänzend verlief und durch ihre großartigen

Eindrücke den Gesichtskreis Karls bedeutend erweiterte. Eine besondere Freude machte ihm in Dieppe das Meer.

Wieder nach Paris zurückgekehrt wurden beide Brüder abermals von den Fluten des gesellschaftlichen Lebens mitgerissen. Der berühmte kleine Künstler tanzte mit allen Comtessen auf den Bällen der Aristokraten und spielte in allen Soiréen. Josef hatte manches kleine Scharmützel mit der Gräfin Bánffy zu bestehen, bis es ihm gelang, den Strom einzudämmen und dem Kind den nötigen Schlaf zu verschaffen. Großartige Geschenke trafen auch jetzt für Karl ein. Darunter ein wundervolles Piano von Erard. Das Bild des „phänomenalen Wunderkindes" hing in allen Musikläden. Pradier, der erste Bildhauer Frankreichs portraitierte ihn. Das Journal de Debats und eine Menge anderer Pariser Zeitungen rühmten seine „unvergleichlichen" Leistungen. Über Paris drangen die Nachrichten darüber nach Deutschland. Die Allgemeine Zeitung brachte im Jahre 1843 einen glänzenden Artikel über Pariser Salons und die Kunst des kleinen Filtsch.

Leider war seine Gesundheit sehr angegriffen. Als sein erstes, öffentliches Konzert in Paris, im Saal des Konservatoriums, am 15. März 1843 stattfinden sollte, mußte es verschoben werden, weil ein hartnäckiges Fieber, verbunden mit einer Gedärmentzündung ihn ans Krankenbett fesselte. Die herzliche, hilfbereite Teilnahme aller seiner zahllosen Verehrer war ergreifend. Als er nach längerer Zeit wieder in den Salons spielte, hörte ihn Rellstab und staunte, daß er „nach langer, gefährlicher Krankheit mit ebensoviel Energie und Grazie wie vorher Impromptus von Chopin, Liszts Andante über Lucia und Fugen von Bach spielte."

Bald darauf unternahmen beide Brüder eine Konzertreise nach England. Am 21. Mai 1843 kamen sie in London an. Schon Anfang Juni erntete Karl Filtsch die ersten Lorbeeren in England, als er im St. James Theater eine Phantasie von Liszt und drei Stücke von Chopin spielte. Die vornehmsten, englischen Zeitungen betonten, daß sein Spiel die gleiche zauberische Kraft und melancholische Inspiration habe wie das Spiel Chopins. Von seinem Außern wurde gesagt, er sei klein, von schlankem Wuchs und sein Blick habe einen melancholischen Ausdruck. Am 5. Juli spielte er in den Gemächern der jungen Königin Victoria vor den Majestäten und einem geladenen Publikum abermals Chopin, dessen Werke sehr beifällig aufgenommen wurden, während vorher Chopin in England nicht gefallen hatte. Musical World betonte, daß es das Verdienst Karl Filtschs sei, Chopin in

England verständlich gemacht zu haben. Die Königin schenkte dem 13jährigen Künstler eine goldene Kette als Zeichen ihrer Anerkennung.

Im November desselben Jahres fand sein erstes großes Konzert in Wien statt. Er schrieb an die Eltern: „Ich werde in meinem Konzert allerlei spielen von Beethoven, Chopin, Liszt und vielleicht auch von Karl Filtsch". Nachdem er sich nachher noch vor dem Kaiserpaar hören ließ, schloß das an Erfolgen reichste Jahr 1843.

Für das Jahr 1844 hatte er — nach Absolvierung mehrerer Konzerte in Wien — neue Reisepläne. Im Sommer gedachte er, Prag, Dresden, Leipzig und Berlin zu besuchen. Im September wollte er durch die Schweiz nach Italien reisen.

Doch hatte sich ein ernstes Lungenleiden bei ihm entwickelt. Die Ärzte verboten ihm jede Ausübung seines Berufes und sandten ihn zur Erholung nach dem Süden. Gräfin Bánffy reiste sofort mit ihm nach Venedig. Als sein Befinden eine leichte Besserung zeigte, brachte er den Sommer noch einmal in Mühlbach in der liebevollen Pflege seiner Eltern und Geschwister zu. Im Oktober fuhr die Gräfin wieder mit ihm nach Venedig, wo er am 11. Mai 1845 sanft entschlief.

Sie, die ihren Liebling mütterlich aufopfernd gepflegt hatte, ließ ihm, auf einer Insel zwischen Murano und Venedig, wo er bestattet worden war, ein marmornes Denkmal setzen.

Das letzte, was die heimischen Blätter über das frühe Ende des einst so froh begrüßten Wunderkindes brachten, war ein poetischer Nachruf von Daniel Roth. Er führte darin aus, der geniale Jüngling der im Tod sein Haupt geneigt habe, sei nicht nur seiner Familie und der hohen Frau, die zuerst seinen Wert erkannt habe, gestorben. Das Sachsenvolk begrabe große Hoffnungen mit ihm.

Das Steckenpferd ist das einzige Pferd,
welches über jeden Abgrund trägt.

Zum Mitleiden gab die Natur vielen ein Talent,
zur Mitfreude wenigen.

Friedrich Hebbel

Dämmerung im herbstlichen Wald

Von Szombati Szabó István

Wie lauscht so trauerselig jetzt der Wald
in frommem und verhaltnem Schweigen,
als ob nicht Bäume stünden, sondern Tote,
in Reih und Glied auf Gott zu warten.

Und nirgends Laut, kein Mensch, kein Wind,
nur aus der Ferne, wie der Herzschlag Gottes
pulst Glockenklang durchs Feld herüber,
dumpf dröhnt er an die Wand des blauen Schweigens.

So schön dies Schweigen, und so sterbensschön,
daß darin unsichtbar und namenlos
ein unbekanntes Sehnen sich ertränkt.
Vielleicht des Herbstes Leid, der Dämmrung Reife.

Wie wenn durch Mund und Auge mir
ausströme, gleich der Sintflut, herbes Leid,
und auch die Sonne: Gottes Riesenauge,
hinein die Tränen gösse, rotgoldglühend.

Ach, wenn doch jetzt ein Laut, ein Schrei
das Glockenglas des Schweigens jäh zertrümmerte,
der Wald erschrickt, erwacht, erzittert,
erbraust und schreit, dröhnt, sturmwütet,

und durcheinander schleudert Blätterleichen!
(Wie aber wärs, ach, wenn ich jetzt
mein Herz in diesen Feuerbrand,
in diesen Schlund der Blätterwirbel würfe?)

Deutsch von Egon Hajek

Rundschau

Der zehnte deutsche Ferienhochschulkurs in Hermannstadt. Wenn früher schon unsere Akademiker geistige Verbindung mit dem deutschen Mutterlande hielten, so war dies eine Sicherung gegen geistiges Verkümmern, das einem auf sich selbst gestellten kleinen Volk leicht zuteil werden kann. Daß wir heute jährlich Ferienhochschulkurse abhalten können, bei denen allererste deutsche Kräfte vortragen, läßt etwas von der Wandlung erkennen, die sich in den Beziehungen zwischen dem Mutterland und den auslanddeutschen Volksgruppen vollzogen hat. Jetzt ist eine von beiden Seiten gewollte engere Verbindung da, die sich auf den verschiedensten Gebieten ausdrückt.

Der diesjährige Kurs sollte, weil er der zehnte ist, einen besonders festlichen Charakter bekommen. Schon das Hauptthema, die Nationalitäten-Wissenschaft, handelt von einem unserer zentralsten Probleme. Daß auch theologische Vorlesungen in das Programm aufgenommen wurden, hatte seinen Grund darin, daß der Pfarrertag, der für die gleiche Zeit angesetzt war, abgesagt wurde, und man einige seiner Dozenten in den Stundenplan des Hochschulkurses einbezog.

Das deutsche Kulturamt gab zwei Festschriften heraus. In der einen kamen die Professoren Penck, Oncken, Spahn, Winkler und Gerber zu Wort, während die andere Festschrift fast ausschließlich von einheimischen Verfassern bestritten wurde. Diese beiden Schriften haben trotz geringen Umfanges einen reichen Inhalt und könnten manchem, der an den Kursen nicht teilgenommen hat, etwas von deren Inhalt bieten.

Dem Hochschulkurs ging der traditionelle Begrüßungsabend voraus, der geschickt vorbereitet war und in jeder Beziehung ein erfreuliches Bild bot.

Die eigentliche Eröffnung des Kurses fand unter großer Beteiligung der Bevölkerung in der Stadtpfarrkirche statt. Die erschienenen Professoren überbrachten die Grüße ihrer Hochschulen und mancher von ihnen wies auf die geistigen Beziehungen hin, die sie mit uns Deutschen dieser Landstriche seit langer Zeit verbinden. Zwei Führer unseres Volkes (Bischof D. Dr. Fr. Teutsch und Abgeordneter Dr. Hans Otto Roth) legten ein Bekenntnis zur engen kulturellen Gemeinschaft mit dem Mutterland ab.

Der Vorlesungsplan, der sich um das Thema Nationalitätenkunde gruppierte, hatte folgenden Aufbau:

Eine allgemeine geographische Grundlegung, die unter dem Titel „Die Geographie Europas" die natürlichen Gliederungen und Bedingungen politischer und kultureller Entwickelungen auf diesem Kontinent zeigte. Der Vortragende, Geheimrat Professor Dr. Penck aus Berlin, verstand es, diesen Gegenstand in so anschaulicher Art zu behandeln, daß die Zahl seiner Hörer immer größer wurde. (Dieser angeführte Maßstab ist äußerlicher Art, aber nicht ohne Bedeutung.)

Geheimrat Professor Dr. Oncken aus Berlin sprach über die „Epoche der europäischen Nationalitätenbewegung mit besonderer Berücksichtigung der deutschen." Diese vierstündige Vorlesung gab einen ungeheuer reichen Überblick über die Stufen geistesgeschichtlicher Entwickelung vom Altertum bis in das vorige Jahrhundert.

Eine andere geschichtliche Vorlesung war in die Hände des Professors Dr. Martin Spahn aus Köln gegeben, der schon seit Jahren das sogenannte politische Kolleg in Berlin (die Hochschule für nationale Politik) leitet.

Die Überschrift der Vorlesung lautete: „Europäische Politik in Bezug auf das Nationalitätenproblem." Professor Spahn arbeitete u. a. den Unterschied des deutschen Denkens vom westlerischen Denken in der Auffassung von Volk, Nation und Staat heraus. Er zeigte die Bedeutung des mitteleuropäischen Raumes für das deutsche Volk, widmete besondere Aufmerksamkeit den Gedanken Bismarcks, der räumlich und soziologisch die dem deutschen Volke nach Wesen, Lage und Bestimmung vorgezeichneten Wege erkannt hatte. Spahn sprach noch zwei Stunden über Zeitungswissenschaft, wobei die Typen des deutschen Zeitungswesens und dessen gegenwärtige Problematik gezeigt wurden.

Eine weitere geschichtliche Vorlesung hielt unser einheimischer Archivdirektor Dr. G. E. Müller über „Das Deutschtum und die sekundären Siedlungen in Siebenbürgen während des Mittelalters." Der Vortragende bot viele Beispiele umkämpfter Gemeinden, verlorener und manchmal gewonnener Posten. Das Gebotene ist die Frucht einer wertvollen wissenschaftlichen Arbeit, die Licht in einzelne Fragen unserer Vergangenheit bringt und mit manchem Irrtum aufräumt.

Fragen des Minderheitenrechtes behandelte Professor Dr. Gerber aus Marburg. In dieser Vorlesung kamen die Hauptprobleme der Staatsauffassung zur Behandlung. Es wurde Schritt für Schritt der ganze Lebensbereich abgetastet, um die dem Minderheitenrecht gegebenen Aufgaben aufzuzeigen. In diesem neuen Zweig der Rechtswissenschaft hat sich Professor Gerber einen Namen gemacht.

Ein im Nationalitätenkampf außerordentlich bedeutsames Gebiet behandelte Professor Dr. Winkler aus Wien, der als Schöpfer und Leiter des dortigen Institutes für Nationalitätenstatistik vielen bekannt sein dürfte. Seine Vorlesung war überschrieben: „Geschichte, Methoden und Ergebnisse der Nationalitätenstatistik." Der Vortragende zeigte erst, wie die Statistik den Schwierigkeiten der für praktische Arbeit notwendigen Begriffsbildung Rechnung tragen müsse und entwickelte mit Lichtbildern die verschiedenen Methoden der Darstellung in der Nationalitätenstatistik.

An mehreren Tagen wurden im Anschluß an die Vorträge Aussprachen mit den Hörern abgehalten. Manche Wechselrede war wertvoll, aber es kam auch zu Fragestellungen, die abseits vom Thema lagen. (Jedenfalls würde es nicht schaden, wenn wir uns ein wenig an disziplinierte Aussprachen über bestimmte Themen gewöhnten.)

Eine Vorlesung, die wohl für den Pfarrerkurs bestimmt war, gehörte ihrem Inhalte nach gerade so gut in den Hochschulkurs; Professor D. Dr. Scheel aus Kiel sprach über: „Luthers Gedanken von der Erhaltung des deutschen Volkstums."

Eine wertvolle theologische Vorlesung hielt Professor D. Dr. Schäder aus Breslau. Sie hieß: „Der Pfarrer und die gegenwärtige Lage der Theologie." Ein Abendvortrag von Professor D. Dr. v. Dobschütz über „Das Bild des Apostels Paulus" führte durch das Gebiet kirchlicher Kunst.

Unter den Veranstaltungen, die in die Zeit des Kurses fielen, sind zu nennen: Ein Konzert, das von Willy Teutsch, Frau v. Ilinsky, Walter Schlandt,

Herrn und Frau Bickerich und einigen anderen Kräften bestritten wurde. Einen Konzertabend bot auch Luise Gmeiner. Einen Abend bestritt des weiteren Frau Thusnelda Hermann-Henning mit dem Vortrag von Dichtungen verschiedener Autoren. Vor Abschluß des Kurses waren die Dozenten Gäste der Stadt Hermannstadt, was mit dankbarer Genugtuung festgestellt werden soll. Es war auch dafür gesorgt worden, daß die Dozenten und Gäste des Hochschulkurses Gelegenheit erhielten, die Umgebung und auch unser ländliches Leben kennen zu lernen.

Zu gleicher Zeit tagte in Hermannstadt auch der Verein für siebenbürgische Landeskunde. Die Eröffnungsrede hielt Bischof D. Dr. Fr. Teutsch. Die gebotenen Vorträge waren die folgenden: D. Dr. Oskar Netoliczka über „Honterus in Basel", Dr. Jekeli über „Herrenhutertum in Siebenbürgen" und Dr. Otto Folberth über „St. L. Roth's Stellung zum Nationalitätenproblem". Ewald Sindel

Hermannstädter Auslandsbericht. Eins der abgedroschensten Themen unter den Siebenbürger Sachsen ist die lokalpatriotische Rivalität zwischen Kronstadt und Hermannstadt. Das Kernchen Wahrheit in den gegenseitigen Vorwürfen will ich nicht suchen, aber die Fähigkeit, die eigene Sache aufzuziehen, gewissermaßen amtlich zu machen, Sache und Person massenmundgerecht darzubieten, ist sicher hermannstädterisch. Der Inhalt ist meist etwas mager, aber dafür — bilden sich die Kronstädter ein — sind sie da. Trotzdem ärgert es sie, daß ihre Leistungen niemals mit so viel Lärm anerkannt werden wie die in Hermannstadt. Auch darin liegt Wahrheit. Welches geschichtliche Ereignis wäre die wiederholte Aufführung der Matthäuspassion anstatt in Kronstadt in Hermannstadt gewesen, welches bis in die letzte Familie dringende Echo würde unsere vielleicht größte literarische Ausgabe der Gegenwart: die „Monographie des Burzenlandes" hervorrufen, wenn sie die Zibinsebene schilderte. Gewiß, bei diesen Ereignissen und bei einigen anderen von gleichem Rang war das maßgebliche Echo in Hermannstadt da. Die Presse schrieb darüber; aber zu einem Ereignis wurde es nicht. Der Weg nach Hermannstadt ist für einen Kronstädter länger als nach Berlin.

Weiter will ich diesen Sermon nicht führen — er ist ohne Ende, doch im Hinblick auf die Berichterstattung über sächsische Verhältnisse muß ich einen Aufsatz von Dr. Gustav Reissenberger, Hermannstadt, erwähnen, der im ersten Septemberheft der Zeitschrift „Der Auslanddeutsche" in Stuttgart erschienen ist. Er heißt „Die Organisation der siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaft", ist aber eher eine Schilderung von Organisationen, die für unsere Landwirtschaft von Wichtigkeit sind oder sein sollen.

Zuerst wird „die Kulturstufe dieses nach dem Westen eingestellten Bauernvolkes ... skizzenhaft beleuchtet", dabei unterläuft die folgende Stelle:

> Die Sachsen wohnen zumeist in unterkellerten Stein- oder Ziegelhäusern, haben eine eigene Volkstracht, die von Dorf zu Dorf verschieden ist. Schwere hochschäftige Stiefel hemmen den Schritt der Gedanken.

Diese Erkenntnis ist neu: Schaftstiefel als Hemmnisse der Gedankentätigkeit! Daß ein Gedanke ein Stiefel sein kann, ist eine alte Sache, aber Stiefel geradezu als Ursache der Gedankenschwerfälligkeit! Ich bin dafür, daß man unseren Bauern sofort Opintschen zu tragen anrät, damit sie intelligenter werden. Wir hoffen, daß sich der Abgeordnete Connerth der Angelegenheit annimmt.

> Dank seiner gerade auch im Interesse der Landwirtschaft getroffenen Organisationen hat sich dieses Kolonistenvolk ... völkisch und auch wirtschaftlich noch selbständig zu erhalten vermocht.

Selbständig? Heißen wir es so! Welches sind nun die Organisationen? Reissenberger zählt sie alle auf:

Der siebenbürgisch-sächsische Landwirtschaftsverein. — Die Siebenbürgische Vereinsbank A. G. — Die Hermannstädter Allgemeine Sparkasse A. G. — Der Verband der Raiffeisen-Vereine. — Die Bodenkreditanstalt in Hermannstadt. — Die Amylon-Stärkefabrik A. G. in Hermannstadt. — Die Versicherungsbank A. G. „Transsylvania". — Das Hermannstädter Elektrizitätswerk A. G. — Die Vereinigten Bauernbanken des Burzenlandes.

Zu den wichtigsten würde wahrscheinlich ein anderer auch die Kronstädter Allgemeine Sparkasse zählen, die, obwohl in Kronstadt gelegen, an Bedeutung für die Landwirtschaft doch kaum hinter dem Hermannstädter Elektrizitätswerk zurücksteht und nebenbei die zweitgrößte deutsche Bank in Rumänien ist. Und wenn schon das Hermannstädter Elektrizitätswerk wichtig ist, weil es den wenigen und landwirtschaftlich wohl nicht bedeutendsten deutschen Gemeinden um Hermannstadt Licht gibt, so sind die Burzenländer Elektrizitätswerke, die weitaus mehr Gemeinden und zwar die landwirtschaftlich besten Siebenbürgens beleuchten, wohl ebenfalls zu nennen, schon weil sie wirkliche Bauernorganisationen sind.

Der Inhalt des Aufsatzes besteht aus der Besprechung der oben angeführten Hermannstädter Organisationen mit Würdigung der leitenden Männer. Nur die einzige genannte Nichthermannstädter Organisation, die Burzenländer Bauernbank, wird mit keinem Wort beschrieben, der Burzenländer Rübenverband nicht einmal angeführt und ein Altländer könnte wahrscheinlich auch manche Organisationen seiner engeren Heimat aufzählen, die ebenso wichtig für unsere Landwirtschaft sind wie einige der in der Liste aufgenommenen Hermannstädter Unternehmungen.

Wenn die Lage der sächsischen Landwirtschaft geschildert wird, müßte man zugleich feststellen, daß auch völlig volksfremde Unternehmen befruchtenden Einfluß hatten und daß die Landwirte an den so lobend betrachteten Organisationen allerlei aussetzen. Ob mit Recht — darüber kann man streiten, aber die Beschränkung in einem solchen Überblick auf die Hermannstädter Organisationen, von denen nicht einmal jede in die Liste gehört, gibt nicht nur ein unrichtiges Bild unserer Verhältnisse, sondern ist ein Beitrag zum Thema Hermannstadt. Ich hätte den Fall nicht aufgegriffen, wenn ich nicht schon ähnliche, den Tatsachen nicht entsprechende Darstellungen, allerdings meist der kulturellen Zustände in in- und ausländischen Blättern gefunden hätte. Die Enge solcher Aufsätze entsteht weniger aus bewußtem Lokalpatriotismus, den man in anderen Fällen auch Amtspatriotismus nennen kann, als aus der bestimmenden Hermannstädter Atmosphäre.

Das Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart, das die Zeitschrift „Der Auslanddeutsche" herausgibt, täte gut, diese Tatsachen zu berücksichtigen, die sicherlich einen amüsanten Beigeschmack haben. Heinrich Zillich

Singwochen. Die deutsche Musikerneuerungsbewegung, die heute von zwei großen Bünden, dem „Finkensteiner Bund" und den „Musikantengilden" getragen wird, ist etwa 6 Jahre alt. Beide Bünde wollen die Freude am echten Volkslied und an echter Volksmusik wieder ins Volk tragen. Der Finkensteiner Bund, von dem im folgenden die Rede sein soll, nahm seinen Ausgang von der ersten, der „klassischen" Singwoche Walter Hensels im Orte Finkenstein im Böhmerwald. Musikerneuerung nennt sich die Bewegung, weil sie einsieht, daß wir bei den Alten in die Schule gehen müssen, die musikalisch auf einer so viel höheren Stufe standen als wir. Die Blütezeit des Volksliedes war das 16. Jahrhundert. Was aus dieser Zeit erhalten geblieben ist (und es ist viel mehr als wir kennen), ist künstlerisch fast durchwegs sehr wertvoll. Mit dem 18. Jahrhundert setzt ein Verfall ein, der bald ein erschreckendes Maß annimmt, so daß der größte Teil der späteren Volkslieder minder-

wertiges Gut ist. Aber auch die Ausübung der Musik, das Musizieren verflacht und versimpelt. Wenn wir heute jene alten vier-, fünf- und mehrstimmigen polyphonen Sätze singen wollen, so erscheinen sie uns ungeheuer schwierig, und doch war das Singen jener Sätze früher in breiten Kreisen üblich. Später beschränkte sich die Masse immer mehr auf das bloße Zuhören und überließ den Künstlern allein die Mühe. Dadurch wurde die Musik zum Genußmittel herabgewürdigt, und der Konzertbesucher von heute oder gar einer, der sich das Grammophon andreht, ist durch einen Abgrund von der Musika getrennt, von der Göttin Musika, die sich niemals als Zeitvertreib, ja nicht einmal als Ausdrucksmittel für künstlerisches Erleben brauchen läßt. Sie ist nicht Mittel, sondern Selbstzweck, sie ist die hehre Göttin, zu deren Dienst der Mensch berufen ist. Diese Auffassung spricht aus dem Geiste jener alten Lieder; und diese Auffassung will auch der Finkensteiner Bund durch seine Singwochen wieder verbreiten, die durch den Wandervogel auch bei uns in Siebenbürgen eingeführt worden sind. Zu ihrer Leitung wurde der Deutschböhme Alfred Rosenthal-Heinzel, ein Schüler Walter Hensels berufen. Bei seiner ersten Singwoche in Hermannstadt hat er einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sich für die heurige Singwoche vom 1.—10. September in Honigberg über 90 Teilnehmer gemeldet haben, Diese Singwoche schloß ihre Arbeit mit einem Abendsingen in der Schwarzen Kirche ab.

Helene Schiel

Der Vortrag des „Erdélyi Helikon" in Kronstadt. Eingeladen von sächsischen Schriftstellern, als Gäste der Zeitschrift „Klingsor", lasen am 28. September in Kronstadt acht Dichter des „Erdélyi Helikon" unter der Führung des Barons Kemény János aus eigenen Werken. Wie vor einem Jahre der Vortragsabend sächsischer Schriftsteller in Klausenburg, der vom „Helikon" veranstaltet worden war, über das künstlerische Ereignis zu einem sichtbaren Ausdruck der kulturellen Annäherung zwischen siebenbürgischen Ungarn und Deutschen aufwuchs, so trat auch hier dieser Eindruck in den Vordergrund. Die Anteilnahme der Bevölkerung am Vortrag und am darauf folgenden Bankett war außerordentlich groß. Für das Bankett waren über 140 Karten meist von Sachsen gelöst worden. Ein solches von keiner politischen Stelle angeregtes Interesse bewies, daß der Weg, der in diesen Festtagen deutlich wurde, verstanden und die geistige Fühlungnahme zwischen Ungarn und Sachsen von den breiten Kreisen gebilligt wird. Noch vor einem Jahre mußten wir feststellen, daß nur wenige in unserem Volk Acht darauf hatten, was zwischen den Schriftstellern beider Völker planvoll als Grundlage eines einverständigen Lebens in Siebenbürgen angebahnt wurde. Heute aber ist der Kreis größer geworden — wir können wohl sagen, daß es keinen Sachsen gibt, der dieser kulturellen Verbindung widerstrebte. Ein Zeichen dafür waren die zwei Kronstädter Festtage, an denen nicht nur die Vortragenden des „Erdélyi Helikons", sondern auch andere führende Mitglieder teilnahmen wie Graf Bánffy Miklós und Baronin Bornemissza Elemér. Mehrere sächsische Schriftsteller aus anderen Städten waren ebenfalls anwesend.

Vor dem Vortrage selbst waren die ungarischen und sächsischen Schriftsteller zu einem Tee bei Emil Schmutzler geladen. Am Vortrag nahmen nach einer Rede des Barons Kemény, die sein Bekenntnis zur siebenbürgischen Kulturgemeinschaft enthielt, teil: Berde Mária, Molter Károly, Finta Zoltán, Bartalis János, Kádár Imre, Kacsó Sándor, Nyirő József und Szombati Szabó István.

Die Festrede auf dem Bankett hielt Stadtpfarrer Dr. V. Glondys, dem Graf Bánffy antwortete. Am nächsten Tag fanden Führungen der Gäste im Burzenländer

sächsischen Museum (durch Direktor J. Teutsch) und in der Schwarzen Kirche (durch Prof. E. Kühlbrandt) statt. Ein Orgelkonzert von B. Bickerichs schloß sich an. Um 5 Uhr nachmittag gab Stadtpfarrer Glondys einen Tee, bei dem Graf Bánffy eine Dankrede hielt.

Der große Erfolg der zwei Tage ist sehr wesentlich der freudigen Teilnahme der Bevölkerung zu danken, dann aber vor allem auch Herren außerhalb des engeren Klingsor-Kreises, die sich den Gästen gewidmet haben, besonders Herrn Stadtpfarrer Glondys, B. Bickerich, Emil Schmutzler und Kacsó Sándor, der an den Vorbereitungen mit Finta Zoltán eifrig teilnahm. Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Die Verständigung. Zeitschrift für den Austausch rumänischer und deutscher Literatur. 1. Heft. Bukarest. — Die Zeitschrift wurde gegründet, um rumänische Literatur in deutscher Übersetzung dem deutschen Kulturkreis näherzubringen, sicherlich ein anerkennenswertes Ziel. Ich fürchte aber, daß sowohl die äußere Ausstattung als auch der geringe Umfang des Heftes die Aufgabe schwerlich erfüllen kann. Die in der ersten Nummer gebrachten Beiträge sind überdies auf keinem solchen Niveau, daß sie für ein fremdes Volk bedeutungsvoll werden könnten. Die Erweckung des deutschen Interesses für die rumänische Dichtung ist nur dann möglich, wenn die veröffentlichten Arbeiten allererste Leistungen sind. „Die Spinnstube" von Sandu Aldea ist ein belangloses Sittenbild ohne Anfang und Ende, vielleicht aus einem Roman — sehr ungeschickt — geschnitten. Der Beitrag von Cezar Petrescu ist nicht besser und unter den Gedichten sind z. B. alle Verse von Josif eine Provinzangelegenheit. Dazu sind die Übersetzungen sehr ungleichwertig, teilweise in einem Deutsch, das verschwinden muß, wenn man sich nicht blamieren will. Zu diesen Leistungen paßt der fordernde Ton des kleinen Aufsatzes „Das deutsche Buch in Rumänien" nun gar nicht — seine Sprache ist außerdem einfach unmöglich. Die Aufgabe, die sich die Zeitschrift stellt, ist gut — aber man muß auch etwas leisten, nicht nur fordern.

A. Arthur Kuhnert. Kriegsfront der Frauen. Roman. Verlag von Ph. Reclam jun. Leipzig. 1929. – Dieser Roman ist ein Gegenstück zu den Darstellungen des männlichen Kriegserlebnisses; an Wert und Eindringlichkeit den besten unter ihnen ebenwüchsig. Die verheerenden Wirkungen des Krieges auf die Frau sind hier in außerordentlicher epischer Zusammenfassung geschildert; eine ganze, den meisten Männern, aber auch den älteren und jüngsten Frauen unbekannte oder schon wieder unbekannte Welt wird da lebendig gemacht. Das Buch hat neben seiner gültigen künstlerischen Bedeutung wie alle wertvollen Kriegsbücher eine orientierende und klärende Aufgabe, eine deutende und hinausweisende; es müßte vor allem von den Müttern und Mädchen gelesen werden, doch ebenso von den Männern, die durch den Krieg die Augen für eine auch seelisch umgewandelte Welt nicht öffnen lernten — denn dieser Frauentyp, den der Krieg schuf und umschuf, lebt weiter: dumpf — dann ist er unwichtig für die Zukunft — und in Wenigen geläutert und einer Lösung zustrebend, die aus diesem Roman, der gleich den Büchern Renns und Remarques vorerst einen Tatbestand aufnimmt, als Folgerung schon ableitbar ist. Das Furchtbare dieses Er-

lebnisses von Millionen Frauen, die sich in der Not verhärteten, fremd wurden sich selbst und einem erfüllten Leben, bis sich triebhaft ihr Weibliches dagegen empörte in einfachster, primitivster Lebenssucht, dies Furchtbare, das hier zum erstenmal erschütternd Form gefunden hat, ist nicht unnütz gewesen. Aus dieser weiblichen Qual erwächst ebenso gut wie aus der männlichen des Krieges — langsam und in strengster Auswahl — was richtend über die Zeit zum geistigen Wegbereiter einer größeren, die keine äußerlich bessere sein muß, bestimmt ist. Das ist eine Gewißheit, die sich aus der starken Bewegung ableitet, die heute Unzählige an der geistigen Sinndeutung des Krieges teilnehmen läßt. Erst jetzt steigt allmählich herauf, wird bewußt, was damals geistig geschah, wenngleich es noch dauern wird, bis es sich zur großen Synthese und neuen These verdichtet. Auch das vorliegende Werk ist hauptsächlich nur eine Formung des rohen Erlebnisses, aber es zeichnet sich durch den unbeirrbaren Drang zur Wahrheit aus, der diese Generation erfüllt. Der metaphysische Sinn dessen, was da so meisterlich gestaltet wurde, kann sich unserer Erkenntnis und Dichtung nur aus dieser vorurteilsfreien Ehrlichkeit entfalten.

Theodor Kramer. Die Gaunerzinke. Gedichte. Rütten & Loening Verlag, Frankfurt a. M. 1929. — Man höre diese zwei Strophen:

Aus den Städten folge ich den Gleisen
durch das Hügelland, bis meilenweit
die Gehöfte lagern, durch die Schneisen
und die Meiler, wo der Habicht schreit.
Und man dingt auf manchem Hof den Gänger;
denn im Ödland ward noch nicht gemäht.
Aber meines Bleibens ist nicht länger
als des Halms, der auf den Leiten steht.

Wann die Hügelbauern Latschen roden,
ist für Einen an der Axt noch Raum
und das Kummet fällt zertrennt zu Boden:
mit der Ahle näh ich Korb und Zaum.
Alle Göpel gehn im Lande strenger,
und ich schneid den Schaft und schrein' die Nut.
Aber meines Bleibens ist nicht länger
als des Korns, das in den Ähren ruht.

Das ist ein neuer Ton. Hier tritt ein unverfälschter Lyriker hervor, der hart und klar von den Sachen spricht und durch den sie hart sprechen, die das Leben des kleinen Mannes — Arbeiters, Landfahrers, Handwerkers, Vagabunden — bestimmen. Eine große Zahl bisher in die Lyrik nicht eingedrungener Wörter aus diesen Kreisen wie: Krampen, Grabscheit, Leiterholm, Scharl, Spelt, Stör, geben seiner Lyrik das Herbe, Klare, Feste. Es ist soziale Dichtung — wenn man will — aber von der Verschwommenheit und Gefühlsduselei frei, die man sonst darin findet. Hier ist sie beinahe volksliedhaft einfach und doch unheimlich sicher im Beobachten, kühn im Vergleich und immer plastisch. Diese Gedichte wurden erlebt. Sie sind ein Bild aus dem Leben des Volkes in den unteren Regionen, bis hinab zum Verbrechertum, aber ein neuartig ersehenes, sofort überzeugendes. Manche davon sind so vollendet, daß man sie nicht vergessen wird. Heinrich Zillich

Arnolt Bronnen. O. S. Roman. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin. 1929. — Dem gut aufgebauten Roman Bronnens stimmt man zuerst ganz verblüfft zu. Das ist doch nicht Bronnen, der sehr großstädtische, sehr literarische, in sexuellen Übertreibungen herumschwimmende Dichter. Man staunt, mit einem Ruck hat er hier ein großes Thema gepackt und überraschend klar in Gesinnung und Ausführung gelöst. O. S. bedeutet Oberschlesien. Der Roman schildert die Leidenszeit im Jahre 1921, als pol-

nische Korfantyhorden, unterstützt von den Franzosen, um das Gebiet kämpften und die deutsche Regierung und die Deutschen, mit Ausnahme eines Häufleins von Studenten, Arbeitern, Oberschlesiern, ihre Pflicht verrieten. Gegen diese Stickluft tritt Bronnen offen auf. Man freut sich auf jeder Seite über die ethische Haltung, die sich am klarsten und natürlichsten im Kommunisten Krenek ausprägt, der durch Erlebnisse zum nationalen Fühlen und Kämpfen zurückgeführt wird und dem in Scholz der tollgewordene klassenbewußte Arbeiter entgegensteht, der die Nichtproletarier lieber den nichtproletarischen Polen zur Abschlachtung ausliefert als daß er an ihrer Seite gegen die Polen kämpfte. Das verdächtige Subjekt eines lavierenden Staatsanwaltes ist die Verkörperung des Vorkriegsgeistes, verlogen, gutwillig, hinterhältig; und Bergerhoff der Abenteurer edler Rasse, einer der wenigen Typen, die nach 1919 in Deutschland Mut hatten. Um diese vier Gestalten spielen Franzosen, Engländer, Deutsche, Weiber — die ganze Hölle der Kriegszeit — gut gesehen, scharf gezeichnet — wobei mehrere Mätzchen aus Bronnens früherer Zeit und die starke Betonung sexueller Ereignisse stören. Das aufrüttelnde Buch ist ein Schand- und Ehrenmal der Deutschen, das — gottlob — den Mut beweist, die historischen Figuren des Tanzes rücksichtslos mit Namen zu nennen und zu charakterisieren. Im engsten Sinne, als Symptom eines geistigen Wandels, reiht es sich in die zunehmende Zahl der Werke, die, aus dem Geist der Kriegsgeneration erwachsen, deren Kampf gegen die führenden Generationen immer weiter vortragen.

Max René Hesse. Partenau. Rütten & Loening-Verlag, Frankfurt a. M. 1929. Aus der gleichen geistigen Gesinnung wie Bronnes letztes Werk und damit wieder ein neues Buch der immer mehr vortretenden Kriegsgeneration ist dieser Roman zweier Reichswehroffiziere. Ein sehr männliches, befreiendes, entbürgerlichendes Buch, das den Geist atmet, aus dem allein heldische und große Tat erwächst. Er ist sprachlich edel, in Anlage und Durchführung eine Dichtung, die man durch ihre visionäre Kraft nicht so leicht vergessen wird. Es schildert eine geborene Führernatur, jungen Offizier des Weltkrieges, der nun in ein Garnisonsleben zurückgezwängt, inmitten eines bürgerlichen Volkes, mit dem furchtbaren Bewußtsein leidet, für seine geniale Kraft niemals oder nur als später Greis die große Kriegsaufgabe zu empfangen, für die er geboren ist. Und so entwirft er, um sich in der klaren Luft der Aufgaben vor sich selbst zu beweisen, Schlachtpläne zur Rettung Deutschlands für alle Kriegskombinationen — die übrigens sehr interessant sind — und findet einen jungen Fähnrich zum gleichen Spiel, entdeckt in ihm den kongenialen Schüler und schließt eine Freundschaft mit ihm, deren Wiedergabe hinreißend schön und mannhaft ist. Die Freundschaft wird zur Liebe, an der er, als der Jüngere ihn des Geredes wegen zu verlassen sucht, scheitert, weil er an dessen Größe nicht mehr glauben kann und damit auch den Glauben an sich selbst verliert. Diese keusche Liebe zwischen zwei Männern, die ganz auf Geist, Aufgabe und Genie gegründet ist, dem Pöbel ewig unverständlich, klammert sich über den künstlerischen Wert des Romans in uns fest. Man merkt, wie unsere Zeit häßlich und klein, verräterisch und dumpf ist, und freut sich, daß nun wieder der Ruf nach wahrer Führerschaft und das Verständnis für sie erwacht. Heinrich Zillich

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



DR. KARL WOLFF

gest. 4. Okt. 1929

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
6. JAHR November 1929 HEFT 11

Dr. Karl Wolff †

Von Dr. phil. Otto Fritz Zickeli

Man konnte vor kurzer Zeit noch glauben, daß das Andenken Dr. Karl Wolffs in unserem Volke erloschen sei. Die letzten Jahre seines Lebens zogen in beinahe völliger Abgeschiedenheit an ihm vorüber. Nur bei seltenen Gelegenheiten erhob er noch seine müde Stimme, von manchen nachsichtig belächelt, die der Meinung waren, daß der alte Herr aus einer Mentalität spräche, die schon längst überwunden sei. Es konnte sogar geschehen, daß das Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt zur Feier des achtzigjährrgen Bestandes der Hermannstädter Allgemeinen Sparkassa einen Aufsatz brachte, in welchem sein Name überhaupt nicht erwähnt war. Nur wenn die Jahresversammlungen des Raiffeisenverbandes stattfanden, begrüßte der lebhafte Beifall unserer Bauernschaft ihren greisen Anwalt und seinen Ausführungen wurde mit Ehrfurcht und Anteilnahme gelauscht.

Daß der Tod zu neuem Leben werden kann, haben diejenigen mit Erschütterung gefühlt, die an dem offenen Grabe Karl Wolffs [1]) standen. Seine Lebensarbeit, aber noch stärker seine Persönlichkeit standen plötzlich wieder lebendig inmitten seines Volkes, in tiefster Dankbarkeit empfunden und das Geschlecht von heute gebieterisch zur Nachfolge aufrufend.

Die reiche Lebensarbeit Karl Wolffs läßt sich schwer auf einen Nenner bringen. Er war nicht nur der begabteste Journalist, der erfolgreichste Wirtschaftsführer, der eindruckvollste Redner und der maßgebende politische Führer und Diktator seiner Generation. Es gibt überhaupt keine wichtigen Dinge unseres wirtschaftlichen und kulturellen Lebens, die er ein halbes Jahrhundert hindurch nicht wirkungsvoll geleitet und schöpferisch gestaltet hätte. Er stand in unserem Volksleben wie ein absoluter Herrscher des achtzehnten Jahrhunderts. Er war der Monarch, in dem sich alle Bestrebungen seines Volkes verkörperten. Daraus erklärt sich manche Wendung und manche Wandlung seines Lebens. Er glich dem Feldherrn, der dazu berufen ist, die Grenzen

[1]) gestorben am 4. Oktober 1929.

seines Vaterlandes gegen eine Unzahl von Feinden zu verteidigen und der seine Truppen bald her und bald hin werfen muß, um seine Aufgabe siegreich erfüllen zu können. Deshalb sehen wir ihn bald als Journalist, bald als Politiker, bald als Bankdirektor, bald als Bodenreformer tätig. Als roter Faden zieht sich aber durch all sein Wirken die Verteidigung der Rechte und des Bestandes seines Volkes. Er konnte als Achtzigjähriger mit Recht von sich sagen: „Von der Jugend an bis zum Alter gehört mein Sinnen und Denken, mein Streben und Arbeiten dem Volke, dem ich entstamme und nach bestem Wissen und Gewissen zu dienen beflissen war und bin."

Als Karl Wolff in das öffentliche Leben trat, ging der Kampf um den letzen Rest des ständischen Lebens, durch welches unsere Vorfahren im Mittelalter unser Volkstum gefestigt hatten. Die Zertrümmerung des Königsbodens und die Entrechtung auf wirtschaftlichem Gebiete, das waren die großen Fragen, die brennend in dem Vordergrund unseres Daseins standen. Er brach eine verheißungsvolle Zukunft als Redakteur der Neuen Freien Presse ab, um in Hermannstadt im Jahre 1874 das Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt zu gründen. Hier rief er zum Kampf für das bedrohte Recht auf. Seine Wahl zum Abgeordneten der Stadt Hermannstadt gab ihm das größere Forum für seine Tätigkeit in dieser Richtung. Aber bald erkannte er, daß der verzweifelte Kampf einer kleinen Minderheit im ungarischen Reichstage, ebenso wie die schönsten Aufsätze einer Provinzpresse letzten Endes Selbstzweck blieben und zu keinem wirklichen Erfolg für unser Volk führen konnten. Dieses brachte den großen Umschwung für sein Denken und für seine Tätigkeit. Er trat im Jahre 1885 als Direktor in die Herrmannstädter Allgemeine Sparkasse ein und zog sich von der Politik äußerlich zurück, wenn auch bis zum Jahre 1919 alle Fäden in seiner Hand zusammenliefen und im gewissen Sinne die Abgeordneten in Budapest nur seinen Willen durchführten. Er hatte in den abgelaufenen Jahren erkannt, daß der Kampf um unseren Bestand auf wirtschaftlichem Gebiete zur Entscheidung gebracht werden müsse. Als er die Direktion der Hermannstädter Allgemeinen Sparkassa übernahm, tat er dies mit der klarbewußten Absicht, sich aus diesem Institut „das Schwert zu schmieden", das er zu der Verwirklichung seiner Ziele brauchte.

Karl Wolff hat es verstanden die Hermannstädter Allgemeine Sparkassa im Laufe von wenigen Jahren aus einer unbedeutenden Bank zu dem zweitgrößten Provinzgeldinstitut Ungarns zu entwickeln. Er

erzielte im Laufe der 34 Jahre seiner Direktion Reingewinne von über 7 Millionen Goldkronen (280 Millionen Papier-Lei) und vergrößerte trotz starker Ausschüttung der Reingewinne das Vermögen des Institutes bis zum Jahre 1914 auf das fünfzehnfache, ohne in dieser Zeit eine Erhöhung des Aktienkapitals vorzunehmen. Aber nicht diese finanziellen Erfolge, die schließlich in demselben Zeitraum des beginnenden Kapitalismus beinahe jede große Bank Mitteleuropas mitgemacht hat, kennzeichnen das Lebenswerk Dr. Karl Wolffs, sondern die Art, wie er die Reigewinne verwertete. Schon im Jahre 1891 sprach er seine Überzeugung in den Worten aus, „daß die Macht des Kapitals nur bei Verwendung zum gemeinsamen Nutzen und Besten versöhnend wirkt." Die Arbeit an seinem Geldinstitut war ihm nicht Selbstzweck, sie war ihm der Grundstein, auf welches er sein humanes und völkisches Werk aufbaute. Mehr als die Hälfte der erzielten Reingewinne, etwa 150 Millionen heutiger Lei hat er zu gemeinnützigen Zwecken verwendet, zur Unterstützung von Schulen, Krankenpflegeanstalten, des Waisenhauses, von Kindergärten, der Kirche, von Gewerbe- und Handelsschulen, Fachschulen, des Brukenthalischen Museums, des Franz Joseph Bürgerspitals, des Diasporaheims, des Raiffeisenverbands, des Landwirtschaftlichen Vereins und vieler anderer gemeinnützigen Anstalten. Neben dieser Unterstützung mit barem Geld floß aber ständig die Förderung völkisch wirtschaftlicher Ziele, die in den Reingewinnstberichten nicht zum Ausdrucke kommen. Gewerbetreibende erhielten zinsenlose Darlehen zur Anschaffung von Maschinen, die Sparkassa beteiligte sich unter Verzicht auf Reingewinn oder Verzinsung überall gerne, wo sie die Verfolgung gemeinnütziger Zwecke sah.

Das Wirken Dr. Karl Wolffs blieb aber nicht auf rein sächsische Belange beschränkt. Die wirtschaftliche Verstrickung unseres Volkes mit den Mitbewohnern Siebenbürgens brachte es mit sich, daß Karl Wolff lebhaften Anteil an vielen wirtschaftlichen Dingen nahm, die sich in den Dienst des ganzen Landes stellten. Er hatte in der Erkenntnis, daß der Kampf als Selbstzweck sinnlos sei, durch den Sachsentag des Jahres 1890 Frieden mit den Magyaren geschlossen und dadurch das Verfügungsrecht über das Vermögen der Nationsuniversität wenigstens zum Teile zurückbekommen. Bald war er ein wirtschaftlicher Führer Ungarns, dessen Meinung man gerne hörte. So ist unter seinem Einflusse ein großer Teil der siebenbürgischen Bahnen ausgebaut worden. Er leitete die Elektrifizierung Siebenbürgens ein. Hermannstadt wurde unter seinem Einflusse das Muster einer mo-

dernen Provinzstadt, die ihre Wasserleitung, ein Elektrizitätswerk, elektrische Stadtbahn und das moderne Volksbad besaß, als man auch in Westeuropa noch über die Durchführbarkeit mancher dieser Reformen stritt.

Die größte Bedeutung von allen Schöpfungen Dr. Karl Wolffs ist aber wohl der Gründung der Raiffeisengenossenschaften und seiner Tätigkeit im Dienste des sächsischen Bauern zuzumessen. In demselben Jahre als er die Direktion der Hermannstädter allgemeinen Sparkassa übernahm, begann er mit der Gründung von Raiffeisengenossenschaften. In kurzer Zeit umfaßte der Verband 183 Vorschußvereine, 82 Konsumvereine und mehrere Winzergenossenschaften. Dr. Karl Wolff hat durch die Gründung dieser Anstalten tief in das Seelenleben des sächsischen Bauern hineingegriffen und das alte nachbarschaftliche Denken in neuer Form zu segensreicher Entwicklung gebracht. Den Raiffeisengenossenschaften ist es zu verdanken, daß unsere Bauern vom Wucher befreit wurden und die Entschuldung unseres Bauernstandes einsetzte, dessen Lage in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ähnlich verzweifelt war wie heute. Die Raiffeisengenossenschaften gaben Dr. Karl Wolff aber auch die Möglichkeit die Scholle zu verteidigen. Die Raiffeisengenossenschaften haben unter der Leitung Dr. Karl Wolffs beinahe 5000 Joch Grund vor dem Übergang in fremde Hände bewahrt und gegen 10 000 Joch neuen Boden unserem Volkstum erworben. Sie bildeten auch die Keimstelle für den Versuch der Krönung des Lebenswerkes Dr. Karl Wolffs, neue Besiedlung. Je weiter das Lebenswerk Karl Wolffs ausreifte, umso klarer kam ihm die Erkenntnis, daß alle seine Bemühungen Stückwerk bleiben müßten, wenn es ihm nicht gelänge durch Neu- und Umsiedlung sächsischen Volkes den alten Kolonistengeist wieder zu erwecken. Dafür gab es zwei Wege: Aus den kinderreichen armen Gemeinden Bevölkerung in solche wohlhabende Gemeinden überzupflanzen, wo das eigene Volkstum die Kraft der Fortentwicklung verloren hatte und die Gründung neuer Siedlungen durch Heranziehung deutscher Kolonisten aus Siedlungen außerhalb Siebenbürgens. „Niemals hat mein Herz in solcher Erregung gepocht, wie im Sommer 1899 an einem Sonntag, als ich nach der Frühkirche im Dorfe Manersch die dortigen Bauern zur Ansiedlung in Weißkirchen aneiferte. Ob der sächsische Volksstamm noch triebkräftig oder im Verdorren begriffen sei, das war die bange Frage, die mich in innere Erregung setzte", schreibt er viele Jahre später in seinen Erinnerungen. Die Versuche dieser Innenkolonisation blieben

nicht ohne Erfolg. Weißkirchen bei Schäßburg und die Besiedlung der Gemeinden Batiz und Benzenz durch Schwaben legen davon Zeugnis ab. Während des Weltkrieges nahm Dr. Karl Wolff die früheren kleineren Versuche in großem Stil wieder auf. Durch die Vereinsbank, die er zu Siedlungszwecken gegründet hatte, kaufte er mehrere große ungarische Güter an und erhielt von der ungarischen Regierung die Zusage, diese mit den verfolgten deutschen Kolonisten des Schwarzen Meer-Gebietes besiedeln zu dürfen. Das Schicksal hat dieses Projekt nicht zur Wirklichkeit werden lassen.

Die besten Mannesjahre Dr. Karl Wolffs sind in die Zeit hineingestellt, als der beginnende Kapitalismus das wirtschaftliche Leben zu beherrschen begann, als der Erwerb zum Selbstzweck wurde und vielfach durch die Gründung von Aktiengesellschaften dem Unternehmertum die persönliche Note genommen wurde, als die große Trennung der Menschheit in viele Arme und wenige Reiche sich zu vollziehen begann. Kein denkender Mensch, der im wirtschaftlichen Leben drin steht, kann sich der Bedeutung dieser Fragen entziehen. Viele Führerpersönlichkeiten haben versucht eine Lösung des kapitalistischen Problems zu finden. Auch die Einstellung Dr. Karl Wolffs zu den wirtschaftlichen Fragen stellt einen solchen Versuch der Lösung des kapitalistischen Problems dar. Er geht von einer Mentalität aus, die dem Marxistischen Sozialismus zwar vollkommen fernsteht, sich aber in ihren praktischen Auswirkungen ihm vielfach nähert. Das Interesse Karl Wolffs war in erster Linie unseren Bauern und den Handwerkern zugekehrt. An den Problemen der Industrie und des beginnenden Großhandels hat er mehr oder weniger vorübergesehen und ähnlich wie Lenin sich in dieser Hinsicht eigentlich hauptsächlich mit dem Gedenken beschäftigt, fremde Kapitalisten zur Gründung von Industrien in das Land zu rufen. Wenn er das sächsische Volk wirtschaftlich nach seinen Plänen hätte organisieren können, so wäre der genossenschaftlichen Zusammenfassung der Bauern durch Vorschußvereine, Konsumvereine und Verkaufsgenossenschaften die Organisierung des Gewerbes in Einkaufs-, Verkaufs- und Produktionsgenossenschaften gefolgt. Seine Konzeption mußte naturgemäß mit dem beginnenden kapitalistischen Großbetriebe in Konflikt kommen, denn sie hätte schließlich zur Ausschaltung des Kaufmannes und des Fabrikanten geführt. Der Kampf um den Hermannstädter Konsumverein ist nur ein äußeres Symbol dieser tiefen Gegensätze gewesen. Der Zusammenbruch dieses Unternehmens hat Karl Wolff die Unmöglichkeit gezeigt, seine wirt-

schaftlichen Pläne über das ganze Sachsenvolk auszudehnen. Er liquidierte die Angelegenheit, wie es nur ein Karl Wolff konnte. Er deckte den durch den Konsumverein entstandenen Verlust von 40.000 Goldkronen aus Eigenem, beschränkte sein Wirken für den genossenschaftschaftlichen Gedanken von nun an eigentlich auf die Raiffeisenvereine und warf seine Arbeitskraft ganz auf das Gebiet, welches ihm von nun an als das wichtigste erschien: die Kolonisation.

Wenn wir heute an seinem Grabe fragen, was von diesem Lebenswerk, wie es durchdachter und gewaltiger wohl niemals in unserem Volke aufgebaut wurde, für unsere Zeit übrig geblieben ist, so müssen wir zu der erschütternden Erkenntnis kommen, daß von den Werken selbst nur weniges sichtbar in unsere Tage ragt. Das Schwert, welches er geschmiedet hatte, um seine gewaltigen Pläne zu verwirklichen, hat seine müde Hand dem Nachfolger stumpf übergeben müssen. Die schönsten Erfolge seines Kampfes um die Scholle und das neue große Siedlungswerk sind durch die rumänische Agrarreform hinweggefegt worden und selbst die Raiffeisengenossenschaften, der lebendigste Ausdruck seines Wirkens, sind heute nicht in der Lage ihre Hauptaufgabe zu erfüllen. Sie müssen ihr Geld zu einem Zinsfuß an die Mitglieder geben, der vor dem Krieg bei den Gerichten als Wucher bestraft worden wäre. Der Krieg hat die Saaten zertreten, die Karl Wolff mit soviel Geduld und soviel Hingabe in seinem arbeitsfrohen Leben gesät hat. Es wird ihm selbst der Vorwurf nicht erspart, daß er die Hermannstädter Allgemeine Sparkassa zu sehr durch die Zeichnung von Kriegsanleihe belastet habe und daß es nur der Geschicklichkeit seiner Nachfolger gelungen wäre, die Sparkassa, wenn auch in anderer Form, in unsere Zeit zu retten. Bestimmt ist an diesem Angriff manches wahres daran, aber man muß anderseits verstehen, daß ein Mann wie Dr. Karl Wolff gar nicht anders handeln konnte. Er war wie wir alle von der Überzeugung durchdrungen, daß der Weltkrieg das deutsche Schicksal entscheide und deshalb ist es begreiflich, daß er alles daran setzte, um die Verteidigung der Mittelmächte zu stärken soweit es in seiner Macht lag.

Vor den Trümmern seiner Lebensarbeit müssen wir uns sagen, daß es wohl überhaupt nicht möglich ist das Schicksal eines Volkes für künftige Zeiten zu sichern. Der große Führer kann immer nur für seine eigene Zeit wirken und schaffen. Friedrich der Große hat es nicht verhindern können, daß sein preußischer Musterstaat auf dem Schlachtfelde von Jena zusammenbrach. Auch das Lebenswerk Bis-

marcks ist kaum ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode in Trümmer gegangen. Das Werk ist zeitlich gebunden, aber in Ewigkeit ragt die Gesinnung empor, die in dem Werk eines großen Menschen zum Ausdrucke kommt.

Wenn wir deshalb fragen, was das Bleibende an dem Lebenswerk Karl Wolffs ist und was er für uns und alle Zeiten bedeutet, solange das sächsische Volk in Siebenbürgen noch eine Mission zu erfüllen hat, so sind es nicht Karl Wolffs Werke, sondern die große Persönlichkeit, die sich in ihm offenbart hat. Wir werden an ihm die künftigen Führer unseres Volkes messen und werden von ihnen dieselbe innere Glut und dieselbe Reinheit der Gesinnung verlangen, in denen sich sein Leben im Dienste seines Volkes verzehrte. Wenn man über das Leben Brukenthals seinen Wahlspruch schreibt „Meinem Volke und meinem Glauben bleibe ich treu", so ist Karl Wolff durch die Worte zu charakterisieren „Nichts für mich, alles meinem Volke." Der größte Finanzmann, den wir bisher gehabt haben, hat die letzten Jahre seines Lebens in bescheidenen Verhältnissen gelebt und ist arm gestorben. Bei ihm ist ein Gleichklang von Wort und Tat, wie wir ihn schöner in keinem unserer großen Männer finden.

Wir werden an seinem Grabe zur Selbstbesinnung aufgerufen. Man hört heute sagen, daß sich die Zeiten geändert hätten, daß man aus der Mentalität Karl Wolffs heraus unsere Wirtschaft nicht mehr führen könne. Diese Behauptungen müssen uns im Spiegel des Lebenswerkes von Karl Wolff als eine Entschuldigung unserer eigenen Schwäche erscheinen. Die Zeiten haben sich wohl darin geändert, daß man mit anderen Methoden als früher die wirtschaftlichen Aufgaben unseres Volkes zu bewältigen versuchen muß. Insbesonders ist heute unser wirtschaftliches Bestehen enger als früher mit dem Schicksal von Industrie und Handel verknüpft. Deshalb ist aber der Grundsatz, den Karl Wolff als oberstes Motiv für alle seine wirtschaftlichen Maßnahmen niederschrieb, „daß die Macht des Kapitals nur bei Verwendung zum gemeinsamen Nutzen und Besten versöhnend wirkt," auch heute noch ebenso wahr wie er es in dem Jahre 1891 gewesen ist. Wir müssen kapitalistische Methoden in unserer Wirtschaft anwenden, ebenso wie Karl Wolff sie zu seiner Zeit in der Leitung der Hermannstädter Allgemeinen Sparkassa zur Anwendung gebracht hat. Wir müssen aber dabei erkennen, daß kapitalistisches Denken uns nicht retten kann. Wenn die vielen schönen Worte, die an dem Grabe Dr. Karl Wolffs gesprochen wurden und die in diesen Tagen unsere

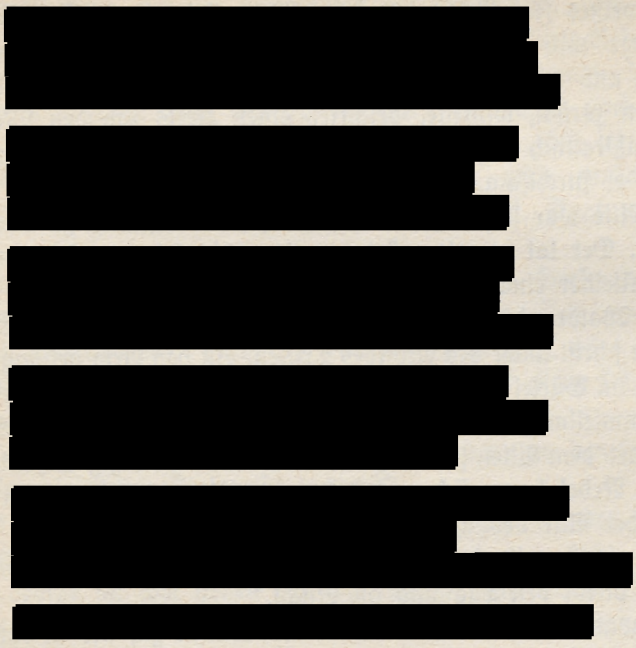
Presse erfüllt haben, nicht zu Phrasen werden sollen, dann ist es Zeit, daß wir Taten sehen.

An dem Grabe Dr. Karl Wolffs müssen wir den Mut finden, mit derselben Selbstlosigkeit und mit derselben Reinheit der Empfindung unsere schwächeren Kräfte in den Dienst unseres Volkstums zu stellen, wie er es durch sein Leben bezeugt hat. Denn sein Ruhm war das Zeugnis seines Gewissens.

Patriarchalische Terzinen

Von Nichifor Crainic





Autorisierte Übertragung aus dem Rumänischen
von Zoltan Franyó

Picu wittert den Tod

Von Otto Alscher

Der Nebel schlug ihm mit grauem Dampf entgegen, als der Alte die Tür der Blockhütte öffnete. Und dieses Grau des Rauchnebels bildete schon im engen Kreis eine Wand, die von einer unbestimmten, trüben Helle durchflutet, jeden Blick stumpf machte. An den steil aufragenden Ästen eines Zwetschkenbaumes hing der Rauhreif wie ein Gewölk, lag auf einer geduckten Hecke und polsterte die Haube eines Heuschobers.

Der Alte, ins Freie getreten, lauschte in den Nebel. Da hörte er auch schon das Rufen und Pfeifen Damians, des Schwiegerenkels, mit dem dieser die Schafe beisammen hielt und zugleich die Wölfe abschreckte. Der Alte schritt dem Schalle zu.

Trockenes Eichenlaub, mit den Zweigen im Sommer gesammelt, war auf der Schneefläche des Hanges auseinandergeworfen. Daran knabberten die Schafe. Ein Hund kam wedelnd dem Alten entgegen.

Sein weißes Fell stach gelb gegen den Schnee ab, die Haare um Schnauze und Augen hingen voll von Reifkristallen. Der Hund wedelte und roch an dem Mantel des Alten. Doch schon fuhr er erschrocken zurück, winselte, beschrieb einen Kreis um den Mann; die Nase mißtrauisch gegen diesen hingestreckt, die Rückenhaare gesträubt, knurrte er furchtsam.

Der Alte war stehen geblieben und schaute erstaunt zu dem Hunde hinüber. Der tat ja, als würde er ihn nicht kennen. Oder als trüge er die Kleider eines Fremden.

Vom Waldrande her tauchte der Schatten Damians auf. Der Schnee knirschte schrill unter des Mannes Tritten. In den Arm gehängt trug er die Axt, im Gürtel die Pistole. Auch die Haare seines Schafpelzes, die der Lammfellmütze waren voll Reif. „Böses Wetter", sagte Damian, als er bei dem Alten stand, „man sieht keine zwanzig Schritte weit."

„Der Nebel kann sich noch lichten, es ist ja erst früh am Tage", meinte der Alte bedächtig.

„Der nicht", widersprach der Bursche. „Riech nur, wie Staub riecht er. Der bleibt den Tag und die Nacht."

Nun wandte sich der Alte wieder dem Hunde zu, der in vorsichtiger Entfernung ihn umschlich, manchmal knurrte, manchmal winselte. Auch der Bursche warf einen schrägen Blick zu dem Hund hinüber, zog dann die Augenbrauen hoch und sagte lachend: „Der Picu tut, als würde er er dich nicht kennen."

„Dabei hab ich ihn nie geschlagen", bestätigte der Alte nachdenklich. Er wandte sich wieder dem Burschen zu. „Gib nur auf die Schafe acht, lasse sie nicht im Gebüsch. Heute ist der richtige Tag für die Wölfe."

Sogleich begann Damian zu fluchen. „Hol sie der Teufel! Einer war ohnedies schon da. Aber er ist so rasch wieder verschwunden, daß ich nicht einmal die Pistole auf ihn anschlagen konnte."

Der Alte grübelte über etwas nach. Einmal sagte er: „Ein verdammtes Wetter, man weiß gar nicht, was man anfangen soll." Dann schien er zu einem Entschluß gekommen. „Ich gehe doch in die Bersoika hinüber, zur Wassermühle, nachsehen, ob unser Mais schon gemahlen ist."

„Bei dem Wetter willst du den weiten Weg durch den Wald machen?" fragte der Bursche bestürzt. Plötzlich fuhr er erschrocken herum, denn der Hund hinter dem Alten sitzend, hatte zu heulen begonnen.

Beide Männer starrten fassungslos auf den Hund. Der hob den Kopf, schlug bellend an und ging dann in ein schauerliches Geheul über.

Nun hatte sich Damian mit raschem Blick überzeugt, daß kein Wolf in der Nähe war, den er anzeigte. Er machte zwei Schritte auf den Hund zu, schwenkte den Arm und rief: „Bist du verrückt, was heulst du ganz umsonst?“ Der Hund wich zurück, bellte noch einmal klagend und stand dann im Nebel, Kopf und Rute gesenkt.

Damian wandte sich wieder dem Alten zu. „Nein, Großvater,“ sagte er, „heute ist kein Tag durch den Wald zu wandern. Seit dem Schneebruch ist niemand mehr durch den Hochwald gegangen, alles liegt voll von Wipfeln und Ästen, bis du zurückkommen kannst, ist die Dämmerung da und du findest dann gar die Richtung nicht mehr.“

„In drei Tagen ist Sântu Ioan; sollen wir denn zu den Feiertagen nicht einmal frisches Maismehl haben?“

„Der Bobre wird ja das Mehl doch nicht gemahlen haben. Bei dem Frost ist alles vereist, da dreht sich kein Rad.“

„So werde ich ihm helfen das Eis loszuhacken. Komme ich nicht, um ihn zu mahnen, so bekommen wir das Mehl bis zum Frühling nicht.“

Der Junge wußte, daß sich der Alte die Absicht doch nicht ausreden ließ, er wandte sich darum wieder zu seinen Schafen hinab.

Da der Alte zur Hütte zurückging, blickte der Hund ihm unverwandt nach, ganz in sich zusammengekrochen. Dabei sog er wieder furchtsam die Witterung des Mannes ein, sträubte die Haare, und kaum war der Alte einige Schritte entfernt, als er schon wieder zu heulen begann.

„Warum heult denn der Picu?“ fragte Florica, die Enkelin, von ihrer Stickarbeit aufblickend, als der Großvater eintrat.

„Warum — die Wölfe wird er spüren.“

„Der heult nicht wegen der Wölfe. Da würde er bellen und zornig sein. Der Picu fürchtet sich vor etwas.“ Nun sah sie, daß der Großvater den Rucksack überhängte und die Axt aus der Ecke nahm.

„Wohin willst du, Großvater?“ fragte sie bangend.

„Zur Wassermühle, ins Tal hinunter, nach unserm Mais schauen.“

„Es muß ja nicht sein, wir haben noch Maismehl genug“, wandte sie schüchtern ein.

„Du klagst immer, daß unser Maismehl schon stickig ist“, fuhr sie der Alte an. „Sollst einmal aufhören mit dem Gerede.“

„Ich will ja nichts mehr sagen, mir soll alles recht sein. Es ist ja viel besser, wenn der Vater vom Dorf aus zur Mühle fährt, dann hast du nicht das schwere Tragen."

„Mir drückt der Sack Maismehl noch lang nicht die Schultern ab."

„Geh nicht", bat die Enkelin, „hast du nicht den Picu gehört?"

„Ich bin kein schwangeres Weib, daß ich auf Hundegeheul etwas gebe!" warf der alte Rumäne barsch hin und verließ den Raum.

Draußen saß harrend der Hund. Er schien den Alten erwartet zu haben. Den Kopf hängen lassend, saß er im ausgetretenen Schneepfad, blickte nicht zu dem Manne auf, zeigte aber auch kein Zeichen der Freude, obwohl er sah, daß sein Herr einen Weg vorhatte, auf welchem er diesen immer gern begleitete. Und der Hund wich auch nicht aus, da der Alte bis vor ihn gelangt war. Der Mann mußte in den Schnee treten, um nicht über ihn wegsteigen zu müssen. Kaum aber hatte er einige Schritte gemacht, als er den Hund schon wieder vor seinen Füßen fand. Das war dem Alten doch zu dumm. „Was willst du, geh zu den Schafen, halt mich nicht auf!" herrschte er den Hund an. Der aber rührte sich nicht und wieder mußte ihm der Mann ausweichen.

Der Alte rief noch zu dem Schwiegerenkel hinüber, daß er jetzt gehe. Vielleicht ist er abends zurück, vielleicht auch nicht. Im selben Augenblick begann der Hund wieder hinter ihm zu heulen. Da stieß der Alte einen Fluch aus und schritt eilig davon.

Über die Wiesen ging es sich leicht. Der Schnee war hart gefroren, ließ die Bundschuhe nicht durchbrechen, sang nur und knirschte scharf in seinen Millionen Eiskristallen. Doch bei jedem Schritt war es dem Manne, als müsse er den Nebel von sich stoßen, müsse sich mit gepreßtem Atem durch die weiße Masse schieben.

Als er die hohen Buchen des Waldes aus dem Nebel vor sich aufwachsen sah, hatte der Alte Mühe den Eingang des Pfades zwischen den Stämmen zu finden. Er blickte sich um, damit er sich über die Richtung vergewissere, da bemerkte er, daß der Hund ihm gefolgt war, langsam hinter ihm herschleichend. Einen Moment überlegte er, ob es nicht besser sei, den Hund zurückzujagen, aber dann fiel ihm ein, daß der Hund rascher die Wölfe anzeigen konnte, wenn sie ihm in den Weg kamen.

Kaum hatte er den Wald betreten, wurde das trübe Grau rings noch dichter. In dem Nebel sahen die Stämme wie nackte Säulen aus, ohne Wipfel, wesenlos, wie längst erstarrt und abgestorben.

Alles lag voll von niedergebrochenen Ästen und geknickten Wipfeln, so daß es dem Alten war, als tappe er, mit einer weißen Binde vor den Augen, ins Irre hinein.

Schon stieß er auf die erste Wolfsfährte. Diese führte im langen Trab zwischen den Stämmen hin, quer über den Weg, war ganz frisch — keine von den ständig aus den Wipfeln niederrieselnden Reifkristalle lagen in ihr. Der Alte ließ seinen Blick mißtrauisch in den Wald hineingleiten, ob er nicht den Schatten des Tieres noch irgendwo erkennen könne.

Doch was war mit dem Hunde? Der glitt über die Spur weg, ohne sich um sie zu kümmern, ohne den Wolf anzuzeigen. Nicht einmal die Haare sträubte er, fuhr nicht zornig knurrend der Spur nach, wie sonst stets. War der Hund krank, daß er sich so unnatürlich gebärdete?

Der Alte war stehen geblieben und betrachtete argwöhnisch den Hund. Die Wölfe staken dem nicht im Sinn, und doch hatte er geheult, hatte sich so seltsam unruhig gezeigt, als fürchte er sich vor dem verschlossenen Wintertag, als fühlte er ein drohendes Nahen. Doch was?.... Er wies mit der Hand der Wolfsspur nach und sagte: „Huß, Picu! huß!“ Der Hund blickte ihn an und machte den Versuch zu wedeln. Versteht er denn nicht, was er soll? Um sich aber mit dem Unbegreiflichen nicht zu belassen, wandte sich der Alte und schritt in erregter Hast weiter. Wenn er nur schon am Ziele — und auch wieder daheim wäre!

Der Weg war wirklich schlecht. Fortwährend lag ein vom Sturm gebrochener Stamm über dem Weg, ein Gewirr morscher, vereister Äste. Wenn der Bergrücken nicht so schmal wäre, rechts und links steil zum Hang abfallend, würde er längst die Richtung verloren haben. Immerhin kam er nur langsam vorwärts und er sah ein, daß es eine schwere Arbeit sein würde, beim Heimweg, mit dem Mehlsack auf dem Rücken sich durch dieses Gewirr eines Schneebruches zu winden. Er begann zu bedauern, daß er sich auf den Weg gemacht hatte.

Hohe, schlanke Buchen bildeten jetzt den Wald. Diesen hatte der Schnee nicht so viel anhaben können, nur schwere Äste lagen auf dem Boden und der Alte konnte länger ausschreiten.

Er wollte nicht und dennoch zwang es ihn, sich umzublicken. Der Hund war ganz dicht hinter ihm, zuckte aber zusammen, da er sich nach ihm umwandte und schaute ihn mit einem ganz fremden, unergründlichen Blick an, fast wie ein wildes Tier. „Heid, vorwärts!“

bedeutete er dem Hund, denn plötzlich ertrug er es nicht, diesen Blick des Hundes in seinem Rücken zu haben. Er mußte aber hinter das Tier treten und diesem mit dem Axtstiel einen Stoß geben, damit es seinem Befehl folgte.

Der Alte seufzte. Heute ist alles verrückt geworden, der Hund, Florica mit ihrer Angst, das Wetter mit dem grauen, finsteren Nebel und — und auch er selbst, der auf einmal so etwas wie ein unheimliches Gefühl spürte. Zornig, wie um sich zu befreien, hieb er mit der Axt in einen Stamm, doch auch der Schlag fiel nur kurz und ohne zu hallen nieder.

Der Wald und auch der Nebel waren nun etwas lichter. Man konnte doch eine kleine Strecke zwischen die Stämme hineinsehen. Das Rieseln aus den Wipfeln war stärker, Wind mußte über den Wald hinstreichen.

Der Hund machte Miene ihn wieder im Gehen zu behindern. „Zum Teufel, kannst du nicht deine Füße heben?“ schrie er ihn an. „Warum bist du nicht daheim geblieben?“

Der Hund setzte sich jäh in den Schnee nieder und schien keine Lust zu haben, weiterzugehen.

„Bleib, bis du festfrierst!“ sagte der Alte und ging davon. Aber schon nach wenigen Schritten hielt er erschreckt an, der Hund hinter ihm hatte zu heulen begonnen.

„Kusch!“ rief er. „Willst du die Wölfe auf uns aufmerksam machen?“

Wieder hob der Hund die Schnauze und begann klagend zu kläffen. Rasch war der Mann bei dem Hunde. „Picu, Picule, sei doch nicht ganz verrückt!“ sagte er begütigend. „Es nützt ja doch nichts, wenn du dich fürchtest. Will etwas kommen, so können wir es nicht aufhalten. Wir werden uns eilen, bald sind wir im Tal und bei der Mühle und — vielleicht gehen wir heute gar nicht heim, übernachten beim Dobre und kehren morgen über das Dorf zurück. Dort finden wir auch einen Holzschlitten, der uns das Mehl eine Strecke den Berg hinaufführt.“

„Hau!“ sagte der Hund, winselte ein wenig und sagte wieder „Hau!“ Dann erhob er sich, beschrieb einen halben Bogen gegen den Wald, knurrte und wandte sich nach der andern Seite.

„Also, dann gehen wir!“ sagte der Alte aufatmend.

Der Hund hatte sich ganz verändert. Er sträubte die Haare, lief bald rechts, bald links vom Wege, knurrte manchmal tief, zog die Witterung ein, doch immer mit hoher Nase, als säße etwas in den Wipfeln.

„Es wird doch kein Luchs über uns sitzen?" dachte der Alte kopfschüttelnd.

Jetzt war es nicht mehr weit ins Tal hinab. Hinge der Nebel nicht zwischen den Stämmen, könnte man schon die Mühle erblicken. Die Buchen traten auch schon zurück und Eichen strebten auf.

Da fuhr der Alte zusammen und hielt jäh an. Drüben, auf dem anderen Bergrücken heulte ein Wolf. Dem Alten verschlug es den Atem. War das wirklich ein Wolf? Dünn stieg der Ton an, schwebte lange und hoch durch den Nebel, schwankte summend und endete dumpf. Den Mann überrieselte es kalt. Ein Wolf heult mitten im Tage! Das hatte er noch nie gehört, so alt er auch war ... Mitten im Tage Wolfsgeheul! Der Alte bekreuzigte sich. Hatte er denn auch schon solch dicken, rauchigen Nebel gesehn? Ein fremdes, unbekanntes Gefühl befiel ihn.

Da fuhr es ihm erschreckend durch den Sinn: Wenn der Hund anschlug, jetzt, hatten sie sogleich die Wölfe hinter sich.

Der Hund war auch stehen geblieben und hatte die Ohren gespitzt. Er schaute winselnd zu seinem Herrn herüber. Der hob warnend die Hand: „Kusch, Picu! Kusch!" flüsterte er heiser. Dann machte er einige Schritte auf den Hund zu, um ihn zur Vorsorge festzuhalten. Der Hund aber sah kaum, daß er die Hand nach ihm ausstreckte, als er scheu zur Seite wich und sich furchtsam zurückzog. Warum fürchtete sich auf einmal der Hund vor ihm, dem er doch immer sehr anhänglich gewesen?

Doch der Alte lauschte wieder hinaus. Das Wolfsgeheul hatte neuerlich begonnen, klang aber ferner und tief aus einer Schlucht.

Der Wolf war nicht auf dem Wege zu ihm herüber! Wenn er sich eilte, so rasch als möglich talab strebte, konnte er die Mühle erreichen, bevor noch die Wölfe auf seine Spur gerieten.

Er hatte nie vor Wölfen Angst gehabt. Mit der Axt in der Hand, war er in jedes Rudel gefahren, wenn sie in die Schafherde einbrachen. Jetzt aber war ihm unheimlich bang, er konnte es sich nicht vorstellen, daß er gezwungen sein könnte, sich gegen einen Angriff von Wölfen zu wehren. Und er begann zu laufen, in langen, scheuen Schritten, immer wieder ängstlich lauschend und umherspähend.

Welch tosenden Lärm der Schnee unter seinen Opanken machte! Das mußte ja bis zum anderen Bergrücken hinüber hörbar sein. Seine Füße waren auch zitterig, manchmal brach er durch die Schneedecke und kam in Gefahr zu stürzen.

Teufel, die Büsche, die verschneiten Brombeerhecken! Die hielten ihn auf, brachten ihn aus der Richtung und verschlossen die schwache Sicht im Nebel noch mehr.

Einmal schaute er sich um, da sah er, daß ihm der Hund nur weit rückwärts und widerwillig nachfolgte. Und der hielt auch an, sobald er stehen blieb, als fürchte er ihm näher zu kommen.

So lange lief er schon, ganz atemlos war er und noch immer kam er nicht aus dem Wald heraus. Wohin führte denn der Hang, der sich jäh und steil zum Tale senkte?

Da — mitten im Lauf stockte er und eine Lähmung stürzte über ihn her. Vorne glitt ein langer Schatten durch den Nebel. Und — dort mitten im Wege, mit spitzen Ohren, starrenden Augen, stand ein Wolf. Regungslos und in eiserner Ruhe auf ihn wartend. Durch seinen noch immer pfeifenden Atem hörte er rings knirschend schleichen.

Langsam wich der Alte zurück, bis an den Stamm einer Eiche. Seine Augen beschrieben hilflos einen Kreis — nein, kein Baum in der Nähe, der zu erklettern war. Und immer mehr Wölfe tauchten auf, die starken Köpfe, die dampfenden Rachen ihm zugewandt.

Der Hund! Bis sie den zerissen hatten, blieb Zeit für ihn an Rettung zu denken. Aber da hörte er weit vorne im Tal schon den Hund heulen und klagend aufbellen. Der war den Wölfen entgangen. Um ihn aber klagte er.

Wenn er doch ein Feuer anfachen könnte! Ein, zwei brennende Äste unter die Bestien geschleudert und sie würden nicht wagen ihn anzugreifen. Doch er wußte, so bald er sich bückte, Reisig zu sammeln, fielen die Wölfe über ihn her.

Es war nichts zu machen — nichts zu machen!

Der Alte seufzte, den Blick über die Wölfe hinweg, die ihm, in seiner Not ganz fremd erschienen.

Um Hilfe rufen! Die Mühle war nahe, vielleicht hörte man ihn. Aber aus seiner Kehle brach nur ein Stöhnen, nicht einmal schreien konnte er ... Es war ja alles vergeblich!

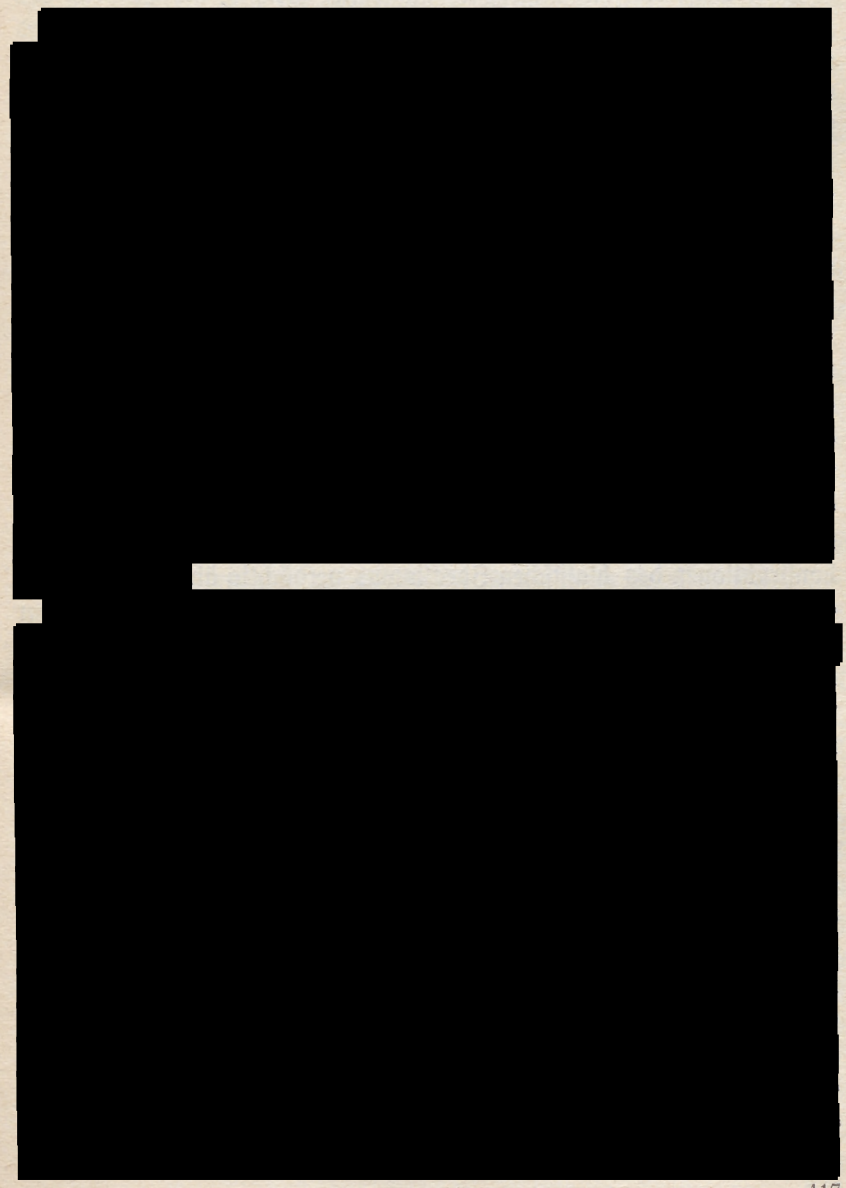
Den Rücken an den Stamm gedrückt schloß er mechanisch den Pelz über Brust und Hals. Sie sollten ihn wenigstens nicht gleich fassen können. Dann wickelte er sich den Rucksack zum Schutz um den linken Arm.

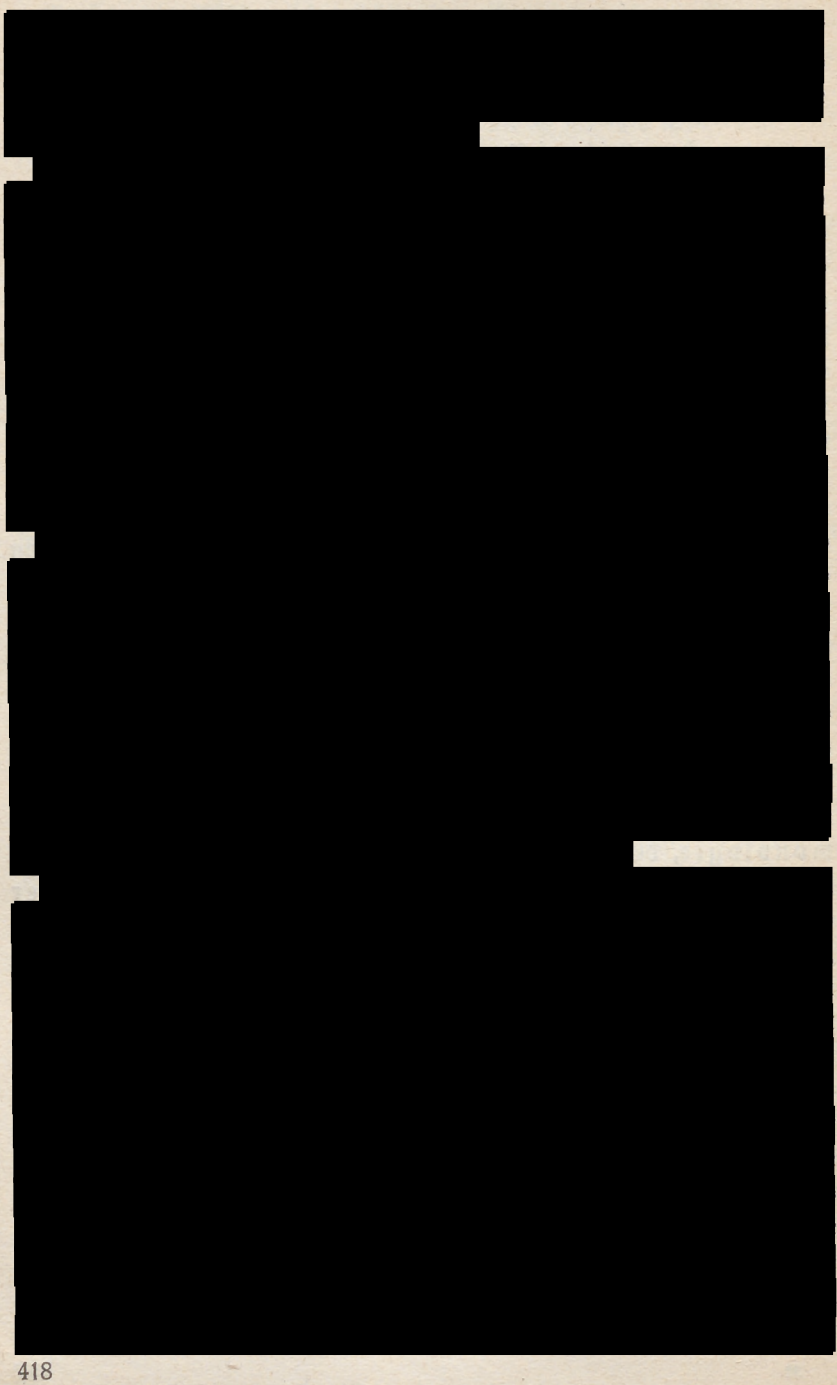
Die Axt fest umklammert, ganz ruhig geworden, nur mit einem fernen, traurigen Blick, erwartete der Alte die Wölfe.

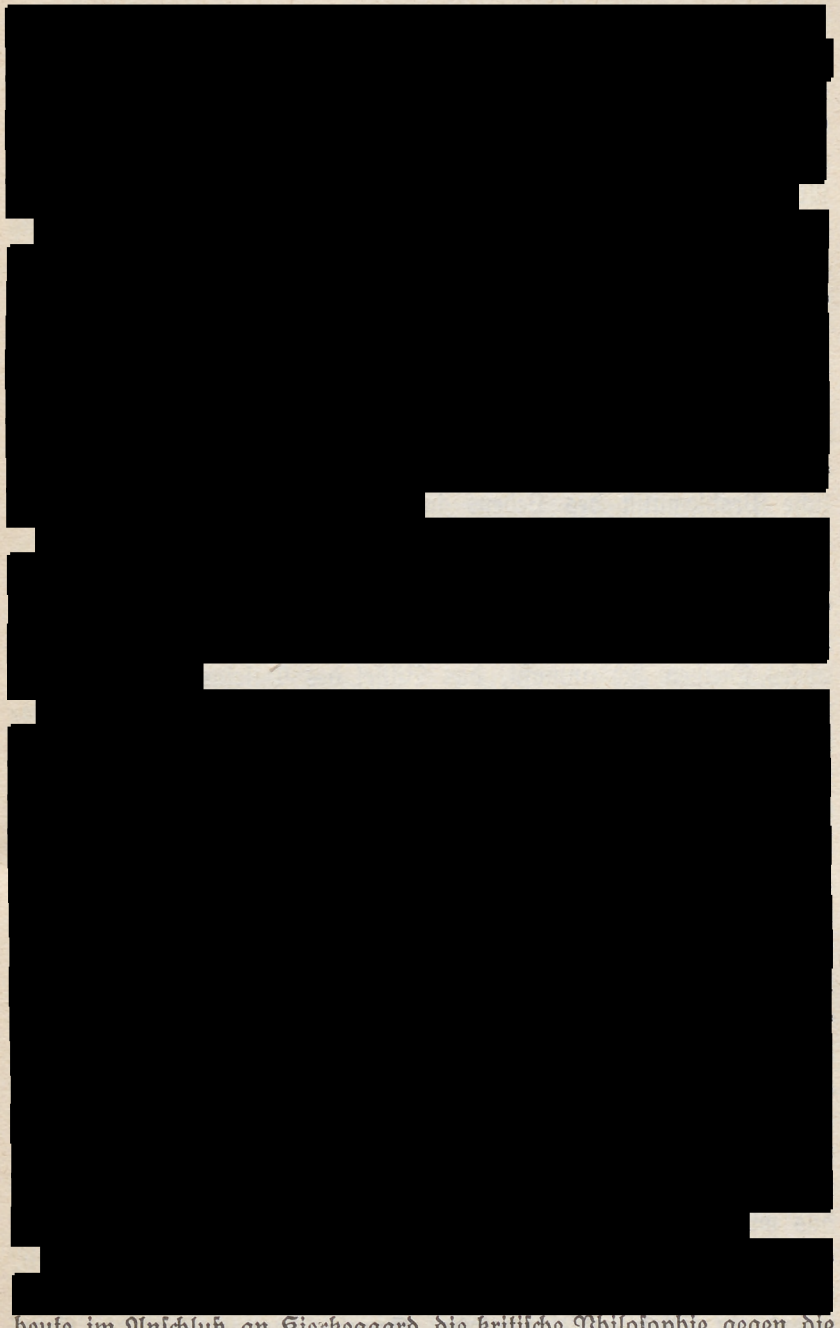
Die philosophische Krisis der Gegenwart

Vortrag, gehalten in der Wiener „Urania" am 22. Juni 1929

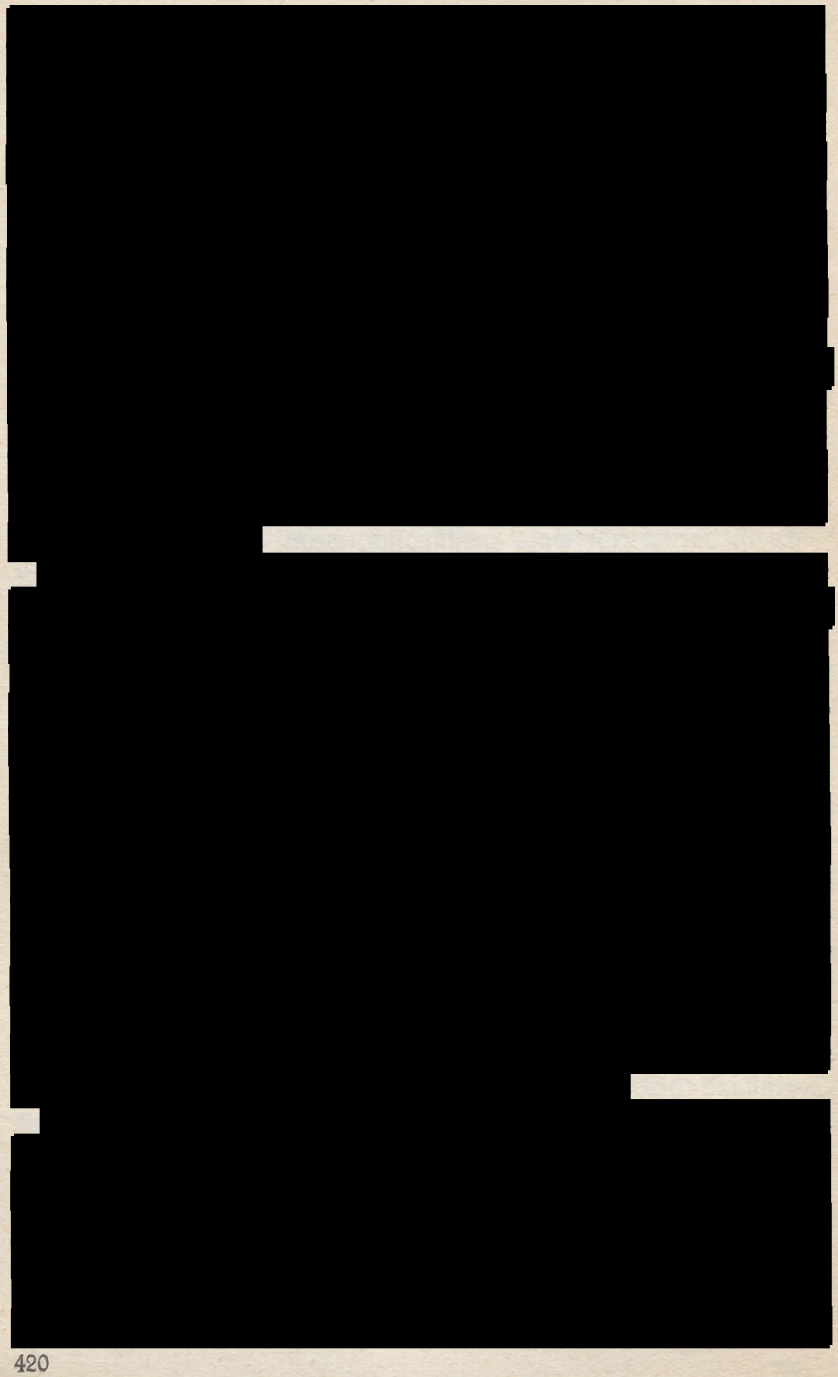
Von Erwin Reisner (Schluß)

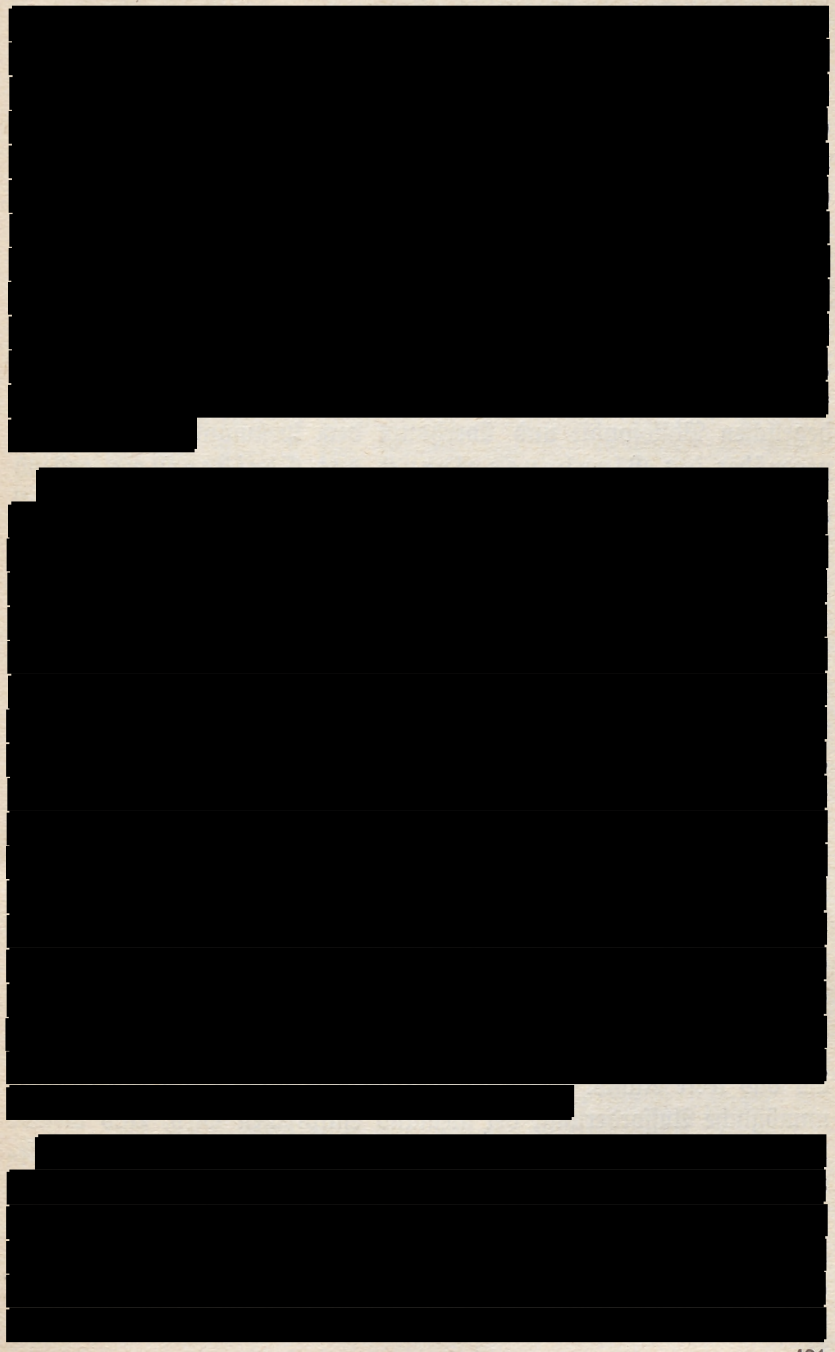


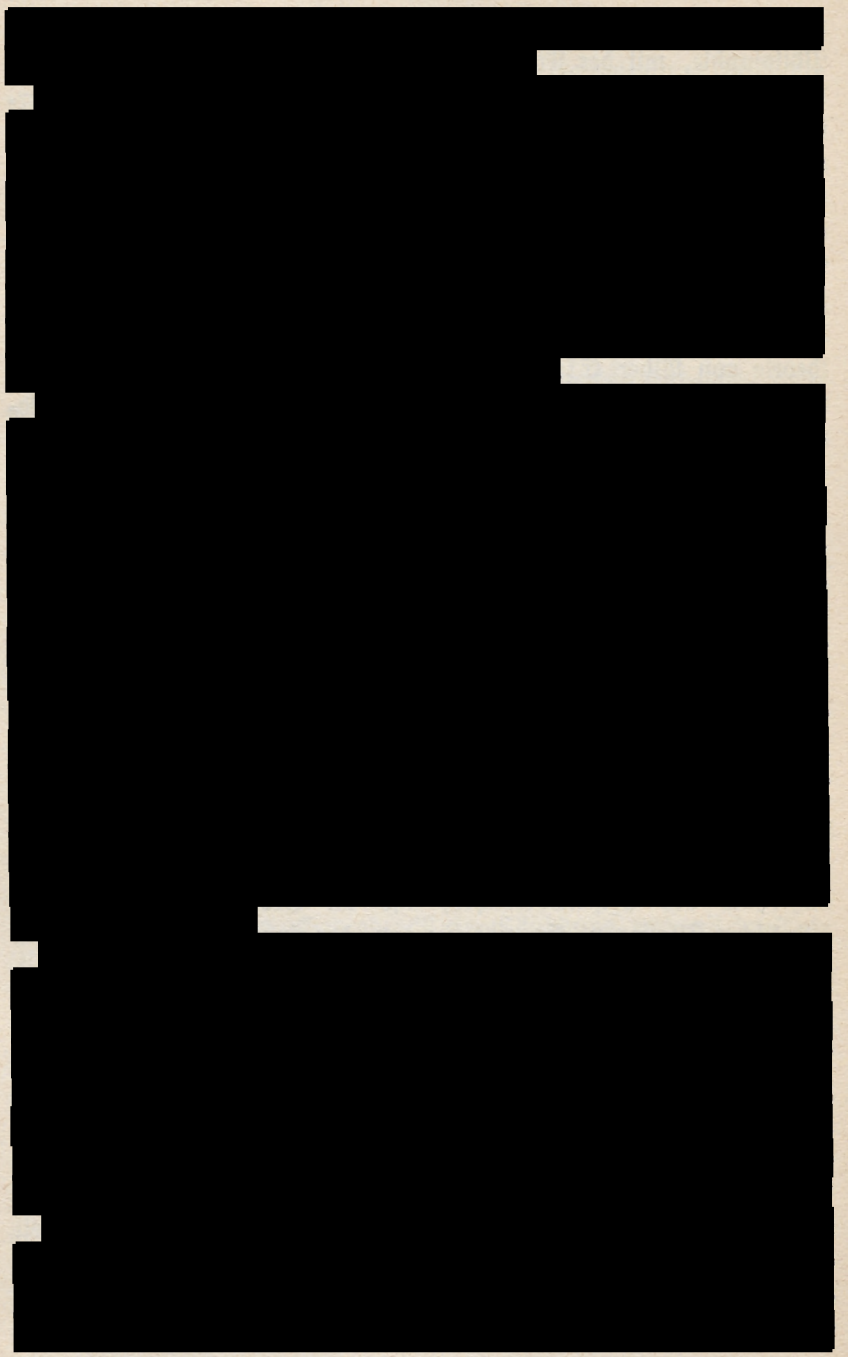


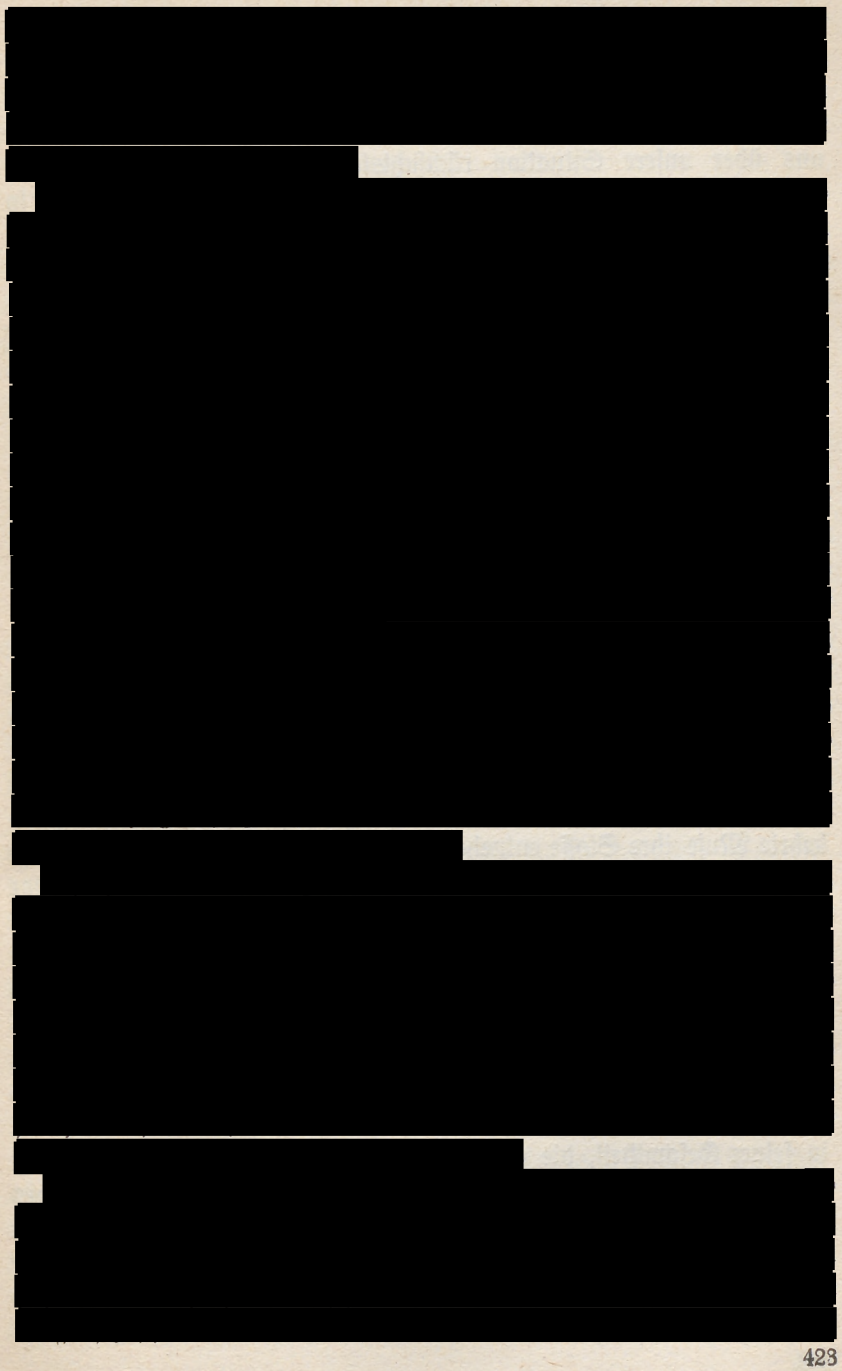


heute im Anschluß an Kierkegaard die kritische Philosophie gegen die





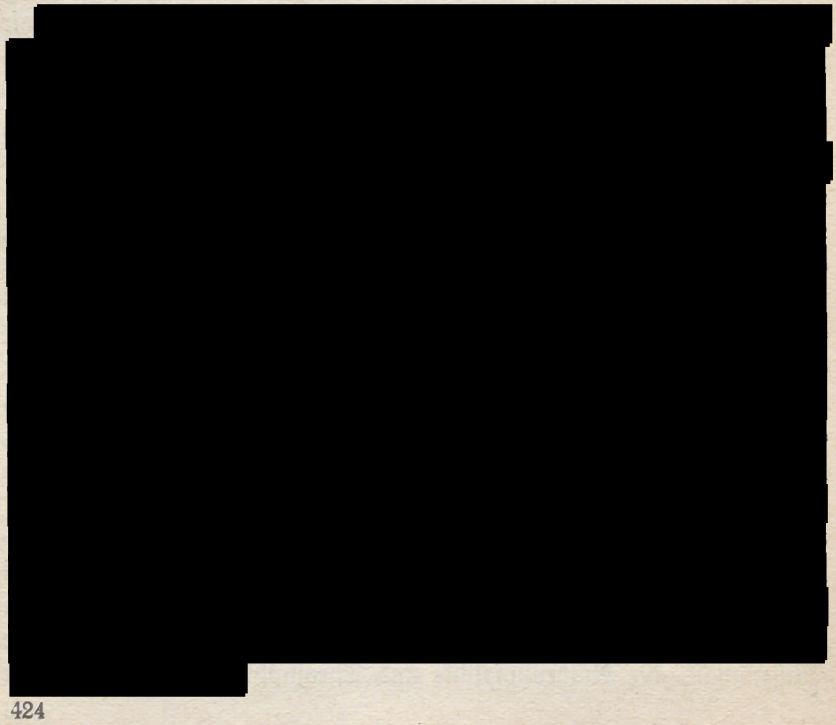






Traugott Teutsch

Von Oskar Netoliczka



[redacted]



Was lesen die Siebenbürger Sachsen?

Von Heinrich Zillich

Was ein Volk liest, wie es sich bewußt und urteilend in der alten und neuen Literatur bewegt, ist immer ein Zeichen für seine Fähigkeit der Verinnerlichung, die wieder seine allgemeine Lebenskraft bestimmt und läutert. Vollends bei einer Minderheitengruppe, deren Bedeutung und Wehr nicht in der Zahl und rohen Gewalt liegt. Wir bestehen gegen die rohe Gewalt der Verhältnisse erst durch unsere kulturelle Höhenlage, die sich in unserer Arbeit, geistigen Verfassung, Ordnung und Gesittung ausdrückt. Wenn wir den umliegenden Völkern, die sich rasch entwickeln, nicht kulturell überlegen bleiben, sinkt unsere Rolle nicht bloß vor den anderen, sondern vor uns selbst. Der Sinn unseres Volk-Seins im Osten hängt von dieser kulturellen Kraft ab. Das Buch, das wir zur Hand nehmen, nährt und verrät sie.

Die soziologische Zusammensetzung der Sachsen verändert sich ununterbrochen. Zum größten Teil sind die früher führenden Stände beseitigt oder eingeengt. Die mächtiger gewordene Wirtschaft treibt aus dem Bauerntum und den kleinen Handwerkerkreisen immer mehr Menschen in die wohlhabenden Schichten hinein oder in die Zirkel, die durch ihre Lage über der Masse deren geistigen Inhalt beeinflussen können. Die geistigen Repräsentanten sind andere geworden und damit ist das Bild des Volkes selbst verwandelt, mag auch vielleicht der Urtyp des sächsischen Bauers im allgemeinen der gleiche sein wie vor fünfzig Jahren. Es bestimmen nicht mehr die bekannten alten Familien, die früher das höhere Beamten- und Pfarrertum stellten, die kulturellen Inhalt erbten und ständig ergänzten, sondern ein Gemisch von wirtschaftlich hochgekommenen Menschen. Es ist aber leichter Geld zu machen, als sich selbst zu erziehen und sich den Werken zu öffnen, die ein Volk als geistige Einheit bewahren. Der einzelne begabte Mensch vermag ohne große Mühe in die höhere Atmosphäre aufzusteigen und sich

darin zu bewegen. Geld aber macht auch der geistig Unbegabte und selbstsüchtige, ohne dabei selbstsüchtig sein zu müssen. Seine Einschmelzung in die führende Schicht ist wohl möglich — denn schließlich gehören dieser neben Köpfen auch Bäuche an — wenn nicht gar zu viele auf einmal hochkommen wie heute und dadurch die führende Schicht selbst umstimmen. Dieser Massenaufstieg drückt das Niveau der ganzen städtischen Bevölkerung. Die Wirkung ist vor allem auf die Jugend stark. Der Emporkömmling fühlt, was ihm fehlt und sucht es in seinen Kindern wettzumachen, aber meist in einer verkehrten Weise, indem er die Kinder in Verkennung des inneren Sinns der oberen Schicht, verzieht und dadurch erst recht niederdrückt. Die wahre Gans, den wahren Lümmel unter jungen Leuten findet man denn auch meist in solchen Familien. Den Eltern gilt die Zucht der niedereren Klasse, aus der sie stammen, als „unfein"; die mehr geistige Zucht der Schicht, der sie sich nun zurechnen, mißverkennen sie gröblich und wenn sie nicht übergewöhnliche Menschen sind, ist sie ihnen lange verschlossen, weil dazu nicht nur kulturelles Gefühl, sondern Haltung und Würde, Wissen und Bildung gehören.

Solche Erwägungen führten mich dazu, einen Fragebogen über die Lektüre der Siebenbürger Sachsen auszuarbeiten und Buchhandlungen in Hermannstadt und Kronstadt und der Modernen Bücherei in Hermannstadt zur Beantwortung vorzulegen. Das Ergebnis bestätigt den einleitenden Teil dieses Aufsatzes, soll aber noch im einzelnen betrachtet werden. Die kleineren Städte ließ ich außeracht, da ich mit Recht glaube annehmen zu können, daß die Hermannstädter und Kronstädter Antworten auch für diese gelten, obgleich man unerfreuliche Einzelergebnisse an manchen Orten noch schwärzen muß.

Die zusammenfassende Frage lautete: Was liest der Siebenbürger Sachse? Die Bibliothek vermag sie leichter zu beantworten als die Buchhändler, weil bei diesen viele Bücher für Geschenkzwecke gekauft werden, oft Klassiker, die in den Schrank wandern und nie gelesen werden. Dagegen haben die Buchhandlungen, besonders in Kronstadt, die Möglichkeit, Sachsen mit anderen Völkern zu vergleichen. Um dies vorwegzunehmen: als bester, urteilssicherster Käufer gilt nicht der Sachse. Wohl stellt er die Masse der Käufer, aber nach der Höhe des Einzelkaufes wie nach Urteil und Literaturinteresse übertrifft ihn mitunter der Jude, bei weitem aber die unter uns lebenden Reichsdeutschen. Das beweist, da wir von Natur dem Reichsdeutschen doch kaum unterlegen sind, unsere schlechtere Erziehung, die keine bleibende

Teilnahme für literarische Vorgänge erweckt hat. Allerdings schwebt den Buchhändlern die Gesamtheit unserer städtischen Bevölkerung vor, unter den Reichsdeutschen nur eine Auswahl hochstehender Wirtschaftsleute. Ein Vergleich aber zwischen unseren Wirtschaftsleuten und diesen ausgesandten Technikern und Händlern fiele noch ärger zu unseren Ungunsten aus. Kronstädter Buchhändler haben übrigens häufig mit solchen rumänischen Käufern zu tun, die über außergewöhnliches Wissen in literarischen Fragen verfügen.

Ein Buchhändler antwortete mir auf die Frage, was der Sachse lese: „Der Sachse? — Nichts! Nur die Sächsin liest!" Er verbesserte sich sofort dahin, daß die Sächsin mehr kaufe, was natürlich auch für ihren Mann oder Geliebten geschehen könne. Die Moderne Bücherei meinte, daß das Verhältnis ungefähr 1 : 1 sei. Bedenkt man, daß jeder von uns mehrere Männer kennt, die nichts lesen, nicht einmal Literatur ihres Faches, aber kaum eine solche Frau, so ist es wohl erlaubt anzunehmen, daß der Mann etwas weniger liest als die Frau. Die Erklärung dafür lautet, die Frau habe mehr Zeit. Das Bild ändert sich wesentlich, wenn man das klarere Urteil über das Gelesene und Zulesende sucht.

Vorerst sei nochmals auf die Spaltung zwischen den Bevölkerungsschichten hingewiesen. Die Emporkömmlinge stellen zusammen mit dem Kleinbürgertum einen breiten unkultivierten Leserkreis, der überhaupt meist nicht zu der Erkenntnis gelangt ist, daß das Buch eine innere Bedeutung für den Leser haben kann. Er liest mit den Sinnen, er liest — so seltsam dies klingt — unmoralisch oder besser amoralisch, stofflich verhaftet, ohne in den Sinn des Gelesenen zu dringen, denn sonst würde er etwas Besseres lesen. Ja, er lehnt Bücher als langweilig ab, die mehr geben als Nervenkitzel und Spannung. Der Kitsch, den hier die Männer bevorzugen, ist der Kriminalroman, der sehr stark gekauft, von der Bücherei stark gefordert wird, viel öfter als man, mit einer humanistischen Bildung belastet, annimmt. Die Frauen lesen Unterhaltungs- und Bahnhofsliteratur. Einen entscheidenden Ausschlag beim Kauf gibt die Billigkeit. Da schießen denn auch die Romansammlungen zu 1 bis 3 Mark für das Stück den Vogel ab. Die als Kitsch bis in die Massen verschrieenen Bücher der Courths-Mahler, Eschtruth und Marlitt lesen nur junge Mädchen; der Absatz sinkt. Die belanglosen Bücher des „Kränzchens" halten sich noch unter Backfischen. Die Knaben stehen unentwegt

zu Karl May, was m. E. gar nicht übel ist; außerdem werden technische Bücher, Reise- und Heldenlektüre verschlungen.

Dieser Bevölkerungsklasse steht die in literarischen Dingen bewußtere „gebildete Welt" gegenüber, die den Unterschied zwischen gutem und schlechten Buch auch nur zögernd findet, aber von Wertungen, Gesprächen und gelegentlichen künstlerischen Eindrücken bestimmt erscheint. Ihre Einstellung ist nicht mehr so simpel wie die der Emporkömmlinge, die „etwas Spannendes" lesen wollen.

Eine Rundfrage kann leider diese Schichtung der Bevölkerung im Einzelnen nicht erfassen. Ihr steht nur das Gesamtergebnis zur Verfügung und so ergibt sich bloß ein Durchschnittsbild des sächsischen Lesers, auf das es natürlich in erster Linie auch ankommt.

Alle Gefragten meinten, daß die literarischen Kenntnisse äußerst gering seien, es vorkomme, daß jemand ein Buch kaufen will ohne die geringste Vorstellung davon zu haben, was er wünscht und liebt. Man läßt sich vom Verkäufer beraten, meist ohne kritischen Einspruch, und ist dessen wohl selten genügendem Wissen ausgeliefert. Man will — das ist wohl eine stehende Redensart — „etwas Billiges und Gutes", läßt es sich einpacken wie ein Paket Streichhölzer und zieht ab damit. Die Bedeutung der Billigkeit zeigt sich sehr hübsch darin, daß ältere, gute Romane wie die Fontanes und Kellers oft gekauft werden, weil sie neuerdings in wohlfeilen Ausgaben zu haben sind. Hier kommt man wie die blinde Krähe zum Korn.

Lyrik liest niemand und greift manchmal jemand doch darnach, so sind es Dichtungen bis Rilke. Eine ganze junge Welt von Heym, Trakl bis zu Bischof und Lersch bleibt unbeachtet. Wesentlich für die Kauf- und Leselust ist, daß ein Buch im Ausland Erfolg habe, also das Mode gewordene Buch. Remarques „Im Westen nichts Neues" war das meistverkaufte Buch in der letzten Zeit auch in Siebenbürgen. Jack London und natürlich Wallace sind beliebt. Man kann mit einiger Übertreibung leider sagen, daß mit Ausnahme der billigen Unterhaltungsbücher nur Modebücher gelesen werden. Man hält also durchaus bei den Neuerscheinungen, die aus irgend einem Grunde, verdient oder unverdient, berühmt geworden sind. Das verhindert ein inniges Zusammenleben mit einem Buche, drängt die Klassiker völlig beiseite, engt aber auch den Absatz der wertvollen neuen Schriftsteller über Gebühr ein und beschränkt ihn zumeist auf kurze Zeit. Ich nenne einige Autoren, die übereinstimmend als besonders häufig gelesen hingestellt werden:

Galsworthy, Hamsun, Conrad, Rudolf Herzog, Wassermann, Schnitzler, Arnold Zweig, Stefan Zweig, Sudermann, Agnes Günther, Rilke (Cornet), J. C. Heer, Sapper, G. Hauptmann, Th. Mann, Ganghofer, R. Voß, Lagerlöff, Paul Keller, Helene Lange, Bonsels, Müller-Guttenbrunn.

Gutes und Belangloses wahllos nebeneinander. Es fehlen viele der bedeutendsten deutschen Schriftsteller der Gegenwart: Stehr, Ponten, Winckler, Carossa, Binding, Briese, Schnack, Blunck, Thieß usw., viele nichtdeutsche wie Duun, Gide, usw. Im allgemeinen erscheint die Liste als günstig, wenn auch etwas eng. Man muß aber berücksichtigen, daß bei der Unterhaltungslektüre, die sehr stark gekauft wird, und bei den ebenso stark gelesenen Kriminalromanen, die Autoren meist weder vom Verkäufer noch vom Kunden beachtet werden; ihre Nennung unter den oft gelesenen Autoren ist daher unmöglich.

Die Literaturkenntnisse sind nebelhaft, bei Fremden bedeutend besser. Vielleicht liegt das auch daran, daß Werke über Literatur und Kunstgeschichte selten erbeten werden. Die Männer haben ein sichereres Urteil, sind auf den Verkäufer nicht so angewiesen wie die Frauen und legen auf die Billigkeit eines Buches auch weniger Gewicht. Ihr Interesse wendet sich neuerdings auf Sportbücher und Lexika, auf Reisebeschreibungen, Memoirenwerke und Biographien (Ford, Wilhelm II., Mussolini, Lenin). Reclams „Praktisches Wissen" wurde von einer Buchhandlung in mehr als 300 Stücken verkauft. Werke sozialer Schriftsteller werden kaum nennenswert gelesen, wenn sie nicht wie Van de Velde oder Lindsey Ehefragen behandeln. Auch Bücher über die Frauenbewegung finden keinen Anklang. Ganz gering ist der Absatz philosophischer, besser schon der naturgeschichtlicher Werke, während die reine Fachliteratur nur auf einen bestimmten kleinen zielstrebigen Kreis von Männern beschränkt bleibt. Entsprechend der Modeabhängigkeit des Publikums sind modische, schön aufgemachte Zeitschriften, Illustrierte Blätter, dann Magazine, und der Übel größtes: Kriminalmagazine stark verbreitet, einigermaßen auch gute Familienmonatsschriften, fast gar nicht aber die großen, führenden geistigen Zeitschriften wie „Die neue Rundschau", „Deutsche Rundschau", „Die Horen", „Kunstwart", „Die Zeitwende", „Hochland", „Orplid", „Zeitschrift für Geopolitik" usw.

Das gleiche Bild bietet sich bei der heimischen Lektüre. Kurz nach dem Erscheinen eines Buches ist es begehrt und wird dann vergessen. Von den literarischen Werken wird noch gelesen: Wittstocks „Zineborn",

Zillichs „Flausen", „Kronstadt" und „Wälder und Laternenschein", Meschendörfers „Leonore". Von den wissenschaftlichen Ausgaben hat die Sachsengeschichte einen gleichbleibenden sicheren Absatz.

Zusammenfassend ergibt sich: daß über einer zahlreichen Menge, die nur einen Nervenreiz in der Lektüre sucht und völlig kritiklos ist, eine Anzahl besser beratener Leser existiert, die aber auch vorwiegend durch Modebücher angelockt wird. Besonders glückliche äußere Umstände begünstigen das Lesen guter älterer Literatur. Klassiker sind verschmäht. Das gleiche gilt von der nichtschöngeistigen Literatur, wo auch das modische Thema siegreich ist. Die großen bleibenden Autoren, etwa Burckhardt, Fichte, Mommsen, liest kein Mensch, dafür aber populäre Werke Emil Ludwigs und dergleichen. Der ernste Leser, der sichtend und ordnend, sich bildend und vertiefend, Überblick und Auswahl selbständig sucht, ist beinahe seltener geworden als früher. Die finanzielle Stellung der Leser — dies wird übereinstimmend mitgeteilt — hat keinen Einfluß auf die Auswahl. Reichtum hat eher eine negative Wirkung auf die Güte des Lesestoffes, wie eine Hermannstädter Antwort meldet. Der Mann liest vielleicht soviel wie die Frau, aber weniger literarische Werke. Sein Interessenkreis ist unvergleichlich größer, sein Urteil und Wissen geordneter und klarer, infolgedessen auch seine innere Empfangsfähigkeit reicher, — aber das ist Anlage.

Sehr bedeutsam erscheint nun die Feststellung, daß Zeitungshinweise auf bestimmte Bücher starke Wirkung haben. So wurde z. B. Koch-Wesers Rußlandbuch, daß in unseren Blättern ausführlich besprochen worden war, viel gekauft, obgleich es nicht zu den weitverbreiteten Büchern in Deutschland gehört.

Hier ist der Punkt, um fruchtbar einzugreifen! Die Leselust ist groß. Sie muß planmäßig auf das Wertvolle hingeleitet werden. Das können nur Organe besorgen, die sich an breite Kreise wenden. Die Zeitungen also. Eine ständige Buchchronik neuer Erscheinungen genügt noch nicht, obgleich ihre Einführung dringend notwendig wäre. Sie muß ergänzt werden durch lebendige Stellungnahmen von möglichst mehreren Kritikern zu verschiedenen Werken. Anekdoten, Berichte, Episoden um ein Buch und einen Schriftsteller, auch um ältere, müssen gesammelt werden, damit man die Neugierde der Zeitungsleser weckt. Klassiker, denen man beim heutigen Zustand des Publikums sofort eine größere Wirkung voraussagen kann, etwa Kleist mit seinen Novellen, müßte man nachdrucken und dem Abdruck Hinweise auf die anderen Werke und deren billigste Ausgabe anschließen. Das S.-D.-Tageblatt brachte

einmal einen Roman einer baltischen Schriftstellerin. Ihre Bücher wurden daraufhin in Hermannstadt gekauft. Das Beispiel zeigt, daß man selbst ungewollt erziehen kann. Furchtbar aber, wenn einer der üblichen Zeitungsromane den gleichen Einfluß ausüben sollte.

Die Zeitungen finden hier ein großes und bisher nicht planvoll betreutes Arbeitsfeld, dessen Bestellung nicht schwer ist, aber von allergrößter Bedeutung für unser Volk werden kann.

Herbstlicher Abend

Von Heinrich Zillich

Berge im Abend, aus dem sich der Kühlung Schweigen entbreitet,
grüßen noch einmal ins Tal, ehe sie ferne verdunkeln
willig der Nacht, die mit winzigen Lichtern
kommt vom Osten herbei auf der Dämmerung Brücke.

Nun ist es Zeit zu heben den Blick in die Höhe,
ob er noch stark ist zu fassen den dunstigen Flecken der Felsen
oder der Wälder Brüste noch spürt herbstüberrostet
oder noch merkt der Wege steiles Verädern.

Flocken des Dunkels rauschen hinunter zur Ruhe.
Ich sehe verschwimmen die Bäume im Garten, den Giebel am Dach.
Nun taucht schon die Bank in das Grau und ich selbst
falle ins Welken des Lichts.
Nur meine Augen ziehn in die Ferne hinaus,
blindgewordene Vögel, Schiffe im Nebel verstrandet,
Flüsse zugleich, die schwemmen das Dunkel herein
tief in das rote Herz, das dreißig Jahre schon pocht
an die antworthebende Brust.

Mir sinken die Lider. Ich höre ihm zu, wie es ruft
und mich trägt ins ewig fremde Geschehen.
Rastloser Hammer — welches Echo verzögert
im finsteren Keller der Stunde, welches Geschick wird reif,
wie die trocken tönenden Blätter
mir oft ins Antlitz knistern und unerblickt verwehn?

Wunder des Lebens, größer als Denken und Fühlen,
das sich im Tode enthüllt, wenn es sich selbst überwunden!
Ich öffne die Augen wieder, da hängte inzwischen die Nacht
mit riesigen Armen die kleinen Laternen
rings in den Dachstuhl des Himmels und alle glitzern mich an.

Rundschau

Politische Chronik. Der Tod des Regentschaftsrats Buzdugan machte mehrere hinter dem politischen Leben wirkenden Spannungen offenbar, auf die in der „Politischen Chronik" schon hingewiesen wurde. Die wesentlichste ist der jetzt gefährlich zutage getretene und wieder verklebte Gegensatz innerhalb der Regierungspartei, die Verschiedenheit des nationalen und des kleinbäuerlichen Flügels, der dadurch verschärft wird, daß er auch eine geistige Verschiedenartigkeit ausdrückt: den kulturellen Unterschied zwischen West- und Ostrumänentum. Die gemeinsamen Interessen haben diesmal gesiegt und werden voraussichtlich noch längere Zeit stark genug bleiben. Will man sie aber auf eine Formel bringen, so erhält man das vage Programm der Demokratie und des Kampfes gegen die Korruption, aber nicht eine soziale Bindung, die die ganze Regierungspartei zusammenkittet. Dadurch kommt in den Kampf für das offizielle Programm etwas Negatives. Noch nach einjähriger Regierung redet man ewig von den Vorgängern, entschuldigt mit den Sünden der Liberalen die eigene mangelnde Energie und Programmstetigkeit, die sich am sichtbarsten im Verhalten in der Lupener Blutangelegenheit und in der Minderheitenfrage ausdrückt. Weil alles schlecht war, kann man noch nicht energisch durchgreifen — so ungefähr mag man sich rechtfertigen. Die Zeit vergeht aber und man wird bald zum ungewollten Mitschöpfer der Zustände werden, gegen die man auftrat und die man heute so schwach bekämpft. Das Land ist desorganisiert, vor allem in moralischer Hinsicht. Es wäre kindisch, wollte man in wenigen Jahren schon eine Gesundung erwarten. Von der Regierung aber muß man den Mut verlangen, wenigstens sichtbare Exempel zu statuieren.

Diese zögernde und unsichere Haltung war im Grunde auch die Ursache der Regentschaftskrise, die in einem anderen Teile Europas kaum möglich gewesen wäre. Als Bratianu Prinz Karl ab- und die Regentschaft einsetzte, vergaß er — man muß dies Wort wiederholen: vergaß er die Prozedur des Regentschaftsersatzes beim Ableben eines Regenten festzulegen. An diesem einen Fall kann man sein staatsmännisches Schöpfertum beurteilen, beurteilen aber auch die staatsrechtliche Unsicherheit, die weder die Liberalen noch die heutige Regierung bemerkt zu haben scheinen, auf beiden Seiten eine Naivität, die nur noch von der überstürzten Art des Regentschaftswahl überboten wurde. Daß außerdem die Königin in den Kampf gezogen wurde, Verleumdung, Schmutz und Eigensucht auf den Markt sprang — dieses Kapitel der Staatsmoral mag ein anderer einmal mit allen Folgerungen ausspinnen.

Die Regierung ist froh, „gestärkt" aus der Krise hervorgegangen zu sein. Vorläufig ist die Machtfrage geklärt. Die Frage, ob dieser Staat innerlich gesundet, und wer ihn dazu bringt, ist offen wie seit zehn Jahren.

Zeppelin in Rumänien. Was eine Granate lebendiges Fleisch zerreißen läßt, ist im Grunde dasselbe Prinzip, das dieses silberne Wunder über die Erdteile hebt. Man kann durch die moralischen und geistigen Wirkungen der Technik skeptisch geworden sein, doch wenn über den siebenbürgischen Urwäldern eine ungeheuere Vision der Menschheit dahinschwebt, wahrgeworden und großartig, ruhiger und beherrschender als die Luftmücken der Flugzeuge, stählernes Geheimnis der Natur, dann wird einem der Januskopf des Geschehens fühlbar, das immer durch den gleichen Gedanken Leben und Tod sät. Die Begeisterung vor der Menschentat

weitet sich in den Schauer vor dem Dasein selbst. Die Menschen, die da emporstarrten, waren sekundenlang dieses Gefühles triebhaft, unbewußt voll. Wie sie darüber sprachen, war hilflos wie das erste Wort vor einem neugeborenen Kind. Es zeigte sich vor ihnen etwas Unglaubliches, im Mutterschoß der Natur durch den Menschen Gezeugtes, und ist es auch begreifbar in allen seinen Teilen, unfaßbar ist es doch, weil der es schuf, der Mensch, unfaßbar ist für alle Zeit.

Gewiß, wir nutzen das Geheimnis, es wird uns zur Gewohnheit. Einmal ziehen auch die großen Luftschiffe dahin und rühren niemand dazu, den Hut vom Kopfe zu nehmen. Auch dem Wunder der Menschengeburt folgt die Alltäglichkeit des Menschenverkehrs. Doch diese erste Sekunde war groß für jeden, dem sie die erste war.

Dann folgt der Absturz in den Werkeltag. Es gibt solcher Abstürze ins Banale die den Menschen richten. Wenn die Zeitung „Universul" — welch ein Zerrbild des Universums! — diesen Flug aus jenem chauvinistischen Gefühl, das einem Mangel an Intelligenz entspringt, als unerwünschten Besuch Rumäniens darstellt, so ist wieder eine andere Seite des menschlichen Wesens sichtbar geworden. Ja, wir alle müssen wie der Zeppelin zur Erde zurück, doch jedem steht hier die Wahl frei: Ackerboden oder Kot.

Deutsches Theater. Außer einem kleinen Star-Ensemble mit Moissi besuchte im Herbste eine Wiener Truppe Siebenbürgen und spielte eine Auswahl aus dem Repertoire der westlichen Bühnen. Die Leistungen waren recht gut, auch, was in der Provinz selten zu geschehen pflegt, die Regieführung. Die Stückauswahl allerdings bewies zum wiederholtenmale unsere Abhängigkeit von dem zweifelhaften Geschmack der führenden Bühnen, die heute aus wirtschaftlichen Gründen der Masse manche Konzession machen. Unser Publikum ist keineswegs mit einer besseren Spürnase versehen. Die wertvolleren Stücke waren wenigstens in Kronstadt bezeichnenderweise schlecht besucht.

Egon Hajek verließ Siebenbürgen, um eine Pfarre in Wien zu übernehmen. Manche Mitarbeiter des „Klingsor", denen nur im Ausland ein Arbeitsfeld geboten war, haben schon vor ihm den gleichen Schritt getan, so daß sich aus dem Bedauern über diese Fälle schließlich die Frage hebt, ob wir durch solche geistigen Aderlässe auf die Dauer nicht geschwächt werden. Die Frage erheben, heißt sie bejahen.

Wie der Fall Hajek wieder beweist, ist es eine besondere Gattung Mensch, die das Weite und Weitere sucht. Es sind die unruhigen Elemente, die talentierten, die im zähgefügten Boden dieses Volkes nicht so tief einwurzeln, um nur aus ihm zu bestehen, oder trotz stärkster Sehnsucht danach von ihm hinausgedrängt werden. Beides ist möglich. Die Siebenbürger Sachsen sind dem Nicht-Alltäglichen gegenüber leicht gehässig und verschlossen. Wir haben darüber oft Klage geführt, wenn für einen tüchtigen Mann im Land kein Brot zu finden war, das dem Dutzendmenschen oder guten Vetter in den Mund gesteckt wurde. Daß sich der Bettler vor der verschlossenen Tür lieber wegflüchtete als seinen geheimen Reichtum für eine ihn zerstörende Brotstellung zu verraten, wird ihm niemand verdenken und jeder die Schuld dafür unserem Volke zuschreiben. Auch wo einer der Heimat den Rücken kehrt, weil ihn eine große Aufgabe in der Fremde erwartet, die hier nicht erwachsen kann, werden wir ihm zustimmen. Künstler, Journalisten und andere gingen so mit Recht fort.

Bei Hajek liegt die Sache anders. Er hat mit seiner Tätigkeit immer Anklang gefunden. Seine Sprunghaftigkeit verhinderte nicht, daß ihm bereitwillig Raum und

Wirkungsfeld überlassen wurden. Es hat wohl selten einer, der auf so vielen Gebieten zu arbeiten strebte, auf allen so rege Teilnahme gefunden. Gewiß, die ihm Nahestehenden wurden durch solche Wendigkeit oft stutzig, aber die Urbanität seines Wesens, sein rastloses Wollen waren stets ein Gewicht gegen manche Bedenken.

Wo er nun aus diesem tätigen Kreis, den man für immer geschlossen wähnte, seitdem er, der Schöngeist, Pfarrer das heißt religiöser Künder geworden war, schon so bald heraustritt, da möge er es dem Kollegen in litteris nicht verargen, daß der den Kopf schüttelt. Gewiß, uns ist die Wut über die Kleinheit im Lande oft aus dem Zaun gesprungen. Die Ausrufe: Ich gehe und pfeife auf alles hier!, die Antwort: Recht hast du! — die haben wir uns wechselseitig bei mancher Gelegenheit geboten und selbst bei dieser. Doch die Frage bleibt: Weshalb und wohin? Sie muß kühl erwogen werden. Hajek trieb nicht der heimische Unverstand, nicht die Not weg, nicht ein großes Ziel. Ein Egon Hajek avanziert nicht, wenn er einer der namenlosen Pfarrer in Wien wird. Ein Seelsorgeramt bei uns ist wahrscheinlich an innerer Bedeutung größer und genau so groß, wie man es macht. Aussichten und Möglichkeiten der Großstadt? — Wer sagt denn, daß die den Schriftsteller innerlich befördern, der so wie er inmitten eines lebendigen Volkstums auf längst gesicherter Höhe arbeiten und schaffen könnte. Erfolge, Verbindungen? Sucht er das? Und gewährleistet sie ein Pfarrerposten in Wien? Darf ein solcher Wunsch, dessen Erfüllung beim Wohnsitz in Kronstadt genau so möglich wäre, einen Pfarrer bestimmen, die oft selbst betonte Verbindung mit der Heimat, wo man zu den Wenigen gehört, mit einer Heimatlosigkeit zu vertauschen, aus der die geistige Nahrung des Werkes gewiß zögernder fließt als hier? Oder glaubt er in Wien eine religiöse Mission zu haben?

Nein, „Weshalb und wohin?" ist nicht kalt zu beantworten. Die Frage ist heiß. Die Ferne muß, bei solcher Wahlfreiheit wie Hajek sie hatte, eine Steigerung der hier erstrebten Aufgabe sein, ein geistiges hier nicht mögliches größeres Ziel aufrichten, verläßt man ihr zuliebe den Heimatsboden, dem man sich wie er auch priesterlich angeweiht hat. Hajek halte es dem Kollegen zugute, daß er die zwingende Ursache nicht sieht und ein Fragezeichen hinter diesen Entschluß macht. Wie in Hajeks Dichtung mitunter Anschauung und bluthaftes Erleben vor einer phantastischen Wendigkeit zurücktritt, mangelt diesem Entschluß das Schwergewicht, das zum geborenen Werke führt.

Sein Entschluß ist vollzogen. Wir wünschen, daß unsere Beziehungen zu ihm wie Seile halten. Der Platz, den er verläßt, läßt eine Lücke.

Am 11. September schon nahm Hajek mit einem Vorleseabend seiner neuesten Dichtungen in Kronstadt Abschied. Er las Gedichte, eine Novelle und aus einem „Drama", über das ihm zuliebe kein Wort verloren sei. Die Novelle war in den ersten Teilen interessant, das Thema gut gewählt, wenn auch der Schluß unmotiviert erscheint und in Einzelheiten der Anschauung ermangelt. Obgleich also das Ganze unfertig ist, war doch hier ein Wollen zu spüren, um dessetwillen es uns doppelt berührt, daß Hajek die Heimat verlassen hat. Heinrich Zillich

Ausstellung Hans Eder in Kronstadt. [redacted]



Oskar Netoliczka jun.

Neue Bücher und Schriften

Dr. V. Glondys. Zur Problematik des christlichen Gottesglaubens. Hermannstadt, Krafft & Drotleff 1929.

Wie ist Gotteserfahrung und besonders christliche Gotteserfahrung möglich? Das ist die Frage, die heute so viele Gemüter beschäftigt. Glauben ist für uns keine Selbstverständlichkeit, sondern ein Problem. Glauben ist dabei eine gewaltige Macht. Bis in den letzten Winkel weltfremdesten Gelehrtentumes und des einseitigsten Materialismus wird das heute wieder empfunden. Ist die geistige Gewalt, die hier in die Erscheinung tritt, selber nur Ausdruck einer einseitigen Begabung, die solche Menschen, denen sie fehlt, ruhig übersehen dürfen, so etwa wie ein unmusikalischer Mensch keine Konzerte besucht? Oder ist Glauben eine, für alle Menschen verbindliche, lebenswichtige Sache? Zu dieser Frage nimmt Glondys Stellung. Seine Schrift ist ein „Versuch zur Überwindung intellektueller Glaubenshemmungen". Wie zu erwarten, liegt dabei der ganze Nachdruck auf der Behandlung der Frage: wie können wir überhaupt zur Erkenntnis von Gottes Wirklichkeit gelangen? Diese „uneigentliche Problematik" bildet den ersten Teil seiner Erörterung. Sie muß erst geklärt und überwunden werden. Für Glondys ergibt sich dabei, daß mit unserer sittlichen Gewissenserfahrung eine Wahrnehmung mitgegeben sei, die uns unmittelbar von Gottes Wirklichkeit überzeuge (Existenzialurteile). Alle Versuche das Dasein Gottes logisch zu beweisen, sind falsch und ergebnislos; bloß diese unmittelbaren Wahrnehmungen überzeugen uns von der Existenz Gottes. Sie aber mit solcher, über jeden Zweifel und Beweis erhabenen Gewißheit, wie vergleichsweise niemand an der Realität der seine Sinneseindrücke auslösenden Kräfte im Ernste zu zweifeln vermag.

Dieser „uneigentlichen" und doch entscheidenden Frage nach der Wirklichkeit Gottes gegenüber tritt die im zweiten Teile der Schrift behandelte, eigentliche Problematik vom christlichen Glauben an Gott zurück. Es wird hier der Zwiespalt zwischen Zorn und Gnade aufgerollt und gezeigt, wie für den Glaubenden diese beiden, sich scheinbar ausschließenden Gesichtspunkte bloß verschiedene Seiten derselben Sache sind. Und endlich wird dargelegt, wie das Problem der Dreieinigkeit sich, im Glauben geschaut, nicht als eine logische Unmöglichkeit, sondern als der kraftvollste und wahrste Glaubenssatz der Kirche enthüllt.

Die ganze Schrift behandelt all diese schwierigen Fragen in mustergültiger Klarheit. Wie sehr ihre Erörterung einem Bedürfnis der Zeit entspricht, hatte schon der starke Besuch von Glondys' Vorlesungen über diesen Gegenstand gelegentlich des Schäßburger Pfarrertages im Jahre 1927 und neuerdings die Zeitungspolemiken des Verfassers der „Problematik" mit E. Reisner in den „Kirchlichen Blättern" *) und mit K. Reinerth im Siebenbürgisch-deutschen Tageblatt **) gezeigt. Klarheit zu schaffen darüber, was es mit dem Gottesglauben auf sich habe, ist eines der dringendsten Anliegen unserer Zeit. Glondys' Behauptungen sind allerdings nicht unwidersprochen geblieben. Auf einzelne Fragen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wen sie interessieren, der lese die angeführten Zeitungen nach. Soviel ist gewiß, daß der Versuch mit Hilfe erkenntnistheoretischer und psychologischer Darlegungen Menschen zum Glauben zu verhelfen, sicherlich nicht weniger verfehlt wäre, wie die alten logischen Gottesbeweise. Wer daher erwartet, in obiger Schrift durch erkenntnistheoretischen Scharfsinn etwa aus der Not der Glaubenslosigkeit errettet zu werden, wird sie enttäuscht aus der Hand legen müssen. Es fragt sich bloß, ob der Verfasser selber solche Erwartungen befriedigen will! — Der Glaube ist und bleibt ein geheimnisvolles Wunder. Er wird geschenkt, „gewirkt" und kann nicht errungen werden. Das ist zweifellos die letzte Wahrheit, die hierüber zu sagen ist. Darum gibt es kein Buch und keine Lehre, die ihn schaffen könnte. Aber hinter dem Glauben steht eben eine „Wirklichkeit", d. h. er entsteht um so gewisser dort, wo eine Wirkung von Gott auf den Menschen ausgeht. Diese läßt sich in menschlicher Rede wiedergeben. „Zeugnis ablegen" vom Glauben hat man solche „Wirkung" oft genannt. Sie erfolgt meist in den Formen der Predigt und der Evangelisation. Hier ist ihr eigentliches Gebiet. Sie läßt sich aber auch in logischer Gedankenfolge beschreiben. Auch solche Beschreibung ist eine Art Zeugnis. Es darf bloß nicht verkannt werden, wie wenig gerade das Logische und Erkenntnistheoretische der Erörterung schon selber an das Glaubenswunder herankommt. Dieser Vorwurf braucht aber Glondys auch nicht gemacht zu werden. Sein Buch hat vor allem darin seinen Wert, daß es selber „Zeugnis von der Wirklichkeit Gottes" ist und damit bewußt nichts anders sein will, als ein bescheidener „Versuch", in dem gezeigt wird, wie hinter der sich autonom gebärdenden Vernunft die Glaubensherrschaft als die eigentliche und die wahre Lebenserkenntnis steht. Vom menschlichen Denken aus kann freilich nichts anders geschehen, als daß auf jene Wirklichkeit hingewiesen wird, in welcher sich das Menschenleben mit der Macht der Ewigkeit berührt, von ihr erfaßt und durchdrungen wird. Das ist wenig und doch zugleich sehr viel. Denn immer wenn der Mensch davon hört, daß Gottes Wirklichkeit erlebt werden kann, so ist — auch wenn er es selber nicht weiß und will — seine wahre Freiheit und sein Heil ihm näher gerückt.

K. Möckel

*) „Kirchliche Blätter" Nr. 21, 22, 23, 24, 29 dieses Jahres
**) Siebenbürgisch-deutsches Tageblatt vom 30./V., 13. und 18./VI., 6./VII. l. J.

Oskar Walter Cisek. Die Tatarin. Erzählungen.*) Gebrüder Enoch-Verlag, Hamburg, 1929. — Die fünf Erzählungen von O. W. Cisek, dem wir schon als Landsmann nahe stehen, denen Thomas Mann einige Geleitzeilen schrieb, sind eine wertvolle Gabe. Man könnte als zusammenfassenden Eindruck nach der Lektüre angeben: es sind südliche Novellen, aber nicht nur wegen ihres stofflichen Inhalts, obgleich die Erzählungen auch äußerlich in südlichem Lande wurzeln. Südlich möchte ich ihre Schilderungen nennen, das gleichsam aufwuchernde Erblühen der Einzelheiten um eine Situation oder Figur. Südlich ist auch das Wort, das Cisek zu Gebote ist, biegsam, nervös, den Eindrücken gefügig, sehr zugreifend und treffend. Mitunter verführt diese der Einzelheit, ihrem Duft, ihrer Gestaltung zugetane Einfühlungsgabe zu Übertreibungen, die schon nicht mehr die Sinne ansprechen, sondern mit einem überwachen Kopf, der sich vom Erblickbaren ablöst und doch ungefähr davon bestimmt bleibt, nacherspürt werden müssen. So zum Beispiel, wenn er erzählt: „Ihr Leib, der von ihm verschmähte, hatte sich, ein großes Netz, darin vieles Platz fand, um ihre Sorge geworfen; sie hielt sie wie zuckende Fische mit schneidenden Flossen in sich. Dies war ein bitteres Spiel, langsam vom Meer überweht."

Wenn hier „Netz" dem Begriff „Leib" anschaulich widerspricht und die zuckenden Fische der Sorgen gerade deshalb als außerhalb des Körpers empfunden werden, die Darstellung also durch einen bloß gedachten Vergleich übersteigert und stellenweise lahmgelegt wird, so gleitet die Handlung oft zu eben und steigerungslos dahin, ohne das Wichtigste der Epik: das Sichtbare, Ausdeutende des Geschehens zu geben. Überhaupt erscheint die Handlung der Erzählungen verglichen mit der Kraft der Darstellung und Schilderung etwas tragunfähig. Die Erzählungen sind im wesentlichen Schilderungen, allerdings von überwältigender Intensität, von einer das Intimste aufspürenden und doch immer der umgebenden Natur dabei verbundenen Blickstärke, nicht eigentlich psychologische Entdeckungen, sondern viel mehr: Darstellung, Gestaltung, Schöpfung und Nachschöpfung einer Situation in ihrer Gesamtheit und naturhaften Einzigartigkeit. Es ist immer eine Welt, die geschildert wird. Nicht bloß das bannende Wort, auch das Erlebnis, das dahinter wirkt, die Schau, der Untergrund sind dichterisch begnadet, weil umfassend, unbedingt und einzigartig.

Nun wird aber diese Verdichtung, Ausschöpfung und manchmal wörtliche Überspitzung der Situation von keinem epischen Geschehen gleicher Stärke getragen. Nach den Erzählungen bleibt man etwas verwirrt zurück. Man war so stark gefesselt an die Einzelheiten, daß man den sich entdeckenden Sinn, die Bedeutung des Ganzen vermißt. Die Erzählungen verminden etwas matt, gemessen an der Stärke der einzelnen Situationen: was in ihnen geschieht, ist in einer ganz anderen Art südlich, es geschieht zu wenig, obgleich es so aussah, als geschähe bald etwas Großes. Und dabei geschieht doch allerlei, ja beim Nachdenken über die Erzählungen findet man den Sinn der Handlung deutlich, bloß — er war überflutet von der Fülle der Einzelheiten. Die Linie des Geschehens war in den Situationen unsichtbar geworden. Das Verhältnis zwischen Darstellung und Handlung ist um einen Bruchteil ungenau ausgewogen: die auffällige Stärke der Schilderung schadet dem Ganzen. Die Einzelheiten sind alle vom Duft der Einzigartigkeit über-

*) Bei der Kleistpreisverteilung 1929 wurde Cisek ehrend erwähnt. Der Preis wurde Friedrich Reinacher und Alfred Brust zugesprochen

strömt, unsäglich lebendig hingestellt, aber gerade ihre suggestive Erfülltheit verwischt dann auch dem Dichter epische Probleme. In der Erzählung „Der erlöste Sommer" ist es fraglich, ob der Kaplan wirklich so ohne weiteres Rahel versteht, die ihm ihre Mutterschaft frei zu berichten stark wurde. Die Handlung ist hier ganz in die Stimmung getaucht, in der das Mädchen von Anfang an lebt, in eine Naturgetriebenheit, die den Kaplan nicht beherrscht. Ciseks Einfühlungsgabe hat die Tendenz in einen Menschen hineinzukriechen und von dort aus die Handlung zu betrachten, die dann an einigen Stellen durch die Stimmung verschoben wird.

Trotz dieser Bedenken ist das Buch der weitesten Beachtung wert, weil es sich bei Cisek um mehr handelt als um eine schriftstellerische Begabung. Seine Sprache ist dichterisch, gezeugter Ausdruck, gezeugtes Bild. Wie wundervoll zum Beispiel dies: „Hinter der Hügelwelle versanken bald ihre Gestalten, kleine pendelnde Scheren."

Das Buch ist ganz aus Drang und Nerv geschrieben, in einer spürerischen Lust. Es ist sicherlich nicht zu viel gesagt, stellt man fest, daß es, besonders mit der ersten und vierten Erzählung, eine neue Welt mit eigenen Mitteln ins deutsche Schrifttum hineinträgt. Heinrich Zillich

Hans Leip. Die Blondjäger. Roman. Propyläen-Verlag, Berlin, 1929. — Man kann nicht sagen, daß dieses neue Buch Leips das Niveau seines Romans „Godekes Knecht" hält. Frisch ist es geschrieben, aber schon dem Thema nach eine verdächtige Angelegenheit, ein regelrechter Kriminal- und Abenteurerroman mit allen Unwahrscheinlichkeiten, die dazu gehören, und allen stofflichen Anhäufungen, die ein großes Lesepublikum anziehen sollen: Neger, weiße Mädchen, Gentlemen und Halunken, wie es schon im Untertitel zugkräftig und selbstwertend ausgesprochen wird, denen man manches hinzuzählen könnte: Afrika, U. S. A., sinnlicher und gottesfürchtiger Negerpriester verführt Hishwa, das Seemannsliebchen und Missionsmädchen, Missionsschiff als Munitionsschmuggler, Bordellbesitzerin finanziert Missionsbetrieb und liebt ihren Sohn, Schiffsuntergang, Mädchenhandel, Ku Klux Klan, Weltkrieg, Gefängnis für den guten Deutschen Tamp — zuviel, zuviel! Heinrich Zillich

Ritmuri. Eine neue rumänische Zeitschrift in Kronstadt, wo sich in letzter Zeit ähnliche Unternehmungen häuften. Sie ist rein literarisch, hat als Mitleiter Ion Al. Bran-Lemeny, unseren Mitarbeiter. Im ersten Heft sind auch Übersetzungen aus anderen Literaturen und Buchbesprechungen, so daß man hoffen kann, daß dieses Blatt nicht nur den engen Ausdruck des Burzenländischen rumänischen Kulturlebens sucht. Dafür bürgt allerdings auch schon Bran-Lemeny, dem man viel Glück für sein Unternehmen wünschen muß. Heinrich Zillich

Der Große Brockhaus, Bd. 3 (BLE-CHE) 776 Seiten, Preis in Ganzleinen GM. 26·—, bei Umtausch eines alten Lexikons GM. 23·50). Die zahlreichen bunten Kunstdrucktafeln und Einklebebilder, die auch diesem Band wieder beigegeben sind, sind glänzende Beweise für die Höhe der modernen Druckkunst. Die 6 Tafelseiten zu dem Stichwort „Buch" werden jeden entzücken. Zahlreiche bunte Landkarten schmücken den Band — als Musterbeispeil sei nur die besonders instruktive Karte über Aufbau und Entwicklung des Britischen Weltreichs genannt. Daneben farbige Stadtpläne mit Straßenverzeichnissen: Braunschweig, Bremen, Breslau, Brüssel, Budapest, Buenos Aires, Chemnitz, im Text eingestreut viele Lagepläne (um nur einige wahllos aus der Menge herauszugreifen: Bonn, Brünn, die neue Haupt-

stadt Australiens Canberra, Casablanca, Charkow). — Man kann keine Stelle des Buches aufschlagen, ohne auf einen interessanten Artikel zu stoßen. Nach Carmen Sylvas Ausspruch gehört ein Lexikon nicht in den Bücherschrank, sondern ins Wohnzimmer, das heißt: stets zur Hand, in engstem Zusammenhang mit unserem täglichen Leben. Gerade ein Werk wie „Der Große Brockhaus", das nicht nur — wie manche frühere Nachschlagewerke — eine trockene Anhäufung von Wissensstoff bringt, sondern sich durch bewußte Betonung der praktischen Verwendbarkeit mitten hineinstellt in die heutige Zeit, ist für jeden vorwärtsstrebenden Menschen schlechthin unentbehrlich. Der vorliegende dritte Band beweist dies von neuem und glänzend.

J. M. Kenworthy. Vor kommenden Kriegen. Mit einer Einleitung von H. G. Wells. Verlag W. Braumüller, Wien, 1928. — Der Verfasser ist englischer Parlamentarier. Man spürt das deutlich, wenn er Vorschläge unterbreitet, die den Krieg endgültig unmöglich machen sollen. Er denkt an einen Bund zwischen England und Amerika, die unterstützt von einigen starken Finanzländern wie der Schweiz und Holland eine Art Friedensdiktat aufrichten könnten. Er vergißt dabei, daß der für England günstige status quo, selbst bei Durchführung der wenigen von Kenworthy geforderten notwendigen Gebiets- und Vertragsabänderungen (zugunsten Deutschlands und Ungarns in erster Linie), niemals erhalten werden kann, sondern daß das Leben der Staaten ununterbrochen Änderungen notwendig macht, die zum Kriege führen können. Die einzige Möglichkeit hier bremsend, wennauch nicht beseitigend einzugreifen, wäre die Schaffung von Bundesstaaten über große Gebiete und die Verengung der Souveränität der Nationalstaaten — in dieser bloß angedeuteten Richtung, die der englische Patriot Kenworthy, der mit einem ewigen England zu rechnen scheint, niemals unterschreiben wird, liegt tatsächlich eine Fesselung des Krieges, allerdings auch nur über den Weg von großen Zusammenstößen und wahrscheinlich auch von Kriegen.

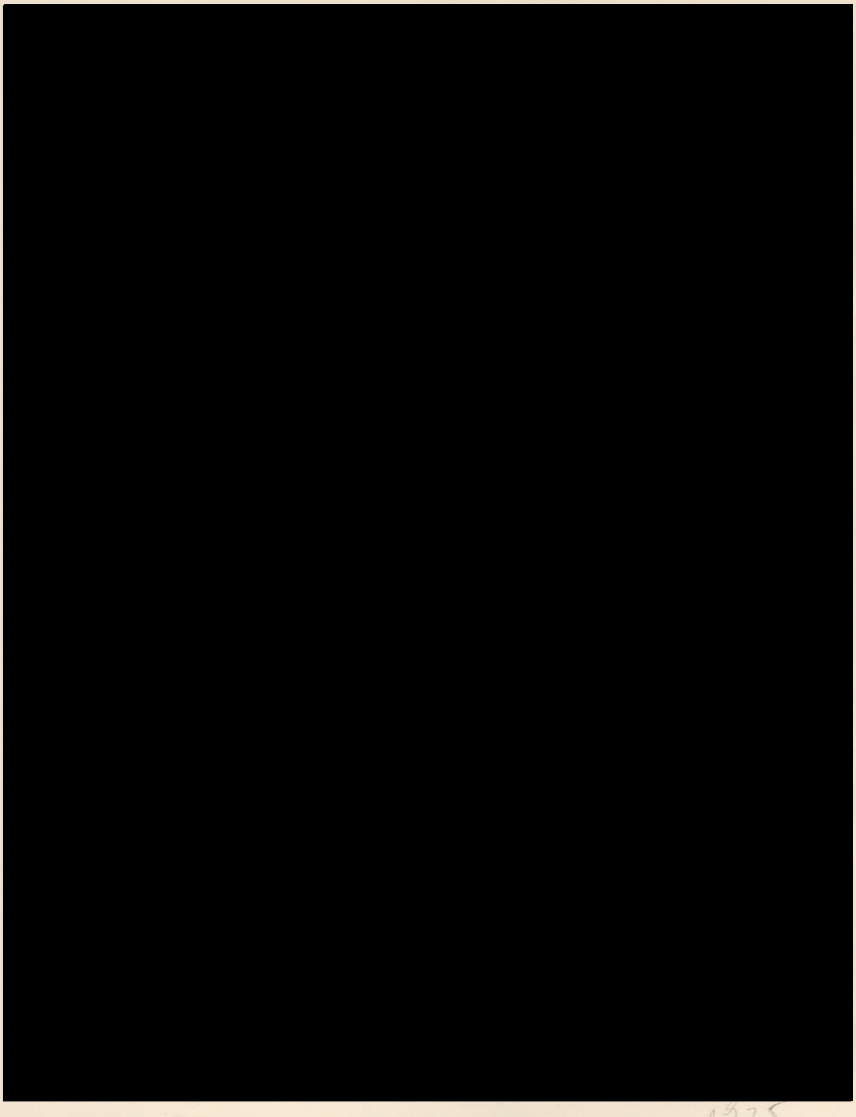
Entgegen diesen auch in der Einleitung von Wells für wenig glücklich gehaltenen Teilen des Buches ist der weitaus umfassendere Schilderung zukünftiger Kriegsschrecken, der Scheußlichkeiten des Gas- und Luftkrieges, dann Aufzählung der heute möglichen Kriege, besonders der zwischen England und Amerika, außerordentlich gut, treffend und beklemmend. Das Buch verdient gelesen zu werden. Heinrich Zillich

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Inhalt. Wie fremd uns Traugott Teutsch wurde, wie die scharfe Kritik, die an ihm geübt wurde, auf die jüngere Generation wirkte, beweist wohl am besten die Tatsache, daß jetzt zu seinem 100. Geburtstage kein jüngerer Mitarbeiter des „Klingsor" das Wort ergreifen konnte, weil keiner Tr. Teutsch kennt. Wir begrüßen es, daß Oskar Netoliczka d. A. es unternommen hat, den Toten einer sachlichen Würdigung zu unterziehen.

Den Aufsatz „Was lesen die Siebenbürger Sachsen?" geben wir dem Nachdruck frei bei genauer Bezugnahme auf dieses Heft.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg



1925

Nagy Imre. Selbstbildnis

Phot. Reproduktion: Atelier O. Neloliczka, Kronstadt

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
6. JAHR Dezember 1929 HEFT 12

Rumänische Lyrik

Übertragen von Zoltán Franyó

Herbst

Sieh, welke Blätter sind hinweggeschwommen
Im Wind, aus dem begrabene Schreie hallten!
Nur kurze Tage trennen uns vom kalten
Und trüben Winter, der zu früh gekommen.

Wie öder Schlösser blinde Fensterspalten,
So schweigen unsre Wälder, tief beklommen;
Ich singe einsam, nur um mir zu frommen
Und schreite durch die Leere ungehalten.

Entschwunden sind die Meister-Nachtigallen,
Der Turteltauben Nester sind verlassen;
Und, ach, wo ist der grauen Amsel Trillern! . .

Verirrt aus ihrem stolzen Chor, entwallen
So traurig meine Lieder und verblassen
Im tiefen Wald, in seinem stillen Schillern . . .

Stefan O. Iosif

Herbst

Es schmettert am Rande der Stadt
Ein Kupfergekreisch in die Ferne —
Der Herbst kommt . . . es blasen metallisch
Hornisten im Hof der Kaserne.

Man hört eine Schulglocke läuten,
Nur Wind ist, nur Morgen und Öde;
Es wirbeln Papiere und Blätter
Zum Platze und tanzen so spröde.

Dort starrt in die Weite der Turm
Des Domes, so stolz und gelassen;
Es weinen die Gärten der Stadt
Und werfen ihr Laub in die Gassen.

Vom Stadtrand posaunt, wie schon einst,
Ein schriller Alarm in die Ferne;
Der Herbst kommt — es blasen metallisch
Hornisten im Hof der Kaserne.

G. Bacovia

Der Baum

Wie ein Verträumter, sinn ich hoch im Schweigen
Hier zwischen Erd' und Himmel ganz allein.
Auch ich entwuchs dem ew'gen Rätsel-Sein,
Dem aller Dinge Quellen still entsteigen.

Dringt Lebenssaft mir in den Schaft hinein:
Erbebt die Tiefe bis zu meinen Zweigen,
Es treibt die Sehnsucht — die dem Boden eigen —
Stets höher mich, dem Himmel nah zu sein.

Der Himmel neigt sich, um mein Haupt zu krönen,
Geheimes Läuten der Unendlichkeit
Läßt jedes Blatt wie einen Mund ertönen.

Im rätselhaften Laubgeräusch der Zeit
Verweht ein Hauch der Ewigkeit das Stöhnen
Der tief-erschöpften Erde weit und breit.

Nichifor Crainic

Herbstlied

Vergilbende Pappeln, ihr flammenden Brände,
Ihr flackert wie Fackeln im öden Gelände,
Ihr rauchenden Dochte, mit rauschender Klage
Bewachend das Sterben der herrlichen Tage.
Der Tod aber streift euch mit nebligen Flügeln,
Wenn Regen euch löschen, Gewitter euch prügeln,

Verspätete Blätter, die spärlich noch hängen,
Mit wächsernen Tropfen die Erde besprengen;
Die Erde besprengen im Stillen, bis all
Die Stämme entblößt sind und bald im Verfall,
Dem öden Bereiche verstorbener Tage
Wie schwarze und russige Dochte entragen.

Nichifor Crainic

Weißer Vogel

Geheimnisvoller Vogel, weißer Vogel,
Ein Blitz, der kaum durchzuckt die Welt,
Vom Westen her nach Osten schnellt,
Geheimnisvoller Vogel, weißer Vogel.

Vom Weinen ist die Erde schwer wie Blei.
Ich höre deinen Schreckensschrei,
Der wie ein Dolch die Nacht zerschlitzt,
Vom Westen her nach Osten blitzt.

Geheimnisvoller Vogel, weißer Vogel,
Was ließest du am Abendstrand zurück?
Ein leeres Nest — ein Leichenstück . . .
Geheimnisvoller Vogel, weißer Vogel.

Tod ist wie Nacht: die Leere bellt
Im Schacht der zweigeteilten Welt;
Tod ist wie Nacht: nur Schatten, Traum. —
Dort drüben wogt der offne Himmelsraum.

Geheimnisvoller Vogel, weißer Vogel,
Dort drüben lachen Gärten, froh, beglückt,
Eilande, sanft ins Lichtgewirr gerückt,
Geheimnisvoller Vogel, weißer Vogel.

Nichifor Crainic

Die Eiche

In der hellen Ferne hör ich aus der Brust eines Turmes
dem Herzen gleich, eine Glocke tönen —
Und im süßen Sausen
scheint es mir
als fließe Stille statt Blut in meinen Adern . . .

Du Eiche am Rande des Waldes,
warum besiegt mich
mit weichen Flügeln so großer Frieden,
indessen ich in deinem Schatten liege
und du mit tändelnden Blättern mich koseſt? . .

. . . O, wer weiß? — Vielleicht
wird man mir bald aus deinem Stamme
einen Sarg zimmern, —
und die Ruhe,
die ich zwischen deinen Brettern auskosten werde,
fühl ich schon jetzt aus manchen Zeichen:
Ich fühle, wie deine Blätter mir in die Seele tropfen —
Und stumm
lausch ich, wie der Sarg in deinem Körper wächst,
mein Sarg,
mit jedem schwindenden Augenblick —
du Eiche am Rande des Waldes.

Lucian Blaga

+

Wen ein großes Schicksal zugrunde richtet, ist klein, wen ein kleines vernichtet, der kann groß sein. Friedrich Hebbel

Wasiliſſa

Von Oskar Franz Schardt

Abends, wenn die Sonne untergeht, ſieht man auf den ſtaubigen blankgeſchleiften Hohlwegen, die ſich von den Karpathen in die Dörfer herunterſchleppen, große Holzbündel einhertorkeln, jedes mit einer qualmenden Staubwolke hinter ſich. Es ſind unförmige Haufen Reiſigholz, die durch Weiden oder alte zerrupfte Stricke zuſammengehalten werden. Darunter ſtecken zumeiſt alte Frauen, die mit Kopf und Schultern unter dem vorderen Ende ſtecken und das übrige hinter ſich herſchleifen. Sie ſind die einzigen, die im tiefen Walde menſchliches Leben zeigen. Zuweilen unterziehen ſich auch Männer dieſer ſchwierigen, undankbaren Aufgabe. Aber nicht gerne. Überhaupt, wenn ein Mann ins Holz geht, ſo hat er daneben noch ſeine beſonderen Ziele.

Hoch droben auf einem Lößkamm, von dem man gerade noch die Kuppen des Jakobhavas und des Muſáto ſieht, bewegen ſich auf einem engen Fußſteige, über den und in den das Unterholz üppig wachſend hereinzüngelt, zwei Männer. Sie halten einen faſt regelmäßigen Abſtand voneinander und ſind beide über die jüngeren Jahre hinaus.

Wenn der eine ſich bewegt, bewegt ſich der andere, wenn der eine ruht, ruht auch der andere.

Man ſieht nichts, daß ſie jagen wollen, aber es iſt ſeltſam. Wenn ſie etwas gegeneinander haben, ſo könnte doch jeder vor dem anderen in den wilden Urwald ausbrechen.

Nichts davon geſchieht. Der vordere Mann hält eine Pfeife zwiſchen den Zähnen, die lebhaft qualmt. Der Mann, der ihm folgt, hat eine blanke Holzaxt mit Keil und Schneide über den Arm gehängt, deren Stiel die Bewegung des Gehens mitmacht.

Es iſt kein Zufall, daß ſie ſich beide auf dieſem Wege befinden, denn ſie wohnen in ein und demſelben Dorfe. Aber es iſt doch ein Zufall, daß ſie jetzt ſeit ſechzehn Jahren zum erſtenmal der eine hinter dem anderen hergehen, als wären ſie zuſammengebunden. Wenn man dieſen Weg weiterverfolgt, kommt man an ein Waſſerwerk, das das ſpärliche Waſſer aus den Sandſteinbergen abfängt und drunten eine Reihe von Ortſchaften verſorgt. Dieſen Weg will der Mann nicht gehen.

Es ſcheint, daß ihn etwas abſtößt oder erſchreckt. Aber nun reckt ſich der zweite drohend auf, packt die Axt und weiſt ganz ſelbſtverſtändlich mit dem Stiel nach oben. Der andere zuckt zuſammen und

es hätte keinen Sinn mehr, jetzt auszubrechen, denn der Abstand zwischen ihnen ist zu klein geworden. Durch die Stille des Waldes hört man das starke Klopfen der Widder, die mit rastlos gleichem Kolbenschlag einen Teil des Wassers abfangen, um ihn nach einem Höhendorf zu drücken. Der nachfolgende Mann macht eine Bewegung mit dem Axtstiel, der vordere Mann gehorcht.

Nun stehen sie beide nebeneinander. Es fällt kein Wort. Der Mann mit der Axt läßt den anderen vor sich hergehen. So marschieren sie um die Betonklötze herum, die in ihrem eintönigen Grau, mit leichtem Wettermoos bewachsen, störend in der Enge stehen.

Vor einem Klotze machen sie Halt. Es ist nichts an ihm zu sehen und doch wankt der Mann mit der Tabakspfeife. Der andere legt die Axt fort, faßt ihn mit der Linken am Genick und fährt mit der Handfläche an dem rauhen Beton herunter. Da ist etwas halb vermorscht wie ein kleines Stückchen Schlauch. Es bröckelt ab, wenn man mit den Fingern darüberstreicht, aber es ist in den Klotz hineingezogen.

Der andere zittert. Er weiß, was da drinnen ist.

Nun fragt der mit der Axt mit den Augen. Da nickt der andere und murmelt: „Ja, hier drinnen steht der Jegor und ihr könnt ihn nicht einmal mit Dynamit herausprengen. Leibhaftig steht er drinnen!“

Der andere erwidert nichts darauf, sondern setzt sich neben ihn. Man hört schwere müde Schritte. Die Äste knicken ein wenig und geben eine alte schmutzige Frau frei. Man sieht es ihr sofort an, daß sie keinen Wert mehr darauf legt, sich mit Menschen oder mit sich selbst zu befassen. In ihren verschlissenen Kleidern sucht sie die Nähe der beiden und setzt sich neben sie. Das ist Wasilissa, die einst viel Umworbene. Sie müßte nicht so leben. Aber es liegt ihr nichts daran. Und das ist heute ihre Stunde, denn ihr Gesicht, ganz verhangen von vielen kleinen Runzeln und Falten, hat einen wissenden Ausdruck, hat etwas zurückgewonnen von dem Glanze der Jugend und diese Augen sprechen heißen Dank.

Nun erschreckt Stephan, der Mann mit der Pfeife, erst recht. Aber Pawlowitsch, der Mann mit der Axt, gibt ihn mit den Augen nicht mehr frei.

„Brüderchen“, höhnt er, „deine Falle ist zu. Nun wirst du uns etwas erzählen. Nimm die Lüge nicht mit hinüber. Du wirst es uns ganz richtig erzählen, wie es gewesen ist. Denn hier bin ich der Stuhlrichter.“

Dann sitzen sie alle drei stumm da mit ihren alten Hüten und verschlissenen Hemden, ihren ausdruckslosen, gleichgültigen Gesichtern. Der Wald rauscht und einige Rehe wechseln über die schmale Lichtung.

Dann setzt sich Stephan umständlich zurecht, kramt in seinem Tabaksbeutel, holt eine zweite Pfeife aus dem Sack und nun rauchen die beiden, denn sie sind Männer, die sich in ihre Lage schicken. Lauernd hockt das alte Weib neben ihnen.

Stephan erzählt. Er stockt erst ein wenig und erinnert Wasilissa daran, daß sie ihm öfter schöne Augen gemacht habe, als es notwendig war, und daß es nicht gut ist für einen Knecht, wenn die Bauerntochter wohlwollend und aufmunternd am Sonntag vor dem Tanze mit der Hand über den Ärmel seiner Jacke streicht. „Man wußte nicht" —, so sagte er ihr in die Augen hinein, „ob du mich oder Jegor haben wolltest. Weil er der Stärkere war, habe ich es auf eine andere Weise mit ihm ausgemacht und habe ihn wegen Wildfrevels angezeigt. Da holten sie ihn und sperrten ihn ein. Ihr wißt, er hat dann einen Wärter erschlagen wollen und mich später wegen irgend einer Sache angezeigt, die euch nichts angeht.

So saßen wir beide hinter den grauen Mauern und wenn uns Bekannte besuchten, so erzählten sie uns, mit wem Wasilissa tanzte, mit wem sie spazieren ging, wer sich mit ihr rühmte und was so dergleichen Vergnügungen eines jungen schönen Mädchens waren. So oft ein Sonntag kam, war uns beiden im Gefängnis das Licht verdüstert und je blauer der Himmel durch das viereckige Fensterloch der Zelle herniederschaute, desto wilder trieb es uns um. Schließlich konnte die Geschichte doch nicht ewig so weitergehen, denn keiner hatte etwas davon und es gibt im Gefängnis hundert Kleinigkeiten, mit denen man sich gegenseitig das Leben erleichtern kann. So wurden Jegor und ich Kameraden, sprachen uns aus und vertrugen uns. Ihr wißt, daß damals das Wasserwerk hier oben gebaut wurde. Aus den Karpalhendörfern bekam der Staat kein Geld heraus. Kultur sollte nun einmal gebracht werden. So mußten eben die Sträflinge aus dem Gefängnis kostenlos nach den Anweisungen der Ingenieure da oben arbeiten. Wir freuten uns auf unseren Wald und schließlich war es ja nicht so weit hin, bis wir selbst die volle Freiheit wieder hatten. Wenn auch die Soldaten mit geladener Flinte um uns herumstanden, so durften wir ab und zu ein Lied singen. Niemand kam vom Tale herauf, um uns zu verhöhnen und so waren wir guter Dinge, zu-

mal wir den ganzen Sonntag über, wenn der Pfarrer mit der Andacht zu Ende war, im Grünen liegen konnten.

An einem solchen Sonntag lagen Jegor und ich gegeneinander und sahen uns den Drahtzaun an, der uns von der Freiheit trennte. War man erst einmal drüben, so verschlang einen der Wald und die andern mochten sehen wie sie einen fingen. Weiß der Kuckuck, warum Jegor mit einemmale so stark nach der Freiheit verlangte.

Wie wir so daliegen, hat er einen tollen Einfall. Wir hatten am Samstag gerade die Holzrüstung für einen Betonklotz fertiggestellt, der am Montag gefüllt werden sollte. Da sagte Jegor: „Willst du mir einen Freundschaftsdienst tun?" Warum hätte ich ihm keinen Freundschaftsdienst tun sollen? Ich war nur begierig zu hören, was er wollte.

„Paß auf", sagte Jegor. „Wir haben den ganzen Tag zu mischen und zu stampfen. Die Ecke, die an den Drahtzaun herangeht, kommt erst gegen Abend daran. Wenn es soweit ist, springe ich in die Grube hinein. Ich hab da einen Schlauch und ein Stück Eisenrohr und du schüttest den gemischten Beton ganz leicht um mich herum. In einer Stunde oder zwei ists dann dunkel und ich spring heraus und über den Zaun und in die Freiheit."

Ich sagte ihm gleich. „Das wird zu schwer für dich." Da stand er langsam auf und zeigte mir seine Muskeln und seine breiten Schultern. Ihr wißt ja, daß es keiner mit ihm aufnahm, er sagte: „Das lasse meine Sorge sein. Dir kann ja auch schon nichts passieren."

Wenn einer so bestimmt etwas will und es sich doch in den Kopf gesetzt hat, warum soll man es nicht tun? Der Montag war ein heller, warmer Tag und ich sagte zu Jegor: „Das trocknet zu rasch, du wirst das nicht machen können."

Er lachte mich aus und wir schafften den ganzen Tag tüchtig miteinander. Dann wars soweit. Der Aufseher hatte gerade auf der anderen Seite zu tun. Da sprang Jegor in die Grube, nachdem er sich sein Luftloch eingerichtet hatte und ich kippte langsam eine Lore mit nasser Mischung um ihn herum, so daß er allmählich zugedeckt war, gerade zwei handbreit über dem Kopf, vielleicht waren es auch drei und ich sorgte, daß niemand darüberlief. Wie ich nun so dabeisitze, damit ihm nichts geschieht, höre ich über dem Drahtzaun leichte Schritte. Ich traue meinen Augen kaum. Wasilissa streckt den Kopf aus dem Dickicht und schielt nach der Ecke, in der sich Jegor versteckte. Nun weiß ich mit einem Male, warum es Jegor so sehr eilt. Der Teufel hole die

Freundschaft, wenn immer wieder eine Hinterlist dazwischen fährt. Jegor will also vor mir heraus aus dem Gefängnis und will Wasilissa holen. Zum Vergnügen habe ich mich ja auch nicht hineingesetzt. Ich springe eine Stunde später an die Holzverschalung. Da keucht Jegor heraus: „Ist der Aufseher noch nicht fort?" und der Atem geht ihm hart. Ich zische ihm hinein: „Sie sind noch nicht weg. Bleib noch." Wasilissa zeigt sich noch einmal und verschwindet wieder, ganz rasch und angstvoll, wie sie mich sieht. Nun denk ich mir: Mache du deine Sache allein ab mit deinem Zementstall. Was gehts mich eigentlich an? Kann ich mich denn zu meinem eigenen Leichenbegängnis setzen? Täts denn der Jegor?

Da lache ich mir eins und gehe weg, denn auch die Soldaten schielen her, weil ich so allein an der Ecke sitze.

Dann habe ich mich schlafen gelegt. Es war Jegors Sache, mit seinem Plan fertig zu werden. Der Morgen war kaum hell, da war ich schon draußen. Der Beton war hart, ohne Wasser und genau so glatt wie ich ihn hingeschüttet hatte. Und ich sehe, ihr kennt ja noch die Stelle, wo seine einzige Spur herausschaut.

Sie haben damals hinter Jegor einen Steckbrief in ganz Ungarn herumgejagt. Das war nicht nötig, denn in dem Block da sitzt er. Er wird am jüngsten Tag wohl mit dem Block daherwandern müssen. Ja, ja Wasilissa so geht es, wenn jemand nicht weiß, was er will. Was willst du noch viel mit deiner Hacke, Pawlowitsch? Glaubst du ich mache mir etwas daraus? Vor Gericht hast du nur Scherereien, denn man kann mir nichts anhaben. Unten im Dorf wissen sie immer, wo ich hingehe. Mache dir keine Umstände, Pawlowitsch. Deine Schwester ist jetzt ein altes Weib!" Stephan zündete sich eine neue Pfeife an und meinte dann düster: „Mir ists einerlei. Ich mag dieses jämmerliche Dasein gern vertauschen. Also wenns sein muß, zier dich nicht!"

Pawlowitsch hat die Pfeife fortgelegt und spielt nun ruhig mit dem Stiel der Axt, auf deren blanker Scheide ein buschgestörter Sonnenstrahl hin- und herflitzt. Da tritt Wasilissa zwischen die beiden Männer.

Sie ist nicht mehr zerlumpt. Aus ihren Augen bricht etwas hervor, das göttlichen Ursprungs ist, und wenn die alten Dichter sagen, daß das Herz auf den roten Lippen wohne und daß man es auf den Lippen beschwören und besprechen könne, so sitzt in den Augenkammern die arme, himmelstrunkene Menschenseele und leuchtet mit ihrem bescheidenen Lichtlein. Wasilissa sagte nichts, aber ihre Augen sagen es. Dann macht sie eine müde Bewegung, daß sie allein sein will.

Stephan und Pawlowitsch begreifen. Keiner sagt etwas besonderes. Sie gehen auseinander, Stephan gelassen den Waldsteig hinunter, Pawlowitsch den Weg über die steilen Waldhänge. Ihn schüttelt etwas, er weiß nicht was. Wasilissa wird es schon wissen, was sie will und schließlich ist es ja ihre eigene Sache. Er hat Kinder, Haus und Hof. Wasilissa ist ja ein altes Weib. Einem alten Weibe geschieht ja nichts, ebensowenig wie einem alten Baum, den man in den Karpathen auf seinem Fleck läßt, wo er sich für immer eingewurzelt hat.

Wasilissa ist nun allein. Der Hochwald braust ganz leise von Höhe zu Höhe. Nichts ist um sie als dieses ewig singende Meer von Grün. Sie steht vor dem grauen Beton. Was tut das alte Weiblein da? Sie löst ihr dürftig gewordenes Haar auf und breitet seine Strähnen über den grauen Beton. Der Hochwald singt darüber sein feines Lied. Die Fichten atmen tiefer, aber die Buchenzweige singen silbern. Der trockene Beton nimmt auch nicht das Salz der Tränen.

Der Weihnachtskatalog

Von Otto Folberth

Dezember naht.
Und plötzlich sind wir alle ins Märchen verstrickt.
Niemand weiß recht, wieso?
Kurzum, als der Weihnachtskatalog
vom Spielwarenhaus Pohl, Wien, eintrifft,
besteht kein Zweifel:
er kam geradeswegs vom alten, lieben,
irgendwo im Tann verschneiten,
scheu verehrten, still beschwörten,
vielgenannten, unbekannten
Weihnachtsmann.

Zwar fragen die Kleinen:
Wer hat ihn gebracht?
Der Briefträger.
Der Briefträger? Woher?
Von der Post.
Und die Post?
Von der Bahn.
Und die Bahn?

Von ihm.
Wieso denn? Kann die Bahn bis zu ihm hin fahren?
Ja.
Ja — a?

Genug, er ist da.
Und wird bestaunt und durchblättert so und so.
Umwenden dürfen ist schon eine Ehre.
Nun erst raten, wünschen, wählen
dürfen nach Herzenslust!
Den Springbrunnen! Nein! Den Zeppelin!
Das Auto mit der Feuerwehrleiter, hu!
Ein Schaukelpferd! Die Peitsche da!
Und mir den Helm!
Und mir die Trommel hier, Papa!

Über die unruhigen Schulterchen
blicke ich
in die Knisterwelt des Katalogs.
Uralte Bekannte lächeln mich an:
der zottige Brummbär und der singende Kreisel,
beide hochseligen Angedenkens.
Und dann die Drachen und die Dampfmaschinen,
die großen Eisenbahnen, die ich nie besaß.
Wie donnerten sie über hohe Brücken!
Wie ratterten sie fauchend, zischend
und Blitze sprühend aus der Taschenlampenbatterie
durch die dunkeln Tunnelschlünde!

Auf diesen Eisenbahnen des Weihnachtskatalogs,
jaja,
habe ich, wenn ich's recht bedenke,
die kühnsten aller meiner Reisen unternommen.
Kein Ziel war da zu fern.
Und jeder Traum schon Tat!
Das alles ist längst, längst vorbei . . .
Und ist doch,
wie so vieles, vieles andere,
mit den Kleinen wieder da!

Tagebuchseiten

Von Georg Maurer

Nirgend anderswo wohnt Gott als hinter der qualvollen Station der Vernichtung.

Zu Gott kann man nur als ganz Zertrümmerter gelangen.

*

Es ist das tiefste Geheimnis, daß alles schön werden kann. — Alles Geschlossene wirkt ästhetisch.

*

Wer sein Werk nicht so bezwungen hat, daß es vor ihm nicht mehr aufzumucken wagt, kann für es keinen Anspruch auf Geltung erheben.

*

Man muß bedenken, daß Kunst auch etwas mit „Kunst" zu tun hat.

*

In dem Dichter ist letzten Endes sein Werden, sein Wollen das Wertvollste.

Seine Werke sollen das getreue Abbild seines Lebensprozesses sein. Sie sollen die Tätigkeit Gottes in ihm uns sichtbar machen.

Als ein ewig sich schaffender und bessernder, ein redlich sich weitender soll er vor unsern Augen als der ewige Befolger der menschlichen Bestimmung erscheinen. Die menschliche Bestimmung können wir allerdings nur selten und dunkel fühlen, nichts von ihr sagen. Entwicklung, Entfaltung heißt die Straße und unser Führer: Redlichkeit.

*

Dem Reinen allein erschließt die Welt ihre Wunder.

*

Die Seele soll dem Diamanten gleichen: ebenso hart und klar sein wie er und den Verlauf der Welt brechen in immer neuen und unbekannten Farben.

*

Im Reiche der Schönheit gibt es keinen Zufall. Dort erlebt man geradezu den Ordnungsmonismus: Wenn man die Natur vom Blickpunkt des Schönen aus betrachtet, ist alles vollkommen, an seinem Platze und selbstverständlich.

*

Wäre Sünde, Schwäche, das Böse — kurz das Negative — nicht da, ich würde zu grunde gehn — weil ich nichts zu tun hätte.

*

Das furchtbarste, was ich mir vorstellen kann, ist — glücklich zu sein.

*

Einen neuen Menschen heranzuziehn, der wieder staunt und in allem Gott und Unendliches sieht und in allem eine Gabe erblickt, die er nur mit Zögern annehmen darf und sich vorher darum prüft — ist ein Gebot unserer Zeit.

Wie leicht läßt sich doch mit allem spielen!

*

Man kann dem Höchsten näher kommen, wenn man alles in sich selbst heilig, ernst, unergründlich und voll von latenter Güte zu betrachten und zu behandeln sich die Mühe nimmt.

*

Gott muß in der Welt das peinlichste Gleichgewicht halten. Deshalb ruft ein Extrem immer seinen genauen Gegensatz hervor und wird von diesem vernichtet.

*

Erst wenn der Patient bis auf den Tod krank oder verwundet ist, zeigt es sich, ob der Arzt ein Kerl ist und ihn heilen kann.

So muß der Künstler krank oder verwundet bis auf den Tod sein, kränker als alle andern Menschen, wenn sein Werk, das ihn rettet, auch ein Heilmittel für die übrigen Menschen sein soll.

*

Der Verlauf einer Charakterzeichnung oder einer Handlung hat im Drama etwas Sprunghaftes. Die Verbindung zwischen einzelnen Gliedern der Zeichnung gleicht dem elektrischen Funken, ist Spannung.

Das gewährleistet die Lebendigkeit.

Im Leben können wir auch nicht immer bewußt den Kausalnexus der Erscheinungen erfassen, haben aber doch den Eindruck des lebendigen organischen Ganzen.

Der Versuch, die Erscheinungen in eindeutig bestimmte Kausalverknüpfung zu bringen, kürzt die Lebensdauer des Werks. (Hebbel im Gegensatz zu Shakespeare.)

Unverbindliche Gedanken über Musik

Von Richard Gleim

Was die Musik ist. Musik ist Gesang der Seele. Schönste und hehrste Kraft, um Bewegtheit des Heiligsten, Innersten, Edelsten auszusprechen. Ein Spiegel, um Freude, Trauer, Hoffnung und Furcht aus dem Gemüt, durch das Strahlenspiel der Töne, heraufzuführen und auszudrücken, hell wie aufleuchtender Glanz der Sonne, düster, wie das Dunkel drohender Gewitternacht.

Musik ist ein Zeugnis für die Selbständigkeit der Seele. Dem materialistischen Spötter ist zwar das schönste, ergreifendste Geigenspiel nichts als der Bogenstrich eines Roßhaars über den auf Holz durch die Luft hingespannten Schweinsdarm. Eine Vibration, eine Wellenbewegung.

Welche Verwechslung zwischen den vermittelnden mütterlichen Elementen, und dem Geheimnis schöpferischen Geisteslebens, das Erlebensverwandschaft schafft und Seelengemeinschaft offenbart. Musik schreitet aus dem Heimatland, aus der Seele, wieder in die Heimat, in die Seele, auf Steigen mütterlicher Erdgeborenheit und Gesetzmäßigkeit.

Alles Menschenleben erscheint dem Gesetz, wonach Ursache und Wirkung folgerichtig einander verbunden sind, eingebettet. Gilt dies für die Musik auch?! Als wachsendes und werdendes Wesen des Weltalls, gekettet an den mütterlichen Boden, im Ausdrnck jedenfalls. Aber — in der Zielsetzung des schöpferischen Geistes, der die Einfälle sammelt und lenkt, sowie in der Bestimmung über Anfang und Ende, Intensität und Schönheit scheint innerhalb gewisser Grenzen eine innere Freiheit zu walten. Die Freiheit des durch Zeit und Raum ungebundenen väterlichen Geistes.

Musik ist letzten Endes Eingebung, Offenbarung höherer Gewalten. Gleichwie der Herbstflug der Schwalbe nicht aus Versuchen, Erkenntnissen und bestimmtem Wissen fließt, so erhebt in der Musik die Seele ihre Flügel zu einem Schwung in Weltvergessenheit, aber in Gefühlsbestimmtheit und in Seelensammlung. Zu einem Leben in wärmeren Zonen. Wehe dem, der klügelnd hemmt und sich eigensinnig stemmt. Er stirbt in der Sünde am heiligen Geist, in der trostlosen Schneewüste und tödlicher Eiseserstarrung.

* * *

Vom Mitklingen. Singst du ein Lied, so hört es das Weltall, und es spürt es der fernste Stern. Das versichert uns das Gesetz von

der Anziehungskraft, wornach jeder Bewegung irgendwo, im Weltenraum eine Gegenbewegung aller Gestirne entspricht. Ton ist Bewegung. Und Bewegung ist Ton. In solcher Weise ertönt aber auch das Lied aller Gestirne der Welt in dir! Sie kreisen und klingen zunächst als physikalische Reaktion in dir. Jeder Ton, gesungen oder gespielt irgendwo, hat seine Reaktion und Resonanz in dir — nach Gesetzen der Naturlehre. Und andererseits verschiebt sich auch durch dein Lied der Schwerpunkt aller Massen der Welt — entsprechend. Er klingt — mit.

Ist aber Musik immer Ton und Bewegung? Des tauben Beethovens stumme Gesänge waren nur Bewegtheit der Seele. Erst die Noten, erst die Übertragung auf die verstärkenden, vermittelnden, mütterlichen Elemente der Instrumente weckten Bewegung. Musik als Gesang der Seele ist wie ein stillgesprochenes Gebet, eine Tatsache, eine wesentliche Erscheinung. Sollte nun diese wesentliche Bewegtheit der Seele ohne unmittelbaren Reflex, ohne Resonanz bleiben, wenn die Bewegung der Materie fehlt?! Gravitation der geistigen Gebilde, Korrespondenz, hervorgerufen durch seelische Schöpfungen, vorauszusetzen, anzunehmen und — durch einen Analogieschluß zu glauben, liegt nahe. Nur das Gesetz der Beziehungen ist — mehr geahnt, als vermutet — verborgen! Oder — herrschte hier — kein Gesetz, nur schrankenlose Freiheit?!! — Dann aber wäre die Seele nicht ein Teil einer Allseele, wie der Körper ein Teil der Allmasse ist.

In dem übereinstimmenden Wohlklang vieler Naturlaute, in der gefühlsmäßigen Abgestimmtheit des Gehöres des Mannes auf die Stimmen der Frau und der Kinder, sowie umgekehrt, im wohlklingenden Zusammenspiel verschiedener Instrumente, im Gesang großer Volksmassen und dessen gewaltiger Wirkung, im Grammophon und Radio offenbart sich ein auffallendes Mitklingen, selbst nach Uebertragung in große Ferne; dies ist aber wohl nur die Außenseite von Erscheinungen, die zahlenmäßig, physikalisch-chemisch erfaßbar ist. Etwas noch nicht Erfaßtes deutet sich dahinter an. Die Welt des Geistes.

Es gibt zu denken, daß die physische Substanz des Menschen sowie auch der Geige und jeglichen anderen Instrumentes sich gleichbleibt, ob Freude oder ob Leid in den Tönen liegt. Freude und Leid aber sind Gegensätze!

Die Geige ist nur mitklingende Durchgangstation für eine Seelenregung, von ihr aber grundverschieden, wie die Luft den Blitz und Donner weiterleitet, ohne daß diese Erscheinungen eine Funktion der Luft selbst wären.

Geist ist von den wahrnehmbaren Dingen grundverschieden, ist nicht

ihre Funktion. Vielmehr sind diese nur verstärkende Ausdrucksmöglichkeit!

* * *

Woher Musik kommt. Es hat der Mensch die Gabe, Naturgewordenes und Gewachsenes verwerten zu können. So auch musikalische Einfälle zu Gedankengeweben zu formen und zu gestalten, die — wenn man will, als kunstvoll gepflegte Pflanzen des Erdgeistes angesprochen werden können. Menschengeist darf sie und kann sie bildsam pflegen. Ja das physikalisch-chemische, zahlenmäßige Erfassen der Melodienführung und des Zusammenklanges gibt dem Menschen eine Macht über die Gestaltung der Tongewebe, die über das gehörmäßig Empfundene hinausgreift. Die Klangfarbe der Instrumente, der gemeinsame Gesang, der Wald von Tönen, vereinigt im Konzert, — sie führen in gewissem Sinne zur Komposition durch die Instrumente, die über die Gegebenheit der Naturlaute hinausgehend, Neues schafft.

Naturlaute erwachen erst durch Rhythmus, Inlensität, Melodienführung und den Zusammenklang zur Musik.

Sie haben ihr körperliches Parallelbild im Atmen und im Blutkreislauf. Während nun der Rhythmus im Blut liegt, Intensität im Atem, entspringen Melodienführung und Zusammenspiel dem Volkscharakter!

So ist die Musik wohl körperlich bedingt, menschengeisterfüllt, aber, — wir empfinden doch so, als ob nicht wir die Welt mit Musik beschenken, sondern als ob wir nur Behälter seien eines edlen Gehaltes, gespeist aus einem gewaltigen Reservoir, aus dem Musik ausströmt. Musik stammt in diesem Sinne vom Himmel!

* * *

Warum durch Musik?! Es gibt unausgesprochene Musik. Das heilige Abendmahl birgt Gemütswerte weit mehr, weit tiefer, als welche Musik immer. Manche Gebärde ist stumme Musik, weit ergreifender, als welcher Klang immer. Wes aber das Herz voll ist, des geht der Mund über! So wird Musik das Ausleben des Allzuvielen. Ist erwarteter, erlösender Klang nach inhaltsschwerem Intervall, nach abgrundtiefer Pause. Ist der Schwanengesang eines Erlebnisses, ist mit Leid erkaufte Freude!

Es hat die Liebe ihr Lied, jauchzender Reigen seinen Klang, die Erregtheit des Krieges ihren Schall, Gottes Lob seinen Chor. Nach Ausdruck ringt, was übergroß!

Musik ist räumlich und zeitlich unbegrenzt, international, und doch hat jedes Volk, jede Zeit Eigenart und Stil.

Wie würde Stil und Eigenart siebenbürgisch-sächsischer Musik sein?! Heimat- und Schollenliebe, Volksstreit und Glaubenszuversicht, und stürmende Kraft in bescheidener Demut.

* * *

Wozu das Lied?! Die meiste Arbeit wird getan, um den Leib am Leben zu erhalten. Das Leben aber gehört des Menschen Geiste an, wenn der Mensch bewußt lebt. Für ihn leben wir.

Welche Aufgabe fällt der Musik zu?!

Jesu Sprache war klangerfüllte Poesie. So reich und voll an Ausdruck, daß keine Steigerung und Erhöhung des Ausdruckes möglich. Jesus konnte die Musik entbehren. Wenn hingegen Calvin die Musik in der „satanischen" Gestalt des Orgelspiels ablehnt, fesselt er schöpferische Kräfte. Musik ist nicht allein Ausdruck, auch Anregung, Kraftquelle, Antrieb edelster Entschlüsse. Sie ist Weltbejahen, doch auch Wecker solchen Mutes. Eigener, innerlicher, freundlicher, frömmer, schöner, tiefer, heiliger, kraftvoller und ewiger werden die Gedanken durch Musik. Sie ist Dienerin an der Veredlung des Geistes und der Seelengemeinschaft.

Lehrt Darwin im Lebensablauf den Kampf ums Dasein beachten, lehrt Musik uns, daß unser Planet nicht „nur" diesen kennt.

Öffnet die Musik ihre Schleusen, strömen silberhelle Fluten hilfreicher, selbstloser Liebe, freundlicher, freudiger Hilfe und Unterstützung, heldenhafter Reinheit über die zerstörten Gefilde ehrgeizigen Ringens. Ihr feuchter Tau weckt Leben und läßt Blüten erstehen. Göttlich goldenes Frühlingslicht spiegelt sich in ihm in buntesten Farben.

So haben wohl ihres Wesens Macht ihre größten Meister von jeher gedeutet.

Von dramatischer Kunst

Von Misch Orend

Es ist bekannt, daß das Drama sich aus dem religiösen Kult entwickelt hat, aus der Darstellung der Sterblichen in ihrer Beziehung zu Wesenheiten unsterblicher Art. Es gab ursprünglich keine Trennung zwischen Bühne und Zuschauerraum, zwischen Handelnden und Zuschauern. Traten die unsterblichen Mächte in typischen Gestalten und symbolischen Handlungen auf, so erlebten die Zuschauer die Mysterien

des Kultes als Beteiligte, erfuhren gleichsam die Verwandlungen an sich selber, die vor ihnen vor sich gingen.

Das Ergreifende und Aufwühlende dieser Erlebnisse hatte seinen Grund in der erschütternden Gewißheit, daß jeder Einzelne mit verflochten war in das Netz der zerstörenden, strafenden Mächte und der zeugenden, schaffenden, beglückenden. Er wurde hochgetrieben und zu Boden geschleudert in einer ungeheuren Spannweite, ohne sich dessen bewußt zu werden, und in vollem Glauben an die Wirklichkeit der Geschehnisse. Diese Wucht der Erlebnisse ergriff Vornehm und Gering und schloß ein Band um sie, das sie außerhalb aller übrigen Menschen stellte, die in solche Erlebnisse nicht eingeweiht waren.

Aus diesen Erlebnissen floß jegliche Kunst, noch ungeteilt, in symphonischer Wucht, in der rhythmischen Handlung, in der plastischen Darstellung, in der Gesang und Wort gleichzeitig wirksam waren. Es war geweihte Kunst, entsprungen aus dem „Geiste der Musik."

Noch hatte sich der Einzelne mit seinen Erlebnissen nicht geschieden von der Gemeinschaft, er war ein Glied von ihr, wenn auch dem Range nach verschieden, bestimmt von dem größern oder kleinern Umfang seines eigenen Erlebnisses. Die Weihe des Kultes band jeden an die Gemeinschaft.

Mit dem Wachsen des kritischen Urteils und des logischen Schließens schwand die Weihe der Kulthandlungen, der Weg der Erlebnisse der Einzelnen zweigte in Sonderrichtungen ab. Noch gab es eine Zwischenform der dramatischen Handlung in der Darstellung einzelner Menschen im Erleiden von schweren Geschicken, die die Mächte über diese Einzelnen verhängten, wobei das Volk warnend oder zustimmend während der Handlung sich äußerte und immer noch mit Schauern die waltenden Mächte erlebte. Aber mit dem Zweifel an diesen Mächten verlor diese Kunst den mythischen und religiösen Hintergrund und die dramatische Kunst erstand, wie sie dem heutigen Abendländer allein noch verständlich ist.

Das tragische Unbedingte wurde nun nicht mehr außerhalb des Menschen verlegt, sondern in den Menschen selber: Zwingende und hemmende Antriebe im selben Menschen, wie sie das Hildebrandlied schildert: gekränkte Ehre und — Vaterliebe. Der tragische Konflikt beruht nicht in einem Schuldverhältnis, sondern in einem zweifachen Rechtsverhältnis. Die Befriedigung des einen Rechtes bringt unweigerlich eine Verletzung des andern Rechtsverhältnisses. Der Vater Hadubrands erschlägt seinen Sohn, trotz der Liebe zu ihm und der

Wiedersehensfreude, weil er durch ihn in seiner Mannesehre gekränkt wurde. Die Mannesehre gab ihm das Recht dazu, sie wurde ihm zur Pflicht, der Mörder des eigenen Sohnes zu werden.

Es wird deutlich, daß nur unbedingte Charaktere solche tragischen Konflikte bestehen können und daß sie über den eigenen Tod oder den Tod des Nächsten und Liebsten in Geltung bleiben können. Somit ist aber der Charakter in den Mittelpunkt der Erlebnisse gestellt. Es ist hier nicht mehr die dumpf fühlende und wogende Masse gleich eingestellter Menschen, abhängig von zerstörenden und aufbauenden Mächten, sondern es sind Einzelne mit der schnurgeraden Folgerichtigkeit ihrer Handlungen. Voran steht die Ehre — beim Mann, und die Liebe — bei der Frau.

Die unheimliche Konsequenz in der Ausrottung der Anverwandten Krimhildens, die Blutrache für den Mann, die gekränkte Ehre bei Brunhilde aus verschmähter Liebe, sind beklemmende Zeugnisse dieser Charakterfolgerichtigkeit.

Wenn hier auch Balladen und Epen als Beispiele angeführt sind, so ist deren Grundfügung doch tragisch und damit dramatisch.

Im Drama müssen also ausgeprägte Kräfte verschiedener Wesensart aufeinanderstoßen: Die Gewalten der Unsterblichen mit den Sterblichen, der irrende Einzelne mit den unfaßbaren Mächten, der tragische Mensch mit sich selber; die äußere Handlung wird verinnerlicht, der Einzelne erlebt all das, was außer ihm vorgeht, bei sich selber.

Das Drama und überhaupt jede dramatische Handlung hat demnach ein Vorspiel, das die rasche Verdichtung zum tragischen Konflikt darstellt — und ein Nachspiel, in dem die Lösung des dramatischen Konfliktes gegeben wird. Das Drama unterscheidet sich vom dramatischen Epos nur darin, daß in ihm jedwede Breite der Erzählung, jedwede Nebenhandlung ausgeschaltet ist, daß also jede Handlung die Verquickung zum Konflikt beschleunigen muß.

Diese straffe Folgerichtigkeit ist nicht an und für sich der dramatischen Kunst gegeben, sondern ist in der Folgerichtigkeit des Denkens begründet. Aber erst nachdem das Denken aus den verquollenen Gefühlen und unterbewußten Antrieben in das helle Licht des Urteils rückte, gewann es diese Konsequenz und übertrug sich in die Kunst. Die Folgerichtigkeit eines Charakters, die bis zum Untergang des Trägers führt, erhebt über das Niederdrückende, das jedes Untergehen bewirkt. Es ist also nicht das Mitleiden mit dem untergehenden tragischen Menschen, was künstlerische Lustgefühle bewirkt, sondern

die Auswirkung der Konsequenz, der Folgerichtigkeit, Unbrüchigkeit des Charakters —, die jedoch nicht jedem klar bewußt werden muß.

Freilich spielen auch andere, untergründige Regungen mit, wenn man ehrlich sein will, können sie nicht verschwiegen werden: die Lust an der Grausamkeit. Dieses Raubtiergefühl, durch die Kunst vergeistigt und umgebogen, kommt doch zu seiner vollen Befriedigung. Denn es ist ein hoher Grad von unbewußter Grausamkeit, ansprechende Menschen in zwiefache, sich widersprechende Rechtslagen geraten zu sehen, die zu großen Schmerzen und zum Tod führen, und daran einen hohen ästhetischen Genuß zu haben.

Nun steht allerdings jede Kunst, auch die dramatische, außerhalb den priesterlichen oder schulmeisterlichen Moralbegriffen, sie ist durchaus amoralisch. Das heißt aber nicht, daß sie ohne Moral sei, die ästhetische Moral ist eben eine andere, als jede landläufige. Sie kennt nur Stärke oder Schwäche, Eindeutigkeit oder Verschwommenheit, gerade Folgerichtigkeit oder diplomatisches Auskundschaften gefahrloser Wege, innere Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit oder verschlampte Instinkte.

Darum ist die dramatische Kunst in ihrer höchsten Ausprägung eine männliche Kunst, ohne Beachtung des Mitleids und anderer Dekadenzerscheinungen.

Die volle Ausprägung der geistigen Folgerichtigkeit, die allein das Abendland ausgebildet hat, befähigt erst dramatische Spannungen hervorzurufen und zu genießen. Und da ist es ganz gleich, welche gegensätzlichen Linien gewählt wurden; wenn sie uns geraden Wegs zum Schnittpunkt uud zum Aufprall führen, so ist ihr Zweck erreicht, sei es der Gegensatz zwischen Charakter und Umgebung, Vater und Sohn, Liebe und Pflicht, Ehre und Pflicht, Vaterlandsliebe und erotischer Liebe, oder seien es andere Gegensätze. Die Bedingung ist, daß zwei starke Kräfte mit dem gleichen Recht aufeinanderstoßen.

Durch das Zwiegespräch wird die Handlung beschleunigt, denn Rede und Antwort sind wie Ösen und Haken, die ineinandergreifen und eine fortlaufende Kette bilden, an die sich Szene um Szene reihte, ohne einen Augenblick der Überlegung Ruhe zu gönnen. Man hat wiederholt in der Verhandlungsart im Gerichtssaal das Vorbild des Dramas zu sehen gesucht: das Aufdecken des Tatbestandes durch Frage und Antwort bis die Spannung im Geständnis (im Lösen des Konflikts) ihr jähes Ende erfährt.

Der dramatischen Kunst fehlt das Gemüthafte und Einhüllende, weil sie geistiger Art ist und geistige Wirklichkeiten darstellt, denn sie

ist eine kämpferische Kunst. Ihre größte Entfaltung war — und wird immer die Tragödie sein, die Vorführung des konsequenten und tragischen Menschen, des großen und folgerichtigen Charakters als Spiegelbild der geistigen Konsequenz.

Jugoslawische Literatur von heute

Von A. Kaltofen

Als bei Ende des Weltkrieges der Wunsch der Serben nach Vereinigung in Erfüllung gegangen war, wurde die äußere Form (eines Staates) geschaffen. Bald aber zeigte es sich, wie die einzelnen Brüder verschiedene Wege der kulturellen Bewegung eingeschlagen hatten. Die Kroaten, die verschlossenen Wesens stark an ihren alten Traditionen hängen, waren unter Österreichs Herrschaft, losgelöst von dem Kulturleben der Serben, deutschen wie italienischen Einflüssen ausgesetzt. Jene wieder waren durch die jahrhundertelange Unterwerfung unter das türkische Regime stark von diesem beeinflußt. So zeigten sich von Anfang an — politisch und kulturell — zwei Zentren: Agram-Belgrad. Es wird einer langen Zeit bedürfen, ehe diese Gegensätze, hervorgerufen durch die verschiedene Entwicklung, ausgeglichen sind. Allerdings verspürt man langsam den Einfluß der Eigenstaatlichkeit. Die Bildung des jugoslawischen Staates hat den italienisch-deutschen Einfluß zurückgedrängt, — zugunsten eines neuen, nationalen Impulses.

Drei Perioden kann man in der jugoslawischen Literatur von heute unterscheiden. Die ältere Literatur, deren Zeit bis etwa 1900 ging, war romantisch und stand unter dem deutschen Einfluß, zu ihr gehörte der bekannte kroatische Romanschriftsteller Zanoa. Unter französischem und italienischem Einfluß verbreitete sich dann der Ästhetizismus und Formalismus. D'Annunzios Art beeinflußt Voinovic und Begovic. Von 1914 an verschaffen sich alle europäischen Strömungen Einfluß: Expressionismus, Dadaismus, Futurismus, Surrealismus. Die Kroaten lehnen sich mehr an die Deutschen, die Serben mehr an die Franzosen an. Schriftsteller mit sozialistischen Ideen gibt es kaum, Anfänge dieser Literatur, die Europa und die Welt erobert hat, zeigt nur die Arbeiterpresse, „Borba", usw.

Ausklang der romanischen Schule und Übergang zu den Ästhetizisten ist der kroatische Romanschriftsteller Babic, der unter dem Pseudonym

Xaver Sandor Dalski schrieb. Er ist ein Mystiker und Schüler Zenoas, der seinen Stoff dem alten kroatischen Adel, der Geschichte der „Kurjen" entnimmt. Seine Hauptwerke sind: „Narodenoi Grudi" und „Diljem doma."

Ein Dramatiker von Format ist der ragusäische Schriftsteller Voinovic. Seine Stoffe entnimmt er der Geschichte Ragusas. Seine Dramen „Ekvinocijo" und „Dubrovacka Trilogia" sind in viele Sprachen übersetzt. In der Trilogie behandelt er den Untergang der ragusäischen Republik. Der erste Teil, „Allons enfants", spielt in der napoleonischen Zeit, in der die Freiheit verloren ging. Den zweiten Teil, „Dämmerung", verlegt er in die dreißiger Jahre des XIX. Jahrhunderts, als die alten Patriziergeschlechter verfielen. Im dritten Teil, „Na taraza" schildert er den Beginn des Streites zwischen Serben und Kroaten in den neunziger Jahren.

Zuerst als Lyriker, später als Dramatiker, trat Begovic hervor, der lange Zeit in Hamburg als Dramaturg wirkte. Seine ersten lyrischen Gedichte, „Zoe Boccadoro" erschienen unter dem Pseudonym Keres de la Maraja. In letzter Zeit wurde er oft erwähnt, durch die ausgezeichnete Dramatisierung von Zenoas bekanntem Roman „Diogenes", die letzthin ihre Uraufführung in Agram erlebte.

Symbolische Lyrik zeigen die Werke des Kroaten Nazor, der die Mythologie der slawischen Urzeit besingt, in „Zivana" u. a.

Außer ihnen seien noch erwähnt der Serbe Liovan Ducic, Bogdan Popovic, Pandurovic, der jugoslavische Shakespeareübersetzer.

Die Jüngsten, vielfach beeinflußt von Paris, sind alle genial, feurig und von starkem persönlichem Einschlag. Alle modernen Richtungen sind unter ihnen vertreten. Manoilovic, ein serbischer Lyriker, verknüpft die ältere und die moderne Richtung. Er ist künstlerisch gebildet und ein feiner Kenner italienischer Kultur. Die serbischen Übersetzungen Pirandellos und Nicodemos stammen von ihm. Einer der fruchtbarsten Schriftsteller ist Sibe Milicic, der den Stoff seiner Gedichte und Novellen aus dem dalmatinischen Leben schöpft. Fünf Gedichtbände und einige Novellen sind von ihm bereits erschienen, darunter das „Buch der Freude" in zwei Teilen („Der Glanz des Tages" und „Der Traum unter dem Sternenhimmel") und „Pinien und Oliven." Aus der Voivodina kommt Crjanski, der sein starkes, künstlerisches Empfinden in seinen Werken über Albrecht Dürer und die italienische Kunst beweist. Der Slowene Zupancic, ein Lyriker, hat Shakespeare ins Slowenische übersetzt.

Lebhaftes Temperament zeigt die letzte Sammlung des serbischen

Lyrikers Dreinatz, „Der Bandit und der Dichter". Ihm nach folgt die talentvolle junge serbische Dichterin Desanka Maximovic. Die Sammlungen „Klage des Sklaven" mit ihrem sozialen und politischen Inhalt zeigen Ujevic als kultivierten Lyriker. Zu diesen Jüngeren muß man noch zählen Dedinatz, Ristic, Vuko und den Lyriker Krklic.

Beeinflußt durch die sozialistischen Schriftsteller der Welt sind Cesaric Krleza, der in manchem Barbusse ähnelt. Cesaric wurde durch seinen Roman „Careva Kraljeva" berühmt. Krleza ist ein Führer der im Anklang an den deutschen Expressionismus entstandenen „Bewegung der literarischen Revolution" in Agram. Bis zum Jahre 1927 erschien unter seiner Verantwortung „Knjizevna Re Publica", eine sehr weit links orientierte Zeitschrift. Hauptsächlich erschienen von ihm Dramen. Sein letztes ist „Glembajevi", die Geschichte einer adligen österreichischen Generalsfamilie, die sich in der modernen Zeit nicht zurechtfindet. Die Eindrücke seiner Reise nach Rußland schildert er in einem Buche, „Eindrücke in Rußland".

Literarische Zeitschriften allgemeiner Art erscheinen in Agram und Belgrad. In Agram „Savremenik", „Hrvatska Revija". „Kritica" und „Vijenac", dazu eine katholische literarische Zeitschrift „Hrvatska Prosveda". In Belgrad „Misao" und „Srpski Knjizevnik Glasnik". „Misao" hat seinen eignen Mitarbeiterkreis, unter ihnen der erwähnte Pandurovic. „Srpski Knjizevnik Glasnik" ist die beste jugoslawische Literaturzeitschrift. Sie wurde von dem hervorragenden serbischen Literaturkritiker Skerlic gegründet. Während sie früher nur die ältere Schule aufnahm, kommen heute in ihr alle Richtungen zu Wort. Neuerdings wurde in Belgrad der „Nolitverlag" gegründet von Paul Bihaly, der junge europäische Literatur herausgeben will. Dem Verlag ist eine Buchgemeinschaft und die Zeitschrift „Nova literatura" angegliedert.

Das Problem der Einheit

Von Arthur Wildebrandt

Wie das Leben der Menschen, so ist auch das Schicksal der Nationen schwankend, und die Ursachen, die ein Volk groß machen oder vernichten können, sind zahllos genug. Von vornherein lassen sich zwei Gruppen solcher Ursachen unterscheiden; sie können langsam entstehen und sich allmählich auswirken, wie z. B. die zu- und abnehmende Bildung in einem Volke oder die körperliche Ertüchtigung und der Verfall

einer Rasse. Diese Ursachen treten, wie das Naturgesetz und die Natur selbst wirken, nur nach und nach in Erscheinung. Und doch ist dabei zu beachten, daß diese Erscheinungen als historische Situation nur einmalige und nicht wiederkehrende sind; sie spitzen sich in den entscheidenden Augenblicken zu. Daraus entsteht der historische, der psychologische und der kritische Moment. Oft genug hängt nur allzusehr Größe und Untergang eines Volkes von solchen Augenblicken ab. Diese Vorkommnisse richtig zu erkennen und zu verwerten, ist Aufgabe der staatsmännischen Genies; sie falsch beantworten oder übersehen, bedeutet in nicht seltenen Fällen, alle langsam aufgebaute Tüchtigkeit eines Volkes in einem Augenblick und für immer zu vernichten. — Es ist etwas Furchtbares darum, daß ein Augenblick über Jahrhunderte eines Völkerschicksals entscheiden kann. Daher muß es das Bestreben der Zukunft sein, alle Dauerursachen immer mehr zum eigentlichen Motiv für die Blüte eines Volkes zu machen und den historischen wie auch den psychologischen Augenblick immer seltener für das Schicksal einer ganzen Nation oder Rasse entscheidend werden zu lassen. Damit wäre allerdings das Genie zu Gunsten der Berechnung entthront, aber das Schicksal der Volksgenossen, das Volksganze, ja der Menschheit selbst darf nicht an zwei Augen hängen; und Genie ist nicht vererbbar.

Wenn nun von den dauernden Ursachen zu sprechen ist, die den Aufstieg und Niedergang der Völker bestimmen, so sollen hier nicht neue Begriffe konstruiert werden. Seit Jahrhunderten denken die Menschen darüber nach, was die Völker groß macht oder sie hinmäht. Deshalb wirken diese Ursachen, ausgesprochen, beinahe wie Banalitäten. Und doch, wenn diese Ursachen so offen zu Tage liegen, wie kommt es dann, daß sie immer wieder von der irrenden Menschheit außer Acht gelassen wurden und werden? Vielleicht liegt das daran, daß hinter dem scheinbar glatten Schild allzu selbstverständlicher Forderungen in der Wirklichkeit viel kompliziertere Tatbestände verborgen sind, die sich keineswegs so einfach verwirklichen lassen, wie es zunächst scheint, und die beim näheren Betrachten alle Trivialität abstreifen.

Wer kennt nicht den Ruf: Seid einig, einig, einig!, den Schiller den Völkern, die unbesiegbar sein wollen, entgegenhält. Die Einigkeit und die Einheit ist tatsächlich die erste Vorbedingung für die Größe und Macht eines Volkes. Diese Erwägung ergibt sich aus der einfachen Überlegung: Das Volk bedeutet erstens nichts anders als Vereinigung; Volk und Einheit sind also fast synonyme Begriffe. Dann aber: Viele

sind bekanntlich kräftiger als einer. Einigkeit macht stark, Zwietracht schwächt. — Um zu dieser Einigkeit zu gelangen, hatten es diejenigen Völker am schwersten, die von vornherein in verschiedene Einzelstämme zerfielen, wie z. B. die Araber, Deutschen, Griechen, Inder und Juden. Unter ihnen waren es wiederum die Deutschen und die Inder, die neben der religiösen Zersplitterung auch noch ein drittes trennendes, nämlich die verschiedenen Sprachen in ihrem Lande zu überwinden hatten.

Hinzu kommen zu diesen Schwierigkeiten noch die in jedem Volke so verschiedenen Charaktere, Gesinnungen, Bedürfnisse, Egoismen, Ideale und Wünsche seiner Individuen. Die Folge dieser Vielfältigkeit ist, daß es im Grunde zu allen Zeiten eigentlich einer Macht bedurfte, um eine Einigkeit zu schaffen. Nur die Macht, die einen Willen bei allem durchzusetzen vermag, garantiert Einigkeit. Damit stehen wir aber schon mitten in der besonderen Problematik und Paradoxie des Einigkeitsbegriffes: Auf der einen Seite: nur Einigkeit schafft Macht, auf der andern: nur Macht schafft Einigkeit. Wir bewegen uns mithin in einem Kreise. Die Macht, die das Ziel ist, müßte bereits hier sein, damit die Einigkeit garantiert sei, die wiederum Macht hervorruft! Auf solche Kreise aber stoßen wir im historischen, politischen und wirtschaftlichen Leben auf Schritt und Tritt. Der eine Gesellschaftsreformator lehrt: „Wir müssen bessere Menschen erzielen, dann werden wir auch bessere Verhältnisse bekommen", während ihm der andere antwortet: „Wir müssen bessere Verhältnisse schaffen, dann werden wir auch bessere Menschen bekommen!" Beide haben Recht. Es fragt sich daher, wie man diesen uns überall und immer wieder entgegentretenden Kreis im Falle der Einigkeit sprengen kann! Das ist nur möglich, wenn die einmalige, historische Situation eine glückliche Chance gewährt und der sich gerade bietende historische Augenblick möglichst günstig wahrgenommen wird. Unter diesem Gesichtspunkt band z. B. Bismarck die flüchtige Stimmung der Einigkeit, der Gemeinsamkeit und des Enthusiasmus, die nach den Erfolgen der Heere auf den Schlachtfeldern von 1870/71 eine kurze Minute lang im deutschen Volke bestand, an die dauernden Institutionen des Bundesstaates, des Kaiserthrones und des Reichstages.

Mit der Kreissituation ist das Problematische am Einigkeitsbegriff aber noch nicht erschöpft. Es läßt sich nämlich beobachten, daß als zweite Seltsamkeit in der Geschichte es immer jeweils dieselben Ursachen sind, die die Größe und den Niedergang eines Volkes hervorrufen.

Wenn auch die Einigkeit wesentlich zur Größe und Macht eines Volkes beitragen kann, so lähmt oder tötet doch zuviel Einigkeit jede persönliche Regung, entindividualisiert, macht unselbständig, mechanisiert, uniformiert und führt letzten Endes zu einer völligen Lethargie, Vergreisung und Verkalkung. Die chinesische Kultur beispielsweise verpflichtete alle Volksgenossen so sehr zu einheitlicher Haltung, daß keiner anders zu handeln wagte als der andere, als schon die Väter und Vorfahren getan hatten. Die Folge solcher Übereinigkeit war Stillstand und Rückschritt. Daher gilt es also, näher gesehen, nicht die Einigkeit schlechthin festzustellen, sondern die Aufgabe lautet, die ewig nach Umständen wechselnde rechte Mitte zwischen Einigkeits- und Freiheitstendenzen täglich aufs Neue zu finden und herzustellen, wenn ein Volk groß werden und bleiben soll.

Der Einigkeitsgedanke regelt sowohl das Verhalten der einzelnen Volksglieder nach außen als auch den anderen Volksgenossen gegenüber. Es ergibt sich daher die Frage: Welche Eigenschaften muß der Einzelne nach innen entwickeln, wenn auch er zu seinem Teil dazu beitragen will, daß ein Volk blühe und nicht verfalle? Die Antwort erscheint auch hier höchst naheliegend: Staatsbürgerliche Gesinnung und Intelligenz, d. h. der Einzelne muß dem Ganzen gleich mit dem Herzen und dem Verstande hingegeben sein. Mit dem Herzen, dann wird er die rechte Gesinnung haben und den moralischen Halt; mit dem Verstande, dann wird ihm auch die Einsicht in das jeweils Staats-Notwendige nicht fehlen, und er wird beizeiten die rechten Mittel zum rechten Ziel erkennen.

Aber die Geschichte lehrt uns, daß auch diese Spezialisierung nicht ganz problemlos ist. Denn immer wieder begegnen uns im Verlauf der Zeiten edelste Charaktere, die das Beste für ihr Land wollen. Sie haben ein heißes Herz für ihr Volk, das sich nicht beruhigen läßt, besitzen also die erforderliche staatsbürgerliche Gesinnung. Und doch fehlt ihnen die rechte sachliche Einsicht, das rechte Wissen und Können, die rechte staatsbürgerliche Intelligenz; sie sind also staatsbürgerlich nur Halb-Begabte. Sie sehen deshalb die Ziele falsch, lassen sich auf Unerreichbares ein und bedienen sich obendrein noch häufig falscher Mittel. So richten sie ihr Land, trotz ihres guten Willens zugrunde. Dann schreiben ihnen die Nachfahren wohl verräterische Gesinnungen zu, die sie nicht hatten; denn in merkwürdiger Überschätzung der Gesinnungen glauben wir, daß diese allein das Entscheidende seien, aber

das größte Unheil geht meist nicht aus schlechten Gesinnungen, sondern aus falscher Einsicht hervor.

Auf der anderen Seite aber treffen wir jene Männer an, die eine hohe intellektuelle Übersicht mit entsprechender Ausbildung ihrer geistigen Anlagen vereinigen. Sie können unendlich viel, sie haben die rechte staatsbürgerliche Intelligenz. Aber ihr warmes Fühlen für Land und Volk, ihr schlichtes Herz ist verloren gegangen, ihnen fehlt die rechte Gesinnung. Deshalb sind sie bei ihrem Handeln auch meist jeder moralischen Versuchung ausgesetzt. Sie sind unzuverlässig, Hasardeure der Politik, Opportunisten des Tageserfolges und immer in Gefahr, über flüchtigem und rein individuellem Erfolg das Wohl des Vaterlandes und der Menschheit aus dem Auge zu lassen. Auch sie sind nur Halb-Begabte; auch sie haben Länder und Völker zugrunde gerichtet.

Die eigentümliche Problematik der staatsbürgerlichen Begabung liegt also darin, daß sie, um Begabung zu sein, zugleich eine doppelte Eigenschaft sein muß. Eine Legierung zweier Veranlagungen nämlich, des Gefühls und des Verstandes ist nötig, während jede dieser Eigenschaften allein und einzeln in Reinkultur noch nichts bedeutet. Diese beiden Gaben aber bedeuten nicht etwa zwei verschiedene, sondern, obwohl so sehr aufeinander angewiesen, genau gesehen, sogar zwei feindliche Lager. Herz und Verstand, und um diese handelt es sich, schließen einander nur zu oft geradezu aus. Das heiße Herz, das strömende Gefühl hat eine Abneigung gegen den kalten Verstand, der langsam schreitet und bedächtig wägt und rechnet. Er erscheint daher dem lodernden Herzen als etwas Gemeines. Noch größer aber ist vielleicht die Feindschaft, die der Verstand dem Gefühl entgegensetzt. Er rät nur zu häufig mit klugen Gründen anders zu handeln, als der Gefühlsimpuls befiehlt, zersetzt in messerscharfer Analyse die Gloriole, die das Gefühl um die Dinge breitet, und tötet so in langsamer Übung die Seele und im ewigen Dienst an bloßen Mitteln den tieferen Sinn.

Und doch müssen die beiden feindlichen Brüder, Gefühl und Verstand, zusammen kommen. Hatten wir oben festgestellt, wie sehr die Intelligenz notwendig ist, den rechten Zielen zu den rechten Mitteln zu verhelfen: und ändern alle Argumente gegen die Intelligenz an dieser Notwendigkeit nichts, so sehen wir hier angesichts der Intelligenz wieder dasselbe Spiel wie zuvor bei der Einheit. Wir müssen erkennen, daß dieselbe Ursache — diesmal die Intelligenz — sowohl

zur Blüte als auch zum Verfall treiben kann. Die Betrachtung kann hier noch einen Schritt weitergeführt werden. Hatten wir für die Einheit nämlich erkannt, daß sie nicht zu locker und nicht zu straff sein darf, daß sie die rechte Mitte innehalten muß, so zeigt uns die Diskutierung der Intelligenz, daß die rechte Mitte soviel bedeutet wie: Ergänzung durch den Gegensatz, für die sie nur ein anderer, quantitativer Ausdruck ist. Es bleibt sich gleich, ob wir sagen: die Intelligenz muß in rechter Dosierung vorhanden sein, oder: sie muß mit der rechten Gesinnung dem rechten Gefühl gepaart sein.

Eine solche Verbindung von Gefühl und Verstand ist aber trotz allen Gegensatzes durchaus möglich, wenn jedes von diesen Seelenvermögen sich auf seine Aufgaben beschränkt. Unsere letzten Ziele stehen uns unverrückbar in der eigenen Brust, und nur das Gefühl kann sie uns lehren. Und dieses Gefühl soll uns kein Verstand rauben. Das Gefühl erleuchtet uns die Dinge, um deren willen das Leben wert erscheint, gelebt zu werden. Der Verstand dagegen zeigt uns die rechten Mittel, um zu den Vorder-Mitteln und schließlich in möglichste Nähe der Ziele zu gelangen. Wenn Gefühl und Verstand diese ihre Grenzen und Kompetenzen achten, das Gefühl nicht gestört wird in seiner Glut für höchste Ziele, der Verstand nicht in seiner Berechnung der Mittel, so gibt es einen Ausgleich und eine Wechselergänzung zwischen den beiden einander so bedürftigen Antipoden.

Die Schwierigkeiten sind jedoch mit den bisher gewonnenen Einsichten noch nicht zu Ende. Vielmehr bereitet uns der Verstand, gegen den nun schon so viele Anklagen umliefen, noch anderweitige Nöte. Der Verstand richtet sich nämlich nicht nur gegen das Gefühl, sondern er wendet sich auch gegen das Prinzip der Einigkeit. Und doch ist es der Verstand, der am ehesten erkennt, daß Einigkeit stark macht; deshalb fordert und fördert er die Einheit. Aber gleichwohl ist nicht zu leugnen: Der Verstand hat doch etwas an sich, was geeignet ist, jede Einigkeit zu sprengen. Wer nämlich blind denkt, ist nicht mehr blind gehorsam, er geht eigene Wege und gelangt zu eigenen — und wenn er auf halbem Wege stehen bleibt, wenigstens zu eigenwilligen Resultaten. Das heißt, der Verstand entfernt den Einzelnen von der Gesamtheit und die Einzelnen von einander. So viele Köpfe, so viele Sinne.

Hier lauert ein neues Grundproblem aller Politik. Es ist der Gegensatz zwischen Einsicht und Einigkeit. Die Frage, die hier entsteht, lautet: Wenn jemand eine von seiner Gemeinschaft abweichende Meinung hat, ist es dann seine Pflicht, seine Einsicht zu unterdrücken, um das Gut

der Einigkeit zu wahren, oder hat er die Pflicht, die Einsicht als das Wichtigere über das Einigkeitsprinzip zu setzen? Im Leben jeder Gruppe und Partei taucht dieses Problem zwischen Einsicht und Einigkeit beständig auf. Zuweilen verteidigt die Gruppe das Einigkeitsprinzip mit allen Machtmitteln, die ihr zu Gebote stehen, gegen den Einzelnen und seine Einsicht. Siegt hingegen im Außenseiter selbst das Einigkeitsprinzip über die Einsicht, so bringt er das sogenannte Sacrificio del intelletto, daß Opfer des Verstandes; d. h. er fügt sich der sogenannten Parteidisziplin. Glaubt aber jemand umgekehrt, daß es für sein Volk wichtiger sei, wenn seine Ansicht gehört werde, als daß seine Partei ungeschwächt beharre, glaubt er vielleicht, daß die Majorität der Partei sich selbst ins Unglück stürzen will, so wird er das Sacrificio del intelletto nicht bringen, sondern er wird fordern, daß die Partei ihre Ansicht in seinem Sinne revidiere und ihm folge; er wird also die Vertrauensfrage stellen. Häufig opfert aber auch jede der beiden entgegenstehenden Meinungen einen Teil ihrer Ansichten im Interesse der Einheit, und es ergibt sich als beiderseitige, teilweise Opferung der Einsichten zu Gunsten der Eintracht ein Kompromiß.

Wie man sich aber in diesem Konflikt verhält, ob man seiner Gemeinschaft das Sacrificio del intelletto bringt, oder die Gefahr einer Zersplitterung der Gemeinschaft auf sich nimmt, das richtet sich darnach, was im gegebenen Falle wichtiger erscheint, die Einigkeit, die Macht bedeutet, oder die Geltendmachung der Einsicht. Prinzipiell läßt sich das richtige Verhalten durch keine Regel festlegen. Immerhin kann ein Gewisses helfen, auf den Unterschied zu achten, der zwischen Neben- und Hauptfragen besteht. Nur Hauptfragen dürfen mit Sinn zu Vertrauensfragen erhoben werden, während man in Wirklichkeit nur allzuoft Nebenfragen zu unverdienter Wirklichkeit aufbauscht, um eine Krise hervorzurufen. Was aber im einzelnen Falle eine Haupt-, was eine Nebenfrage sei, das entscheidet letzten Endes die jeweilige Situation im gegebenen psychologischen bzw. historischen Augenblick. Und damit ist die Entscheidung wiederum der Genialität des Einzelnen überantwortet.

+

Wir müssen nicht klagen, daß alles vergänglich sei. Das Vergänglichste, wenn es uns wahrhaft berührt, weckt in uns ein Unvergängliches.

Friedrich Hebbel

Kleine Anmerkungen

Von Heinrich Zillich

Es gibt Menschen, die nichts herrlicheres kennen, als in den Titeln anderer Leute zu schwelgen. Wenn man beobachtet, wie gewisse Frauen und Männer mit allen Anzeichen der Seligkeit, der sich immer eine Prise bitteren Neides beimischt, mit verdrehten Augen und gespitztem Mund, mit einem Schauer der Ehrfurcht, einem Gefühl der Dankbarkeit den Titel eines anderen aussprechen oder ihm den Titel im Gespräch aufdringlich zuflöten, zerfließend in der eigenen Nichtigkeit und im Glücke, dies herrliche Wort sagen zu dürfen, so weiß man, daß Titel und Orden vor allem geschaffen wurden, um die zu ehren, die sie nicht haben.

*

Es war einmal ein Friedens- und Tierfreund, der innerlich ganz zerrann vor Milde und gutem Willen, und sich entschloß, niemals ein Lebewesen zu töten, es nicht zu essen, nicht zu zertreten, nein, das Lebendige überall zu ehren und zu schätzen und zu schützen. Er ging auf Zehenspitzen durch das Land, um keinen Wurm zu zerquetschen, er aß nichts als was die Natur freiwillig hergab und was, nach seiner Meinung, odemlos und seelenlos war, also nur Milch und Früchte, die sich selbst vom Aste gelöst hatten. Auch da bat er Gott um Verzeihung, daß er Lebenskeime zerstörte und fand seine Rechtfertigung erst darin, daß er ja kein Lebensbewußtsein vertilgte. Deshalb aß er auch kein Brot, denn das Korn war geschnitten worden, keine Kartoffeln, denn sie waren von der Pflanze gerissen, keine Trauben, denn das hätte ihn mit dem Schmerz der Rebe belastet. Er sah überall Mord und Mitschuld am Mord. Er trug die Biene in der hohlen Hand aus dem Zimmer, er knickte den Floh nicht, er duldete die Mücke auf der Wange. Eines Tages aber sah er, wie ein Knabe einen Maikäfer mit einem Nagel im Spiele durchbohrte. Die Tränen schossen ihm in die Augen, er lief entsetzt davon. Plötzlich spürte er einen Schmerz im Auge, sein Lid zuckte. Er betrachtete sich im Spiegel und siehe — da lag in den Wimpern eine kleine Fliege, vom scharfen Gift der Mitleidstränen getötet.

*

Es ist ein Fehlurteil, dem Manne, der sich mit einer Sache oft beschäftigt, unbedingt einen sachlichen Einblick in die Wesenheit seines Arbeitsfeldes zuzutrauen — es mag für den gewiß stimmen, der die

Sache nur ausnützt, seine Vorteile daraus zieht und im übrigen kein Verhältnis zu ihr findet, das jenseits dieses Geschäftsverkehrs — also des unsachlichsten Verkehrs auf Erden — besteht. Aber wer seiner Sache auch nur ein Quäntchen Lebensraum gewährt, ohne Bezug auf den eigenen Erwerb, wird plötzlich merken, daß sie zu sprechen beginnt in einer lautlosen Sprache. Sie fängt zu beantworten an, was ich in sie unbewußt hineinfragte, als ich sie in meine Umgebung zog. Sie nimmt mich auf und wird ein Teil von mir und dies kann so weit gehen, daß jeder Gegenstand um mich ein Wesensecho meines Ichs bildet, mit dem ich befreundet oder verfeindet einen innigen Verkehr führe, der nicht frei ist von Eifersuchten und Ärger, Zank uud Überschwang.

Und wenn nun eine Sache, die zu meinem vorwiegenden Arbeitskreis gehört oder dieser Arbeit gänzlich zu Gebote steht, aus der Vielfalt der Dinge heraustritt, ich ihr Kenner werde, so ist die Berechtigung zum Prädikat Fachmann, das mir die Menschen für dieses Verhältnis anheften, nur dann erworben, wenn es mir gelingt, in Bezug auf diese Sache die gleiche selbstüberwindende Kraft zu entfalten, die Charaktere schafft: zur Selbsterkenntnis im Dinge, in der Sache zu gelangen, seine Wesenheit zu sehen, während ich damit verbunden bin.

Das ist nicht immer leichter als sich selbst zu erkennen, denn unser Wesen ist auf Eroberungen aus und wo es an ein Gesetz stößt — und welche Sache wäre nicht Gesetz! — springt ein Dämon uns entgegen, der sich aus der Sache und uns zeugte. Und dieser wird immer stärker und lebendiger bleiben als unser Verstand, weil er entstand aus dem Schöpferischen, dem Unbewußten, während der Fachmann nur ein denkender und nutzender Mensch ist.

*

Das Auto hat ein Männerideal geschaffen, dessen Äußeres bisher in Detektivromanen gelebt hat. Es hat ein bewußt energisches Gesicht, Mütze auf dem Kopf, kurze nach neuester Mode geschnittene Hose und dazu immer eine Kleinigkeit am Anzug, die wie ein amüsanter Einfall wirken soll, eine Troddel an den Sportstrümpfen oder ein Abzeichen an der Brust. Es lebt der Vorstellung nach, kühn und sportberühmt zu sein. Jede Straßenkrümmung nimmt der Automensch, als wäre er im wüstesten Rennen, von Tausenden beklatscht. Seine Brauen sind zusammengeschoben und die Wangen englisch mager, durch die sich die Backenmuskeln herausdrücken. Es ist ein Lebensbestandteil geworden, der Automensch, den man hinnehmen muß wie

schlechte Gerüchte und Stechfliegen. Er kann die Erde nur genießen auf einem Benzingefährt und genießt doch bloß sich selbst. Er braucht Gestänge und Getriebe, Gebläse und Gelute als Gerüst seines Gemütes. Autos sind unzweifelhaft wichtige Fahrzeuge, die auch Vergnügen bereiten. Aber der Automensch fährt nicht Auto, er wird gefahren. „Es" fährt ihn. Das Auto oder Motorrad ist sein Herr. Er thront darauf wie festgewachsen. Steigt er aus oder ab, der Benzinmotor donnert in ihm weiter. Das Auto ist seine Phantasie. Der Anlaß zum Leben. Das Differential seine einzige Differenzierung. Und stellt er den Motor ab, schaltet er das Grammophon ein.

*

Es ist unnötig, das Wort Beruf von Berufung abzuleiten, um daran zu erkennen, was der Tätigkeit eines Mannes erst Wert verleiht, denn schon die Frage nach dem, was einer stets tut, ist so voll Schwere, daß es darauf bloß die Antwort geben müßte: „was er tun muß" — womit nun freilich die Berufung gemeint wäre. Da durchdringen sich aber, in diesem Bestfall Persönlichkeit und Tat soweit, daß die Tat beinahe nebensächlich wird und nur als Ausdruck des Menschen Beachtung zu verdienen scheint.

*

O wenn wenigstens die Träume der Menschen nicht so bescheiden wären!

Was träumt ihr euch da zusammen! Eine Gehaltserhöhung, einen neuen Anzug, eine Frau vielleicht, ein Auto sogar und jedenfalls viel Muße.

Aber daß es ungeheure Schicksale gab und gibt, aufsteigend ins Unwahrscheinliche, titanische Gestalten, die demselben Geschlecht angehören wie wir, Menschen und doch schwingende und geschwungene Brücken zum Gewaltigen, zum Ewigen — ja, brennt euch nicht das Herz vor Sehnsucht und Ehrgeiz, ein Leben wie ihres in die erbärmlich kurze Spanne von 40 oder 60 oder 80 Jahren einzuspannen, das ihnen wie euch beschieden ist? Sind euere Träume nicht in einem Winkel versengt von der Vision Napoleon, der gestaltenden Kraft Kants, der großen Erfüllung Goethe? Sehr ihr euch nicht maßlos erhoben und in Kaiser Friedrichs II. unbegrenzte Majestät gekleidet? Und gibt euch die Gegenwart nicht täglich eine Stufe, auf der sich euere Phantasie in die Weite schwingen kann?

Ihr schweigt! Selbst euere Träume sind klein.

Rundschau

Kronstädter Gemäldeausstellungen und Maler. Ausstellung Heinrich Schunn. Heinrich Schun veranstaltete im November eine Ausstellung seiner neuesten Arbeiten, meist von Aquarellen, zwischen die einige Pastellbilder und Temperabilder gemischt waren. Ein Aufenthalt von kurzer Zeit im nahen Orient hat ihn auffallend befruchtet. Es ist verblüffend, wie jetzt in dem immer von einer Stimmung, einem momentanen Einfall ausgehenden Künstler, dessen Stärke schon früher in der Erfassung eines verwehenden Reizes, in einer liebevollen Einfühlung in farbige Übergänge lag, nun ein plastischer Sinn erwacht ist, dessen Entstehen man an den Gemälden aus dem Orient geradezu zeitlich verfolgen kann. Man sieht, wie der kurze scharfe Schatten der südlichen Sonne, der jeden Gegenstand doppelt greifbar umreißt, in Schunn ein bis dahin kaum erwachtes plastisches Empfinden erweckt hat, das seine Bilder über jedes Erwarten hinaus bereichert veredelt und bessert. Obgleich es sich um Aquarelle handelt, um Eingebungen eines Moments, die schon im zweiten gemalt sind, gibt es darunter Stücke, bis an den Rand erfüllt, ohne eine einzige leere Stelle. Zugleich auch gewannen sie, was Schunn bisher selten zu erzwingen vermochte, Tiefe. Nun gliedert sich die Landschaft aus dem Vordergrund in einigen klaren Übergängen bis ferne in den Himmel hinein. Die farbige Stärke Schunns, die seinen guten Namen gleich bei seinem ersten Auftreten begründet hat, ist geblieben, doch ist sie nun in Zusammenhang gestellt mit anderen Bildkomponenten, mit einem Formgefühl, das Schunn fortan kaum verlieren wird, und zugleich mit einem sicheren Empfinden für den Bildausschnitt. Lehrreich dafür ist ein Aquarell, auf dem die Rosenauer Burg, dieser hundertmal verwendete Stoff dargestellt ist. Man merkte bei früheren sächsischen Bildern solcher Objekte, daß die Maler gerne zeigen wollten, wie schön die Vorlage ist; ein heimatkundliches Interesse machte sich in der Wahl des Blickes geltend. Hier bei Schunn ist es eine Landschaft, grüne zerwehte Bäume, hinter denen die Burg keine gesonderte Betonung erhält.

Gewiß, Schunn hat noch keinen Stil, der sein ganzes Schaffen soweit durchdringt, daß er sich in jedem Pinselstrich enthüllt. Seine Arbeiten sind ungleichwertig. Das liegt auch an ihrem Material. Ich würde Schunn sehr wünschen, einmal Arbeiten zu beginnen, die ihn unausgesetzt längere Zeit beschäftigen, Ölgemälde zu versuchen, wo er sich durch Wochen allmählich von Strich zu Strich vorarbeiten muß, wo er mühevoll und prüfend aus der Leinwand gleichsam durch mehrere Schichten hindurch das gültige Bild herausmalen muß. Das würde die Nachteile der Improvisation, auf der seine Malerei heute basiert, weil sie vorwiegend Aquarellmalerei ist, korrigieren und ihn selbst vor ganz neue große Aufgaben stellen, für die er das Zeug hat. Es wäre reizvoll zu beobachten, wie Schunn die Elemente, die seine Meisterschaft im Aquarell schaffen, auf dem anderen Gebiete anwendet.

Ausstellung Eduard Morres. Über Eduard Morres haben wir schon einmal (Januar 1928) ausführlich gesprochen. Die in der Mitte November eröffnete Ausstellung umfaßt zum größeren Teil neue Bilder, unter denen als die geglücktesten Landschaften hervorragen und unter diesen wieder ein kleines Aquarell: eine Ansicht aus Schäßburg, wo die Elemente der spezifisch Morres'schen Kunst ein Meisterwerk geschaffen haben, das gültig sein wird auch späterhin. Die übrige Lese steht nicht

auf solcher Höhe, aber es dringt doch durch alle Bilder die starke Heimats- und Naturliebe, aus der sich die schwer ringende Kunst dieses Malers nährt. Die religiösen Bildentwürfe allerdings zeigen zwar eine neue Seite seines Strebens, aber können kaum überzeugen.

Ausstellung Karl Ziegler. Zu gleicher Zeit mit Eduard Morres wurde eine Bilderschau Karl Zieglers, des siebenb.-sächsischen seit langem in Deutschland ansässigen Malers gezeigt. Man freute sich auf die Ausstellung, die uns einen vielen schon unbekannten Maler endlich näher bringen sollte und wurde sehr enttäuscht, weil die aufgehängten wenigen Bilder voneinander so außerordentlich verschieden sind, schon stilistisch durch Welten getrennt erscheinen, daß man Mühe hat, zu glauben, sie stammen von einem Maler. Neben Entwürfen und Versuchen hängen hübsche Blätter, die man als Titelbilder einer mondänen Zeitschrift gerne sähe und dann sehr akademische, aber famos gemalte, wahrscheinlich ältere Bilder.

Fritz Kimm erntete in der diesjährigen Graphikausstekung des „Salonul Oficial" in Bukarest einen außerordentlichen Erfolg. Alle Blätter befaßten sich in erster Linie mit seinen Zeichnungen. Der Staat hat ein Blatt angekauft.

Heinrich Zillich

Ausstellung Hans Eder.*) Eine solche Fülle von Farbe, Geist und Rhythmus durchströmt diese Bilder, daß man von ihrem Lebensjubel mitgerissen wird und mitjubelt — lange bevor der Verstand versucht, Wesen und Mittel dieser Kunst begrifflich festzulegen. Da Nichtproduktiven jedoch die Analyse eines Meisterwerkes Genuß ist, da, wenn die Ursachen gewisser Wirkungen klar sind, diese Wirkungen um so heller beglücken, so sei im folgenden auf einzelne dieser Bilder und speziell auf ihre koloristischen Werte etwas näher eingetreten.

Am persönlichsten scheint mir die malerische Gestaltung zu sein in zwei Stilleben mit Kaktus. Wie die Farbe hier leuchtet und plastisch baut, wie sie Träger ist zugleich einer lustvollen Vitalität und einer beherrschten Geistigkeit, bleibt dem Beschauer unvergessen. Eigenartig ist schon die Problemstellung, die an einer Reihe anderer Bilder vorbereitet und variiert wird: Eder zeigt Pflanzen und Früchte auf einem breiten Fensterbrett, bezieht den landschaftlichen Ausblick aus diesem Fenster aber vollständig in den Bildraum ein und erzielt dadurch eine Kombination von Intérieur und Plainair, deren malerische Durchführung ihm unerschöpfliche Reize bietet.

In der kleineren Fassung mit ausgesprochenem Hochformat wird das zentrale Interesse der Pflanze geschenkt, deren metallisch glänzende Schlangenarme ringsum ausgreifen in den farbgetränkten Raum. Zuoberst hat sie eben ihre jüngsten Blättchen getrieben, erstaunt in die Welt hinausschauende Knospen, die wie im Übermut eine andere Richtung einnehmen als die Hauptzweige und das Widerspenstige, Abstruse dieser saftgeschwellten und in jeder Faser eigenwilligen Gewächse noch unterstreichen. Es wird flankiert von zwei kleinen Plastiken, die in überrascht anbetenden Gesten einer Schönheit huldigen. Wie der Kaktus selbst stehen sie auf einer Unterlage von ausdrucksstarkem Blaugrün, dem im Hintergrnnd das rötliche Mauve einer hoch aufstrebenden Kirche die Wage hält. Zwischen dieser visionär emporsteigenden Kirche und der vollen Diesseitigkeit der Pflanze entsteht ein Gegensatz von fast symbol-

*) Obgleich der vorliegende Aufsatz die letzte Kronstädter Ausstellung von Hans Eder behandelt, die wir im November schon besprochen haben, bringen wir ihn zur Veröffentlichung, weil er wesentliches über den Künstler aussagt. Die Verfasserin ist eine im Inland lebende Schweizer Kunsthistorikerin. Die Schriftleitung.

kräftiger Geltung, ein Gegensatz zwischen gesunder Ursprünglichkeit und feiner Sensibilität, der uns auch in anderen Bildern begegnet.

Ist in dem besprochenen Bild alles antithetisch und mit dramatischer Steigerung aufgebaut, so herrscht in einer größeren Fassung des Motivs Symmetrie und epische Breite. Im Vordergrund wallen die Bäusche eines wunderbaren roten Tuches, Äpfel prangen daneben mit ihren Glanzlichtern und in einem Pflanzentopf rauschen bewegte tiefe Kupfertöne. Aus der Glut dieser Orgie in Rot flackert gespenstiges Grüngelb und Mauve auf, um schließlich vom seidigen Honigbraun in den Fenstervorhängen beruhigt zu werden. Koloristisch bildete diese Partie vielleicht den Höhepunkt der letzten Kronstädter Ausstellung Eders. Die ganze obere Bildhälfte wird von der Landschaft eingenommen, dem sonnbeglänzten Rathausplatz, der in kräftigen Kuben aufgebaut ist und — wie auch die anderen Landschaften — eine an Cézanne erinnernde Festigkeit der Struktur besitzt. Wie lapidar wirkt der den Raum durchquerende Lichtstreif, der rechtwinklig auf die zitronengelbe Rathausmauer aufprallt! Dem Kaktus kommt weniger Selbständigkeit zu als die kompositionelle Funktion vom Intérieur zu diesem Hintergrund organisch überzuleiten.

Im „Stilleben mit Azaleen" stehen vor demselben Fenster ähnliche Gegenstände, doch in diagonalem Aufbau und in einem lebhaften, fast sprunghaften Rhythmus, der völlig neue Gefühlswerte schafft. Solche Variationsfähigkeit mag für die Eder'sche Kunst charakteristisch sein: Die verschiedensten Wirkungen werden aus den gleichen Dingen geholt, indem diese Dinge immer wieder „mit anderen Augen angeschaut" werden. Stets von neuem wird an dem Aufbau der Objekte, an der Lichtführung, am Gleichgewicht der Farben etwas verschoben und das ganze Problem damit verändert, sodaß man spürt, wie gern dieser sinnenfreudige Künstler sich gerade mit rein technischen, d. h. rein verstandesmäßigen Fragen beschäftigt. Etwas Grüblerisches, hartnäckig Suchendes und Gefundenes wieder Bezweifelndes liegt in diesem Verhalten, psychische Momente, die übrigens auch in den ausgestellten Porträtköpfen festgehalten sind.

Die Wiederholung gleicher Motive mag an mittelalterliche Kunst erinnern, und dieser Vergleich liegt umso näher, als Eder offenbar zu allen Meistern, vor allem zu Niederländern, eine verständnisvolle Liebe hegt.

Seine gefalzten oder weich geworfenen Tücher, seine minutiös wiedergegebenen Lichteffekte auf Glas und Silber, setzen eine Schulung an Niederländern ebensosehr voraus, wie seine Fähigkeit, mit der Farbe die Oberfläche der Dinge — sei es nun Samt, Seide oder Metall — in ihrer ganzen stofflichen Beschaffenheit zu erfassen, sie gleichsam abzutasten, und andererseits dieser Farbe eine pathetische Ausdruckskraft zu verleihen.

Aus einer anderen Welt als diese klar geschauten Stilleben scheint das von geheimnisvoller Mystik umwobene „Mittelbild zu einem Triptychon" zu stammen. Es ist eine in zarter Lichtgloriole aus dem farbigen Dunkel tauchende Christusgestalt, deren leidende Größe eine lautlose Stille verbreitet. Das monumentale Werk gehört einer früheren Schaffensperiode an, die auch durch ein Stilleben vertreten war und die eine kühl differenzierte, scharfe Kontraste meidende Tönung bevorzugt. Alle Linien und Farben sind hier gedämpft und aufs behutsamste zueinander in Beziehung gesetzt. Vor den beiden älteren Bildern, vor der Feinnervigkeit, die jede Nuance prüft und abwiegt, begreift man, daß gerade aus dieser Manier die besten

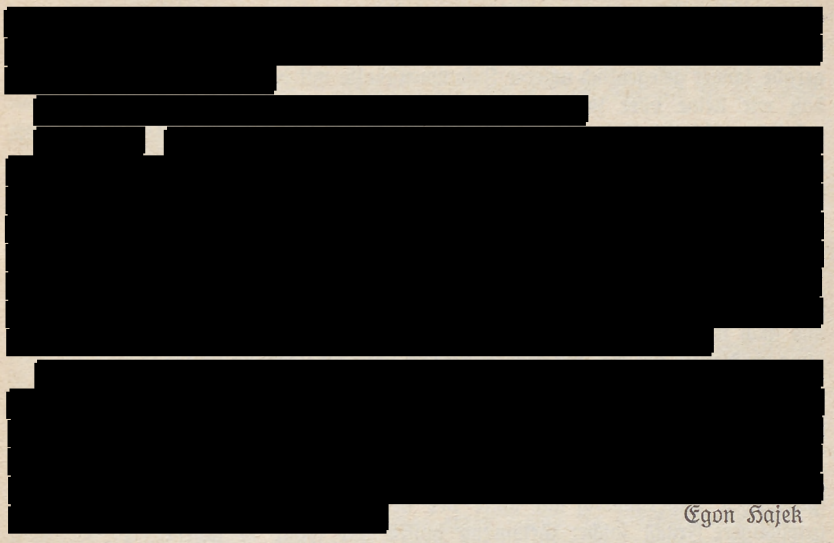
Wirkungen der heutigen Vielfarbigkeit Eders entstehen konnten: diese vollen, frohen Akkorde nämlich, die trotz ihrer Frische nie gewöhnlich sind, die stets so durchdacht und empfunden, stets im wahrsten Sinne kultiviert wirken. Dr. A. Kelterborn

Offener Brief Egon Hajeks an den Herausgeber

Der folgende Brief bezieht sich auf den Rundschauaufsatz „Egon Hajek" im Novemberheft und sei, wie es der Verfasser wünscht, wiedergegeben. Da Hajek darin auf die Fragen meiner Kritik eine Antwort erteilt, die seinen Wegzug aus der Heimat auf die intimsten Beweggründe zurückführen läßt, überschritte eine Entgegnung die Grenzen des Zulässigen. Der letzte Teil seines Briefes, über den eine Auseinandersetzung wohl wieder statthaft wäre, möge dabei gleichfalls ohne Erwiderung bleiben.

Heinrich Zillich

[redacted]



Egon Hajek

„Klingsor" und die Rumänen. Professor Iorga nimmt in seinem Neamul Românesc vom 16. November l. J. unter dem Titel Infrăţiri naţionale în România nicht ohne jenen feinen Spott, als dessen Meister wir ihn nun schon lange kennen, Stellung gegen die wiederholte Zusammenkunft ungarischer und deutscher Dichter Siebenbürgens und wirft insbesondere der Zeitschrift „Klingsor" vor, daß, während sie kürzlich eine ganze Sondernummer dem ungarischen Schrifttum bereitwillig gewidmet habe, sie merkwürdigerweise mehr und mehr zu vergessen scheine, daß die Sachsen noch einen zweiten Nachbarn hätten.... Daß dieser indessen in seiner gewohnten Anspruchslosigkeit sich schließlich auch mit dem Platz nach den Ungarn in der Wertschätzung der Zeitschrift zufrieden geben würde, wenn es nur überhaupt dazu käme, daß...

Zu diesen mit einem ernsten und einem schalkhaften Auge niedergeschriebenen Vorwürfen des geistreichen rumänischen Gelehrten sei erlaubt, folgendes zu bemerken: Die Zeitschrift „Klingsor" hat bis jetzt allerdings keine rumänische Sondernummer herausgebracht (im strengen Sinne des Wortes auch keine ungarische, d. h. keine, die ausschließlich ungarischen Dichtern vorbehalten gewesen wäre), es hätte ihr in der Tat auch die äußere Veranlassung dazu etwa in Gestalt einer gemeinsamen literarischen Veranstaltung gefehlt. Aber sie hat seit ihrem Bestehen in unzähligen Aufsätzen, Überblicken und Übersetzungen das rumänische Schrifttum von heute ihrem Leserkreis nahe zu bringen versucht. Wer die Jahrgänge dieser Zeitschrift durchblättert, kann sich dessen rasch vergewissern. Im letzten Halbjahr allein erschienen an größeren Beiträgen dieser Art eine Einführung in die rumänische Lyrik der Gegenwart und ein Überblick über das rumänische Pressewesen, ferner jener „Brief an einen rumänischen Freund" von Ernst Jekelius (Augustheft), der mit wahrhaft erschütternden Worten zu einer ehrlichen Verständigung über das, was unsere Völker trennt, herausforderte, und schließlich noch einige Übersetzungen, wie z. B. gerade im vorliegenden und im vorangegangenen Heft. Es ist also keineswegs richtig, daß wir von unsern beiden siebenbürgischen Schwesterliteraturen die

rumänische stiefmütterlich behandelt hätten. Nichts liegt uns in Wirklichkeit ferner. Wahr hingegen bleibt freilich und ist von uns schon oft genug und am lebhaftesten gerade immer gelegentlich unserer Zusammenkünfte mit den Ungarn bedauert worden, daß wir keine oder sozusagen keine persönlichen Beziehungen zu rumänischen Schriftstellern haben. Wo bleiben sie aber bloß? Hierzulande sieht man selten einen. Hat Bukarest sie alle schon verschlungen? Oder sind sie noch weiter weg? Wir wissen es nicht. Denn auf unser Rufen drang keine Antwort bis jetzt über die verschneiten Berge herüber. Selbst der so flehentlich beschwörte Freund unseres Freundes hüllte sich in eisiges Schweigen.

Trotzdem halten wir natürlich an dem Grundsatz fest, uns der rumänischen Literatur unserer Heimat genau so wenig zu verschließen als der ungarischen. Wir wollen uns auch fernerhin durch Mißverständnisse nicht davon abschrecken lassen, jener Sendung zu dienen, für die wir uns (hoffentlich ohne Überhebung in den Augen anderer) auf diesem Boden für nicht ganz ungeeignet halten: erstens zwischen unsern beiden Nachbarvölkern links und rechts, wo's Not tut, die Rolle eines geistigen Mittlers zu spielen, zweitens die literarischen Werke und Werte beider (sofern es ihrem Wunsche und soweit es unsern Kräften entspricht) aus ihrer verhältnismäßig engen sprachlichen Beschränkung mit Hilfe des deutschen Wortes zu befreien. Eine erste gewichtigere Frucht solcher Gesinnung hoffen wir sogar in absehbarer Zeit schon jedermann vorlegen zu können, eine „Siebenbürgische Anthologie", eine Auslese aus der Gegenwartsdichtung der drei Völker, in deutscher Sprache, verlegt in Berlin. Ist Herr Prof. Iorga damit einverstanden? Otto Folberth

Neue Bücher und Schriften

Oskar Franz Schardt. Flammende Zeit. Geschichten aus Siebenbürgen. Franken-Verlag Sommer & Schorr. Feuchtwangen. 1929. — Ein deutscher Schriftsteller, der unser Land im Kriege kennen lernte, hat die Geschichten geschrieben. Man liest sie mit gemischten Gefühlen. Manche Erzählung wie „Wasilissa", die wir in dieser Nummer nachdrucken, ist nach Stoff, Handlung und Darstellung eine runde, schöne Leistung. Bei anderen aber stören die mangelhaften volkskundlichen Kenntnisse des Verfassers, dem sich Siebenbürgen oft so darstellt, wie es ein patriotischer Deutscher nach oberflächlichem Eindruck sehen mag. Da wird allerlei hineingeheimnist, was hier nie wuchs. Ein sächsischer Bauer schlägt z. B. niemals das Kreuz, weil er evangelisch ist, die ungarischen Bauern haben keinen Popen; die Zitate aus dem Ungarischen und aus der sächsischen Bauernsprache sind fast alle falsch, in die Gedankenwelt der Bauern, besonders in der Erzählung „Der Surul", ist viel Erdachtes hineingetragen. Das Buch beweist, daß sehr viel Sorgfalt dazu gehört, fremdes Volkstum zu schildern, wenn die dichterische Kraft nicht so gewaltig ist, daß die menschliche und künstlerische Darstellung über jede Milieuverzerrung triumphiert. Diese Sorgfalt ist nicht wahrgenommen, nicht einmal die Ortsnamen sind richtig abbuchstabiert worden. Nur wo die Handlung vorwiegt, hebt sich der Wert der Erzählungen. Auch gewisse politische Verzerrungen der Verhältnisse kommen vor. Diese Einwände sind nachdrücklich zu erheben, da solche falschen Bilder Siebenbürgens schon häufig gezeichnet wurden und uns, gerade weil sie aus freundschaftlichsten Ge-

fühlen für uns stammen, nur Schaden bringen. Sieht man von diesen leider ausschlaggebenden Vorbehalten ab, so findet man im Buch Qualitäten, die es lesenswert machen.

Heinrich Zillich

Handbuch der Philosophie. Herausgegeben von A. Baeumler und M. Schroeter. Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin.

Seit der letzten hier erfolgten Besprechung ist wieder eine Reihe wertvoller und bedeutender Beiträge erschienen, die im folgenden ihre Würdigung finden sollen. Die Abhandlung über „Gesellschaftsphilosophie" bearbeitet der bekannte Wiener Soziologe und Nationalökonom Othmar Spann. Da der Verfasser selbst eine ausgeprägte philosophische Persönlichkeit ist, trägt auch seine Arbeit nicht sosehr den Charakter einer objektiven Einführung in die Disziplin als den einer persönlichen Meinungsäußerung. Spann unterscheidet scharf zwischen individualistischer und universalistischer Gemeinschaftsauffassung und sucht mit einer gewissen dogmatischen Einseitigkeit alle soziologischen Theorien der Geschichte in diese beiden Rubriken einzuordnen. Er selbst entscheidet sich für die universalistische und das heißt hier für die idealistische Deutung des Gemeinschaftsphänomens. Die seinen Ausführungen zugrunde liegende Metaphysik erinnert aber weniger an die platonische als vielmehr an die aristotelische und hochscholastische Ausprägung des Idealismus. Die Behandlung der ethischen Probleme nimmt einen etwas zu breiten Raum ein, so daß der über die einzelnen Gemeinschaftsbildungen, wie Staat, Nation, Kaste, Klasse, Kirche usw. Aufschluß suchende Leser eigentlich nicht auf seine Rechnung kommt. — Einen außerordentlich klaren und belehrenden Überblick über die „Metaphysik der Neuzeit" von Nikolaus von Kues bis zur Gegenwart gibt der 239 Seiten starke Beitrag von Heinz Heimsoeth. Der Verfasser hält sich im üblichen Rahmen philosophiegeschichtlicher Darstellungen, was dem Zweck des Handbuches sehr angemessen erscheint. Die großen Systeme des 17. und 18. Jahrhunderts sowie des Deutschen Idealismus werden anschaulich und leicht faßlich skizziert. Weniger befriedigt der Schlußabschnitt über die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart. So ist z. B. Max Schelers Bedeutung als Metaphysiker ganz entschieden überschätzt, während die an Kierkegaard anknüpfenden existenzphilosophischen Strömungen unberücksichtigt bleiben. — Den Beitrag über „Rechtsphilosophie" hat der Schweizer Arthur Baumgarten geschrieben. Begonnen wird mit einer kurzen Darstellung der historischen Entwicklung von Hugo Grotius über die Aufklärung, Kant, die Romantik, Savigny, den Positivismus bis zum Formalismus der Neukantianer, zur Phänomenologie und Soziologie. Der anschließende kritisch-dogmatische Teil gründet die Rechtsphilosophie auf eine evolutionistisch-eudämonistische Ethik: „Das Ziel der Menschheit ist Vereinigung aller Individuen im universellen Glück." Im allgemeinen kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, daß Baumgarten erstens zu wenig Gefühl für geschichtliche Bedingtheit und organisches Wachstum hat und daß zweitens der ganze Beitrag als übersättigt mit einer ausgesprochen westlerischen Ideologie eigentlich nicht in ein deutsches Handbuch der Philosophie hineinpaßt. — Mit sehr viel wissenschaftlicher Sorgfalt und philosophischem Spürsinn behandelt Friedrich Seifert die „Psychologie und Metaphysik der Seele". Der Verfasser geht aus von der Seelenlehre des Aristoteles und widmet Augustin einen verhältnismäßig großen Abschnitt. Sodann folgen Abhandlungen über die Victoriner, den Thomismus, den Nominalismus und die späteren psychologischen Theorien. Gelegentlich des Überganges zur Neuzeit arbeitet Seifert den

Unterschied zwischen augustinischer und cartesianischer Seelenlehre meisterhaft heraus. Im letzten Teil des Beitrages findet man Aufklärung über die psychologischen Strömungen innerhalb der jüngeren und jüngsten Philosophie, wie naturwissenschaftliche Psychologie, Strukturpsychologie (Dilthey, Spranger), Gestaltpsychologie usw. — Der gleiche Verfasser behandelt sinngemäß auch die „Charakterologie", von der er sagt, daß sie eigentlich keine scharf umgrenzbare Wissenschaft sei, sondern das Wesen des Menschen nur tiefer erkennen wolle als die übliche Psychologie. In ihr soll der Ausdruck gefunden werden „für das Erlebnis der intellektualistisch, nicht ästhetisch, nicht moralisch verbauten Wirklichkeit des Menschen und der menschlichen Welt". Die Charakterologie ist aus dem Boden der heutigen Sehnsucht nach Konkretion, nach „Existenzialität" hervorgegangen. Der Beitrag gliedert sich in die drei Hauptabschnitte: Geistesgeschichtliche Voraussetzungen, Prinzipielle Grundlagen und Zur Metaphysik des Charakters. Abschließend legt Seifert den Unterschied zwischen Individual- und Personalprinzip am Gegensatz der Geschlechter klar. Die individualistische Deutung des Menschen findet an der geschlechtlichen Polarität ihre Grenze; die personalistische wird zum Hinweis auf den persönlichen Gott. Erwin Reisner

Misch Orend. Von siebenbürgisch-sächsischer Bauernart. Honterusdruckerei, Hermannstadt 1929. — Eine Wesensschau nennt sich dieses Buch mit größtem Recht. Es gibt viel mehr als nur eine volkskundliche Untersuchung über Sitte, Brauch und Leben des siebenbürgisch-sächsischen Bauers. Es dringt in seine seelische Tiefe und ist dabei doch keine trockene Volkspsychologie, sondern eine mit dichterischer Einfühlungsgabe und Darstellungskraft gestaltete Ausdeutung des ganzen bäuerischen Volkskörpers. Am schönsten finde ich die Kapitel, wo — wie ich glaube Neuland betreten — wo der Seelenzustand des Bauers wiedergegeben wird, der innere Lebensfundus, auf dem und aus dem er lebt. Heinrich Zillich

Siegfried von Vegesack. Liebe am laufenden Band. Universitas, deutsche Verlagsanstalt, Berlin. Von Vegesack, der auch zu unseren gelegentlichen Mitarbeitern gehört, liegt ein sehr interessanter, frisch und leicht geschriebener Roman vor, der ein ernstes Thema: Die sexuelle Frage der Gegenwart behandelt. Man kann nun nicht behaupten, daß das Thema bis in die Tiefen erschöpft wurde, die Lösung aber ist richtig. Der Held findet zur Verantwortung. Wie die Handlung geschickt zugespitzt ist, in einem Berghotel die verschiedensten Typen und Ideen aneinander geraten läßt, das ist reizvoll und interessant gestaltet und wird dem Buch viele Freunde werben.

Mitteilungen der Schriftleitung

Mit diesem Heft schließt der Jahrgang. Der neue, siebente Jahrgang unserer Zeitschrift beginnt mit dem Januarheft 1930. Wer sein Abonnement nicht kündigt, gilt auch weiterhin als Abnehmer.

Umschläge zum Binden des Jahrgangs 1929 sind von der Verwaltung zum Preise von 60 Lei zu beziehen.

Wir ersuchen die wenigen Abonnenten, die ihre Bezugsgebühren noch nicht bezahlt haben, dies nun gleich zu besorgen.

Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt, Dr. C. Schnellstraße 6
Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft Dr. H. Zillich & Co., Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Serial No. , Type: standard, manufactured by Image Engineering (www.image-engineering.de)

UTT Universal Test Target

Image Engineering

Image Engineering Scan Reference Chart TE263

L 50.0 L 55.0 L 85 L 90.0 L 95.0 L 86.0 L 85.0 L 85.0 L 87.0 L 85.00 L 86.0 L 85.0 L 85.0
a 0.0 a 0.0 a 0.0 a 0.0 a 0.0 a -15.0 a 13.0 a -2.0 a 11.0 a 13.0 a 4.0 a 4.0 a 4.0
b 0.0 b 0.0 b 0.0 b 0.0 b 0.0 b 1.0 b 0.0 b -9.0 b 18.0 b 26.0 b 7.0 b -9.0 b -6.0
D 0.73 D 0.64 D 0.18 D 0.12 D 0.06

L 46.0 L 53.0 L 18.0 L 48.0 L 49.0 L 82.0 L 64.0 L 32.0 L 1.0 L 10.0 L 15.0 L 20.0 L 45
a 64.0 a -45.0 a 24.0 a -34.0 a 56.0 a 3.0 a 20.0 a 20.0 a 0.0 a 0.0 a 0.0 a 0.0 a 0.0
b 35.0 b 38.0 b -61.0 b -31.0 b -14.0 b 90.0 b 19.0 b 23.0 b 0.0 b 0.0 b 0.0 b 0.0 b 0.0
D 2.4 D 1.95 D 1.72 D 1.52 D 0.84